

Deutsche Dichtung

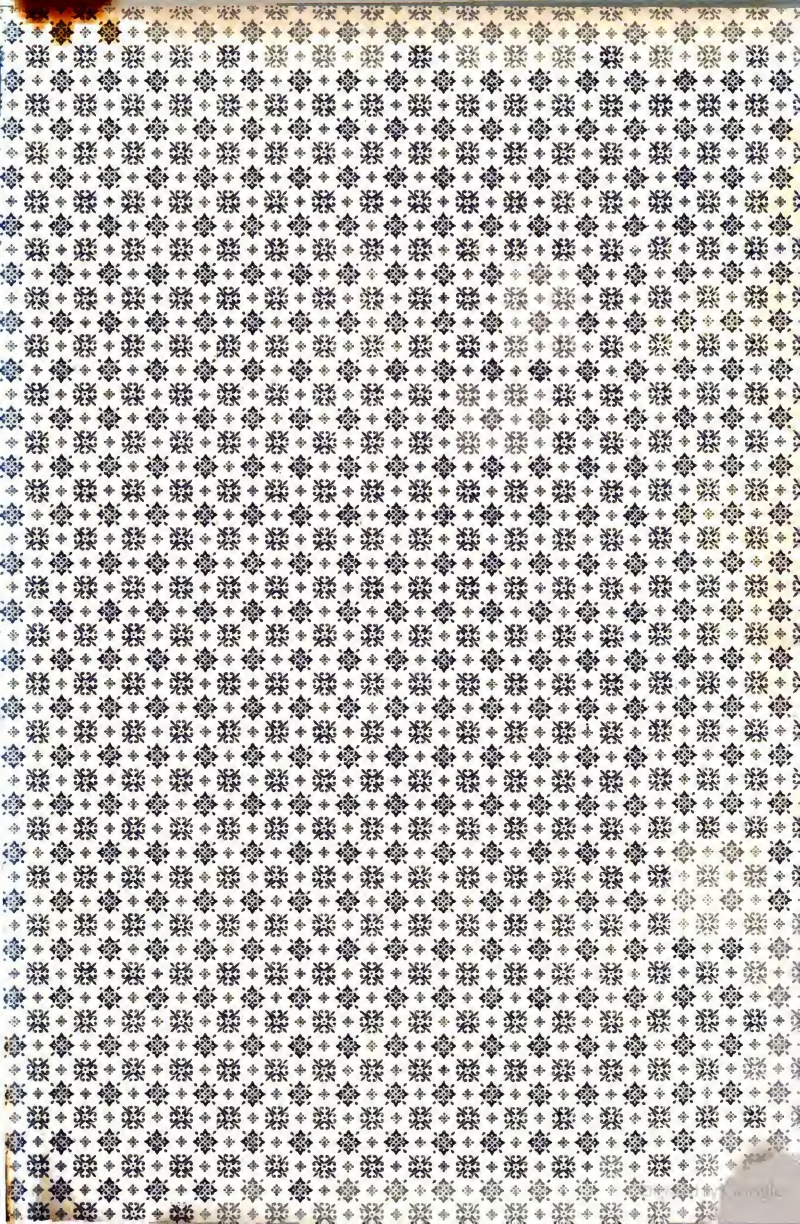
0902
2947

Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

VON

Karl Emil Franzos.

Neunzehnter Band.

Oktober 1895 bis März 1896.



Berlin.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

1896.

ARNEIA

Druck von Paß & Garleb, Berlin W.

Mitarbeiter-Verzeichniss des XIX. Bandes.

	Seite		Seite
Abnoba, Hermann, in Meissen	287	Madowsky, Hans, in Regensburg	260
Arminius, Wilhelm, in Göttingen 43. 89. 115. 148. 240.	284	Matthes, Valerie, in Schweidnitz	142. 174. 189
Arnsvaldt, Carl von, in Göttingen	285	Meinhardt, Adalbert, in Hamburg	1. 88. 70. 164
Auerbach, Berthold (Ungebrucker Nachlaß)	140	Meyer, Richard M., in Berlin	119
Bachmann, Georg, in Mostau	261	Mönckeberg, Carl, in Göttingen	52
Barinkay S., in Nymphenburg	240	Morgenstern, Christian, in Berlin	142
Baumgarten, Bruno, in Berlin	239	Müller, C. U., in Berlin	286. 261
Behrend, Ernst, in Charlottenburg	68	Müller, Hans, in Zürich-Giristanben 19. 148.	189. 269
Bondy, Josef Adolf, in Prag	115		
Brandes, Georg, in Kopenhagen	98. 116	Mügel, Franz, in Segejack	92
Bulcke, Carl, in Freiburg i. Br.	91		
Bultaupt, Heinrich, in Bremen	11	Mülers, Marie von, in Berlin	158. 181. 205
Dahn, Felix, in Breslau	168	Nippermann, Otto, in Dresden	65
Dreife, P., in Frankfurt a. M.	19	Osward, J. G., in Basel	174
		Ottmer, F., in Berlin	229. 263. 277
Eckstein, Ernst, in Dresden	12. 43. 76. 89		
Eitelberg, Maxim., in Wien	238	Palheim, Lotte, in Reichenberg	52
Ende, Amalie von, in Chicago	90	Portheim, Paul von (Ungebrucker Nachlaß)	12
		Preusschen, Hermine von, in Rom 190. 216. 261.	286
Falle, Gustav, in Hamburg	64. 91		
Feuerbach, Ludwig (Ungebrucker Nachlaß)	31	Reimer, Friedrich Wilhelm (Ungebrucker Nachlaß)	27
Franzjos, Karl Emil, in Berlin 128. 144. 200.	217. 270. 295	Robertin, P., in Mecklenburg	67. 115. 236. 286
		Roquette, Otto, in Darmstadt	20. 58
Freitag, Gustav (Ungebrucker Nachlaß)	139	Rättenauer, Bruno, in Mannheim	18
Friedemann, Martha, in Berlin	68		
Fulda, Ludwig, in München	162	Sahns, Hugo, in Prag	294
		Saffen, Alired, in Hamburg	114. 215. 246. 284
Godin, A., in München	12. 42	Schering, Emil, in Berlin	269
Grillparzer, Franz (Ungebrucker Nachlaß)	189	Schilling von Canstatt, Ernst Frelherr von, in Karlsruhe	174
Grüninger, Hans M., in Konstanz 52. 169.	188. 216. 288	Schlesinger-Eckstein, Therese, in Wien	44
		Schmidt, Eberhard, in Wien	68
Hagenauer, Arnold, in Wien	113. 286	Schmidt, Oswald, in München	51. 178
Hademann, Julius, in Wien	111	Schöbel, A., in Berlin	97
Hege, Heinrich, in Triest	76. 189. 215. 287. 298	Schönauich-Garolath, Prinz, Emil von	168
Hery, Wilhelm, in München	175	Scholz, Wilhelm von, in München	188
Heyse, Paul, in München	260. 284	Schubert, J., in Leipzig	169. 294
Häggl, Emil, in Bern	239	Sp., M., in Berlin	294
		Stona, Marie, in Stragobowiz	92
Jdel, Wilhelm, in Wermelskirchen	190	Stranß, J. J., in Frankfurt a. M.	215
Jensen, Wilhelm, in München	18. 19	Sufan, Camillo B., in Wien	189. 216. 246
Karpeles, Gustav, in Berlin	247	Tilmann, Konrad, in Höckerndorf 57. 81. 105.	129. 170. 211. 241
Kiesewetter, Max, in Neufahrwasser	190. 269	Tielo, A. R. T., in Berlin	26. 92. 114. 142. 169
Klinko, Hugo, in Hllesheim	48. 114	Tromberg, Georg, in Berlin	246
Koppel, Ernst, in Florenz	240. 262. 287		
Kromayer, August, in Bonn	190	Wäderte, Spazinth, in Antingen	92. 113. 148
		Waldmüller-Duboc, Robert, in Dresden	267
Kenbach, Ernst, in Poppelsdorf	49. 91. 114. 142	Weber, Friedrich Wilhelm (Ungebrucker Nachlaß)	40
Kling, Hermann, in München 11. 64. 90. 137. 138.	298	Wertheimer, Paul, in Wien	142
Kübner, Heinrich, in Schneidemühl	168	Wimmerzhof, Paul, in Elberfeld 11. 43. 68. 238.	285
Lothar, Rudolf, in Wien	101. 199		



Inhalt des XIX. Bandes.

	Seite		Seite
Romane, Novellen, Erzählungen, Skizzen.			
Lo Hus is best. Novelle von Adalbert Meinhardt	1. 38. 70	Isar. Von Oswald Schmidt	51
Die Geschwister. Skizze von Benno Rüttenauer	13	Der Kirchgang. Von Hans R. Grüniger	52
Zu alt — zu jung. Ein Zwiegespräch von Theresie Schlesinger-Gefstein	44	Lebe ohne Worte. Von Carl Münkeberg	52
Largo. Von Ernst Lenbach	49	„Wer könnte schilfern.“ Aus dem Italienischen des Lorenzo Stecchetti. Von Volte Wilhelm Guthanson. Von Gustav Falke	62
Mann und Frau. Novelle von Konrad Lehmann	57. 81. 106. 129. 170	Abendbild. Von Hermann Vungg	64
Minchens und Minchens Sommerfische. Novelle von Marie von Olfers	158. 181. 205	Gedichte. Von Otto Doppermann	65
Das Aboptkind. Erzählung von F. Otmer 229. 268. 277	277	Frühe Fahrt	65
Der Papagei. Novelle von Ernst Koppel	282. 287	Bei Sonnenuntergang	65
Lyrik.			
Aethetisches Bacchanal. Von Hermann Vungg	11	Lied der Lerche. Aus dem Französischen des Victor de Laprade	66
Am Abend. Von Paul Wimmershof	11	Rheinfahrt I. II.	66
Horoskop. Von Heinrich Vulthaupt	11	Weihnacht in der Fremde	66
Seufzer. Von A. Godin	12	Trinklied	66
Trost. Von Paul von Portheim (Ungedr. Nachl.)	12	Herbtsnacht. Von F. Robertin	67
Die Beterin (Nach dem Spanischen). Von Ernst Gefstein	12	Wanderliebchen. Von Eberhard Schmidt	68
Auf dem Lebensweg. Von Wilhelm Jensen	18	Nachts. Von Paul Wimmershof	68
Kindheitszauber	18	Im Leid. Von Martha Friedemann	68
Parnassa	18	Einer Dreizehnjährigen. Von Ernst Gefstein	76
Geleit	18	Die beiden Seelen. Von Heinrich Hege	76
Huhe	19	Der Wanderer. Von Ernst Gefstein	89
Alters Naben. Von F. Driese	19	„Dicht am Hans“	89
Glück im Walde. Von Hans Müller	19	Erde und Regen. Von Amalie von Ende	90
Berrat. Von A. R. T. Fielso	26	Deine Augen. Aus dem Französischen des Fernand Baldeune von Hermann Vungg	90
Gedichte. Von Friedrich Wilhelm Weber.	40	November-Spul. Von Ernst Lenbach	91
Herbstblätter	40	Zu spät. Von Gustav Falke	91
Eine Samariterin	40	Letzte Herbsttage. Von Carl Hulke	91
Im Herbst	40	„Wie sich der Nebel.“ Von Marie Stora	92
Nat und Trost	41	Morgengrauen. Von A. R. T. Fielso	92
Frauenberg	41	Scherben. Von Franz Nagel	92
Zwei Trompeter	41	Zu der Thomesnacht. (Schwäbisch). Von Hyazinth Wäckerle	92
Der Gladiator	41	„Ich habe dir so Vieles abzubitten.“ Von Arnold Hagenauer	113
Rosen. Von A. Godin	42	Zur Schwarzjamsel (Schwäbisch). Von Hyazinth Wäckerle	113
Sichelklang. Von Wilhelm Arminius	48	Soldats Ziel. Von Ernst Lenbach	114
Stilles Werden. Von Paul Wimmershof	48	Ahnung. Von Carl von Krußwaldt	114
„Du fühltest nie, wie wunderbar.“ Nach dem Englischen. Von Ernst Gefstein	48	Wetternacht. Von A. R. T. Fielso	114
Einigkeit. Von Hugo Klinte	48	Nachts am Friedhof. Von Hugo Klinte	114
		„Ueber die Strahe, aber die Gasse . . .“ Von Alfred Sassen	114
		Waldf Geheimnis. Von Wilhelm Arminius	115

	Seite		Seite
Goethe, Schiller, Heine. Von Josef Adolf Boudy	116	Sehnsucht. Von Ernst Koppel	240
In dunkler Stunde. Von H. Robertku	115	Unreichbar. Von Carl von Arnswaldt	246
Wächte. Von Hermann Vingg.		Der Dorn. Von Alfred Sassen	246
Schwammädchen	137	Der Dichter. Von Camillo B. Susan	246
Sonnwendfeuer	187	Das Weltenauge. Von Georg Tromberg	246
Liebeszauber	187	Frühlingsabend. Aus dem Italienischen des Pietro	
Verdhnung	188	Masetti von Paul Henje	260
Phonographie	188	Morgengruß des östlichen Dichters. Von Hans	
Einverständnis	188	Radomsky	260
Memento. Von Ernst Leubach	142	Und ewigen Hunger hast du, meine Seele! Von	
Novemberracht. Von A. R. T. Tielo	142	Hermine von Preuschen	261
Beim Gastmahl. Aus dem Italienischen des Gioiud		Was die Blumen wüsten. Von Georg Bachmann	261
Carducci. Von Valerie Matthes	142	„Ob noch so hell die Sonnenschein.“ Von G. U. Müller	261
Leise Lieder. Von Christian Morgenstern	142	Das Vöglein. Von Robert Waldmüller-Duboc	267
Der Lärmer. Von Paul Wertheimer	142	Abendblüten. Von Emil Schering	269
Erste Verfarben. Von Wilhelm Arminius	143	Ach ja, nun süß! ichs ganz und gar . . . Von	
Eichere Kunde. Von Hans Müller	143	Hans Müller	269
A Bäume sehn. (Schwäbisch) Von Hyazinth Wädeler	143	Donna Inez. Von Max Riefewetter	269
Epistel. Von Ludwig Fulda	162	Benedig. Aus dem Italienischen des Ferdinando	
Juni 18. Januar 1896. Von Felix Dahn	168	Fontana von Paul Heyse	284
Lied des Gefangenen. Von Emil Prinz von Schu-		Begegnung. Von Wilhelm Arminius	284
atsh-Carolath	168	Rein Wunderbares. Von Alfred Sassen	284
„Ein Vöglein fliegt zum Himmel auf.“ Von Heinrich		Gharfrettag. Von Paul Wimmershof	285
Pöbner	168	Ich weiß nicht . . . Von Carl von Arnswaldt	285
Sonette. Von J. Schubert.		Thauwetter. Von H. Robertku	286
Auf dem Genfer See	169	Am Anferstehungstag. Von Arnold Hagenauer	286
Aufgang	169	Und keiner hilft. Von Hermine von Preuschen	286
Das Schwarzwaldfind. Von Hans M. Grüniger	169	Schafspears Werk. Von Hermann Vingg	293
„Meer die Wasser, über die Bogen.“ Von A. R. T.		Bitte. Von M. Sp.	294
Tielo	169	Reimendes Leben. Von Hugo Salus	294
Schilf. Von J. G. Oswald	174	Sehnsucht nach dem Meer. Von J. Schubert	294
Abschied. Aus dem Italienischen des Gioiud			
Carducci	174		
Von Valerie Matthes	174		
Der Alpenwanderer. Von Ernst Freiherr Schilling	174		
von Canstatt	174		
Das Sonntagfind. Von Hans M. Grüniger	188		
Das Gedicht. Von Wilhelm von Holz	188		
Winterüberdruß. Aus dem Italienischen des Gioiud			
Carducci von Valerie Matthes	189		
Das Spiegelbild. Von Hans Müller	189		
Auch du, mein Brutus! Von Camillo B. Susan	189		
Das Schiff. Von Heinrich Hege	189		
Winterfonne. Von August Kromayer	190		
Berschwiegene Minne. Von Wilhelm Jdel	190		
Inspiration. Von Hermine von Preuschen	190		
Die Karpatide. Von Max Riefewetter	190		
Winterstille. Von Heinrich Hege	215		
Wunsch. Von J. J. Strauß	215		
In welchen Blüten. Von Alfred Sassen	215		
Rein Dämon. Von Hermine von Preuschen	216		
O wußt euch Blumen! Von Camillo B. Susan	216		
Wach und Welde. Von Hans M. Grüniger	216		
„Woh Sonnenchein!“ Von H. Robertku	226		
Vielleicht. Von G. U. Müller	226		
Goethe. Von Heinrich Hege	227		
Aus Thringen. Von Hermann Abnoha	237		
Traumbild. Von Paul Wimmershof	238		
Schneejall. Von Maxim Eitelberg	238		
Schönster Sieg. Von Bruno Baumgarten	239		
Blondine. Von Emil Hügli	239		
Erste Zeichen. Von Wilhelm Arminius	240		
Vertoren. Von S. Barinkay	240		
		Epische Dichtungen.	
		Der Findling. Eine Wurzelmannsdär. Von Otto	
		Roquette	20, 58
		Der preußische Hüh. Märliche Sage. Von Ernst	
		Behrend	68
		Ein Traum im Colosseum. Von Julius Havemann	111
		Rondovitratur. Aus Wolfram von Eschenbachs	
		„Parzival.“ Von Wilhelm Herz	176
		Catarina Forza. Erzählung in Versen. Von	
		Konrad Telmann	211, 241
		Theodimir. Von Hans M. Grüniger	288
		Der letzte Segen. Von H. Hege	298
		Sprüche und Sinngedichte.	
		Zur Frankfrage. Epigramme. Von Oswald	
		Schmidt	178
		Essays und Mitteilungen.	
		Aus dem Goethe-Kreis. Briefe von Friedrich	
		Wilhelm Riemer an die Wetmannsche Buch-	
		handlung	27
		Eine Selbstbiographie Ludwig Feuerbachs.	81
		Edvard Mörike im Davosd. („Edvard Mörike als	
		Gelegenheitsdichter. Aus seinem alltäglichen Leben.“	
		Von Rudolf Kraus)	77
		Schafspears „Antonius und Cleopatra“. Von	
		Georg Brandes.	
		I.	98
		II.	116

	Seite	Seite	
Ein unbekanntes Werk Adolfs Menzels. Von A. Schöbel	97	Harraden, Beatrice „Schiffe, die sich Nachts begegnen“	104
Vom Wiener Theater. Von Rudolf Vorhar	101	Hanshofer, Max. „Der ewige Jude“	275
Literaturgeschichte und Kritik im Zeitalter des Minnesangs. Von Richard M. Meyer	119	Hansner, Woldem. „Julius Slowacki's „Die Pest in El Arisch““	227
Berliner Theater. Von Karl Emil Franzos	128	Heigel, Carl von. „Der Sänger“	104
Literarische Reliquien Ungedruckte Briefe von Franz Grillparzer, Gustav Freytag und Berthold Auerbach	189	Hülter, Carl. „Aus einem Mai und andere Gedichte“	56
Berliner Theater. Von Karl Emil Franzos	144	Karpeles, Gustav. „Heinrich Heine und der Rabbi von Bacherach“	250
Goethe-Biographien	149	Kaufmann, D. „Aus Heinrich Heines Ahenbajal“	248
Die Geschichte des Grillingswerks. (Neue Folge) Die erste Novelle. Von Adalbert Reinhardt	164	Kanz, Otto. „Grillinger“	180
Aus Robert Hamerlings Jugendzeit	191	Vandien, P. „Tonwellen“	227
Vom Wiener Theater. Von Rudolf Vorhar	199	Ludau, Paul. „Eine Nachtfahrt nach Norwegen“	179
Gerhart Hauptmann's „Florian Geher“. Von Karl Emil Franzos	201	Maartens, Maarten. „Gottes Rart“	179
Die Litteratur der Bulgaren. Von Karl Emil Franzos. Einleitung	217	Reinhardt, Adalbert. „Eigene Wege“	128
I. Die altbulgarische Litteratur. Der Bogomilismus	218	Reinhardt, Adalbert. „Norddeutsche Leute“	151
II. Die Türkenzeit. Das Volkstied	270	Meyer, Richard M. „Goethe“	149
Neuere Heine-Litteratur. Von Gustav Karpeles	247	Hassen, J. „Heinrich Heine's Familienleben“	248
Berliner Theater. Von Karl Emil Franzos	295	Kiegl, Max. „Heinrich Heine als Dichter und Mensch“	248

Literarische Notizen.

56. 80. 104. 128. 151. 179. 226. 250. 275. 300.

Neue Bücher.

82. 56. 80. 104. 152. 180. 228. 276. 300.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Achrens, A.: „Zum Licht“	152	Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann	80
Bod., Annie: „Simsen und Teisa“	104	Schulker, Manuel. „Käthe und ich“	227
Bourget, Paul: „Kosmopolis“	104	Sims, George G. „Möbliste Wohnungen“	104
Brandt, Bertha: „Herzblätter“	276	Sollna, Maria. „Der Roman einer Träumerin“	180
Breidenbach, E. v.: „Amte Ranten“	152	Spielhagen, Friedrich. „Suft“	104
Clifford, W.: „Tante Anna“	104	Suttner, A. G. von. „Nichts Ernsthaftes“	151
Goethe-Gesellschaft. „Aus dem Goethe-National-Museum I.“	226	Tetmann, Konrad. „Fagar“	155
Grünz, H. F.: „Heinrich Heine und das deutsche Volkstied“	250	Verbed, D. „Der erste Beste. Die Neuenhofer Klude. Maria Reander“	151
Gréville, Henry. „Verloren“	104	Vincenzi, Carl von. „Aus goldenen Wandertagen“	151
Grotter, Balduin. „Zehn Geschichten“	151	Wichert, Ernst. „Blinde Liebe“	275
Grotzsch, J. E.: „Heinrich Heine als deutscher Lyriker“	250	Wilbrandt, Adolfs. Bühneneinrichtung des „Faust“	250
		Wolff, Eugen. „Goethe's Leben und Werke“	149





To Hus is best.

Novelle von Albalbert Meinhardt.

Zwei Stunden unterhalb von Hamburg, im hannöverschen Altenlande, liegt an der Röhre die Gegend, die man das „Kirchenland“ nennt. Zu beiden Seiten des schmalen Fließchens, das sich hier in die Elbe ergießt, ziehen die Deiche sich hin, das fruchtbare geschützte Erdreich dahinter ist von Kanälen kreuzweise durchschnitten, grasbewachsen und mit Obstbäumen dicht bepflanzt. Im Frühling, wenn alles in Blüte steht, weiß am Deich und weiß in der Tiefe, weiß auf den Wiesen, weiß die niederhängenden Zweige, die über den kühlen Wasserinseln einander treffen, nur schneeweiß und zartes Rosa das ganze Land, kaum daß ein frischgrüner Busch dazwischen Platz hat, sich bunt hervorzudrängen — dann kommen die Ausflügler von der Stadt in Dampfschiffen herausgefahren, die Pracht zu schauen. Sie gehen landeinwärts bis nach Steinkirchen, tafeln im Garten dort, trinken Bier und Wein, tanzen, reißen von den Bäumen sich Blütenzweige, die sie an ihre Hüte stecken und marschiren spät abends singend den Weg auf dem Deich zurück, in die Häuser, tief unter ihrer Straße, den Klang ihrer lärmenden Fröhlichkeit sendend. Nach ein paar Wochen, wenn auf den Wiesen die in regelmäßigen Abständen je zu vier und viere gepflanzten Bäume abgeblüht haben, ist das alles vorbei. Die Dampfboote landen dann nicht so oft mehr. Man sieht sie, wenn man auf dem langen Holzstege steht, der weit in das seichte Wasser hinausragt, nur ganz fern vorüberziehen. Und fernher auch nur, abgesehen gleichsam, kommt die Kunde ans der Stadt, der Welt da draußen. Hier hat man den Sommer über mit der Sorge für die Bäume zu thun. Erst die Kirchen zu lesen, zu verpacken, daß sie auf den breiten Markt-Ewern, die mit ihren braunen Segeln so malerisch in der heißen Dunstluft stehen, weithin verschifft werden. Dann

an Äpfeln und Birnen Ernte zu halten, das Vieh zu besorgen, zum Winter die Arbeit am Deich zu beschaffen, bevor die ersten Fluten und Stürme kommen, denen er Stand zu halten hat. Und endlich abermals Hans und Garten herzurichten, daß alles fehlerlos nett und strahlend rein ist, wenn die Blüten und die Fremden wieder die Herrschaft des Frühlings kündigen. Selbst die Holzpfähle am Deich, welche die Rechte oder Pflichten der einzelnen Besitzer bezeichnen, werden rechtzeitig dann neu gestrichen, mit neuen deutlichen Nummern darauf. Kein Bauer, der nicht zu Ostern sein Strohdach ausgebessert hätte, die Stirnbalken des Giebels mit dem uralten Schwanzzeichen neu grün gemalt, die Holzbänder in dem Fachwerk des Hauses schneeweiß und die Ziegel mit kräftig rother Farbe aufgesfrischt, wo sie anfangen von Wind und Wetter zu verblaffen. Die Fugen zwischen den Ziegeln sogar werden neu verfittet, damit die Muster, welche die einzelnen Steine bilden, desto deutlicher heraustreten. In dem Vorgärtchen, das geschützt zwischen Hans und Deich liegt, erhalten die Beete, die von netten Byzantinrändern oder großen, zartrosa Muscheln eingefast sind, neuen Blumenschmuck, dunkelprächtige Stiefmütterchen, blaue Bergjägermeianicht oder Geranien, und die gewundenen schmalen Wege werden pünktlich zu jedem Sonntag mit gelbem Goldkies dicht bestreut. Geht man dann auf dem Deich vorüber an so einem warmen Frühlingsabend, dann sieht das Alles durch den dufstigen Blütenchleier von droben gesehen, so appetitlich aus, etwa wie Spielzeug, oder wie die Verzierung auf einer Torte, mit welcher sich der Konditorlehrling rechte Mühe gegeben hat. Daß Menschen in den blitzblanken Häusern da unten wohnen, sich wählen in Sorgen und Zwietracht, wie bei uns in der Stadt, daß in den reinlichen

Puppengärten Leute mit schwieligen Händen, mit groben Schuhen gehen und schaff'n, — man glaubt es kaum. Ist doch die Luft so still und mild, nichts zu hören von Menschenstimmen, von Tönen der Arbeit. Nur hier und da ein leises Knirschen in den Bäumen, wenn der Abendwind durch die Zweige streicht, daß die Blütenblätter hernieder stäub'n, wie Schneeflocken leicht und das stehende Wasser der kleinen Kanäle weiß überdecken. Oder ein kurzes Vogelgezwitscher oder höchstens ein knarrender Ton, wenn von der Elbe her die Flut in den Eingang der Lübe emporstiegt und dort das wohlverwahrte Fahrzeug, das vor jeder Hausstelle liegt, in's Schankeln bringt, daß es an seiner Kette zert.

Die Leute freilich, die hier in der Stille, unter den weißblühenden Bäumen ihr Wesen haben, werden von dem poetischen Zauber, mit welchem die Natur sie umgiebt, wenig beeinflusst. Der norddeutsche Bauer ist überhaupt von langsamem und schwerfälliger Art. Die Altenländer von der Lübe sind noch ein besonderer Schlag. Es sollen Niederländer aus Flandern oder Holland zuerst die Marjch hier eingedeicht, die schmalen Rinnale der „Wettern“ in derselben gezogen haben. Holländisch muthet noch jetzt das Land, mutet uns die Reinlichkeit an, auf Schritt und Tritt, das treue Festhalten an alten Sitten, der praktische Fleiß und vor allem — das Trachten nach Reichtum. Wie sauber von außen, so wohl versehen sind die Wohnungen von innen. Man kann durch die kleinen Scheiben in die ebenerdigen Zimmer tief hinein spähen, wenn anders die Kattens- und Gummibäume und Zierrpflanzen verschiedenster Art in den Porzellantöpfen hinter den Fenstern den Einblick gestatten. Da stehen gradlinig an den Wänden die guten Möbel mit Wollsammet bezogen, der Tisch mit seiner gehäkelten Decke, der mächtige, blau-weiße Kachelofen, der große, schön geschnitzte Schrank, die Truhen mit bunten Banktischen darauf, alles bequem und recht behäbig. Aber was drinnen ist in den Truhen, was in Kisten und Schränken, an Borräten von Feinen, Silber, alten Kleidern dort aufbewahrt liegt, das bekommt so leicht kein Fremder zu sehen. Man ist hier nicht sehr dafür, Lenten von „draußen“ Einblick in Haus und Familienleben zu gestatten. Wozu auch? Es thut selten gut. Der Altenländer von der Lübe hat so ziemlich, was der Mensch zum Leben braucht. Ein Fremder, den er hier in sein Heim aufnahm, würde entweder ihm seinen Wohlstand, seine Ruhe

beneiden, oder — noch schlimmer — er würde ihm selbst neidische, sehnsüchtige Gedanken erregen nach dem lauten Treiben, nach der wilden Verschwendungssucht in der Welt. Und daß solche Gedanken unglücklich machen — wer wüßte das nicht. Hat's doch auch noch fast jeder bereut, der hier sich mit Fremden zu tief eingelassen.

Da war der alte Dietrich Sietas. — Jeder Bauer an der Lübe kennt dessen Geschichte. Sigen doch noch von seinen Verwandten gleichen Namens genug in den Marjchen. Der war einer der reichsten Leute im Kirjchenlande, und das will etwas sagen. Hatte sich da hoch oben am Deich, wenn man von Steintirchen heraustritt, gleich zur Rechten, ein Haus gebaut nach seinem Sinn, nicht mit Strohdach und kleinen Fenstern zur ebenen Erde, nein, mehrstöckig, fast so groß wie das Schulhaus, mit Spiegelscheiben, hoch und blank, die Thür aufgetrepp't und von zwei Säulen eingefast. Sonst freilich wars von roten Ziegeln, alles Holzwerk weiß bemalt, und daneben stand das überdachte Thor mit dem breiten und dem schmalen Durchgang, ganz wie sich's gehört. Aber die Nachbarn und die Verwandten schüttelten denoch zweifelnd die Köpfe über solche Aenerungs-sucht. Und gar als das Mädchen, die Oswaldina, in eine Pension kam, nicht in Hamburg oder Bremen, wie sonst alle Hausmannstöchter, sondern weiter fort, nach London. Sie hatte bitterlich geweint und die Mutter auch, als der Vater sie mitgenommen bei seiner alljährlichen Fahrt nach England zum Obstverkauf, um sie dort in eine Schule zu thun, in welche Kinder von Kaufleuten und von reichen Gutspätkern gingen.

Der Alte, wenn der einmal etwas wollte, so litt er keine Widerrede. Er hörte sie garnicht. Bei ihm stand das Alles längst fix und fertig in seinem Kopfe, wie es weiter kommen sollte. Kam auch ähnlich so. Im Anfang heißt das. Daß er aber nicht wie die anderen Bauern hier, sich zufrieden gab mit all' dem Guten, das er besaß, daran war außer seinem eigenen Hochmuth eben auch sein fremder Fremd Schuld, ein schlauer Advokat aus Hamburg, der ihm manchen verzwickten Rechtshandel schon verfedten geholfen und nun ihn immer mehr in dem Gedanken bestärkte, daß er was Besseres sei als die Nachbarn und edleren Geblütes. Die Sietas nämlich — mindestens der Zweig der Familie, von welchem er stammte — sollen verschwägert gewesen sein mit den alten adeligen Herren von Zephereth, deren einer, Herr Oswald, in der Kirche zu

Steinkirchen begraben liegt. An der Wand dort ist noch sein Epitaphium zu sehen mit dem Wappen der drei Messer und dem nachdenklichen Spruche: „Ich war wie Du bist. Und wie ich bin, so wirst du einst werden.“ Dietrich Sietas besaß seinen Kirchstuhl jetzt unter der Denktafel. Jeden Sonntag sah er das Wappen, das er gerne selber geführt haben würde. Jeden Sonntag hätte er auch den Spruch lesen können. Den las er wohl nie.

Da es jedoch mit dem Adel, nach dem er strebte, trotz der Verwandtschaft mit dem Herrn Döswald, für ihn, den Banern, in deutschen Landen, ein mißlich Ding schien, so riet sein Freund ihm, seinem Kinde Adel und Rang durch die Ehe zu schaffen, daß doch dermaleinst adelige Enkel auf seinem schönen Hof sitzen könnten. Und weil Döswaldina, die einzige Erbin von Dietrich Sietas, so schön wie reich war, gelang es ihm wirklich bald in England einen Mann recht nach seinem Sinn für sie zu finden. Ein Baron war's ja wohl oder Baronet — auf dergleichen feinere Unterschiede kam's den Leuten nicht an. Gesehen hat ihn kein Mensch an der Pöbhe. Die Dina ist für einen Tag nur heruntergekommen, um Abschiede von ihrer Mutter zu nehmen, die damals schon bettlägerig war. Sie saß am Sonntag bei der Predigt neben ihrem Vater im Kirchstuhl, in ihren feinen städtischen Kleidern. Aber sie grüßte die alten Bekannten so herzlich wie früher. Und am Abend, als sie davon fuhr mit dem Dampfer, stand sie lange noch am Schiffstrand und winkte dem Lande zu mit ihrem Tuche. Der Alte fuhr mit ihr. Von der Ansteuer, die, wie sich's für eine Haustochter gebührte, schon in Kisten und Truhen gut seit einem Jahrzehnt parat lag, nahm sie nicht ein Stück mit. Das war nicht sein genug für die Lady. Sie hat sich Alles frisch angeschafft, so ward erzählt, in London, wo auch bald die Hochzeit stattfand. Als ihr Vater zurückkam, trug er den Kopf noch ein gutes Teil höher. Daß seine Frau ihm bald darauf starb — man sagte, aus Sehnsucht nach ihrem Kinde — das grämte ihn wohl nicht sonderlich tief. Sie gehörte ja von Geburt nicht zu den Sietas, die von den Zesterfleths abstammen sollten, wie er und wie Dina. Auch hatte sie immer ihm widerstanden in seinen hochmüthigen Gelüsten. Nun folgte er ihnen um so freier. Er ließ sich einen Siegelring schneiden mit dem Wappen der drei Messer, genau so, wie es auf der Tafel in

der Kirche zu sehen ist, ja in der Fremde soll er sogar in die Gasthausbücher als Dietrich Sietas von Zesterfleth sich verzeichnet haben. Und er reiste viel, den halben Winter. Zur Blütezeit freilich fehrte er pünktlich nach Hause zurück. Bei der Obsternte, der Verpackung fehrte er nie. Denn dazu war der alte Sietas doch zu sehr ein Baner geblieben, um da, wo es seinen Vorteil betraf, die Sorge Anderen zu überlassen. Er war auf seinen Verdienst bedacht, so sehr wie je. Auch unterwegs sah er am liebsten, was ihm daheim von Nutzen sein konnte, er brachte neue Obstsorten mit und ließ sich über Bewässerung und Bodenkultur geru belehren. „Meine Tochter, Lady Döswaldina“, erzählte er dann, „ist mit mir gewesen, sie hielt die Sache auch für praktisch und riet dazu.“ — „Meine Tochter, Lady Döswaldina“, war sein drittes Wort. Von seinem Schwiegerjohn, Sir Gwelyn, sprach er nicht so oft. Das ging so ein Jahr um das andere. Dann erwähnte er auch der Tochter nur noch seltener, prahlte nicht viel mehr mit ihrem Glück. Der Sietas wird alt, so meinten die Leute. Daß er die schöne Deichstelle hier mit Haus und Garten, Obstbäumen und Erwer und Allen was dazu gehört, die er in so blühendem Stande erhalten, seinem hinterlassen konnte, der sie bewohnen und bewirtschaften würde — denn von den zwei Enkeln war der Knabe früh gestorben — das fiel ihm wohl auch hart. Seitdem ging er wie gebrochen umher. Der Postbote erzählte noch, wie ihm die Hände gezittert hätten, da er ihm den letzten Brief gebracht — Sein Bitten kannte selbstverständlich Dina's Handschrift mit den geraden festen Zügen — und wie er gezögert, den Brief zu erbrechen. Die Tochter mußte benachrichtigt werden, meinte der Pastor, als man ihm diese Beobachtungen mittheilte. Ja, nächstens, gaben die Freunde zur Antwort, jeder riet dem andern zu schreiben und keiner konnte sich selber entschließen. Denn was so richtige Altenländer Banern sind, die haben, wie gesagt, mit Leuten da draußen nicht gerne zu thun.

Und so hätten sie sich die Sache wohl noch hübsch lange überlegt. Doch eines Tages, — daß Dietrich sie selbst nicht grinsen hatte, das stand für jeden fest, der ihn kannte, — eines Tages war Dina da. Sie war über Nacht von der Eisenbahnstation zu Horneburg über Neu- und Mittelkirchen den weiten Weg zu Fuß gegangen, mit ihrem Töchterchen auf dem Arm. Um vier Uhr früh kam der Knecht zu dem Doktor gelaufen. Und nun sechs wußte man es in jedem

Gehöft an den beiden Seiten der Lühe, daß sie gegen ihres Vaters Willen ihrem Manne davongegangen und daß den Alten bei ihrem Aublick vor Horn und Scham der Schlag gerührt hatte. Er lebte zwar noch eine Zeit lang, aber gelähmt und der Sprache beraubt. Sie pflegte ihn Tag und Nacht mit mermüßlich nie ruhender Treue. Das Haus ließ sie gehen, wie es ging, nicht einmal für ihr Kind zu sorgen, fand sie Zeit. Die Großmagd Metta nahm das arme Ding mit sich in ihr Bett. Die Fran wich nicht ans dem Krankenzimmer. Und als nach etwa Monatsfrist das schwache glühende Lebenslicht trotz aller Sorgfalt dennoch verlöschen mußte, da gab es auf dem kleinen Gottesacker von Steinkirchen ein Gedränge, wie man es seit Menschengedenken bei keinem Begräbniß dort erlebt.

Der alte Sietas war allgemein geachtet gewesen. Aber außer denen, die gekommen, ihm die letzte Ehre zu erweisen, standen rings um die Kirche ebensoviele, ja noch mehr, die einzig hergetrieben waren von der Neugier, eine Lady nah zu sehen, zu wissen, wie sie dreinschauen würde. Der Zug kam langsam mit Musik vom Deich hergezogen. Vom Turm läutete feierlich die Glocke. Und von den Bäumen rieselten leise — es war im Mai — die rosa Apfelblütenblätter auf den Sarg und auf die schwarzen Mäntel der Träger. Der Pastor, der wartend schon an der offenen Grube stand, trat einen Schritt vor, der Beide entgegen und seiner einstigen Schülerin, die als erste hinter dem Sarg ging. Und alle drängten ihn nach, alle reckten ihre Hälße. Aber die Frau, die langsam, gebeugten Hauptes die kleine Anhöhe zum Kirchhof heraufkam, die — war das die Lady? Sie ging in schwarzen Trauerkleidern von Bauernschnitt. Sie trug das Altenländer Kopftuch, um den Hals die große, schwere Bernsteinkette, ihre breite Schürze fiel bis zu den Füßen über den weit abstehenden Rock. In den Händen hielt sie das Gebetbuch mit silbernen Schließen, wie's jede Hansfrau trägt am Sonntag, dazu ihr gesticktes Taschentuch, nett zusammengefaltet. Die Leute wollten beinahe zweifeln, wen sie denn da vor sich hätten. Doch da, auf einmal, hob sie die Augen, ihres Vaters blane Augen. — Dina Sietas! ging's durch die Kunde, Dina Sietas, sie ist es wirklich, sie ist eine Bauersfrau, gerade wie wir.

* * *

Ja, das war sie, eine Bäuerin, so gut wie eine, die hier am Deich wohnt. Und ein Bauer dazu. Von ihrem Vater hatte sie den Fleiß und den praktischen Sinn und den Stolz geerbt. Nur von seinem Sehnen nach draußen war, so schien es zu aller Freude, in ihr Blut nicht ein Tröpflein gebrungen. Von dem Tage an, da sie ihn in Steinkirchen ins Grab gebettet, nahm sie seine Arbeit an sich und seine Pflichten. „D. Sietas“ stand an dem Gartenpfosten vor ihrer Hausthür. Sie ließ den Namen dort, wie er war. D. Sietas unterschrieb sie selbst sich. Und wenn sie in ihrem Kirchstuhl saß, mitten zwischen den Männern, gerade unter dem Epitaphium des Herrn Osvald, nach dem sie getauft war, und wenn sie mit ihrem Advokaten verhandelte oder dem Obstkäufer von Hamburg ihre Kircken zu ihrem Preis nur ablassen wollte, wenn sie den Knechten die Arbeit anwies, kein Bauer hätte seinen Mann besser gestanden als Dina Sietas. Daß sie dabei in der heimathlichen Tracht ging, ja in den Kleidern ihrer Mutter, die ihr zu ihrem ersten Gesicht mit der zartweißen Haut, wie sie trotz der Sonne die Frauen hier haben, prächtig standen, das gefiel den Leuten am besten. Jetzt kam auch das Leinwandzeug zur Verwendung, das in den Trüben so lange nutzlos gelegen hatte. Sie brauchte es. Denn sie hatte von ihrem fremden, früheren Leben nichts mitgebracht, nichts als das Kind. Wäre das nicht gewesen, die Nachbarn hätten wohl ganz vergessen, daß sie noch einen Gatten besaß. Man fragte auch, obwohl die Leute sonst hier streng genug sind, nicht weiter danach, weshalb sie von ihm gegangen war. Was sich vor ihrer Heimkehr draußen zugetragen haben mochte, das ging am Ende keinen an. Und wenn sie nicht wünschte, an das vornehme Leben viel gemahnt zu werden, so zeigte das eben, wie alles andere, was für eine kluge Frau Dina Sietas war, die lieber Altenländer Bäuerin blieb und lieber auf ihrem eigenen Grund hier am Deich als Herrin saß und Kirckbäume pflanzte, als draußen in der Fremde mit Nichtsthun und Verschwendung ihre Tage hinzubringen.

Daß sie inzwischen ihre Scheidung bewirkt hatte, erfuhr man nur zufällig. Frau Dina selbst sprach davon so wenig, wie von allem, was hinter ihr lag. Sie war in der Ehe nie glücklich gewesen. Aus der Pension heraus war sie Sir Evelyn Wilmot in sein Haus gefolgt, weil ihr Vater es so gewollt und weil sie gedacht hatte, ihm zu gehorchen sei ihre Pflicht. Daß er aus Sucht

nach Vornehmheit die Verbindung wünschte, die der junge Mann aus Geldnot begehrte, begriff sie erst nach langer Zeit. Aber da war es zu spät, und sie mußte eben tragen, was sie auf sich genommen hatte. Als ihr zweites Kind, ein Mädchen, geboren war, befahl das Heimweh, an dem sie in der Pension schon gelitten, sie wieder so stark, daß sie ihren Mann fast stehentlich bat, sie auf eine Zeit nur nach Hause zu lassen. Sir Evelyn verweigerte es ihr, sie sollte ihn nicht noch mehr verbauern. Im Anfang, als sie schüchtern in der vornehm fremden Umgebung noch unsicher gefühlt, hätte dies Wort sie tief verletzt. Inzwischen aber durch Reisen und Umgang, durch ernste Arbeit an sich selber, hatte sie genug gelernt, genug gehört und gesehen, um zu wissen, daß es mit dem Verbauern für sie, so wie sie jetzt war, keine große Gefahr mehr habe. Und hätte sie auch nicht selbst das empfunden, es waren Leute genug, ihr zu beteuern, es gäbe in allen drei Königreichen keine vollkommene Dame als Lady Dina. Ihrem Stolz that es wohl, sich das sagen zu lassen. Besonders von einem.

Henry Wilnot war ihres Mannes Better, von einem jüngeren Zweig der Familie, arm, ehrgeizig und Schriftsteller. Wenn Sir Evelyn in seinen Klub ging — wie er sagte — blieb Henry Wilnot bei ihr zu Hause und las ihr vor. Und als ihr armes Söhnchen starb, da waren es Henry und John, sein junger Bruder, mit denen sie von dem Verstorbenen sprechen, vor denen sie ohne Scheu weinen konnte. Sir Evelyn betrauerte bei diesem Unglück nur den Tod des Erben, durch welchen ihm der ruhige Fortbesitz aller Güter eingeschränkt wurde. Sein Herz hatte an dem Kind nicht gehangen, und das Mädchen, das ja nicht einmal den Titel fortführen konnte, war ihm vollends gleichgültig. Zu Hause von Dina's Trauer gelangweilt, benahm er sich wieder ganz als Junggeselle, warf mit vollen Händen das Geld hinaus und spielte höher als je zuvor. Wie sehr sie unter dieser Verschwendungssucht litt, das konnte sie einzig Henry sagen, der um alle diese und andere, noch böhere Dinge wußte. Als sie sich dann schließlich doch gezwungen sah, ihrem Vater, dem sie bisher ihre Sorgen verheimlicht, sich anzuvertrauen, ihn um Unterstützung zu bitten, mußte sie erfahren, was sie mehr als alles empörte, — daß Sir Evelyn ihn längst als Bankier betrachtete, ihn fast ausgezogen hatte. Der alte Sietas kam nicht mehr nach London, weil er für solche Ausgaben und

Reisen nicht das Geld hatte. Und um seiner Tochter zu helfen, mußte er — mit schweren Herzen! — ein Stück von seinem Anliegen verkaufen. Aber trotzdem beschwor er sie, auszuhalten auf ihrem Posten für sich und ihr Kind! Mit Androhung seines väterlichen Fluches verbot er ihr davonzugehen, wie sie schon wollte. Eine Altengländin Hausmannstochter, so schrieb er ihr, und ob sie jehmahl eine Lady geworden, habe die geschworene Treue festzuhalten, eine, die ihrem Manne fortläuft, wäre dann seine Tochter nicht mehr. Und Dina blieb. Sie hatte ja einen Freund. Sie brauchte noch nicht ganz zu verzweifeln.

Aber dann war ein Tag gekommen, — wenn sie an den zurückdachte, nach Jahren noch, im stillen Frieden ihrer Heimat, unter den Kirchbäumen ihrer Felder, so wich ihr alles Blut aus dem Herzen und es befahl sie wie ein Schwindel. Das war der Tag, an dem ihr Henry Wilnot gesagt, daß er von ihr mehr begehre als Freundschaft.

Darin war sie, wie es schien, doch noch immer nicht genug eine Dame von Welt, war Altengländin Kind geblieben, daß ihr nie, selbst im Traum nicht, solch ein Gedanke möglich geschienen. Eine verheiratete Frau hatte sie sich vor derartigen Gelüsten behütet geglaubt. Und dennoch, in all ihrem Entsetzen, fühlte sie unwillkürlich fast das eine sehnüchtige Verlangen, an seiner Schulter sich auszuweinen, ihm wie bisher ihr Leid anzuvertrauen.

Sie hatte keinen anderen Berater. So wußte sie sich nicht zu helfen, als indem sie noch denselben Abend ihrem Manne alles sagte. — Sir Evelyn aber, der spät in der Nacht und erhitzt, wie jetzt häufig, heimgekommen, hatte, nachdem er ihre Berichte ungeduldig angehört, nur die Achseln gezuckt: So schlimm sei das doch nicht, wenn ihr Henry den Hof machte. Er hätte es schon lange gemerkt und ein Auge zugedrückt. Denn es sei ihm ganz recht — und das wisse auch Henry sehr genau — wenn sie einsehen lernte, daß sie selber nicht gar so erhaben über kleine menschliche Schwächen, daß sie durchaus kein Recht besäße, ihren Mann so hart zu verdammen, härter als es sonst hierzulande wohl irgend eine Dame thun würde — sie, ein gemeines Bauernmädchen!

„Ein Bauernkind! Ja, das bin ich zum Glück noch. Und ich will's wieder ganz sein, wie Du es mir vorwirfst.“

Mit dem Wort war sie von ihm gegangen. Daß ihr Gatte gering von ihr dachte, das traf sie nicht einmal so hart, wie der Gedanke, auch Henry, ihr Freund, könnte alles nur als Spielerei betrachten, als noch ein weiteres Erziehungsmittel, sie zur vornehmen Frau zu machen, gewissenlos für sich wie für andere. Sie flüchtete sich aus diesen Gedanken fort zu ihrer Kleinen. Die hob sie, wie sie schlief, aus dem Bett auf, wickelte sie in so viele Mäntel und warme Tücher, wie sie in der Eile zu finden wußte, ohne die Kinderfrau zu wecken, und trug sie hinaus. Darauf rief sie den Haushofmeister, er solle ihr das Thor aufschließen. Und so, mit dem schlummernden Kinde an ihrer Schulter, war sie im grauen Morgendämmeru durch die noch stillen Straßen von London zum Bahnhof gegangen, hinausgefahren in den neuen Tag, ihrer Heimat entgegen, der sie längst entfremdet gewesen.

* * *

Das hatte Frau Dina keinem Menschen je gestanden. Ihrem Vater konnte sie es nicht mehr beichten. Der war von ihrem bloßen Anblick so erschüttert und entsetzt, daß ihn auf der Stelle der Schlag gerührt hatte. Und sonst, obwohl sie in Haus und Garten wirtschaftete wie die Nachbarinnen und fleißiger als die meisten von ihnen, denn es galt ihr, statt des vergendeten Vermögens für ihr Kind ein neues zu erwerben, — zum offenen Vertrauensin mit den einstigen Jugendgenossinnen war sie doch nicht mehr gemacht. Sie trug die Tracht, sprach die gleiche Sprache, lebte das Leben der Arienländer. Aber ihr Denken behielt sie für sich.

Ihre liebsten Genossen waren jetzt Bücher. Den Ehrgeiz zu lernen und viel zu wissen, hatte sie mit ans Land genommen. Der Pastor, ein alter Mann mit klugem Sinn und warmem Herzen, unter seinen weißgeschneitelten Haaren, mußte ihr Stunden geben in Geschichte und in Latein, als hätte sie wie einer seiner jungen Schüler sich aufs Gymnasium vorbereiten wollen. Ihn hatte auch wohl gegen seinen Wunsch das Schicksal hier an die Scholle gebunden. Zwar in die Höhen und Tiefen des Menschenlebens konnte er nicht solchen Einblick gewonnen haben, wie Frau Dina. Aber sein Verstand reichte dennoch über das beschränkte Dasein, in dem er sich bewegte, hinaus. Und er warnte sie, das könne nicht gut thun, hochmüthig gegen seine Umgebung sich zu verschließen, es

müsse sie einsam und traurig machen. Die Frau gab ihm selten Antwort auf solche Reden. Sie hatte sich gewöhnt, die Gründe ihres Handelns für sich zu behalten. Was sie that, das mochte ein jeder sehen, beurtheilen, wie und wann es ihn freute. Aber sich von diesem Urtheil umstimmen zu lassen, das fiel ihr nicht ein. Am mindesten, wo es ihres Kindes Erziehung betraf. Denn auch da pflegte der Pastor den Kopf zu schütteln. Daß sie die kleine Edelmannstochter in die gewöhnliche Dreisshule schickte, sie aufwachsen ließ wie ein Bauernkind, das nannte er kurzschichtig und unrecht. Frau Dina aber sagte dagegen, sie selber hätte allzu viel darnun leiden müssen, daß man sie aus dem Frieden hier hinausgestoßen in fremdes Leben. So böse Erfahrungen wollte sie ihrem Kinde ersparen, es glücklich machen. Und das Glück sei nur zu finden, wenn man sich in engem Kreise demüthig zu bescheiden gewöhne.

Unter den alten Erbstücken des Hauses, die sie nach ihres Vaters Tode sich durch die Finger geben lassen, hatte sie ein Tuch gefunden, auf dem ihrer Ahnfrauen eine, — vielleicht gar jenes adeligen Herrn Oswald von Zesterfleth eigene Schwester, — die mühsame Kunst des Namentückens sich eingeübt. Da standen die Buchstaben des Alphabets in farbigen Seiden auf Beinen genäht, wohlgeordnet in Reihe und Glied. Und hinter dem Z kam ein kleines Häuschen mit Giebelbald und rauchendem Schornstein. Und hinter dem Hause sang gleich ein Spruch an:

Nord und Süd,
De Welt is wit.
Ost im West,
To Hus is best!

Dies alte Namentuch hatte Frau Dina einrahmen lassen und hing es in ihrer Stube auf, als sei der Vers gleichsam das Motto ihres Lebens. Ihre Tochter erzog sie nach dem Grundsatz: „To Hus is best.“ Das Mädchen sollte nichts anderes kennen, nichts anderes wissen, als was hier im Kirchenlande unter den Obstbäumen sich begiebt.

Wicke, wie man sie hier meist nannte, war ein zartes Kind gewesen. Da sie heranwuchs, blieb sie still und verträumt. Ihre Augen gingen über die Menschen, die sie umgaben, wie jugend weiter hinaus ins Blau. Von den Nachbarkindern, zwei frischen Mädchen, die Frau Dina gern bei ihr sah, ließ sie sich deren kleine Herzensgeheimnisse wohl erzählen. Sie hatte nie etwas zu gesehen, woran sie dachte, das wußte man nicht. Wenn die drei, Arm und Arm, wie es

io junge Mädchen thun, in ihren hellen Sonntagskleidern den Deich hinabwanderten bis zur Elbe, so saugen Grete und Alwine mit lustigen Stimmern. Mieke, die in der Mitte ging, blickte still vor sich nieder. An der Lube, wo der Dampfbootsteg ins Wasser führt, ließen jene die hölzernen Treppe hinunter zum Wirtshaus, hörten zu, wenn Musik war, und verschmahnten es durchaus nicht, einmal mit herumzutanzn, mit Fremden, mit einem Knecht, oder, wenn niemand sie aufforderte, nur mit einander. Mieke blieb oben auf dem Deich unter einem alten Kirchbaum im Grase sitzen. Dort sah man die Elbe weit hinauf und hinab, sah die großen Schiffe im Westen ans dem Nebel der Ferne deutlicher werden, langsam nahen, — langsam, so schien es, ob auch ihr Gang noch so schnell sein mochte, — und zur Rechten, nach der Stadt hin, wieder in dem leichten Dufte verschwimmen, verschwinden. Des Mädchens Augen folgten ihnen. Und wenn der Abend sank, wenn da draußen sich alles in einen leisen Goldschimmer hüllte, daß die einzelnen Formen nicht deutlich mehr zu unterscheiden waren, so barg sie die Augen an dem Stamm des alten Baumes und träumte weiter von der unbekanntn Ferne — To Hus is best — mit dem Spruch war sie aufgewachsen. Aber das Sehnen hinaus, ins Weite, erfüllte ihr Herz. Und doch ergriß es sie wie ein Schrecken, so weisfremd war sie, so sehr ein Dorfkind, wenn jemand, der nicht in ihren alltäglichen Bereich gehörte, sie auch nur ansprach.

Am Sonntag nach der Kirche erbatn die Freundinnen oft von ihrer Mutter die Erlaubnis, daß Mieke mit ihnen zum Dampfboot gehen dürfe, Besucher landen zu sehen. Aber sie hielt sich auch da ängstlich abseits. Einmal, als eine große Gesellschaft gekommen war, bemerkte die einzige ältere Dame die drei frischen Mädchen, gerade als sie das Break besteigen wollte, das der Gastwirt von Steinkirchen entgegeneschiebt. Sie winkte ihnen mitzufahren. Alwine und Grete, sehr stolz solcher Ehre, kletterten bereitwillig hinauf, neben dem Kutscher sich vergnügt zusammendruckend. Die Dame rief auch Mieke heran. Die aber, kaum daß sie den Ruf gehört, machte hastig Kehrt und flog den Weg zurück, den sie gekommen. Der Wagen lenkte zur Seite, wo sich in weitem Umweg von Brücke zu Brücke die jahrbare Straße durch das tiefer gelegene Land zieht. Zwischen den weißen Blüten der Bäume sah man Mieke's hellrothe Sommerkleid oben auf

dem Deich fern schimmern. Ein paar junge Herren, die trotz der Mittagssonne den Weg zu Fuß machen wollten, standen noch und sahen ihr nach.

„Bill die uns fliehen?“ fragte der eine. „Das paßt mir nicht, ich hole sie zurück.“

Seine Genossen lachten ihn aus. Sie sei viel zu weit schon und wenn er auch als Engländer alles Recht dazu habe, werde er doch wohl nicht so verrückt sein, bei dieser Hitze mit dem leichtfuhigen kleinen Ding um die Wette zu laufen.

„Meint Ihr? Wenn man mich herausfordert, thu' ich es grade. Da!“ — Und er warf rasch seinen Rock dem Nachststehenden zu. In blauen Hemdarmeln, fast wie ein Bauer, lief er barhaupt durch die Sonne. Aber er sah nicht aus wie ein Bauer, sondern wie einer, der von jung auf in Spiclen und Uebungen seinen Körper gut trainiert hat. Der Deich erschütterte von den festen, gleichmäßigen Schritten, die weißen Kirchblutenblatter sträubten ihm auf den Scheitel, herabgeschuttelt von der Bewegung seines Laufens. Und die Entfernung bis zu dem Mädchen ward kleiner und kleiner. Einmal blieb sie stehen und sah sich um, wer da hinter ihr käme. Als sie dem Fremden erblickte und so nahe, ergriß sie ein Schrecken, haltig wie ein geschleuchtes Reh flog sie wieder vorwärts. Sie waren am rechten Ufer der Lube. Nach Hause zu kommen, hätte sie bis zur Steinkirchener Brücke und jenseits durch den ganzen Ort zurücklaufen müssen. Ein weiter Weg auf holperigen Pflaster. Da drüben aber, an der anderen Seite des jhmalen Flußchens, blinkte schon ihr Mutterhausdach. Der Erwer lag an den Steg gebunden. Und der Knecht im Sonntagsstaat hatte sich auf die Bank gestreckt und rauchte und schnitzelte mit seinem Messer an den Nuderstangen. „Gerd,“ rief sie, „Gerd!“ Er sah sie drüben. „Ich komme schon,“ gab er gemächlich zur Antwort, löste die Kette vom Pflock am Bootssteg und stieß hinüber. Die Lube ist jhmal dort, fast bildete die Länge des Erwers schon eine Brücke, daß er kaum noch sein Nuder einsetzen mußte. „Na, Kind, was hat es all wieder gegeben?“ fragte der Alte, da sie über die Steile vom Deich zu ihm herabgejagt kam und mit einem Satz in das Schiff sprang, — „Mutter Dina hat auch noch nicht einmal nach Dir gekurten, Du kommst wohl zurück heute, ohne Schelte.“

Sie war viel zu atemlos, ihm Antwort zu

geben. „Da!“ — sie wies nur mit der Hand an's Ufer zurück.

„Hm, hm,“ pffif der Alte, „so, fängt das nun auch an?“ Und er ruderte desto schneller, seine kleine Herrin zu retten vor dem Besfolger.

Der drüben, als er, aus dem weißen Blütenzelt der Kirschbäume hervortretend, das Mädchen im Boot sah, ihm entronnen, stand eine Sekunde lang bestürzt. Dann — er schien ziemlich rasch von Entschlüssen —, dann sprang auch er den Abhang hinunter über das Gras bis zu dem Flüsschen, warf sich mit ausgebreiteten Armen in das frühlingkalte Wasser und schwamm hinüber. Als Gerb dem Mädchen aus dem Boot half, war er auch schon am Steg.

„He, wat wullt Zi hier?“ rief der Alte und suchte mit seiner Ruderstange ihm zu wehren. Der Fremde aber packte mit einer Hand das Ruder, mit der anderen die Planke des Steges und schwang sich hinauf. Prustend, triefend und atemlos lief er ihr nach, die schon auf die Höhe gelangt war. Und unter dem kleineren von den zwei Bögen des hölzernen Altenländer Thores — der größere dient für den Erntewagen — da holte er sie ein, faßte mit seinen feuchten Händen nach ihrem Köpfcgen und küßte die sich Sträubende auf die Lippen, einmal, zweimal.

Dann war sie im Haus verschwunden, blitzgeschwind. Und er ging, ein Siedchen trällernd, über den Hof und auf dem Klinkerpfaster des Deichs raschen Schritts nach Steinkirchen weiter, daß er noch vor seinen Genossen ins Wirtshaus käme, sich die Kleider trocknen zu lassen.

* * *

Am Sonntag Nachmittag ist's auf dem Deich behaglich zu wandern. Die Steinkirchener gehen hinaus, sich die Kirschblüte bei Nachbarn und Freunden anzusehen. Bis Lühe hinunter — so heißen die wenigen Häuser und die Gastwirtschaften zu beiden Seiten der Mündung des gleichnamigen Flüsschens — bis Lühe trifft man Trupps von Burschen und Mädchen, die Arm in Arm einander mit Singen den Weg auf der Deichkronen streitig machen. Selbst Dina Sietas, so sehr sie im ganzen sich zu Hause hielt, bei solchem Frühlingssonnenschein litt es sie doch nicht im Zimmer. Sie kam die Stufen vor ihrer Thür herab, schritt über den kleinen Vorhof und lehnte sich an die Pforte. Alle Vorübergehenden grüßten. Die Frau gab mit ruhigem Neigen des Kopfes den Gruß zurück. Und auch Fremde

zogen den Hut vor der stattlichen Erscheinung. Das schwarze Kleid, das die breite Schürze von glänzend schwerer, steifer Seide fast zudeckte, die Jacke mit den silbernen Heften, Knöpfen und Ketten trug sie wie alle. Und von ihrem Haar, ihrer Stirn ließ das steife Kopftuch, dessen Enden zur linken Seite ihres Gesichtes niederhingen, nichts entdecken. Aber doch, in der formlosen Tracht, aus den blauen Augen etwas gleichgültig hinausblickend — sie erschien nicht wie die anderen, unwillkürlich bog ein jeder tiefer den Kopf, als er es vor einer gewöhnlichen Bauersfrau gethan haben würde.

Wie sie so stand und die weiche Abendluft einatmete, kam von Steinkirchen die Gesellschaft, die dort im Garten getafelt hatte, über den Deich her. Lustige Stimmen klangen durch einander, sich nähernd, daß die Frau, angelockt von dem Lachen, aus ihrem Vorhof ein paar Schritte herauskam, ihnen entgegen. Der Schwarm der jungen Leute teilte sich, sie durchzulassen. „I bog your pardon,“ sagte der eine, der ihr Kleid gestreift hatte. Sie starrte ihn erschrocken an. Wie lang war es her, daß sie nicht englisch sprechen gehört! Zwar unter den Seelenten ging es fast so geläufig wie das angeborene Platt. Aber die kamen selten in Frau Dina's Bereich. Und wenn auch, ihre Sprache klang anders, ihre Stimmen waren anders. Sie kehrte sich um und sah dem nach, der die Worte gesagt hatte. Gerade vor ihrem Gehöste war er stehen geblieben. Seine Begleiter schienen ihn auf irgend etwas aufmerksam zu machen, das Thor zur Seite oder den Abhang, der hinunterführt zum Fluß. Er betrachtete sich das alles sehr genau.

„Wenn Sie die Landstelle sehen möchten und das Haus, ich zeige es Ihnen.“ Sie hatte das sehr rasch gesagt, fast ohne Besinnen. Auch daß sie plötzlich sich des Englischen bedient, das war ihr wie unwillkürlich geschehen, daß sie über den Klang der eigenen Stimme erschrecken mußte.

Der junge Mann zog seinen Hut tief: „Sie sind Engländerin?“

„Nein. Ich bin ein Altenländer Kind, nichts mehr und nichts minder,“ sagte sie. Und diesmal hatte sie deutsch gesprochen.

„Ah, um Vergebung. Ich dachte nur, als ich Sie hörte. . . Wenn alle Altenländerinnen so aussehen und fremde Sprachen so reden, dann beneide ich dieses Land.“

„Dürfen wir wirklich das Haus uns betrachten?“ fragte eine von den Damen.

„Wenn es Ihnen Spaß macht, — es ist nur ein Dorfhaus, eben wie alle,“ versetzte Frau Dina. Aber sie ging voran auf die Thür zu und öffnete und ließ sie ein.

„Da also war's?“ flüsterte einer der jungen Leute dem Engländer zu.

„Ja, unter dem Thor dort. Sie gehört vielleicht zum Haus, eine Verwandte der Frau, die trotz ihrer wunderlichen Tracht sich bewegt wie eine Dame. Die Kleine war aber ein echtes Landkind.“

Frau Dina hatte die übrigen schon in die Stube geleitet. Es war eine Ehre, die sie noch niemals, so lange sie hier lebte, Fremden erwiesen, kaum den Bekannten und guten Nachbarn. Weshalb sie's heute that, das hätte sie selbst nicht zu sagen gewußt. Sie zeigte ihnen die alten Truhen, die geschmückten großen Schränke, an der Wand das Mustertuch der Urhane. Die Dame, welche der Schaar von jungem Volk als Schutz diente, — es war dieselbe, die am Morgen den Wagen beunzt, — überreichte dem Engländer den gestickten alten Pers. Der junge Herr hörte ihr nur mit halbem Ohr zu. Er folgte der Frau mit seinen Augen, wie sie durch das Zimmer ging, jetzt lehnte sie am Fenster, wo das Klüppelkissen mit einem angefangenen Spizemuster auf dem Tische lag. Er trat zu ihr. „Wer arbeitet hiezu?“ fragte er.

„Ja,“ sagte die Frau.

„Und wer liest diese Bücher? Wohl Ihr Mann?“ — er wies auf den kleinen Vort an der Wand, auf dem Shakespeare und Livius, Milton und Horaz einträchtiglich neben einander standen.

„Nein, ich habe keinen Mann,“ sagte sie.

„Verzeihen Sie nur unsere Neugier,“ bat freundlich die Hamburgerin. „Sie müssen wissen, so viel wir auch schon alle von der Schönheit des Kirchenlandes und dem Reichthum seiner Bewohner gehört hatten, wir sind zum ersten Mal hier draußen. Und unser junger englischer Gast, — er ist Maler, der sah gewiß in seiner Heimat nie Aehnliches. Ich selbst muß gestehen, daß eine — eine Dame hier Zeit und Lust hat, Horaz zu lesen . . .“

Frau Dina lächelte. „Eine Dame vielleicht nicht,“ meinte sie mit ihrer ruhig gedämpften Stimme, „aber eine Frau vom Lande, die, nachdem sie Haus und Feld den Tag über bestellt, keine Bisten zu machen braucht und abends nicht in Gesellschaften geht, — die behält eher Zeit sich zu unterrichten.“

„Und leben Sie ganz allein in dem Hause?“ fragte jene. — Die anderen sahen fort, mit stillen Stauen die Bücher und Geräte zu mustern.

„Nein, nicht allein, mit meiner Tochter.“

„Ah, wohl ein Kind noch?“

„Nein, sie ward zu Oftern eingeseget.“

„Das kann man nicht glauben, wenn man Sie ansieht.“

Frau Dina schüttelte den Kopf, als wolle sie die Schmeichelei von sich abweisen.

„Sieht sie Ihnen ähulich?“ fragte die andere weiter, „trägt sie auch die Tracht? und kann sie auch Kotein, Spinnen und Spizenkloppein? Es wäre höchst interessant, sie zu sehen.“

Frau Dina stand mit über der Brust gekreuzten Armen inmitten des Zimmers und betrachtete sich die ältliche, eifrigneugierige Fragerin, die mit der Vorquette in der Hand gespannt zu ihr hinaussah. „So sind nun die Leute aus der Gesellschaft“, sagte sie bei sich, „sie glauben alles, junge Menschen wie alte Schränke seien nur als Mittel zu ihrer Zerstreung auf der Welt. Und wie sie so dachte, gingen ihre Augen unwillkürlich von der kleinen Frau zu dem schlanken Manne, der wie jene wartete. Ob er sie verstand? Er kam hastig näher.“

„Ich bitte, bemühen Sie Ihre Tochter nicht uns zum Vergnügen. Wir wollen wahrlich nicht so unbescheiden sein. Vielmehr wir haben Ihnen zu danken, herzlichst zu danken, daß Sie uns so weit nur Einblick in Ihr Haus gewährten.“

Sie hatte ihn, während er sprach, unverwandt angeschaut. Gleich vorhin, auf der Straße, war ihr seine Stimme so wunderbar vertraut vorgekommen. Und nun der Ausdruck bescheidenen Dankens, der doch eine heimliche Bitte aussprach. Und die dunklen Augen im schmalen Gesicht . . . Sie wandte sich von ihm. Solchen Augen zu widerstehen, war ihr schon einmal sehr schwer gefallen. Und wieder wie vorhin, fast ohne Besinnen ging sie zur Thür, stieß sie auf und rief in den Flur hinaus: „Miete, Miete, komm herunter!“

Oben hatten Miete's getrene Freundinnen und sie selbst vom Fenster aus mit angesehen, wie Frau Dina die ganze fremde Gesellschaft in ihr Haus lud. Daß sie seitdem über das Treppengeländer gebeugt standen und horchten, Altwine und Gerte mit dem brennenden Wunsch hinzulaufen, zu sehen, was „los“ sei, Miete bemüht, mit Bitten und Thränen sie zurück zu halten, das war wohl natürlich. Aber auf den Ruf der Frau

ließen jene sich nichts mehr sagen, sie stürzten hinunter.

„Mieke“, rief die Mutter noch einmal, „kommst Du bald, Mieke?“

Die Fremden waren schon im Gehen und die Hausthür stand geöffnet, als sie zögernd die Treppe herabstieg. Zwischen den beiden Säulen des Eingangs kam von Westen ein letzter warmer Abendstrahl, der ihr erblaßtes Gesichtchen streifte, ihr rötlich brannes, schlichtes Haar.

„Das ist meine Tochter“, jagte Frau Dina stolz, „meine Tochter, die keine Altenländer Tracht trägt, weil sie dafür noch zu jung ist und es nicht mehr Sitte ist für Kinder.“

Die Hamburgerin erschöpfte sich in Lobeserhebungen über die Lieblichkeit des jungen Mädchens und in Dankesbeteuerungen für die Aufnahme in das Haus. Aber nun sei's höchste Zeit zu gehen, das Dampfboot warte nicht lange in Lühe und sie kämen nicht mit sonst. Dabei schüttelte sie wie ihre Begleiter der Hausfrau und deren stillen Töchterchen wiederholt die Hände zum Dank und Abschied. Mieke ließ alles über sich ergehen, ohne recht zu wissen, was ihr geschah. Frau Dina folgte den Gästen noch bis in den Vorgarten. Und als der junge Fremde herankam, den Hut in der Hand, und als auch er ihr danken wollte, da unterbrach sie ihn: „Ich that's nicht für Sie. Für einen ganz anderen, der... Leben Sie wohl und glückliche Heimkehr. Nur bevor Sie fortgehen, — wollen Sie mir Ihren Namen nicht nennen?“

„Mein Name ist Wilmot“, gab er auf Englisch zur Antwort, wie sie ihn angeredet hatte und bestete dazu seine Augen forschender auf ihr Gesicht. Er schien sie auch etwas fragen zu wollen.

„Gehen Sie nur“, sagte sie, „Ihre Freunde rufen nach Ihnen.“

Als er dann fort war, stand sie minneulänglich an dem Gitter, das ihr Gewebe von dem Weg über den Deich schied. Sie mußte sich an dem hölzernen Pfosten festhalten. Seit so vielen Jahren hatte sie sich so schwach nicht gefühlt. Früher wohl manchmal in jenem Leben. Aber hier nicht. Hier hatte eine Frau für dergleichen Nervenzufälle nicht die Zeit. Und sie wollte auch solchen unwillkommenen Mahnern nicht Zutritt gestatten. Wenn er nun wirklich Wilmot hieß — Jonnie Wilmot — wenn er wirklich der war, den sie schmaler und bartlos wohl gekannt, ihres einstigen Freundes jüngerer Bruder, und

wenn er auch Henry's Augen hatte — was ging's sie an! Er kannte sie nicht. Und sie, sie wollte nicht an ihn und noch minder an jenen denken — wie wieder, nie mehr! —

* * *

Mieke hatte ihren Freundinnen auf vieles Necken und Befragen eingestehen müssen, daß der fremde Herr die ganze Strecke von Lühe her auf dem jenseitigen Deich sie verfolgt hatte und daß er ins Wasser gesprungen war, sie einzuholen. Aber was dann weiter geschehen, unter dem bedachten Holzthor — das sagte sie nicht. Und der Mutter erzählte sie garnichts von dem Erlebnis. Frau Dina fragte nicht danach. Das Kind hatte sich gewöhnt zu schweigen, wenn jene schwieg. Sie merkte es kaum, daß die Mutter auch einsilbiger war, seit diesem Tag, daß sie manchmal ohne Grund das Buch, in dem sie gelesen hatte, beiseite legte, aufsprang und hinausging an die Thür, als müsse sie spähen, ob jemand sich nahe. Wenn dann der alte Pastor Behrends durch den Borgarten gegangen kam und die drei Stufen zu ihr hinaufstieg, so trat sie wie enttäuscht zurück. — Der Alte aber verstand es besser zu beobachten und kannte das Menschenherz genauer als ihre Tochter, die selbst noch zu jung war. Witten in einer horazischen Ode, die sie mit ihm lesen gewollt, klappte er das klassische Buch zu.

„Öswaldina“, sagte er, mit dem Namen sie nennend, mit dem er sie getauft und eingesegnet, „Öswaldina, wie wäre es, wenn Du ein bißchen das Lernen jetzt hier liegen ließeest und dafür zu leben versuchtest?“

„Leben, ich! wie sollt' ich das machen?“

„Nun, das Beste, was es für eine junge Frau, wie Du es noch bist, giebt: eine Heirat mit einem braven, rechtichaffenen Manne; das willst Du ja nicht. Und ich rede Dir auch nicht zu mehr. Ich seh's ja ein, die Nachbarn und Bauern taugen nicht für Dich, wenn Du auch zehnmal Dich selber eine Bäuerin nennst. Aber wenn das nicht, so könntest Du doch das Zweitbeste versuchen: reisen! Wenn ich Dir etwas raten dürfte, so wär's, anstatt Horaz zu lesen, solltest Du Horazens Heimat Dir ansehen.“

Sie war unzufrieden den Kopf auf. „Jeder rät das gern dem andern, was er sich selbst wünscht. Sie, Herr Pastor, können sich nichts Besseres erdenken, als einmal in die Fremde zu kommen. Aber ich — ich war ja dort, ich kenne

das alles, Rom, Neapel, alles nur zu gut! Glauben Sie wirklich, wie mein Kind, daß mau dort so viel glücklicher wäre?"

„Glaubt das Dein Kind? So solltest Du ihretwillen schon reisen.“

„Nein,“ rief die Fran, „just ihretwillen darf ich es nicht. Nicht nur, weil ich ihr das Vermögen, das mein Vater für ihren verthun hat, wieder mühsam ansammeln muß und deshalb hier zu bleiben habe und streng Aufsicht zu halten, vielmehr, daß sie nicht auch den Trieb in die Fremde bekommt, sondern lernt sich zu

begnügen, dem alten, guten Spruch zu folgen To Hus is best.“

„Hältst Du daran immer, sehnst Du Dich nie hinaus?“ fragte leise der Pastor.

„Ich, ich! das ist ganz etwas anderes. Aber mein Kind, dem muß ich's ersparen.“

Frau Dina konnte es nicht wissen, wie um dieselbe Stunde Mieke am Elbdeich bei Lühe stand und hinausjah auf den Fluß, mit sehnsüchtigen Augen, die Hände fest über dem Herzen gefaltet, um ihre Senfzer zurückzuhalten, die ihr die Brust zu sprengen drohten.

(Fortsetzung folgt.)

Arithmetisches Bardhanal.

Hört hat die blühenden Aeben
Des Berges vertheerende Glut,
Doch neue Pflanzung wird leben,
Und Trauben geben
Sald auf der zerstörenden Flut!
Der Wein, der dann gedeiht,
Wird noch mehr Feuer haben,
Dem unter ihm liegt begraben
Das Feuer für ewige Zeit.

Des Herzens Friede verwehe
Im Sturme der Leidenschaft,
Doch neu aus dem heißen Wehe
Aus Flammen erstehe
Die Seele, die bildet und schafft!
Und reicher, als die sie verlor,
Steigt eine Welt des Schönen,
Vertieft in Gedanken und Tönen,
Verjüngt aus ihr empor.

Hervor aus den Städten, geschwungen
Den ephraunlaubten Stab,
Das Feindliche niedergerungen,
Und Dank gesungen
Dem Gott, der die Rebe uns gab!
Die Kränze schwingel, es winkt
Die Nacht im Mondenglanze,
Zum Reigen kommt, zum Tanze!
Tanzt, singt und trinkt.

Hermann Ring.

Am Abend.

Die Sonne ist nun matt
Am Himmel hingefunken,
Die Erde hat sich satt
An ihrem Schein getrunken.

Ein goldner Wolkenleg
Klafft durch den Aether ferne:
Das ist der helle Weg
Zum ewigen Reich der Sterne.

Doch eh' die Seele haum
Den lichten Pfad gefunden,
Ist er im Wolkenhaum
Verfunken und verschwunden.

Paul Wimmershof.

Horoskop.

Mahrmarkt war's,
Da kam ich zur Welt,
Farbiges Licht
Und Kachelengesunke!
Hat mir den nächstlichen Weg erhell.
Schellen tönten,
Die Pauken dröhnten —
Dazwischen ein silbernes Kinderlachen
Um tausend besitterte Siebensachen —

Und in den Lüften schlangen den Reigen
Zitternde Harfen, schluchzende Geigen,
Wie ein süßes Engelsgeleit
Von weither, weit,
Das aus dem Glaub,
Der ihm die goldenen Flügel beschwert,
Aufwärts wieder,
Aufwärts beehrte.
Nur die Natur stand fröstelnd und sah!

In herblichen Kleid
Zum Sterben bereit,
Der Himmel voll Thränen —
Auhvertangen! Todessehnen!
Die Müller herze und kühte ihr Kind,
An die Scheiben schlug der Oktoberwind.

So hat die erste Stund' in der Welt
Mir denn mein Horoskop gestellt.
Das ist mein Leben — noch diesen Tag!
Ein kindisch Behagen am Prillschenschlag
Der Narrethei, ein lachend Beklittern

Der kahlen grauen vier Wände des Lebens,
Und lägen sie hinter Gefängnißgittern;
Ein selts Schweben aus dem Dunst
Der Welt auf Geigen- und Harfentönen
Empor in's himmlische Reich des Schönen,
In's Paradies der erlösenden Kunst.
Auf dem Grunde der Seele aber ruht
Tiefdunkle Nacht, ein herblich Wähnen,
Auhvertangen, Todessehnen!
Wie warm mich auch die Liebe hegl,
Welch' goldene Fäden das Glück mir spinn! —
An die Scheiben schlägt der Oktoberwind.

Heinrich Gullhaupt.

Seufzer.

So bereit von Dir zu lassen,
Leben, fleh' ich abgewandt,
Und du willst noch einmal fassen
Diese schlaffe, weiche Hand?

Nach viel ungehällten Schritten
Möcht' ich keinen weiter thun.
Haß genug mit mir gestritten,
Leben! — laß — ich möchte ruhn.

Nichts mehr giebt es zu veräumen
Was dein Gastmahl bleten mag —
Schlaf ersehnt ich, ohne Träumen,
Alzuhell ist mir der Tag.

A. Godin.

Trost.

In die stille Nacht zu gehn,
Wenn ein Leid dich drückt,
Wenn die Lüfte kühlend wehn,
Und der Thau erquicket,
Ist ein wunderbarer Trost,
Der zu dir sich neiget,
Wenn es in dir tobt und toß,
Alles um dich schweiget.

Sehnsucht dir die Blicke hält
Himmelwärts gewendet,
Arme Seele! der die Welt
Alles Glück gespündet,
Zauberträchtig fühlest du
Alle Qualen stiehn,
Stehst du hoch in Himmelsruh
Mond des Weges ziehn.

Blickt ins Herz dir wunderfam,
Drin dein Glück begraben,
Heber Menschenleid und Gram
Himmelhoch erhaben.
Und du fühlst mit Angestüm
Einen Drang im Herzen
Mitzuwandern, stotz gleich ihm,
Heber Erden Schmerzen.

Heber Stadt und Feld und Wald
Wunschlos fortzuschweben,
Und herabzulächeln halt
Auf dies arme Leben.
Ach wie scheint die Welt so klein
Dir und ihm gemeinsam,
In der Einsamkeit allein
Herz! bist du nicht einsam.

Paul v. Forthheim. (11gebr. Nachl.)

Die Beterin.

Ich sah mein Liebchen jüngst zur Kirche fahren,
Ein Engelsbild im heitren Leugewand.
Sie hielt ihr Büchlein fittsam in der Hand,
Und blaue Veilchen trug sie in den Haaren.

Die Augen, ach, die süßen, minneklaren,
Sie flammten heiß wie goldner Opferbrand!
Ein Liebeschauer ging durchs weite Land
Als wollte Gott sich neu uns offenbaren!

Wellschöpfer Du im Strudelmeer der Sonnen,
Armächt'ger Geist, umtrauchst von Himmelsbrottrömen,
Der nur verhält sich unsern Blicken zeigt:

Wie magst Du selber sein in deinem Angesicht,
Wenn dienend sich vor deinem Angesicht
Ein solches Wesen im Gebete neigt!

Nach dem Spanländer von Ernst Eckstein.



Die Geschwister.

Von Benno Rüttenauer.

Ein geräumiges, hellfreundliches Schlafzimmer mit zwei an der Rückwand aufgestellten, der Langseite nach frei in den Raum hineinragenden Betten, das Ganze nicht reich, aber von wohlthuender und geschmackvoller Behaglichkeit.

Das eine der Betten ist unberührt, in dem anderen liegt ein junges Weib von leicht erschöpftem Aussehen, aber mit dem Ausdruck selbigen Entzückens in den glänzenden Augen. Ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre mit braunrotem Gesicht und auffallend starkem Schnurrbart, schwarz und fast nach Tartarenart abwärts gedreht, sitzt an der Seite des Bettes. Die Blicke Beider sind auf den schneeweiß eingewickelten Säugling gerichtet, der tief schlummernd zwischen ihnen liegt.

Sie schweigen beide.

Die Wärterin ist weggegangen, um eine Versorgung zu machen.

„Findest Du nicht, Alwin, daß er Dir ähnlich sieht“, unterbrach die junge Frau plötzlich das süße Verstummen.

Der Mann zuckte lächelnd die Achseln.

„Ich finde, daß er ungefähr nach einem menschlichen Wesen aussieht.“

Das verdroß die junge Mutter, sie schalt die Männer garstig, sie schmolte.

Alwin war nicht ihr Mann, sondern ihr Bruder, Ingenieur wie jener; beide Angestellte derselben großen Maschinenfabrik.

Unter den schwierigsten Verhältnissen hatte Alwin, von außerordentlicher Begabung unterstützt, seine Ausbildung durchgesetzt und unverhältnismäßig früh eine gut bezahlte Stelle gefunden. Dies kaum erreicht, nahm er sich auch schon seiner Schwester an, der jüngsten, seines Lieblings. Hildegard stand damals im zwölften Lebensjahr; sie war ein lebhaftes, geistreiches Mädchen, von etwas zarter Konstitution und

versprach einmal ungewöhnlich hübsch zu werden. Ohne ihren Bruder wäre ihr Loos ein recht unerfreuliches geworden. In niedrig dienender Stellung hätte sie ihre Jugend, vielleicht ihr ganzes Leben zubringen gemußt.

Alwin hatte es besser mit ihr vor. Er ließ ihr eine gediegene Erziehung gedeihen und verschwendete dabei seine Mühe nicht. Er setzte zuletzt seinem brüderlichen Werk die Krone auf, indem er Hildegard verheiratete, an seinen Freund und Kollegen Otto Reichensberger.

Das geschah vor etwas länger als einem Jahre. Sich selber nach einer Gefährtin umzusehen, dazu war Alwin vor lauter Arbeit nicht gekommen.

Wenn heut bei der jungen Wöchnerin nicht der Mann, sondern der Bruder am Kindbett verweilte, lag der Grund davon darin, daß jener seit Wochen in einer entfernten Provinz sich mit der Einrichtung einer neuen Fabrik beschäftigte. Er hatte ruhig abziehen gekonnt, da er seinen Schwager zurückließ. Dieser benötigte denn auch, wie er es sonst nie gethan, die ihm zustehende dienstliche Freiheit, um die Schwester so wenig als möglich allein zu lassen, d. h. allein mit ihrem Erstgeborenen, über dessen Dasein hent zum drittenmal die Sonne aufgegangen war. —

Ein paar Augenblicke ließ Alwin die Schwester wegen seiner unehrerbietigen Bemerkung über den dreitägigen Reichensberger vor sich hinschmollen, plötzlich sagte er:

„Ich weiß jetzt, wem er auf ein Haar ähnlich sieht . . .“

Die junge Mutter blickte auf.

„Dir,“ fiel der Bruder ein, „— als Du nämlich einen halben Tag alt warst.“

„Ach, das hast Du ja miterlebt,“ erwiderte Hildegard mit sanftem Lächeln. „Wie war's

denn da, Du hast mir schon lange versprochen, mir einmal die Geschichte meiner Geburt zu erzählen.“

„Wenn Du sie hören willst; Wunderbares ist aber nichts dabei: sie ist nur sehr traurig, sie wird Dir trübe Gedanken machen.“

Warum? Das sei ja nun vorüber und sie so glücklich; im Glück höre man gern von vergangenen Traurigem.

Und der Bruder erzählte.

„Du hast ja den Vater gekannt,“ begann er, „da ist nichts zu vertuschen. Zur Zeit Deiner Geburt stand es noch etwas besser mit ihm; aber es ging doch schon rasch abwärts. Er trug damals zwar noch mit einem gewissen Stolz sein Schurzfell, in dem immer Hammer und Feile steckten, die Insignen des Handwerks, eines vornehmen Handwerks, aber er saß mit sammt seinen Insignen mehr hinter dem Schoppenglas im Bierhaus als er in der Werkstatt weilte. Freilich gab es auch meistens nichts zu thun. Wer sollte einem Kupferschmied in einem gemeinen Marktsteden genügende Arbeit geben, zumal in einer Zeit, wo das Kupfer, zu ungeheurer Teuerung emporgesteigert, fast ganz außer Brauch kam, in gewöhnlichen Häusern gar, wo es durch spottwohlfeiles Eisenzeug ersetzt wird. Der Kupferschmied war zum reinsten Anachronismus geworden. Hundertmal mußte ich als Kind den schlechten Witzen hören, daß im Bereich des Schillingfelders Kupferschmieds dessen Nase noch einzig an Kupfer erinnere. Wenn nicht die kleine Landwirthschaft gewesen wäre, welche die Mutter fast allein in Ordnung hielt, hätte das Elend noch mehr Gewalt über uns bekommen.“

Also es war damals schon recht schlimm. Ich ging in mein zwölftes Jahr in jenem Herbst, aber mit Ausnahme herber Schmerz Erfahrungen, die ich oft mit der Mutter theilte, und wodurch ich still und ernst geworden, mehr als meine Altersgenossen, war ich ein rechtes Kind geblieben, auch das mehr als jene. Ich glaubte noch fest und sicher, daß die Kinder aus dem Stappelbrunnen kämen.

Dennoch fehlte mirs nicht an Mergelerde. Zu Gegentheil, dieselbe war, wie meine Phantasie, sehr stark, sehr lebhaft. Wenn irgend etwas Neuartiges hervortrat, glaubte ich, meine Nase dabei haben zu müssen.

Nun wurde damals in Rappolsau, in jener Zeit noch Amtstadt, ein großes landwirthschaftliches Gaußfest geplant, und Wochen vorher wurde

von nichts anderem mehr geredet. Daß ich da auch hingehen würde, nahm ich als ganz selbstverständlich an; meine sorglose Kindernatur, auch die Art, wie wir erzogen wurden, konnten mich daran nicht im Geringsten zweifeln lassen.

Ich freute mich also im Voraus ganz unbändig auf das seltene Fest, ich malte es mir aus in den wunderbarsten Farben. Ich hatte gehört, daß verschiedene Dörfer Wagen schickten, worauf sie die Landwirthschaft gleichsam in Miniatur darstellten, und ich freute mich besonders auf den der Klebsauer, der einen ganzen Weinberg — ich hatte nie im Leben einen gesehen — vorstellen und worauf geherbstet und Most gekelert würde.

Aber auch das Vorhaben unserer Schillingfelder erregte im höchsten Grade meine Phantasie. Sie statteren einen Getreidewagen aus, von einer großen Weizengarbe gekrönt, aus welcher im Augenblick, wo der Amtmann beim Hoch der Festrede angelangt sei, eine weiß gekleidete Jungfrau, die Göttin Ceres vorstellend, sich erheben und einen reichen Mehrenkranz auf die Festbühne werfen sollte. Wo hatte man in einem Dorfe schon so etwas gesehen und gehört! Noch dazu sollte Ceres unjer schönes Bäschen sein, die Ernestine Stein. Daß ich so etwas nicht mit ansehen sollte, ließ ich mir nicht im Traum einfallen.

Als der große Tag dann kam, war ich der Erste auf den Beinen, und ohne ein Wort zu verlieren, steckte ich mich in meinen Sonntagstaat — mit dem sich allerdings kaum noch „Staat machen“ ließ. Das gleiche that Schwester Margareth.

Und auch der Vater. Stillschweigend, uns nur von Zeit zu Zeit einen höchst seltsamen Blick zuwerfend. Er bildete damals noch eine ziemlich stattliche Erscheinung, und seine Garderobe, aus der besten Zeit stammend, eignete sich noch recht gut, seinen dürftigen Künstlerstolz äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Wir Kinder in unserem armseligen, schon mehrfach gestickten Zeug paßten schlecht zu ihm.

Ihr bleibt zu Hans,“ hieß es plötzlich, als ich gerade nach meinem Strohhütchen greifen wollte. Das Wort wirkte auf mich wie ein Donnererschlag, einer aus heiterem Himmel; es schmetterte mich derart nieder, daß ich die Sprache verlor.

Die Mutter wollte uns Kindern zu Hilfe kommen.

„Du hast es schon gehört,“ lautete die barische Erwiderung. „Hättst Du dafür gesorgt, daß Deine Kinder etwas ordentliches anzuziehen haben. Man muß sich ja schämen, sich mit ihnen irgendwo blicken zu lassen.“

„Hättst Du dafür gesorgt.“ Die Mutter sollte natürlich für alles sorgen, für alles wurde sie verantwortlich gemacht.

Mit den letzten Worten ging der Vater weg, sehr unfreundlich. Nun glaubte ich erst an das Unglaubliche, an das Unbegreifliche, das hier gethan wurde, nicht in bloßen Scherz, in unerbittlichem Ernst. Und mich übermannte der Schmerz, ein heftiger Weintrampf überfiel mich.

Ich war auf eine solche Behandlung nicht gefaßt. Wir standen erst am Anfang der bösen Zeit; bis dahin hatte es in Schillingfeld eher dafür gegolten, daß wir Kupferschmiedskinder verwöhnt seien, daß wir von allem haben und überall vornedran sein mißten. Im Vergleich zu den Bauernkindern war das sehr richtig. Der Vater war hierin wirklich eher zu weit gegangen als das Gegentheil. Nun aber konnte er uns keine anständigen Kleider mehr anschaffen, also sich auch nicht mehr mit uns sehen lassen.

Der Mutter war es schon lange schlecht gegangen, nun kam es an uns, das konnte und wollte ich nicht begreifen, ich heulte nur immer fort.

Solches konnte die Mutter zuletzt nicht mehr mit ansehen, mein kindischer Schmerz erbatnte sie. Sie riet uns, wenn es denn sein müßte, allein auf's Fest zu gehen; die Festwiese sei groß, wir brauchten uns ja nicht gerade vor dem Vater sehen zu lassen. Aber Geld könne sie uns nicht mitgeben, sie habe keinen roten Heller im Haus; sie wolle uns jedoch Brot schneiden und ein Töpfchen Hauskäse zurecht machen, wir brauchten wir wenigstens nicht zu hungern. Das that sie, die Gute. Sie packte alles in ein Tüchlein und knüpfte die vier Enden über's Kreuz zusammen, also daß ich es an der Hand tragen oder mit meinem Stecken über die Achsel hängen konnte.

Es war sonst der Mutter Art nicht, dem Willen des Vaters entgegen zu handeln. Vielleicht that sie es in Wahrheit auch diesmal nicht; sie mochte wissen, daß dem Vater nicht das Geringste daran lag, wo wir uns herumtrieben, wenn wir ihn nur nicht persönlich behelligten und durch unsere Gegenwart ihn und die Welt an sein häusliches Elend erinnerten. Auch begreife ich heute recht gut, wie die Mutter an jenem Tage

besonderen Grund zur Weichherzigkeit hatte und wie es ihr außerdem darum zu thun sein mußte, uns zwei Erwachsene oder Halberwachsene vom Hause fern zu halten.

Wir machten uns auf den Weg, Margaret und ich, in bester Laune.

Sie wurde uns leider bald von neuem verdorben.

Als wir uns einmal umsahen, gewahrten wir einen Trupp Knaben und Mädchen, einige von unserm, die meisten aber von vorgerückterem Alter. Wir warteten, um uns ihnen anzuschließen. Ich erkannte zuerst Schulmeisters Christian, eine Art Better zu uns, und ich sah, wie er die andern auf uns aufmerksam machte, und wie sie lachten.

„Wo wollt denn Ihr hin mit Eurem Bündelchen da“, rief der Christian, „man meint, das sei ein kleiner Bettelsack, ein Häfelchen ist auch drin, wollt Ihr Schmalz betteln gehen?“ Und die andern lachten um so lauter, je verlegener und verschämter wir zwei dreinschaute.

Wir schlossen uns ihnen dennoch an, man kennt gewisse Empfindlichkeiten in der Kindheit nicht. Die Redereien hörten auch bald auf. Doch kümmerte man sich auch sonst nicht im Geringsten um uns, sodas wir recht verlassen nebenberiefen und uns schlimmer befanden als allein. Da begriff ich ungefähr, was ich noch nicht gewußt, daß in den Anschauungen der Leute zu Festlichkeit und Freudigkeit Geld gehört und daß nur der ein Recht hat auf Luftbarkeit und Fröhlichkeit, dem es in der Tasche klimpert.

Und der Mut wurde mir traurig und mein Herz schwoll von Bitterkeit. Ich dachte mit Margaret wieder heimzukehren. Doch sofort malte mir die Phantasie einen Wagen vor mit einem ganzen Weinberg darauf, einen ungeheuren Berg mit hunderten von Winzern und Wingerinnen. Das mußte ich sehen. Und auch die Ernestine als Korn- oder Weizenengel mit dem Wehrenfranz. Auch ohne das wäre ich nicht umgekehrt. Ich hätte nie den Mut gefunden, von den andern wegzugehen; ich hätte zu sehr ihren Spott, ihre Nachruhe gefürchtet.

Ich kam an jenem ganzen Tag in keine Feststimmung, obgleich ich innerlich wohl das Zeug dazu gehabt hätte. Auch daß der vielverschriene Klebsauer Wagen nur einen hölzernen Weinberg, eigentlich nichts als ein Duzend abgesehnener Rebzweige enthielt, woran die Trauben mit Bindfaden geheftet schienen; auch daß sogar nicht einmal die Göttin Ceres in ihrer Garbe zum Vor-

schien kam, weil man sie zu lange vorher hinein-
geperrt, im Sonnenbrand unter freiem Himmel,
wodurch es ihr kurz vor ihrer Apotheose übel
geworden: das alles, wenn ich es gleichwohl be-
dauerte, wäre nicht im Stande gewesen, mich sehr
unglücklich zu machen. Aber wo wir gingen und
standen, die Margret und ich, mußten wir böse
Reden hören in Bezug bald auf uns, bald auf
den Leichtsin des Vaters.

Die roheste Bemerkung machte der rote Entas
— wenn Du Dich noch an ihn erinnerst. Sie
bezog sich auf die Mutter und sogar auf Dich,
die Du noch gar nicht auf der Welt warst. In
meiner Unschuld verstand ich die unflätliche Rede
nicht in ihrem vollen Sinne; aber die Art, wie
ein paar junge Burche darüber lachten, brachten
sie bei mir dennoch zur vollen Wirkung; ich hatte
ein Gefühl, als ob ich mich in den Boden ver-
frachten müßte.

Recht im Gemüte verstört, machten wir uns
auf den Heimweg, allein. Wir glaubten übrigens,
trotz allem noch von Glück sagen zu dürfen,
wenigstens dem Vater nicht begegnet zu sein.

Er kam wohl gar nicht auf die Festwiese,
sondern saß mit Bekannten den ganzen Nachmittag
irgendwo im Kühlen.

Zu Hause kam es mir vor, als ob die Mutter
krank sei. Sie schleppete sich nur so von einem
Winkel zum andern. Es mußte ihr etwas sehr
wehe thun, sie stöhnte manchmal laut auf.

Wir waren nicht dazu erzogen, daß wir in
solchen Fällen Fragen an die Eltern richteten.
Ich drückte mich wie ich sehe und angstvoll auf die
Seite. Dann drängte die Mutter, daß wir zu
Bette gingen, früher als sonst.

Wir schliefen in der Nebenkammer, in dem
großen Bett, das der Großmutter gehört hat
und worin sie auch gestorben ist; wir mußten es
zu Dreien teilen, Margreth, der sechsjährige Hans
und ich.

Der Vater war noch nicht zu Hause. Ich
wollte gerade einschlafen, als ich ihn kommen
hörte. Schon von der Stiege her, an seinem
Tritt merkte ich, daß er sich im unerfreulichsten
Zustande befand. Leider erwartete man fast schon
nichts anderes mehr von ihm. Sehr unfsant
kam er in die Stube gepoltet.

Ein paar Augenblicke blieb es ganz still.
Dann fing es an, erst wie dumpfes Grollen;
unverständlich, dann immer lauter und zorniger.
Ich hätte am liebsten nichts gehört und mußte
doch gespannt aufhören, verstand auch bald, daß

es sich dabei um mich selber handelte. Er hatte
unsere Anwesenheit beim Fest erfahren, noch dazu
in häßlicher Art, durch den Christian — als ob
wir mit unserm „Bettelsack“ allgemeines Auf-
sehen erregt hätten. Der eitle Mann glaubte
sich vermehrt von der ganzen Welt. Und das
hatte die Mutter gethan. Sie brachte Schimpf
und Schande über ihn. Freilich, das war ja
ihre Absicht, sie wollte es so haben; ihr war es
recht, wenn man mit Fingern auf ihn deutete...

In diesem Sinne ging es fort, vielleicht
eine Stunde lang, bald gedämpft, bald schreiend.
Wie eine mächtige Woge, die ihn zu erstickem
drohte, stieg der Zorn immer wieder von neuem
in ihm auf.

Dazwischen flogen Gegenstände auf den
Boden, bald klirrend, bald dumpf anplumpfend.
Von der Mutter hörte ich lange nichts. Dann
drang es an mein Ohr wie schmerzliches Flehen,
manchmal wie winnend, wie von einer Tot-
ranken.

Darauf erwiderte dann der Vater etwas
ruhiger, aber noch immer barsch genug — was,
konnte ich nicht verstehen.

Ich mußte zuletzt heftig weinen und darüber
schlief ich ein.

Nach meinem Gefühl war ich aber kaum ein
wenig eingedufelt, als ich durch gellende Laute
von neuem angestört wurde. Ich hörte dann
im Augenblick nichts als leise Stimmen und
Tritte draußen in der Stube. Als ich mich aber
gerade darüber verwundern wollte, daß die kleine
Getrüb, damals ungefähr vierjährig, und sonst
bei der Mutter schlafend, als Viertes neben mir
lag, im tiefsten Schlummer, hörte ich plötzlich die
Mutter heftig ächzen und dann einen so groß-
lichen Schrei ausstoßen, wie ich im Leben nichts
gehört hatte. Da konnte ich nur noch einen Ged-
anken fassen, einen schauerlichen: der Vater habe
in seinem Rausch die Mutter umgebracht.

Darauf lag ich vor Schrecken wie gelähmt,
ich vermochte weder einen Angstruf hervorzu-
bringen, noch mich zu rühren.

Dieser Zustand muß nach und nach wieder
in Schlaf und Bewußtlosigkeit übergegangen sein,
denn ich wußte von nichts mehr, bis mich die
Tante Hanne weckte, als es schon Tag war und
es g'rad' das erstmal zur Kirche läutete.

Ich hatte die Schrecknisse der Nacht für's
Erste ganz vergessen und dachte nur, daß heute
Feiertag sei, Mariä Geburt, und daß ich in der
Kirche beim Amt zu ministriren hätte. Auch die

Tante drängte, sie schenke mir in der Küche eine Schaafe Milch ein und schob mich dann zur Küchenthüre hinaus. Ich eilte über Hals und Kopf davon, denn ich kam ohnedies zu spät.

Erst in der Kirche dämmerte mir die Erinnerung an die Nacht auf. Doch ich beruhigte mich und hielt alles für Traum; ich träumte oft so schreckhaft.

Dann hatte ich in's Pfarrhaus zu gehen, um den Meßwein zu holen. Während ich in dem mir vertrauten Hinterzimmer wartete, daß die Köchin mir den Wein brächte, hörte ich plötzlich nebenan beim Pfarrer die Stimme des Vaters. Ich erschraf.

„Wie ist's gegangen?“ hörte ich den Pfarrer fragen.

„Sehr schwer und sehr langwierig“, lautete die Antwort darauf.

„Und wann war's genau?“

„Zehn Minuten vor drei.“

Also doch. Ich hatte keine Mutter mehr.

Ich weiß nicht, warum ich nicht laut hinausweinte. Aber die Pfarrköchin gab mir in diesen Augenblicke das Weinfännchen in die Hand, und ich mußte acht geben, daß ich rechtzeitig damit zur Kirche kam und unterwegs nichts verschüttete.

Das Amt der Messe begann und ich mußte mit Gewalt meine Gedanken zusammennehmen, um keine Böcke zu schießen, wie wir uns ausdrückten, und die lateinischen Responsorien richtig zu sprechen.

„Introibo ad altare Dei“, begann der Priester. Wie es mich Mühe kostete zu antworten, noch dazu laut und vernehmlich, meine Kehle war wie zugeknüpft; aber es mußte doch heraus:

„Ad Deum, qui laetificat juventutem meam.“

Ich glaubte erwürgen zu müssen an diesem „Gott, der meine Jugend erfreut“.

Die Messe brachte ich glücklich durch. Als aber dann der Pfarrer auf die Kanzel stieg und wir zwei Meßbuben uns in die Sakristei zurückzogen, da konnte ich nicht mehr an mir halten. Mein Kamerad, Schuhvelten's Johann — nun in der Schillingsfelder Sprache zu reden — ganz überrascht von meinem heftigen Weinen, fragte, was mir sei. Nicht gleich, und nur unter heftigem Schluchzen, konnte ich ihm Antwort geben.

„Da müssen wir ihr nach der Kirche ausläuten“, entgegnete er.

Nach der Predigt hieß es, es sei noch eine Taufe. Einen Augenblick sah mich der Pfarrer an, er stutzte.

„So, Du weinst, daß Du noch ein Schwesterlein bekommen hast?“

An dem lustigen Ton, in dem er dies sagte, wußte ich mit einem Schlag, daß die Mutter nicht gestorben sei.

„Komm,“ sagte der Pfarrer darauf. „Du sollst selber der kleinen Maria Hildegard das Taufbecken halten.“

Da wurdest Du getauft.

Ich stand und hielt das Becken und sah Dich in dem Wickelkissen ruhen, Dein Köpfchen so zart und lieblich und ganz weiß. Der Anblick rührte mich; ich betrachtete Dich, während Deine Pathe, die Schreinerkatheth, für Dich gelobte, dem Satan zu entsagen und allen seinen Werken, als da sind Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens. Wie jedoch der Meßner mit seinen knotigen Fingern Dein zartes Köpfchen ergriff und das zinnerne Becken darunter schob, während Dir der Pfarrer einen ganzen Euß kalten Wassers auf das Haupt schüttete: da wurdest Du rot und blau und fingst an jämmerlich zu schreien und wolltest mit Weinen und kläglichem Gewinsel nicht mehr aufhören.

Das schnitt mir in die Seele. Ich hätte so gerne Dein Weinen gestillt und konnte doch nichts thun.

Da flossen auch mir von Neuem die Thränen über die Wangen nieder und mein durch das Vorausgegangene tief erschütterte Gemüth wurde noch heftiger aufgeregt. Ich fühlte, daß ich Dich innig liebte, mehr als meine andern Geschwister, in einem ganz besonderen Sinn; denn Du warst mir gegeben worden, als junges liebliches Leben in dem Augenblicke, wo ich an den schrecklichsten Tod geglaubt. Dafür war ich Dir im innersten Gefühl dankbar, und Dich so sehend in jämmerlich schmerzlicher Hilflosigkeit, selber ratlos, in halbpriesterlicher Kleidung davor stehend: da that ich innerlich den heiligen Schwur, mit allen meinen Kräften nach tüchtiger, selbstständiger Männlichkeit zu streben, um Dir eines Tages nicht nur Bruder, sondern auch Vater zu sein.

„Und wie Du Deinen Schwur gehalten hast“, hauchte die Schwester Hildegard, nach der Hand des Bruders greifend.

„Wenn Dir die Geschichte nur nicht das Herz traurig gemacht hat“, sagte dieser theilnahmsvoll.

„Nicht zu sehr“, antwortete ihr stilles Lächeln.

„Doch also ein wenig?“ Er bückte sich

nieder und küßte die junge Mutter auf beide Wangen.

„Ich muß übrigens hinzufügen“, sagte er, „daß ich mit meiner selbstständigen Männlichkeit noch am gleichen Tage angefangen habe, in der Weise, daß ich, zum erstenmal im Leben, ein ordentliches Mänschen trank. Der Vater, immer stolz auf seine neugeborenen Kinder, wollte sein Glück, gerade an dem Tage Mariä Geburt eine Maria Hildegard getauft zu haben, in gehöriger Weise

feiern. So arm, wie zur Zeit Deines Erinnerns, waren wir noch nicht; der Vater besaß noch einigen Kredit. Er ließ also einen ordentlichen Taufschmans herrichten und lud alle Gewattern und Nachbarn ein, daß sie mit lustigem Zechen Deine Erscheinung feierten. . . Und das wollen wir auch mit Deinem Erstgeborenen thun, sobald Dein Mann zurück ist, nicht wahr?“

Die junge Mutter lächelte in stummem Glück.

Auf dem Lebensweg.

Von Wilhelm Jensen.

I.

Kindheitszauber.

Düßle Well, du trautes Dorf,
Wo mil der Krähen schwarzem Zug
Weit über der Gaide draunem Schorf
Der Herbstwind grau die Nebel trug
Die Eule schrie vom kahlen Baum,
Der Winter kam, es knarrt' der Schnee;
Aus allem Buch zu mir im Traum
Kam goldgelocht die Märchenfee.

O stilles Dorf, du traute Well,
Wo dichl sich an's vermooste Dach
Jog Wiesengrün und Rehrenfeld
Und quer den Weg durchfloß der Bach.
Am Grunde glimmten Sand und Stein;
Wie sumierte sein Wellenspiel,
Wenn drauf im Malensonnenschein
Die weiße Airschblüthe fiel.

Aus weiter Fremde kam sein Lauf:
Wir sprachen's oftmals, ich und du;
Dann war's ein Tag, und wasserlauf
Jog's fort uns ohne Strümpf und Schuh.
Wir hielten fest uns an der Hand,
Und in die Wunderferne ging's;
Die Welle sang, das Dorf verschwand,
Und stille, fremde Welten rings.

Die Gaide kam, es kam der Wald,
Und tiefer ward's, als am Beginn;
Doch weiter noch, nur keinen Halt!
Dein Ködchen flog an's Ufer hin.
Und nun dein goldnes Haar, draus haum
Die weiße Schulter glänzl, wie Schnee —
Es schlug das Herz mir wie im Traum,
Denn du, du warst die Märchenfee.

II.

Parnassia.

Zwischen surrendem Bienenesauge
Des Sommers, was steht du schon da,
Ein ernstes weibliches Auge
Des Herbstes, Parnassia!

Mit schneeiger Blätterkrone,
So feingedert und zart,
Der frühesten Cenzanemone
Sagt Scheinst du gleichend an Art.

Sie aber ist Schnee des Märzen,
Singaukelnder, lachender Schnee,
Verkühdend in Hainen und Herzen
Des Frühlings leuchtende Näh.

Doch deine Blüthenglocke,
In schwindende Sommerpracht
Streut sie die erste Stodke
Der nahenden Winternacht.

III.

Geleit.

Leben mir wandern die Wasser
Singenden Juges dahin;
Mir weht der Wind um die Schläfen
Jugendtraumhaften Sinn.

Fort schreit' ich durch blühende Lande,
Ich weiß nicht, wo ich bin —
Eigene Kindheit und Enkel
Wandern mit mir dahin.

IV.

Ruh e.

Sonnige Stille.

Nichts als in Blüten die schwirrende Grille.
Saukelnde Faller, Liebesidylle.
Wunschlos der Wille.

Dämmerbreite.

Frieden nach langem ermüdendem Streite;
Unter der niemals erreichbaren Weite
Sternengeleite.

Traumbhaft umfangen:

Lufthauch von Veilchen, im Frühling vergangen,
Aufhall von Stimmen, die lange verklangen.
Schlafesverlangen.

Ruh'n ohne Leiden.

Ruch von sich selber ein abendlich Scheiden,
Still sich zum nächtlichen Nichtsein entheiden.
Schlaf zum Beneiden.

Alter's Raßen.

I.

Wun heißt es ernst den Schriff der Zeit beachten,
Die Stunden, die noch zugemessen, wägen,
Das Gold des Geistes sorglich ruhend prägen
Und ohne Wandel nach Vollendung trachten;

Um Hoffnungen, die uns am Morgen lachten,
Nicht länger trauern; allen Schicksalschlägen
Nicht ew'ge Thränen weinen gleich den Trägen,
Die thallos im alten Grambelt schmachten.

Der Jugend Hoffen, wie so Noth es lose,
Hält doch das Anliß zugekehrt der Erde
Und träumt ein Glück, das ruht in ihrem Schoße.

Das Alter mit erhabener Geberde
Weißt auf die Ewigkeit und sein Verzichten
Auf Erdenglück ist ein Emporsichrichten.

II.

Wenn alternd wir durch Blütenleichen schreiten,
Die von dem Baum der Hoffnung niederlanken,
Bleibt unser Schritt doch fest und ohne Wanken,
Wenn wir die Arme nach dem Ew'gen breiten.

Nicht Träume sind es, die uns fúrder leiten;
Gleich güldnen Ketten winden die Gedanken
Sich um die Wellen, und ein süß Umranken
Empfinden wir von Zeit und Ewigkeiten.

So mögen fast als Fremde wir erscheinen
Den Herzen, drin des Lebens Stürme loben,
Wie nach sie Lieb' und Treue uns vereinen.

Wir schau'n ihr Streben aus der Zeit gehoben
Und seh'n als Sterne fern am Abend leuchten
Die Thränen, die ihr junges Auge seuchten.

J. Driefe.

Glück im Walde.

Gegrüßt, mein trautes Waldrevier,
Mit deinen Schattengewegen!
Rehrt ich zu dir, so wohl in mir
Das Herz mit stärkern Schlägen!

Im Blätterwerke rauscht der Wind;
Ich horche hin und spähe,
Ob nicht mein Schatz, mein herzlich Kind,
Auf einmal vor mir stehe.

Dort plätschert leis ein munterer Quell;
Da steh ich wie gefangen;
Kommt wohl mit Schrittchen leicht und schnell
Mein Lieb durch's Moos gegangen?

Da hichert eine Meise laut,
Versteckt im Blätterdache;
Mir wird, als ob mein Mädchen traut
Mir nahe sei und lache.

Da ruf ich in den Wald hinein,
Im Echo ruft es wieder; —
Dann stakert oft vom Wiesentrain
Ein helles Kleid hernieder.

Und kommt die Holde selber her,
Den Freund ans Herz zu schließen,
So hat er keine Wünsche mehr,
Als — Schweigen und Genießen!

Hans Müller.



Der Findling.

— Eine Wurzelmannsmär. —

Von

Otto Roquette.

I.

Verweht und still ist jeder Steig,
Kaum läßt ein Summen in den Höhen
Des Walds, ein fallend dürrer Zweig
Auf dem gehäuften Schnee sich hören;
Mit Dunstgewölk bedeckt die Luft
Des Wintertags und um die Stämme
Zieht grünlich blauer Nebelduft
Bis in der Wipfel Nadelkämme.
Die niedersten Äst um Äst,
Hochauf beschwert von weißer Last.

Doch daß der Wald zu anderer Stunde
Von Menschenleben auch erfährt,
Das kündigt auf dem harten Grunde
Des breiten Wegs die Räderspur
Zum tiefgelegnen Dorf hinunter.
Und jetzt auch kam den Berg herab
Etwas Lebend'ges, frisch und munter,
Mit Bündel, Korb und Wanderstab.
Ein Mägdlein war's, mit fünfzehn Jahren
Noch fast ein Kind, doch ging es, schon
In Armut und im Dienst erfahren,
Als Botin um geringen Lohn,
Um in der Stadt für ihre Leute
Zu holen mancherlei Bedarf.
Sie schritt, als ob der Weg sie freute,
Wiewohl er lang, die Lüste scharf,
Auch schien der Tragekorb am Rücken
Den jungen Kräften nicht zu schwer,
Denn aufrecht ging sie, ohne Bücken,
Ihr Bündel schwenkend, fest daher.

Und wie Gebüsch und Baum sie locken,
Und viel sie wendet Aug' und Ohr,
Schiebt unterm Kopfstuch, wie von Flocken,
Ein goldig kraus Gewirr sich vor.
Das will am Scheitel niemals haften,
So oft sie's glättet. Hier im Wald,
Wo sie die Leute nicht begaßten
Und lachten, merkt sie's nicht so bald,
Sumal sie in den roten Beeren
Gesiederte Gesellschaft sah:

„Blauweislein! Ist für eu'r Begehren
Im Busch noch immer etwas da?

Den Sommer lang habt ihr verschwendet,
Jetzt heißt's bei euch: daß Gott erbarm!
Nun, wenn ihr's augenafcht, dann wendet
Euch nur zu mir! Zwar bin ich arm,
Seit Vater mir und Mutter starben,
Allein die Schmiedefrau ist gut
Und läßt im Dienste mich nicht darben.
Auch hab' ich immer guten Mut,
Und freu' mich schon auf's Abendessen,
Wie ich euch schnabulieren seh.
Gut Nacht, Blauweislein, unterdessen!
Und find't ihr morgen nichts im Schnee,
So lad' als Gäste ich euch alle
Zum Frühstüch an mein Kämmerlein,
Es soll für euch in jedem Falle
Am feinsten was zu finden sein.“

So schreitet mit vergnügtem Nicken
Sie weiter. Schon im Thale ruht
Das große Dorf vor ihren Blicken.
Sie grüßt des Schmiedeheerdes Gut,
Die fernher durch den Nebeldämmer,
Ein Keitstern, aus der Tiefe dringt,
Und das Gedröhn der Eisenhämmer,
Das ihr gewohnt und fröhlich klingt.

Da knallt ein Schuß in ihrer Nähe.
Sie stutzt, und sieht, von Groll erfasst,
Wie flatternd die erlegte Krähe
Zu Boden fällt vom Kiefernast.
Da wendet um die Felsenecke
Der Konrad sich — sie wußt' es gleich,
Daß er es war, der im Verstecke
Sie necken wollte mit dem Streich!
Der aber lacht gar unbefangen
Sie an, und bietet ihr die Hand:

„Ei, Kofel! Grüß dich Gott! Vergangen
Ist doch dein Horn? Das Führen stand
Dir garnicht gut. Und jetzt auch schneidest
Du ein Gesicht — zum Fürchten gar!
Wie kommst's, daß du mich nicht mehr leidest?
Wir spaßten doch so manches Jahr!“

Er sprach es lachend, doch die Kleine
Fuhr auf, und rief mit jedem Wort:

„Ich spaße nicht mit dir, und meine.
Du könntest Best'res thun am Ort,
Als nach den armen Krä'n'n zu schießen!
Du lungerst müßig durch's Kevier,
Und treibst, was andre soll verdrießen!
Geh weg! Ich frage nichts nach dir!“
Der Konrad drauf: „Du weißt zu fassen,
Was dir beliebt zum Wortgefecht,
Was ich mag treiben oder lassen,
Ich weiß, dir ist es niemals recht.
Den Vogel kenn' ich am Gefieder,
Dich, Kofel, auch! Dein Sinn ist kraus,
So wie dein Haar. Da guck's schon wieder
Dir goldig unterm Tuch herans!“

Das Mädchen, ärgerlich, erschrocken,
Zieht sich das Kopftuch in's Gesicht,
Und birgt die widerspenst'gen Locken,
Indeß der Konrad lächelnd spricht:

„Hör' an! Du hast nichts mehr zu leiden
Von meinem Anblick im Kevier,
Denn, wie's im Kiesel heißt vom Scheiden,
Schon morgen muß ich fort von hier.“

Sie sieht ihn an mit Frageblicken,
Wie halb erschreckt, und tritt zurück.

„Ist endlich Zeit, mich anzuschicken.“
So fährt er fort, „denn all mein Glück
Liegt in der Fremde! Sieh, ich reife
Zur hohen Schul', man nennt das auch
Akademie, daß ich im Kreise
Von klugen Lehrern Kunst und Brauch
In Forst und Wald mit Fleiß erlerne.
Und fröhlich Leben giebt's dazu!
Nun, Kofel, da ich in die Ferne
Mich schicke, gib dich nur zur Ruh!
Die Hand zum Abschied! Eingeschlagen!“

Doch Kofel bligt ihn höh'nisch an.

„Was hab' ich Abschied dir zu sagen?“
Mit heft'ger Rede sie begann;
„Ein großer Bursch von achtzehn Jahren,
Der nochmals in die Schule muß!
Geh du mir weg! Gott soll bewahren!
Sieh zu, da hast du was zum Schluß!“

Und damit schlägt sie, garnicht sachte,
Auf Konrads angestreckte Hand,
Der, ob er gleich von Neuem lachte,
Verwundert und betroffen stand.

„Das patzte gut! Du böse Sieben,
Die hadern nur und trügen kann!
Vergißt du jeden Gruß mit Lieben,
So kriegst du niemals einen Mann!“

Doch Kofel, heft'ger nur erglühend
Durch sein Gelächter, seinen Hohn,
Ihm Hornesblick entgegen prühend,
Versteht im allerhöchsten Ton
Des Strafgerichts:

„Ich will auch keinen,
Und helf' mir selber durch die Welt!
Am allerwenigsten so einen,
Wie du, der sich so vornehm stellt!
Frau Gerda's angenomm'n'es Söhnchen,
Um das sie sorgt, als ob man gar
In's Bündel ihm ein Pringsenkröndchen
Hätt' mitgegeben unfschtbar!
Thu nur nicht groß mit deiner Zungel
Denn hältst du dich auch hoch im Preis,
Du bist doch nur ein Findeljunge,
Von dessen Eltern man nichts weiß!
Und so — jetzt hast du es mal richtig
Von mir gekriegt! Zieh immer fort,
Mach' in der weiten Welt dich wichtig!
Das ist für dich mein Abschiedswort!“

In Konrads Busen widerstreitet
Von Stimmen sich ein wildes Heer.
Er blickt ihr nach. — Sie aber schreiet
Zu Thal, und wendet sich nicht mehr.
Sie haßt ihn bitter, wollt' ihn haßen,
Heut ward es ihr und plöglich kund.
Sie wollt' es jetzt ihn fühlen lassen.
Und hatte sie nicht jeden Grund?
Daß er so groß und schön vor Allen
Mit seinen achtzehn Jahren ging,
Daß er mit frischem Wohlgefallen
Des Lebens jeden Tag empfing,
Daß man ihn gern hatt' allerorten,
Und seinetwillen Gerda pries,
Derweil er doch mit Scherzesworten
Ihr selber jeden Tort erwies —
So meinte sie — und kurz sie wollte
Ihr haßen, wie sich's ihr gebührt.
Zwar, daß er morgen reisen sollte,
Weit in die fremde Welt geführt,
Vielleicht auch niemals wiederkehrte —
Was war's, das ihr den haß'gen Lauf
Und plöglich auch den Haß erschwerte?
Sie stand, und lugt noch einmal auf
Zum Wald. — Ach was! Der soll nicht meinen,
Daß sie's um seinetwillen thut!
Und doch, ihr war beinahe zum Weinen,
Und ganz absehnlich weh zu Mut. —

Dem Konrad aber hat die Fehde
Das Herz mit bittr'em Groll erfüllt.
Wenn auch des Mädchens Eiserrede
Nichts eben Neues ihm enthält.
Er wußte, daß man ihn gefunden,
Ein fremdes, unbekanntes Kind,
Doch war sein Grübeln längst verschwunden,
Woher, von welchem Sturm und Wind
Des Erdschicksals er verschlagen
In diesen Wald, der ihm von früh
Gewährt ein heimisches Behagen.
Und dächt' es Konrad eitle Müh
Zu forschen länger, war sein Sinne
Doch stolz, und trotzig schwoll sein Mut
Durch Kraft sich Ansehn zu gewinnen.
Souß fand er mit der Kofel gut.
Sie war ein Kind! Er scherzt', und neckte

Sie harmlos, und sie gab's zurück.
Doch was so wild den Horn ihr weckte,
Sogar zu solcher argen Eile!
Und Bosheit heut sie angetrieben,
Begriff er nicht. — Das dumme Ding!
Was ging's ihn an? —

Und dennoch blieben

Im Herzen Fragen, die so lange
Von Wert der bloßen Nengier faun.
Bald hält er ein auf seinem Gange,
Und steht gelehnt an einen Baum,
Die Augen, ohne zu betrachten,
In's winterliche Grau gebannt.
Der Platz, hoch über Felsenhöhlen
Des Bergs, war ihm genug besannt.
Hier lagert Steingetümmer, mächtig
In Blöcken, wie vom Neiz erfährt
Der Wurzeln, welchen hoch und prächtig
Entsteigt der Buchenstämme Laß,
Jetzt fahl, gleich riesigen Gemeihen
Des Edelhirsches, die mit Stolz
Hinab schau'n auf die niedern Reihen
Im Schneebedeckten Unterholz.

Da springt aus einer Felsenritze
Was Lebendes — ein Wild ist's nicht,
Ein Wurzelmännlein, das zur Spitze
Des Blockes hüpf't. Ein fester Wicht,
Eichhäufchensschnell, von Spannenslänge.
Das guckt den Konrad lachend an
Und spricht:

„Was bringt dir in's Gedränge
Das junge Herz, Herr Jägersmann?
Hast allen Grund zu heitren Mienen,
Macht ein Gesicht doch, trüb und dumm.
Als wär' der — Kukuck dir erschienen!“

Der Konrad wendet schnell sich um,
Ist aber keineswegs erschrocken.
Das Wurzelmännlein kennt er gut
Seit er in Kinderschuhen und Socken
Zuerst entlaufen Gerda's Hut.

„Küßt du dich wieder einmal sehen,
Waldrüderlein?“

So hebt er an.

Und Jener:

„Im Vorübergehen
Begegnet' ich Dir oft im Tann,
Du sahst mich nicht am Wege kauer'n.
Nun aber gehst du morgen fort,
Da komm' ich, dir mal aufzulauern.
Man spricht zum Abschied wohl ein Wort.“

„Diel Dank, du Kleiner! Kommtst auch grade
Mir recht. Zu fragen hätt' ich was.
Du weißt, was einst auf jedem Pfade
Geschehen hier in Lieb' und Haß.
Man heißt mich Findling. Aufgesehen
Hat man im Walde mich als Kind.
Ich fragte nie, wer sie gewesen
Die Eltern, oder gar noch find,
Doch heut — du kannst gewiß es sagen —

Heut geh't mir immer durch den Kopf.
So sprich einmal!“

Drauf mit Behagen

Das Männlein:

„Schäm dich was, du Trost!“

Und thät mir's klar zu Tage liegen,
Ich sag' es dir um keinen Preis!
Doch bleib' ich besser noch verschwiegen,
Weil selber ich davon nichts weiß.
Was ist dir durch den Sinn gefahren?
Du wärst wohl gern von hohem Stamm?
Die gegen dich so grausam waren,
Die gieb' du nur — poß' Flieg' und Schwamm!
Die gieb' du nur getroßt verloren!
Bist du denn nicht Frau Gerda's Sohn?
Die, wenn sie dich auch nicht geboren,
Dich hegt' und zog um Gotteslohn?
Und warst du, wenn der Schein nicht trügte,
Nicht gut zu ihr, in Sohnespflicht?
Doch wie die Sach' sich also fügte,
Daß sie dich fand, verschweig' ich nicht.
— Ich war's zuerst, der dich entdeckte.
Daß solch' Gewächs im hohen Gras
Mich doch zu allererst erschreckte
Versteht sich. Doch nicht lange saß
Und staunt' ich, sondern schnell entschlossen
Macht' ich, daß ohne viel Verzug
Mit meinen Wurzelstammgenossen
Ich dich zum breiten Wege trug.
Allmo dich Gerda finden sollte.
Die war zur Zeit ein junges Weib,
Dem doch das Glück nicht danern wollte.
Schön, groß und wohlgerüst von Leib,
Nicht arm auch an Besitz und Gaben,
So mußte sie nach kurzer Zeit
Den Mann, den sie gefreut, begraben.
Bald überkam sie neues Leid,
Denn nach dem Mann, in wenig Wochen
War auch ihr einzig Kind dahin.
Das hatt' ihr schier das Herz gebrochen.
Sie wankte mit verstörtem Sinn
Von Haus zu ihren Gräberhügeln.
Und gab's da nichts von Trost und Brauch
Des armen Weibes Gram zu jügel'n.
Ich wußt', an diesem Morgen auch
War früh zum Kirchhof sie gegangen.
Wir legten heimlich unsern Fund
Ihr an den Heimweg, mit Verlangen
Daß sie ihn sah', und duckten rund
Uns zwischen Farn und Dolben nieder.
Nicht lang', so kommt still und allein
Von ihrem Gang auch Gerda wieder.
Sie horcht — es dringt wie Kinderschrei'n
An ihr Gehör. Die Laute wecken
Sie auf. Ein Zittern überfällt
Sie ganz, ein Staunen und Erschrecken —
Sie such't, sie bückt sich hin, und hält
Im Arm den Fund, den wir gerettet.
„Um Gott! Wer hat dich, armes Kind,
Dahier in's fenckte Gras gebettet?“
So ruft sie, nimmt es auf geschwind,
Und eilt in's Dorf zu ihrer Schwelle,

Und wärmt und hegt es mütterlich.
 Sie fragt umher an Ort und Stelle,
 Doch kein Befitzer meldet sich.
 Sie läßt es in die Zeitung schreiben,
 Doch niemand kommt, und niemand fragt.
 „Nun,“ ruft sie, „solßt du mein verbleiben!
 Nun sei mein Herz nicht mehr verjagt!
 Ich hab' doch etwas, so das Leben
 Mir wiedergiebt und macht von Wert!
 Die Heimat will ich ganz dir geben
 In meinem Arm, an meinem Herd!“ —
 So kam's. Die Leute sie reden
 Und flüster'n, ja verleunden gar.
 Bald hört' es auf. Sie blieb für Jeden
 So brav, wie sie von Herzen war.
 Und da sie hübsch noch anzusehen,
 Und jung dazu, so fehlt es nicht
 An Freiern. Alle hieß sie gehen,
 Um ganz zu leben ihrer Pflicht.
 Sieh, das ist Gerda! Hast vergessen
 Du, was kein braver Sohn vergißt?
 Will sich dein Hochmut gar vermessen,
 Daß du vielleicht was Bessres bist?“

„Nein! Nein!“ ruft Konrad. „Nicht im Leben
 So Böses ich im Herzen trug!
 Der Hochmut sei mir nie vergeben,
 Daß Gerda mir nicht hoch genügt!
 Auch schäm' ich mich der dummen Frage,
 Kaum weiß ich, wie sie so mir kam!“

Das Männlein drauf:

„Nun wohl entfage

Der Ungier, die dich übernahm!
 Und jetzt hör' an den Abschiedstreigen,
 Den du verständig magst empahn,
 Ich will ihn singen dir und geigen
 In guter Lehr' auf deiner Bahn.“

Und von dem Rücken nimmt die Fidel
 Das Männlein, schwenkt den Bogen frei,
 Und geigt und singt dazu sein Kiedel
 In schönster Wurzelmelodei:

Wohlauf, wer sich nicht hoch vermüßt,
 Und dennoch schämt für Einen!
 Und was ein richtiger Wurzelmann ist,
 Ganz auch mit krummen Beinen.
 Und hat er die Nase stumpf im Gesicht,
 Und jäng' er wie Dohl' und Raben,
 Er ist drum kein verächtlicher Wicht,
 Und brauch't's nicht schöner zu haben.

Wohlauf! Auch der Geringst' erfährt
 Sein Lehteil gleich dem Größten,
 Und will ich nur, was für mich paßt,
 Kann ich mich allzeit trösten.
 Und ist's vom Wipfel weit herab,
 Der Knorren auch treibt zur Blüte,
 Und rührt meine Fidel kein Zauberstab,
 Sie schafft mir doch frei Gemüte!

„Dank dir, Waldbrüderlein! Wir finden
 Uns wieder, hoff' ich, hier zu zwi'n!“

Der Konrad ruft's, doch schon verschwunden
 Sieht er den Kobold im Gestein.
 Dann eilt er fort mit großen Schritten,
 Dem Försterhause zugewandt,
 Wo, schon als Knabe wohlgeleitet,
 Dem Alten er vertraulich stand.
 Denn da der Welt, dem Glück entgegen
 Ihn ruft die neue Lebensbahn,
 Will er noch einen Abschiedslegen
 Von seinem grauen Jagdkampan.

II.

Fahr' hin, mein Trost in öder Zeit,
 Die du zum Leben mir gewiebt.
 Erfreut mir Seel' und Sinn!
 Was ganz und gar mein eigen schien,
 Ich weiß, es war mir nur gelieh'n.
 Fahr' hin, mein Glück, fahr' hin!

Es bringt der Tag, es nimmt der Tag,
 Und schon im Glück der Stunde lag
 Des Kammers Anbeginn.
 Doch daß du ganz mir angehört,
 Wie gerne war mein Herz betört!
 Fahr' hin auch du, fahr' hin!

Gefegnet sei auf deiner Fahrt,
 Daß dein Gedenken ich bewahrt,
 Das bleibt mir zum Gewinn.
 Dein Herz ist jung, die Welt ist weit,
 Dir bringt das Scheiden noch nicht Leid.
 Fahr' hin mit Gott, fahr' hin!

So klang durch Mutter Gerda's Seele
 Der Abschied nach von ihrem Sohn,
 Seitdem von seiner Kiebertehle
 Verstummt im Hans der letzte Ton.
 Wenn sie ihn sonst im Jahreskreise
 In Ferienstimmung oft empfing,
 Sie wußt', es kount' auf weiter Reise
 Vergeh'n jetzt mancher Jahresring.
 Bis daß ihm Wiedertehr' gelänge,
 Doch muß't' es sein. Und war's sie ihr
 Um feinehath, daß in's Gedränge
 Der Welt ihn Ruf und Eifer trieb.
 Ihr war um Konrad gar nicht bang,
 Vertrauet seinem guten Geiße.
 Doch einsam blieb sie nun für lange
 Zwar gab's zu thun für sie zumeist
 In Haus und Hof, in Feld und Garten,
 Und, daß es nach der Ordnung ging,
 Der Mägd' und Knechte nicht zu warten,
 Denn ihr Besty war wohl gering.

Allein die Einsamkeit bedrückte
 Frau Gerda doch. Sie brauchte was,
 Das ihr den Tag mit Angend schmückte,
 Und dem sie Freud' im Auge las. —
 Da kam die Rosel einst gegangen
 Als Botin von der Schmiederau,
 Als reizend Kind, mit rosen Wangen,
 Gewandtem Wort, und Augen blau.

Der Konrad hatte ja so häufig
 Von ihr erzählt, und jeder Scherz
 War Mutter Gerda doch geläufig;
 Dem Mädchen stand ihr gutes Herz
 Schon offen. Bald auch war's beschloffen,
 Die Kleine, die so bildsam schien,
 Sie wolt' als neuen Hausgenossen
 Sie bei sich haben und erzieh'n.
 Und so geschah's. Die Rosel freilich
 War sehr erschaut, und konnte schwer
 Sich finden. Nun, das ist verzeihlich!
 So dachte Gerda. Im Verteilr
 Mit mir wird Alles sich schon geben!
 Nun ward gelernt, gelesen auch,
 Genüht mit eifrigem Bestreben,
 Gewaltet nach des Hauses Brauch.
 Und Rosel fühl' in Gerda's Güte
 Sich ganz verwandelt, und ergab
 Sich ihr mit kindlichem Gemüthe.
 Die Zeit, da sie mit Korb und Stab
 Als Botin ging, war längst vergangen.
 Sie staunt', daß vor drei Jahren bald
 Sie ward in Gerda's Haus empfangen,
 Und nun gleich einer Tochter galt.
 Jungfräulich und mit reinen Zügen
 War sie erwachsen. Nur daß sich
 Das Krausgeflocht nicht wollte fügen,
 So oft sie auch den Scheitel strich.

Die Mutter lachte. Dapon lachte
 Der Konrad auch ihr schon gesagt!
 Doch Rosel sorgt', daß auß der Glätte
 Kein krauses Härlein mehr sich wagt.
 Und las ihr Gerda aus den Briefen
 Des weit Entfernten etwas vor,
 Die fröhlich stets zur Heimat liefen,
 Dann spitzte Rosel wohl das Ohr,
 Doch sagte nichts, und niemals nannte
 Sie Konrad's Namen. Selten nur,
 Wenn ihr auch einen Gruß er sandte,
 Sah Gerda eines Lächeln's Spnr
 Auf Rosel's Kippen, das doch wieder,
 Gleich wie von Schreck gescheucht, entwich.
 Dann schlug sie schnell die Augen nieder
 Und nähte schweigend emsiglich.

So ging die Zeit. Der Frühling wollte
 Zum fünftenmale sich erneu'n,
 Und was er Gerda bringen sollte,
 War eitel Glück und Hoffensfreu'n.
 Denn Konrad sollte wiederkehren
 Und lange bleiben. Demu bestimmt
 Ist ihm ein Amt in Lob und Ehren,
 Das gar zu gern er übernimmt,
 Als hätt' er selbst darum geworden.
 Denn da sein grauer Waldgesell,
 Der alte Förster, war gestorben,
 Solt' er verwalten seine Stell',
 In der so Vieles längst verlangte
 Nach Arbeit frischer Jugendkraft. —
 Und Frühling war's. Die Sonne prangte,
 Es stand das Holz in neuem Saft,
 Die Finken trillerten in Chören,

Ein Veißendunst den Wald durchzieht,
 Und wer da recht versteht zu hören,
 Vernimmt des Wurzellooses Lied.

Nun ist die rechte Wurzelmannszeit,
 Der Saft dringt durch die Fasern,
 Und steigt und zwängt sich mit Arbeit
 Durch alle Knorren und Masern.
 Nun gilt's zu hüten den Weg zum Stamm
 Fein säuberlich durch das Gestecke,
 Denn all' das Gejiefer, wie Wurm und Schwamm,
 Dünkt auch sich in seinem Rechte.

Was draußen feimt und dem Freien sich beut,
 Mag wimmeln auf seine Weisel
 Nur die reinliche Zell' im Innern erneut
 Und weitet des Baumes Kreise.
 Das saugt und quillt im Stillen, und schafft
 Nach oben das Weiche zum Festen,
 Und dehnt und stärkt die gesunde Kraft,
 Und die Zweiglein werden zu Ästen.

Herzliebe Sonne, nun weckst du zum Licht
 Die Knospen aus hargigen Däften,
 Mit Blätterstimmeln grüngolden und dicht
 Wiegt sich die Kcon' in den Lüften.
 Bald giebt sie ein gastlich bergendes Dach,
 Will Mittagsglut uns ermannen,
 Herzliebe Sonne, du thuft dein Sach,
 Wir danken dir auch für den Schatten!

III.

Daß schönes Glück doch, kaum empfangen,
 Und Freude, lang genährt und still,
 Sich überraschend bis zum Bangen,
 Fast zur Enttäuschung, wandeln will!
 Frau Gerda fühl't's mit Unbehagen,
 Und fragt, worauf es nur beruht,
 Daß sich die Kinder nicht vertragen?
 Sie sind doch Beide sonst so gut!
 Der Konrad ist nun da, der alte
 Für sie, mit liebendem Vertrauen,
 Bravo bis zur tiefsten Hergensfalte,
 Nur prächtiger jetzt anzuschau'n.
 Bei ihr zwar nahm er nicht mehr Wohnung,
 Die schlug er auf im Försterhaus,
 Da Waldarbeit, Saat und Schönmung
 Ihn fordern früh und spät hinaus.
 Doch kommt er täglich. Ganz benommen
 Zuerst, wie Rosel schön und groß,
 Die doch sein Gehen und sein Kommen
 Gleichgültig nahm und wortelos,
 So kühl, daß oft es ihn verletzte.
 Und sprach er, traf ihn wohl wie Hohn
 Ihr Blick, der ihn in Flammen setzte
 Und schärfer spitzte Wort und Ton.

Frau Gerda hört' es mit Erstaunen.
 Sie giebt's der Rosel tadelnd kund,
 Sie schilt auf Konrad's böse Launen.
 Er scheint ja für das Haus die Stund'
 Zum Aerger nur sich aufzusparen!

Was ist denn nur in kurzer Zeit
 Jetzt in das junge Volk gefahren?
 Es giebt Versimmung, beinah Streit.
 Bald kam der Konrad auch, betroffen,
 In Ablehnung noch nicht genöhnt,
 Wo er sich herzlich gab und offen,
 Sah sich belächelt und verhöhnt,
 Und gab in jugendlicher Verbheit
 Manch' kräftig Wörtlein zu versteh'n.
 Das sie in kühl gemess'ner Herbheit
 Kieft am Gehör vorübergeh'n.
 Das ist nicht länger zu ertragen,
 Und morgen muß das anders sein!
 So dacht' er. Prüfend will ich fragen
 Bei ihr, ob ganz sie Eis und Stein?
 Kann man im Hause nicht mehr lachen?
 Siebt's nur noch stummen Aergers Plag?
 Oh! Das wollen wir schon machen! —
 So kommt er denn am andern Tag
 Schon singend über Gerda's Schwelle,
 Und scheint vortrefflich angedumt,
 Ein fröhlich lachender Geselle;
 Erzählt Geschichten ungedumt
 Aus seiner Studienzeit, und wußte
 Sich so zu geben, daß erstent
 Zuerst die Mutter lachen mußte.
 Allein er selber lachte heut'
 So viel und laut — es klang erzwungen.
 Frau Gerda merkte bald, es war
 Der guten Stimmung nicht entsprungen.
 Sie schwieg. Es ward ihr weh sogar.
 Da traf sein Blick auf Rosels Züge.
 Sie sah ihn an, so halb verstört,
 Halb strafend ernst, als ob sie fräge,
 Was ihn so schreckhaft heut' bethört?
 Da sprach er auf. Denn falsch zu deuten:
 Beliebt ihm, was ihr Auge sprach
 Hinweg! Er muß zu seinen Keuten
 Im Wald — und stürmt aus dem Gemach.

In seiner Brust beginnt ein Toben,
 Ein Aufruhr, ihm noch unbekannt.
 Wie soll er sein Gefühl erproben?
 Ist's Haß, der wild ihn übermannt?
 Bin ich verachtet von der Dirne,
 Weil ich ein Findling? Ja sie warf
 Das Wort mir einst schon an die Stirne!
 Daß er ihr das vergelten darf,
 Er nimmt es als sein Recht. Sein Reden
 Wird schroffer nur und fordert, kraus
 Und scharf, zu täglich neuen Feinden
 Auch Rosel's bitt'res Wort heraus.
 Frau Gerda kann's nicht länger hören:
 „Bleib' aus dem Hause kurze Zeit,
 Bis von dem Drang, uns nur zu stören,
 Mit bess'rem Sinn du dich befreit!“
 — So soll's auch sein! Er hat's versprochen
 In grimmerfülltem Troß, das Haus,
 Darin er selbst die Ruh verlor,
 Noch zu betreten. Drum hinaus,
 Hinaus in Waldeseinsamkeiten! —
 Und dennoch kann er Tag und Nacht
 Vergessen nicht, noch Ruh erstreiten.

Unüberwindlich zieht ihn sacht
 Der Drang in immer engere Kreise
 Um Gerda's Haus. Und eines Tags,
 Da er durch das Gebüsch sich leise
 Genah — vor seinen Augen lag's,
 Und heftig fühlt das Herz er poden.
 Es zog ihn hin. Schon Tage lang
 Hat er die Mutter nicht gesprochen! —
 Er nähert sich — da stodt sein Gang.
 Denn vor der Thür, im Buchenschatten,
 Sibt Rosel, ganz vertieft und still
 In Nadelwerf, das ohn' Ermatten
 Sie heut' zu Ende bringen will.
 Sehn Schritt — er wdr' an ihrer Seitel
 Doch streng gebeut der Stolz ihm halt!
 Und mit sich selbst im Widerstreite
 Nimmt er den Weg zurück zum Wald. —

Doch Rosel saß gar fleißig nährend.
 Sie hatt' ihn nicht geseh'n, allein,
 Zuweilen nach dem Walde spähend,
 Empfund sie heimlich bange Pein.
 Da hörte sie im Graf' erklingen
 Ein Stimmlein, ihr nicht unbekannt,
 Das, sonst gewohnt vergnügt zu singen,
 Auf Wehmutston sich heut' verband:

Weiß nicht, was Haus und Garten
 Mir noch frommt?
 Am Wege muß ich warten,
 Bis er kommt.
 Wegwarte! Wegwarte! Wart'! —
 Ach Trost und Hoffnung im Gemüt
 Wie bald verblüht!
 Von Blumen thät ich binden
 Ein Kränzlein gut,
 Ein Ständlein, und sie schwinden
 In Sonnenglut.
 Wegwarte! Wegwarte! Wart'! —
 Ach jänd' er sie am alten Ort
 Noch unverdorrt!

„Waldbrüderlein, willst du mir sagen,
 Auf wen denn mußt du warten hier?“
 Spricht Rosel. Hab' in allen Tagen
 Kein Klaglied so gehört von dir!
 Das Männlein drauf: „Es ist nur Späß,
 Ich wart' auf niemand, ließ nur klingen
 Das Lied vom Ständlein, drin ich saß.
 Wegwarte heiß's. Mit alten Dingen
 Hängt das zusammen. Denn vor Zeiten
 Gab es ein Mägdlein, das zu Lust
 Dem Liebsten Aerg' zu bereiten
 Mit Plag' und bösem Wort gewußt.
 Sie dacht' auch, daß er unabwendlich
 Mit Seel' und Sinnen an ihr hing,
 Bis daß im Zorn er dennoch endlich
 Mit Groll und Schmerzen von ihr ging.
 Er kam nicht mehr. In Reu' und Bangen
 Ging sie den Weg, den sonst er kam,
 Und saß am Weg mit bleichen Wangen,
 Bis daß sie seinen Tod vernahm.
 Da ward sie wirt. Die Augen starren

Hinaus, sie wollt' und that nichts mehr,
Am Wege mußt' sie warten, warten,
Umsonst auf seine Wiederkehr.
Bis daß die Götter mitleidende
Verwandelten sie in ein Kraut,
Wegwarte heißt's, das man am Wege
Blaublumig überall erschaunt.*

Mit Schreck hat Kofel die Geschichte
Des Wurzelmännleins angehört.
Dann spricht erregt sie zu dem Wichte:

„Wer hat hierher dich aufgeführt?
Du bist ein Schelm! Zieh' deine Strafe,
Und sage dem, der dich geschickt —
Sag' was du willst! Mit eurem Späße
Hat's nun ein Ende!“ —

Kofel blickt

Den Kleinen nicht mehr an. Ihr Einnen
In's Körbchen that sie stugs hinein,
Und schreiet ungesäumt von hinnen
Zu betgen sich im Kämmerlein.
Sie will Frau Gerdas Haus verlassen,
Sie muß — wenn auch der Abschied schwer!
Doch wie sie ringt, ihr Herz zu lassen,
Die Thränen spotten jeder Wehr. —
Die Mutter kommt, nach ihr zu sehen.
Sie stuzt:

„Der Konrad jedenfalls —!“
Was ist dem Kinde nur geschehen?
Da stürzt ihr Kofel um den Hals:

„O Mutter, laß mich von dir scheiden!
Daß du ein Engel mir ersiehst,
Ich fühl's, doch Trennung bleibt uns beiden
Nicht ans! Ich will in fremden Dienst.
Du hast mich viel gelehrt. Geborgen
War ich bei dir. Laß mich von heut,
O Mutter, für mich selber sorgen
Durch Arbeit, wie's die Pflicht gebent!“

Frau Gerda staunt:

„Was soll das frommen?
Haßt du nicht Arbeit auch genug

Bei mir? Wie ist's denn nur gekommen,
Daß in die Fremde will dein Jing?“

Und Kofel:

„Keinen Aufschub leidet
Mein Wunsch! Daß Konrad, aufgeregt
Von Groll, der Mutter Schwelle meidet —
Ich bin's, die ihm den Weg verlegt!
Ich bin es, die gestört dein Leben,
Die Schuldige, die vertrieben ist!
Ich will den Sohn dir wiedergeben,
Drum laß mich in die Fremde ziehn!“

Die Mutter spricht:

„Was für Gedanken!
Ei, Kind, du nimmst auch gar zu schwer
Das bißchen Ueßerei und Ganzen!
Du meinst im Ernst, der Konrad — der?
Der wär zufrieden, wenn er hörte,
Daß du den Weg von mir getrennt?
Den Konrad kenn' ich — du Betörte!
Und besser, als er selbst sich kennt!
Ihm geht jetzt viel durch Kopf und Glieder,
Bei Arbeitslast und neuem Stand,
Doch weiß ich ja, bald kommt er wieder,
Und reicht uns ganz vergnügt die Hand.“

Doch Kofel schluchzt in Thränenfluten:

„Nein, Mutter, nein! Er kommt nicht mehr!“

Da geht ein plötzliches Vermuten
Durch Gerdas Brust, das garnicht schwer
Ihr Herz betrifft. Aus Konrads Wesen
Kängst war's ihr klar, wie's um ihn stand,
Und was in Kofels Schmerz zu lesen —
Es war ja Freude, was sie fand!
Es war ja Glück, wenn so die Sachen
Sich ordneten! Doch schwieg sie klug,
Und plötzlich fing sie an zu lachen:

„Jetzt, Kofel, ist's damit genug!
Von Scheiden nichts mehr! Deine Sorgen
Laß du nur still und fleißig ruh'n!
Komm mit! Es giebt von heut zu morgen
Für dich noch allerhand zu thun.“

(Schluß folgt.)

Verrat.

Gestern fragte die Mutter mich,
Wahin ich so heimlich gegangen,
Als schon der leuchtende Himmel erblüht
Und die Abendglocken klangen.

Ich schwieg, ob ihre Lippen auch weich
Und immer weicher balen;
Doch meine Wange hat, ach, sogleich
Das süße Geheimnis verraten.

Da barg ich mich bebend an ihrer Brust,
Vom Mondlicht silbern umspinnen,
Und flüster' ihr, was sie doch längst gewußt,
Von meinen Wehen und Wunden.

Da jog sie mich stille bei der Hand
An ihren Busen nieder,
Und was der trostige Mund nicht gestand,
Gesand das Auge schon wieder.

Und als sie mit lauschendem Atemzug
Ihr Haupt begann zu neigen —
Wie mir das Herz so stürmisch schlug,
Es konnte, ja konnte nicht schweigen!

A. H. T. Vieho.



Aus dem Goethe-Kreise.

Die folgenden Briefe sind für ihren Schreiber, einen der intimsten Vertrauten Goethes, höchst bezeichnend und bringen kleine Einzelheiten über den großen Dichter, die nicht unwichtiger, aber auch nicht wichtiger sind als sehr viele andere, die heutzutage als bedeutame Mitteilungen in die Welt gehen. Uns liegt eine so große Meinung von derartigen Darbietungen ferne; es ist ein anderer Umstand, der diese Briefe unseres Trachtens mitteilenswert macht: sie geben, wie wir glauben, eine höchst lebendige Anschauung von der Tonart derer um Goethe und lassen die Art, wie sich die Kleinen bei Lebzeiten und noch mehr nach dem Tode des Unsterblichen in seinem Pichte zu brüsten wußten, so klar erkennen wie wenige Schriftstücke dieser Art. Aus diesem Grunde haben wir uns, als uns ein Zufall vor mehreren Jahren drei dieser Briefe in die Hände spielte, bemüht, die Reihe zu vervollständigen. Leider ist dies nicht gelungen. Aber was wir bieten können, wird genügend sein, um auch andere dies Bedauern teilen zu lassen.

Die Briefe sind von Friedrich Wilhelm Niemer an die Weidmann'sche Buchhandlung gerichtet und betreffen zunächst den Verkehr Goethe's mit dieser Verlagshandlung, bei welchem der vielgewandte Weimar'sche Bibliothekar den Vermittler spielte und der letzte die Briefe Goethes, die Niemer fünfzehn Jahre später im gleichen Verlage herausgab. Zur Erläuterung des ersten, den wir nun folgen lassen, sei nur so viel vorangeschickt, daß Niemer und Hirzel, die Besitzer der Weidmann'schen Buchhandlung und Verleger des von Amadäus Wendt herausgegebenen „Musen-Almanachs“ sich seit Begründung desselben (1827) eifrig bemühten, einen Beitrag von Goethe zu erhalten, ohne daß ihnen dies gelingen wollte. Nachdem ihre Bemühungen zwei Jahre lang fruchtlos geblieben, war es Niemer, der ihnen für den 1829 (mit der Jahreszahl 1830) erschienenen Musen-Almanach endlich die ersehnte Zierde verschaffte. Es war freilich eine Gabe, die wohl nur dadurch Wert und Bedeutung gewann, weil sie von Goethe herrührte. Die vollständige Ueberschrift des Beitrags lautete: „Die ersten Erzeugnisse der Stotterheimer Saline, begleitet von dichterischem Dialog zwischen dem Gnomem, der Geognosie und der Technik, überreicht zum 30. Januar 1828 mit

getrostem Glück auf. C. Glend, Salinendirektor, unterthänigst.“ Goethe hatte die Verse für Glend, dessen Verdienste und Thätigkeit er, wie aus seinem Briefwechsel mit Zelter sowie auch aus seinem geologischen Aufsatz „Verschiedene Bekenntnisse“ hervorgeht, nicht gering anschlug, zu einer festlichen Gelegenheit gedichtet: bei Ueberreichung der Erzeugnisse der Saline zur Feier des Geburtstages der Großherzogin Luise. Die Verse mag man in Goethes Werken (Hempel III., 356 ff., wo übrigens irrthümlich der Musen-Almanach für 1838 als erster Druckort genannt ist) nachlesen. Wer es nicht thut, mag den Trost haben, daß es solcher Gelegenheitsgedichte Goethes nicht wenige giebt. Man wird es trotzdem begreiflich finden, daß Herausgeber und Verleger das Gedicht an die Spitze des Büchleins stellten. Auch beehrte sich die Verlagshandlung, das Honorar in Form eines Geschenks zum 28. August 1829 darzubringen. Ebenso wußte Niemer für den nächsten Jahrgang seinen Leipziger Freunden einen Beitrag Goethes zu schaffen und diesmal sogar einen ungleich wertvolleren, die „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten“ (Hempel III., Seite 157 ff.). Gleichzeitig hatte der Vermittler auch eine große Zahl eigener Dichtungen der Redaktion zur Verfügung gestellt; von diesen kam freilich der größte Teil zurück, aber begleitet von einem Schreiben der Verlagshandlung, in welchem sie sich erkundigte, was etwa Goethe und was Niemer selbst sich als Gegengeschenk wünschte.

Hier Niemers Antwort:

Weimar den 7. July 1830.

Wohlgeborner,
Hochgeehrtester Herr,

Ew. Wohlgeboren entschuldigen gütigst, wenn ich auf Ihre freundliche Zuschrift vom 26. Mai so spät erst antworte. Mannigfaltige Störungen abgerechnet, konnte ich auch nicht so bald als ich es wünschte, die eine und zwar hauptsächlichste Ihrer Anfragen, Goethe betreffend, ausmitteln, und in Rücksicht meiner vermochte ich keinen Entschluß zu fassen, da manches dabey zu bedenken war. Der indeß erfolgte Eingang des übrigen nicht gebrauchten Manuscripts meiner poetischen Kleinigkeiten mahnt mich jedoch dringend, Ihre Erwartung nicht länger hinzuhalten, und so kann

ich denn Ew. Wohlgeboren in Betreff Goethes vernemen, daß ihm ein Aufmerksamkeit in der Art wie die vorjährige gewiß die meiste Freude machen und zugleich am anpruchlossten erscheinen würde. Also eine Tasse, ein Vocal, u. dgl., das man wieder einem geliebten Freunde, oder Freundin verehren könnte, würde auf jeden Fall das zweckmäßigste und ihm willkommenste seyn.

Was mich betrifft, dessen in solcher Nähe des Meisters kaum zu nennenden Beyträge keine so kostspielige Anzeichnung verdienen können, so würde mir freylich — aufrichtig zu sprechen — etwas Baares lieber seyn, da mit Büchern mich die Bibliothek hinlänglich versorgt, und ich ein Buch nur so lange mein nenne, als ich es wirklich benutze. Da indeß Ew. Wohlgeboren Gründe anführen warum baares Honorar nicht statt finden könne, ja sogar bey mir eine so ehrenvolle Ausnahme machen, meine kleinen Bemühungen mit etwas Geldeswerthem honoriren zu wollen; so würde es undankbar von meiner Seite seyn, Ihnen hierin Vorschritten zu machen. Gleichwohl kann ich nicht umhin zu wünschen, es möchte statt des vorgeschlagenen Werths von Dindorf die Wahl auf ein anderes gefallen seyn, das zugleich der Meinigen nützlicher werden könnte. Fürchtete ich nicht unbescheiden zu werden, so würde ich mir lieber Adriaan's Uebersetzung von Lord Byron's Werken, bey Zauerländer in Frankfurt a. M. erkrienen, dagegen verkauft wünschen. Zudem ich dieß Ew. Wohlgeboren Ermessen anheimstelle, und nur im Fall der Nichtgewährung die Bitte wage, das Ganze diesmal lieber anstehen und dagegen bey einer künftigen bedeutendern Sendung geneigte Rücksicht eintreten zu lassen, hoffe ich, daß Sie meine Offenherzigkeit nicht übel deuten, sondern Ihr ferneres Wohlwollen theilnehmend bewahren werden.

Der ich die Ehre habe mit besonderer Hochachtung mich zu unterzeichnen

Ew. Wohlgeboren
ergebener Diener

F. W. Niemer.

Wie man sieht, erfolgte auf die offene Frage eine ebenso offene Antwort. Goethe wünschte sich ein Geschenk, das er, der nach dieser Hinsicht so viel in Anspruch genommen war, bei Gelegenheit weiter verschicken konnte, und Niemer meinte, wenn er schon kein Geld haben könne, was ihm das Liebste wäre, so möge man ihm doch ein bestimmtes Buch schenken. In baarem Gelde zahlte nämlich Niemer seine Mitarbeiter am *Musenalmnach* grundsätzlich nicht und wollte, wie man sieht, sogar nicht zu Gunsten eines ihm so wichtigen Mannes wie Niemer eine Ausnahme machen. Vor die Wahl gestellt, eine Tasse oder einen Vocal zu schenken, spendete er dem Dichter einen Picht-

schirm. Niemer aber erhielt die gewünschten Bücher. Der Dank für diese Gaben und zugleich ein Bericht über Goethes einundachtzigsten Geburtstag, der einige Einzelheiten enthält, die sich anderwärts nicht verzeichnet finden, bilden den Inhalt von Niemers Antwortschreiben.

Es lautet:

Wohlgeborener,
Hochzuverehrender Herr,

Wenn ich Ew. Wohlgeboren erst heute den richtigen Empfang der unter dem 20. August an mich abgegangnen Kiste vernehme, so geschieht es in der Absicht Ihnen nicht nur die gute Aufnahme des Uebersendeten, sondern auch den glücklichen Verlauf des Festes vom 28. August, zu dessen Vorabend ich die Uebergabe des Pichtschirms verspart hatte, zu berichten. Das überaus treffliche Kunstwerk verfehlete seinen Zweck nicht, und machte an diesem Abende einen vielleicht lebhafteren Eindruck, als an dem Empfangstage der Fall gewesen seyn würde. Ich bin beauftragt Ew. Wohlgeboren den freundlichsten Dank dafür zu sagen, indem sowohl Kunst als Tednik gleicherweise die Bewunderung G.'s erregten und ihn in wahrhafte Freude versetzten. Der Geburtstag selbst, an welchem G. die Glückwünsche der Einheimischen und Fremden persönlich annahm, ging für ihn wie für uns, seine Verehrer, die eine glänzende Mittagstafel zu sechzig Personen auf dem hiesigen Stadthausaale veranstaltet hatten, wobey Pieder gesungen und sonstige Gedichte recitirt wurden, höchst vergnüglich hin, und endete mit der Aufführung des *Gök* von Verlicdingen, nach einer früheren Bearbeitung, die Ew. Wohlgeboren wahrscheinlich von der Aufführung in Leipzig her, noch bekannt seyn wird.

Ew. Wohlgeboren haben jonach das Ihrige zu einer heiteren Stimmung für den Festtag sehr glücklich behgetragen. Denn Kunstgegenstände sind es doch, die nächst Naturproducten unserm Verehrten die meiste Freude machen und ihn mannigfach beschäftigen.

Nun aber darf ich nicht vergessen, auch meinen Dank für die übersendeten Bändchen von Byron, sowie für das Exemplar des *Musenalmnach*s verbindlichst auszusprechen, der dieses Jahr noch elegant und zielerlicher ericheit als vielleicht der vorige. Genug, es ist eine gewisse Förderung daran wahrzunehmen, und ich wünsche daß er auf diese Weise auch das große Publikum anspreche und immer mehr Absatz finde. Ich freue mich zu so guter Gesellschaft mit eingeladen zu seyn und vielleicht wird dieses Gefühl so günstig, daß ich in der Folge mit etwas bedeutenderm meinen Beytrag erlegen kann. Wie dem nun sey, ich nehme mir die Erlaubniß, hierbey ein Exemplar

der Festgedichte zum 28. August für *Erw. Wohlgeboren* einzuschließen, um Ihnen die Art der Feyer einigermaßen zu vergegenwärtigen. Könnte ich doch die gelungenen Compositionen von *Eberwein* und *Hummel*, und zugleich den schönen Vortrag von unserm *Stromeyer* mit überfenden! Dieses sind freilich erst die rechten Richter, die hinter dieses Transparent zu stellen wären, und so wird denn *Erw. Wohlgeboren* Geneigtheit wohl das Beste thun müssen, um einigermaßen einen Effect herauszubringen.

Erw. Wohlgeboren mit vorzüglichster Hochachtung mich zu fernern Wohlwollen bestens empfehlend

Dero

Weimar ergebenster Diener

den 2. September 1830. F. B. Riemer.

Es war begreiflich, daß *Riemer* nach Goethes Tode seine vertrauten Beziehungen zu dem Verbliebenen auch litterarisch nach Kräften auszunützen suchte. Daß er hierbei bis an die äußerste Grenze dessen ging, was der Takt und das Geßetz gestatteten, ist freilich bisher nicht stark genug hervorgehoben worden, obwohl der Gedanke schon nach dem Inhalt seiner „Mitteilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen“ (Berlin 1841) und noch mehr aus den von ihm herausgegebenen „Briefen von und an Goethe, desgleichen Aphorismen und Brocardica“ (Reipzig 1846) nicht allzu schwer zu erkennen ist. Den klarsten Beleg hierfür bildet jedoch das folgende Schreiben, mit welchem *Riemer* das Manuscript des letztgenannten, im Weidmann'schen Verlage erschienenen Werkes an die Verlagshandlung sandte:

Weimar, den 23. November 1845.

An die Wohlwöbliche Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig.

Erw. Wohlgeboren

erhalten hierbey endlich das Mspt. der Götthischen Briefe von neuem durchgesehen und insoweit ich's bey meiner, durch Gichtleiden nur zu oft gestörten Thätigkeit in allerley Geschäften, im Stande war, mit Vorworten vermehrt und in Orthographie und Interpunction berichtigt und zum Druck vorbereitet. Ein guter Corrector und geschickter Motteur en page werden das etwa Uebersehene oder besser zu Arrangirende leicht ins Geschick bringen; wie ich denn überhaupt die Druckeinrichtung in Wahl des Formats, der Lettern, der Bezeichnung der Allegate u. s. w. nur der technischen Einsicht und dem typographischen Geschmack *Erw. Wohlgeboren* anheimzugeben habe und darüber ohne weitere Sorge zu sein brauche.

Wäge nur das Ganze in seiner jetzigen Gestalt Ihre Zustimmung finden und Ihrer Convenirung nicht etwa dadurch entgegen seyn, daß

ich aus mehreren Ursachen mich bewogen fand, Einiges, wie die Briefe an *Geh. R. Voigt*, wegzulassen und durch Anders zu ersetzen, das ungleich interessanter und allgemeiner ansprechend seyn dürfte, sowie ich auch einige harte Stellen zu mildern genöthigt war, weil ich doch auf höchste Genehmigung die Veröffentlichung hatte besorgen dürfen.

Vor einer Reclamation von Seiten der Götthischen Erben sind wir nun wohl gesichert, dadurch daß die Briefe an *Reyer* Eigenthum der Großherzogl. Bibliothek sind; daß die paar andern an und von *Schiller*, schon längst in meinem Besiz, zum Theil bereits in den Mittheilungen von mir benutz und also fragmentarisch bekannt sind. Jetzt, wo von allen Seiten her Götthische Briefe, wie zerstreute Blätter durch die Rüste flattern, aus Maculaturen aufgesehen werden und bey dem etablirten Autographen-Tauschhandel aus einer Hand in die andre wandeln, ohne daß man weiß wer sie zuerst losgelassen und sie publici Juris gemacht hat, wäre es lächerlich, sie noch reclamiren zu wollen, zumal wenn kein Äquivalent dafür geboten würde. Auch scheint die Bejorgniß eines solchen Verfahrens auf ein früheres Gerücht in den Zeitungen sich zu gründen, daß einer der Enkel gegen die Benutzung gewisser Stellen aus Goethes Tagebüchern habe gerichtlich einkommen wollen; woraus jedoch nichts geworden und auch nicht erst jetzt bey mir, sondern weit früher bey *Andern* hätte geschehen müssen.

Die Aphorismen und Brocardica vollends sind ebenjo mein Viculium, wie das einem Docenten abgehörte und sammt dessen Späßen nachgeschriebene Heft eines Studiosen, das nach Jahren und Ableben des Autors im Druck erscheint; und ich habe jenes quasi-Privatissimum mit mehr als 30jährigem Treudienst bezahlt, das ohne mich gar nicht existiren würde.

Die Briefe an mich sind mein unstreitiges Eigenthum, und da sie weder den Erasser noch den Empfänger compromittiren, so ist gegen ihre Mittheilung wohl nichts einzumenden, die übrigen nicht ohne Vorgang und Bepspiel von *Andern* ist.

Die Briefe von und an *Graf Brühl* betreffen eine in öffentlicher Zeitung besprochene Verhandlung einer Thatsache, und sind wie Altentstücke anzusehen, die wohl dem bekannt seyn dürfen, der sie zum Theil mitschreiben half. Namentlich der Prolog des Meisterjägers, zu dessen Verständniß sie durchaus nicht entbehrlich werden können, ward von *Goethe* selbst mir eingehändig, um auf hiesigem Theater dessen Auführung zu vermitteln; zu der es jedoch nicht kam, weil der Schauspieler, der ihn lernte und

vortragen sollte, nicht daran kam und endlich von hier abging, sodaß die Sache in Vergessenheit gerieth. Die Abschrift blieb in meinen Händen, ohne daß ich Gelegenheit hatte sie sonst wo mitzutheilen, es auch unnützig schien, da der Prolog in Berlin gedruckt und angesetzt worden. Nach 18 Jahren aber, seit 1828 bis jetzt wird wohl schwerlich ein Exemplar desselben so hier wie dort vorhanden seyn, somit die Sache wie neu anzusehn und der Bekanntmachung werth.

Und sonach glaube ich vor allem Einspruch gesichert zu sehn, auch nach dem Ausspruch meiner rechtskundigen Freunde.

Ev. Wohlgeboren verzeihen diese weitläufige Auseinandersetzung; ich gebe sie blos darum, damit dieselben vollkommen au fait seyn möchten, wenn die Rede auf dieses Capitel kommen sollte.

Schließlich erlauben Sie mir noch um eine Revision der ersten Druckbogen zu bitten, damit ich das Aussehn des Ganzen im Vorans ermessen, und einem sich möglicher Weise ergebenden Uebelstand durch zeitige Vorlesung begegnen kann, da ich das Manuscript durch eine ungelehrte Hand umsetzen anfertigen lassen und das Auslaufen im Druck nicht berechnen konnte. Eine fortgesetzte Sendung der Revisionsbogen möchte theils zu umständlich und kostspielig, theils zeitraubend seyn und so bescheide ich mich gar nicht erst darauf antragen zu wollen. Wenn ich nur von Zeit zu Zeit die Aushängebogen erhalten kann, so ist dieses für etwaige Corrigenda und Emendanda und zur Anfertigung eines Registers hinreichend.

Was endlich das von Ev. Wohlgeboren mir zugesagte betrifft, so wünschte ich, um das Aufsehen, das eine directe Sendung mit der Post haben würde, zu vermeiden, daß es Ihnen belieben möchte, solche durch meinen Freund Herrn Frommann in Jena zu veranstalten, mit dem ich bereits darüber gesprochen habe. Da derselbe öfter nach Weimar kommt, so könnte er mir dasselbe im Stillen einhändigen: eine Vorsicht, die ich aus mehreren Ursachen zu beobachten habe. Doch es fragt sich, ob Ev. Wohlgeboren auch mit meiner Arbeit zufrieden sind, und so bitte ich nur vorerst um Nachricht über den richtigen Eingang und Empfang des Manuscripts. Alles andre Ihrer Condenienz anheimstellend, mit der Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und dankbarsten Ergebenheit

Friedrich Wilhelm Niemer.

Daß Niemer sich ohne Weiteres für berechtigt hielt, in den von ihm mitgetheilten Briefen „einige harte Stellen zu mildern“, mit anderen Worten Goethe etwas Anderes sagen zu lassen, als dieser in Wahrheit gesagt — schon diese Thatfache spricht laut genug, mag aber im Hinblick auf die Rücksichten, welche der

allmählig zum Hofrat und Oberbibliothekar emporgeklimmte Mann zu nehmen hatte, nicht allzuhart beurteilt sein.

Schwerer wiegt die Art, wie Niemer sein Recht, das Buch zu veröffentlichen, verteidigt. Er weiß für jeden Teil einen andern Grund anzuführen. Bei den Briefen an Weher ist seines Erachtens ein Einspruch der Goethe'schen Erben dadurch ausgeschlossen, weil dieselben Eigentum der großherzoglichen Bibliothek seien. Daß die Bibliothek damit nur das Eigentum an den einzelnen Briefblättern, aber keineswegs an ihrem Inhalte besaß, daß das Veröffentlichungsrecht nicht ihr oder ihrem Verwalter, sondern lediglich den Erben des Briefschreibers zustand, ging ihn nichts an. Er stellte sich so, als ob er dies nicht wüßte. Wie aber verhielt es sich mit den Bruchstücken des Goethe-Schiller-Briefwechsels, die er mitteilen konnte? Sie befanden sich nicht in der Bibliothek, auch war es Niemer, wie jedermann, bekannt, daß Goethe das Veröffentlichungsrecht ausdrücklich seinen Erben gewahrt und denselben aufgetragen hatte, den Schatz in ihrem Interesse und dem der Nachkommen seines großen Freundes zu verwahren. Wie man sieht, wußte sich Niemer hier eine andere Entschuldigung. Die Briefe waren eben längst in seinem Besitz, das heißt: er hatte sie, vielleicht schon bei Goethe's Lebzeiten oder kurz nachher, das Vertrauen des Dichters oder seiner Erben ausnützend, kopiert und fünf Jahre zuvor einige Stellen daraus bereits in seinen „Mitteilungen“ drucken lassen!

Aus seinem Briefe geht aber auch hervor, daß dieser Rechtstitel ihm selber nicht genügt oder vielmehr, daß er eine Weigerung der Verlags-handlung befürchtete, und so weist er auf eine Thatfache hin, die ihn entlasten soll und die ihn in Wahrheit in den Augen jedes Unbefangenen schwerer belastet, als wenn er sie unterdrückt hätte: daß die Rechtsnachfolger Goethe's schon früher einmal gegen ihn hätten vorgehen wollen, es aber nicht gethan! — und ferner darauf, daß „Goethe'sche Briefe wie zertrüete Blätter durch die Lüfte flattern“, daß es also auch andere Leute gab, die mit Manuscripten des Dichters nicht eben gewissenhaft umgingen, wobei noch wohl zu erwägen ist, daß zwischen dem Tausch der Autographen eines Dichters und einer Veröffentlichung seiner geistigen Arbeit ein sehr erheblicher Unterschied ist.

Bemöglich noch cynischer sind die Bemerkungen bezüglich der „Aphorismen und Brocardica“. Er will ihr Eigentümer sein, ganz wie ein Student die Vorlesungen eines Dozenten nach dessen Tode drucken lassen dürfe. Er übersieht hierbei nur, daß dies kein Student darf, und daß einer, der's thäte, dem Verdikt der öffentlichen Meinung wie des Strafrichters anheimfiele.

Solden Gründen gegenüber wiegt die Art, wie er die Veröffentlichung der Goethe'schen Briefe an ihn selbst rechtfertigen will, unendlich leichter. Es ist sogar

wohl möglich, daß er in diesem Punkte guten Glaubens gewesen. Hingegen ist über seine Motivierung der Veröffentlichung des „Prologs des Meisterfängers“ wieder kaum ein Wort zu verlieren. Goethe selbst hat ihm eine Abschrift der Dichtung gegeben und darum sind nicht die Goethe'schen Erben, sondern eben er der geistige Eigentümer der Goethe'schen Schöpfung! Zudem sei ja, fügt er bei, das Gedicht bereits einmal mit Goethe's Genehmigung und zu dessen Lebzeiten gedruckt worden! Und aus allen diesen Gründen glaubt Niemer „vor allem Einspruch gesichert zu seyn“ auch nach dem Ausspruch seiner „rechtskundigen Freunde.“

Darum aber giebt er die „weitaufgige Auseinandersetzung“, ohne daß erst die Verleger darnach gefragt hätten? Lediglich deshalb, damit dieselben vollkommen zu fait sein möchten, wenn die Rede „auf dies Kapitel kommen sollte“. Offenbar schwant ihm, daß dies leicht der Fall sein dürfte.

Am deutlichsten aber prägt sich das Bewußtsein,

eine unrechtmäßige Handlung zu begehen, in der Art aus, wie sich Niemer die Zufendung des Honorars erbittet. Die Handlung würde es ihm durch einen Freund zustellen lassen; das Aufsehen, welches ein Geldbrief in Weimar erregen würde, wolle er lieber vermeiden! Nun war Weimar damals thatsächlich eine kleine Stadt und erhielt jemand eine größere Summe, so mag dies vielleicht nicht unbemerkt und unbesprochen geblieben sein, aber kaum sie dem Empfänger rechtmäßig zu, so hatte dieser doch wahrlich selbst in Weimar das Gerücht nicht zu scheuen. Niemer wollte offenbar vermieden haben, daß andere und namentlich die Goethe'schen Erben erfahren sollten, welchen Preis er für die zusammengekauften Briefe Goethe's erhalten.

Wir schließen, wie wir begonnen haben: für Art und Ton derer um Goethe sind diese Briefe so bezeichnend, wie wenige Schriftstücke aus demselben Kreise. Tröstet wir uns mit dem alten Wahrwort, daß starkes Licht starken Schatten wirft.

Eine Selbstbiographie Ludwig Feuerbachs.

Vor wenigen Wochen erst ist in dieser Zeitschrift durch Gottfried Keller's eigenes Zeugnis erhärtet worden, welchen ungeheuren Einfluß der „Entsieder von Rechenberg“ auf seine Entwicklung geübt. Was der Schweizer Dichter nach dieser Einsicht von sich selbst zu erzählen weiß, gilt von den meisten seiner denkenden Zeitgenossen, die in den verzögert und fünfzigler Jahren dieses Jahrhunderts jung und einbildungsfähig gewesen. Schon um der ungeheuren Wirkungen willen, die der fähne, kraftvolle Philosoph geübt, verdient er auch heute genannt und gefeiert zu sein; der Wert seiner Werke sichert ihm vollends bleibende Beachtung. Darum wird das folgende, sehr merkwürdige Schreiben des radikalen Philosophen, in welchem er einem seiner Verehrer auf dessen Wunsch eine Skizze seines äußern und innern Entwicklungsanges giebt, auf Interesse zählen dürfen:

Bruckberg, 23. Juni 46.

Hochzuverehrender Herr!

Sie erhalten hiermit das Verzeichnis meiner Schriften zurück. Nur ein Zusatz von meiner Hand war notwendig. Indeß muß ich Ihnen folgende bemerken, im Falle Sie auf buchhändlerischem oder sonstigem literarischen Weg noch keine Kunde davon erhalten haben sollten, daß gegenwärtig eine Ausgabe meiner sämtlichen Schriften erscheint, der erste Band bereits auch wirklich erschienen, wenigstens in meiner Hand, sicherlich also auch schon im Buchhandel ist. Er enthält nicht nur bekannte Kritiken und Abhandlungen, sondern auch neue, meine vorangegangenen Schriften wesentlich berichtigende, ergänzende, bedeutende Arbeiten. Auch habe ich in der Vorrede einige freilich nur sehr kurze Andeutungen über den Gang und Zusammenhang meines philosophischen Curriculum vitae gegeben. Derselbe Gegenstand beschäftigt mich jetzt zum Besuche des II Bandes, welcher meine allgemeine philosophischen Kritiken und Gedanken enthalten wird,

während der erste meine religionsphilosophischen enthält. Der dritte Band wird die humoristisch-philosophischen Aphorismen und Gedanken über Tod und Unsterblichkeit bringen. Was aus der Prosa dieser Schrift werden wird, weiß ich noch nicht, aber der poetische Teil hat bereits sein Examen rigorosum bestanden. Nur ein Drittel eines Jahres der Xenien anerkenne ich noch heute als Fleischnahrung von meinem Fleischn. Sie sehen, daß ich in der kritischen Reproduktion meiner selbst begriffen bin und daher erst in dieser neuen Ausgabe ein vollständiges Bild von mir — wenigstens ein vollständigeres als bisher — der Welt übergebe. Aber ich will Sie dadurch nicht von Ihrem Vorhaben abbringen. Ich weiß, wie unangenehm es ist, in jenen einmal gefassten Vorsätzen und Gedanken unterbrochen zu werden. Und ich will Ihnen daher auch Ihrem Wunsch gemäß die notwendigsten biographischen Notizen mitteilen.

Ich bin zu Landeshut in Bayern in den Grundtagen des Jahres 1804 geboren. Meine Gymnasialbildung erhielt ich in Ansbach. Die erste in meiner Jugend mit Entschiedenheit hervortretende Richtung galt nicht der Wissenschaft, sondern der Religion. Diese religiöse Richtung entstand aber in mir nicht auf dem gewöhnlichen Wege, nicht durch den Religions-, respektive Confirmationsunterricht oder sonstige äußere religiöse Einflüsse, sondern rein aus mir selbst, d. h. aus Verlangen nach etnem Etwas, das mir weder meine Umgebung, noch der Gymnasialunterricht gab.

Zu Folge dieser Richtung setzte ich mir denn die Religion zum Ziel und Beruf meines Lebens und bestimmte mich daher zu einem Theologen. Aber die einst mir zuge dachte Bestimmung wollte ich auch jetzt schon so viel als möglich praktisch und theoretisch verwirklichen. Ich beschäftigte mich daher schon als Gymnasialist eifrig mit der Bibel und andern theologischen Büchern. Um des Hebräischen Meister zu

werden, hatte ich mich nicht mit dem gewöhnlichen Gymnasialunterricht in der hebräischen Sprache für künftige Theologen beunruhigt, sonder zugleich bei einem Rabbiner Privatstudium genommen. 1822 absolvierte ich das Gymnasium, blieb aber noch im elterlichen Hause, um durch Privatstudium mich auf die Universität vorzubereiten. In dieser Zeit studierte und exercierte ich Gibbons's Verfall des Röm. Reichs, Mosheims Kirchen-geschichte, Herbers theologische Schriften, Eichhorn's Einleitg. ins N. u. A. T. und eine theologische Literatur-geschichte. Auch machte ich in dieser Zeit Luthers und Hamanns Bekanntschaft. Ostern 1828 ging ich nach Heidelberg, hauptsächlich um Daub zu hören, der, nach dem, was ich von ihm gehört und gelesen, meinem in der letzten Zeit meines Gymnasiallebens gewonnenen Standpunkt, dem Standpunkt deutscher Religiosität oder religiösen Denkens vollkommen zu entsprechen schien und auch wirklich entsprach. Gleichwohl vermochte ich Etwas bei ihm, was ich aber damals mir selbst noch nicht sagen konnte. Nach einem ein-jährigen Aufenthalt in H. ging ich daher nach Berlin, um Hegel, aber zugleich auch die namhaftesten der dortigen Theologen zu hören. Die Universität Berlin be-trat ich in einem höchst unglücklichen, zerrissenen, unentschiednen Zustand, ich fühlte bereits in mir den Zwiespalt der Theologie und Philosophie, die Notwendigkeit, daß man sich entweder für die eine oder andere unbedingt entscheiden müsse.

Ich entschied mich für die Philosophie. Ich hörte Schleiermacher, Neander und andere Theologen, aber ich konnte es nur kurze Zeit bei ihnen aushalten. Die Halbheit der Theologie, die Widerprüche in ihren Grundprinzipien hatten meinen Wahrheits Sinn, meine Ehrlichkeit, Entschiedenheit, Unbedingtheit verlangende Seele aufs Tiefste empört. Zwei Jahre hörte ich Hegel. Mit dem Studium der Philosophie verband ich zugleich das Studium der klassischen Philologie, der Pöpsel, Mathematik, welche letztere Wissenschaft ich über meiner religiösen und theologischen Tendenz gänzlich vernachlässigt hatte. Von Berlin kehrte ich in das elterliche Haus zurück, wo ich Philologie und Geschichte der Philosophie trieb. Darauf ging ich nach Erlangen, wo ich Botanik, Anatomie und Physiologie hörte. 1828 promovirte ich daselbst und las über Cartesius und Spinoza. Die nächst darauf folgenden Semester über Logik und Metaphysik und Geschichte der Philosophie.

Das Jahr 1832 verlebte ich in Frankfurt in der französischen Sprache und Litteratur. Ich wollte nämlich von dort aus in der Gewißheit, daß sich für mich nie eine Aussicht auf eine Ausstellung in Deutsch-land eröffnen und daß ich nur an einem Orte, wo ich absolut frei denken und schreiben könnte, meine wahre Bestimmung erreichen würde, nach Paris auswandern. Aber dieser Plan scheiterte an dem im Frühjahr 1833 erfolgten Tod meines Vaters. Was ich aber in Paris geküßt hätte und dort freilich in ganz anderer Weise gefunden hätte, das fand ich im Jahre 1836 auf einem deutschen Dorfe — einem Ort, wo ich frei und ungehindert dem Studium und der Entwidlung und Verwirklichung der in mir schlummernden Gedanken und Gesinnungen leben könnte. Ehe ich mich jedoch hier niederließ und dem Universitätswesen für immer Adieu sagte, hatte ich noch (1835) eine Vorlesung über die Geschichte der neueren Philosophie bis auf Hegel endlich auf das Zureden von Freunden und Ver-wandten gehalten und mich um eine Professur gemeldet, aber, wie zu erwarten war, unjourn. Die billig, scheiterte der Professor der Philosophie an den Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. Seit ich hier bin, also seit 1836, beschäftigte ich mich haupt-sächlich mit Natur und Religion.

Hier haben Sie einen kurzen Abriss meines geistigen Lebens, freilich nur ein Skelett. Aber ich zweifle, daß ich je zu einer vollen Biographie Zeit und Lust finden werde, denn ich gedulde nicht zu den schreib- und redelustigen Naturen. Auch sind mir viele Dinge, die eine wenn gleich nur komische Rolle in meinem Leben spielten, wie z. B. das obscure Pietisteneest Er-langen, weil seit Jahren aus den Augen, so aus dem Sinne, daß ich höchstens nur in einer heitern Laune sie zur Sprache bringe, aber schlechterdings nicht auf dem Papier fixieren kann.

Der Herausgeber meiner Tod- und Unsterblichkeits-schrift ist nicht Daumer, sondern ein Mann, dessen Name dem philosophischen Publikum unbekannt und gleichgültig ist. Das letzte Xenium auf S. 177, des-gleichen die Xenien auf S. 179 und noch zwei unbedeutende Xenien sind nicht von mir, sondern von ihm. Mehrere Stellen in der Prosa sind wegen grober Druck-fehler sinnlos.

Mit Hochachtung Ihr ergebener

V. Feuerbach.

Eines Commentars bedarf der Brief sicherlich nicht.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension gekommen:

Zeufen, Wilhelm. *Gunic Rocks*. A northsea idyl. Translated by Mariana G. Suchling. London: Elliot Stock. 1895.

Keyer-Prokisch, Irene. *Ans Nah und Fern*. Graz. *Mit. Mojer's Buchhandlung* (J. Neuberhoff) 1895.

Erwert, Ernst Tolle *Novellen*. Danzig. Theodor Bertling. 1895.

Chambrun, le comte de, et Legia Stanislas: *Wagner Traduction avec une introduction et des*

notes. Illustrations per Jaques Wagrez. Paris. Calman Levy. 1895.

Salinger, Eugen. *Bühne des Lebens*. Ein neues Novellenbuch. Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt 1895.

Sundermann, Hermann. *Die Schmetterlings-schlacht*. Romdile in vier Akten. Stuttgart J. G. Cotta's Nachfolger. 1895.

Berkeley, Charles de. *Die alte Geschichte*. Autorisier-te Uebersetzung aus dem Französischen von Emma Becker. Stuttgart J. Engelhorn. 1895.



To Hus is best.

Novelle von Adalbert Meinhardt.

(Fortsetzung.)

Ueber den Deichen und über den Wiesen lag heiß brütende Sonne, in den Häusern gab's Werktagarbeit. Fran Dina saß an ihrem breiten Mahagonitisch mit Büchern und Briefen um sich her, ihre Wochenrechnung abzuschließen. Die Thür zum Flur und auch die Hausthür standen offen. Denn in der letzteren, unter den beiden Säulen des Eingangs als dem kühlsten, lustigsten Platz, der überhaupt zu finden war heute, hatte Mieke sich eingerichtet, auf einem dreibeinigen Schemelchen, auf ihren Knien eine irdene Schüssel und neben sich ein großer Eimer mit Erbsen, die sie „pahlen“ sollte. Der Knecht Gerd kam vorüber, seine Mütze in der Hand, sich den Schweiß von der Stirn abwischend, bevor er zu der Fran hineinging, ihr über den Stand des Heus wie der kirchlichen Bericht abzulegen. Er freute sich, sein kleines Fräulein so fleißig zu finden. Die nickte ihm zu und lehnte wieder den Kopf zurück an die hölzerne Thüreinfassung und fuhr mit halbgeöffneten Augen in ihrem Thun fort. Daß der Alte auf vorsichtig schlurfenden Füßen wieder davongegangen war, das merkte sie kaum. Der Knall, mit dem die grünen Schoten auseinanderprangen, wenn sie mit dem Finger darauf drückte, war das einzige, was man vernahm, in der ländlichen Stille. Und es ließ sich so gut bei der gemächlichen Arbeit träumen, so Vieles, Fremdes.

Plötzlich mußte sie innehalten. Sie hatte geglaubt, nur die Augen zu schließen. Aber vielleicht war sie eingeschlafen, hatte wirklich geträumt . . . ? Denn auf einmal, durch die geschlossenen Lider war ihr, als ob jemand da sei, dicht neben ihr. Und sie wußte auch wer. Aber sie wagte nicht, die Lider aufzuschlagen. Sie drückte sie nur fester ein. Und da sagte es neben ihr:

„Sie schlafen ja gar nicht, Fräulein Mieke. Warum wollen Sie mich denn nicht ansehen?“

Sie war in die Höhe gefahren und stand an der Thürwand zu Tode erschrocken. Und die Schüssel lag am Boden und all die guten frischen Erbsen waren über die Stufen hinuntergerollt bis auf den gelben Gartentees.

„O,“ sagte der Fremde, „das ist schade.“ Er bückte sich, die Schüssel wieder aufzuheben, vorsichtig, daß von dem kleinen Nest, der unverfehrt darinnen geblieben, nicht noch mehr verschüttet würde. „Wollen Sie nicht weiter die Dinger anschälen?“ fragte er. „Ich helfe Ihnen, dann geht's desto schneller.“

Dabei hatte er ihr den halb umgefallenen Schemel wieder hingelückt, hockte vor ihr mit einem Knie auf der obersten Stufe und fing gleich emsig an, Erbsen zu pahlen. Neben ihm lag sein Hut auf der Erde, mit allerlei Gerätschaften und einem kleinen Meißeltäschchen. Mieke hatte sich so oft es überlegt, wenn er einmal wiederkäme — er mußte ja kommen! — wie sie dann sich benehmen wollte. Und nun — Sie versuchte, die Lippen zu öffnen. Aber es gieng nicht, es kam kein Ton.

„Sind Sie mir noch böse?“ fragte er leise. „Wirklich, Sie dürfen mir nicht zürnen, ich kannte Sie ja nicht, als ich damals Ihnen nachsah. Wissen Sie auch, weshalb ich heute wieder da bin? Ich wollte Sie um Verzeihung bitten. Und dann, wenn Sie mir verziehen haben, dann will ich das Haus hier malen und Ihre Mutter und Sie darin!“

„Mich auch?“

„Ja, gewiß. Sie wissen doch, daß ich ein Maler bin? Da liegt mein Handwerkszeug an der Erde. Und morgen fange ich an. Und das Bild kommt nach London. Waren Sie selber

auch einmal in London?“ Er sah sie forschend an bei der Frage.

Sie nickte langsam. „Ich glaube, ja . . .“

„Das dachte ich mir. Und wie hießen Sie damals?“

„Wie ich hieß? ich verstehe nicht . . . ich heiße Miete, Miete Sietas.“

„Das hörte ich. Aber als Sie in England waren, denn Sie waren also dort, hat man Sie damals nicht anders genannt? hat man Sie immer nur Miete genannt?“

„Zimmer?“ Sie faltete die Hände und sah vor sich hinaus. „Ich weiß noch, als ich klein war, da habe ich selbst von mir May gesagt, oder auch Mary. Aber das ist so lange her schon . . . Und Mutter mag nicht, daß ich danach frage.“

„Miete,“ kam es aus der Stube, „Miete, mit wem sprichst Du da draußen?“

Sie blickte ihn erschrocken an, als hätte sie ein Verbrechen begangen. Die Erbsienkassell war in Gefahr, zum zweiten Mal auf die Erde zu rollen. Aber er hielt sie fest. Und dann richtete er sich selbst empor und winkte ihr hineinzugehen.

„Mutter,“ sagte sie, „es ist der Fremde, der von neulich.“

Frau Dina schien ebensowenig erstannt, wie ihre Tochter es vorhin gewesen. Sie sah ihn nur an, als er hereinkam. Ihre Hand ging zu ihrer Stirn hinauf, sich das Haar zu glätten, eine Bewegung, die ihr vor Jahren natürlich gewesen. Doch das feste, schwarze Altenländer Tuch bedeckte ihr ja Haar und Stirn jetzt.

„Lady Dina,“ sagte er rasch, „ich habe neulich nicht gewußt, wen ich vor mir hatte; es schien mir vieles sehr bekannt in Ihrem Gesicht. Aber Sie wissen selbst, ich war jung, ein halbes Kind. Und unter dieser schwarzen Kappe Sie zu sehen, Sie, Lady Dina, das lag mir so fern, das konnte ich nicht denken.“

„Nicht?“ fragte sie. „Ich bin doch eine Bäuerntochter. Und ich weiß es, man hat mich dort die Bäuerin genannt.“

„Nicht vor meinen Ohren, seit ich ein Mann bin, das schwöre ich Ihnen. Und vor denen meines Bruders ebensowenig.“

„O, Ihr Herr Bruder . . . Was ich von dem zu denken habe, das weiß ich genau. Es geht ihm doch gut, dem Herrn Henry Wilnot?“

„Er ist tot.“ —

Es war plötzlich still in dem Zimmer. Das Kind sah ängstlich von einem zum andern. Sie hatten beide englisch gesprochen und so schnell,

daß sie, die nur ein paar Vokabeln in der Schule gelernt, kein Wort verstand. Und weil sie sich recht schuldig fühlte, den fremden, unbekanntem Herrn so ohne Erlaubnis ins Haus hereingelassen zu haben, deshalb bangte ihr, es könnte wohl von ihr die Rede sein. Als sie die Mutter sich zurücklehnen sah — an die Zimmerwand, mit einem Ausdruck der sie erschreckte, da sprang sie hinzu: „Mutter, ich wußte nicht, daß es so unrecht war, sei wieder gut, verzeih mir nur.“

„Dir?“ Frau Dina schüttelte den Kopf. „Dir, armes Kind? was kannst Du dafür, daß es Menschen giebt, die schlecht sind und die man dennoch lieb hat.“

„Und solch ein Mensch ist . . . ist hier der Herr?“

„Den kenne ich nicht. Er wird wohl nicht anders sein als sie alle.“

„Lady Dina,“ sagte der Fremde jetzt auf Deutsch — er hatte die leise geführten Reden zwischen Mutter und Kind doch vernommen, — „wollen Sie mir nicht Gelegenheit geben, Ihnen zu zeigen, wie ich bin? Ich glaube, wenn Sie mich besser kennen, werden Sie durch mich vielleicht auch von . . . von anderen — eine bessere Meinung wieder gewinnen. Sie schütteln den Kopf. Sie behandelten mich doch freundschaftlich damals. Wissen Sie's nicht mehr?“

„Ja, ich weiß es.“

„Nun, Lady Dina, wenn Sie von jener Zeit noch ein bißchen Erinnern bewahren, so dürfen Sie mir jetzt nicht feindlich begegnen. Ich will ja von Ihnen nichts, als die Erlaubnis, manchmal hier ins Haus zu kommen. Werden Sie mir die verweigern?“

„Sie waren gut mit meinem armen, kleinen Percy,“ sagte sie leise. „Ich weiß, er wollte sich von keinem tragen lassen, da er krank war, außer von Ihnen. Und Sie wollten, als er starb. Wäre er am Leben geblieben, Miete, Dein Bruder, so wäre wohl vieles anders gekommen.“

„O,“ sagte das Mädchen, „mein armer Bruder. Sie kannten ihn. Sie werden mir von ihm erzählen?“

„Wenn ich wiederkommen darf . . .“

Frau Dina neigte nur den Kopf. „Wir leben sehr still hier als Bäuerinnen, die wir ja sind.“

„Und ich bin ein Maler, nichts anderes. Ich kam nach Deutschland, hier auf dem Lande alte Trachten und Einrichtungen zu studieren. Deshalb brachten mich ja gerade neulich meine Hamburger Freunde in diese Gegend, weil sich hier

Sitten und Gebräuche treuer erhalten als irgendwo sonst. Daß ich im schönen Kirchenland Verwandte finden würde, eine lang entbehrte, und eine junge, allerliebste kleine Cousine, die ich mir sicher beide bald zu guten Freundinnen machen werde, — wer mir das vorher gesagt hätte! . . .“

Mieke erröthete bei seinem Reden. Und ihre Mutter sah nun einen Schatten noch bleicher, noch ernsthafter drein. Sie hatte ihm nicht mit denticlichen Worten die Erlaubnis zum Wiederkommen gegeben. Er aber sprach nun schon davon, wie von ganz Selbstverständlichem, daß er sie täglich sehen würde, daß er den Hansflur malen wollte und eine Skizze von ihr am Fenster, und Mieke, wie sie die Treppe herabkam. Er gedächte sich jetzt gleich in Somfeth's Gasthof, wo er mit den Freunden neulich gespeist, auf ein paar Tage oder Wochen einzumieten. Auch dafür begehrte er ihren Beistand. Er sei von Hans ans unbeholfen wie ein Kind noch, und habe es gern, daß kluge Frauen für ihn sorgten, ihm die Last der täglichen kleinen Lebensmühen erleichterten.

Als er dann endlich, nach wiederholtem Abschiednehmen, mit Malkasten und Aufsack davonging, nach Steinfinken zu, in seinem leichten, schwingenden Schritt, da standen Frau Dina und ihre Tochter noch in der Thür und sahen ihm nach.

„Mutter,“ sagte Mieke unpföflich, wie aus ihrem Träumen heraus, „ist Herr Wilmot ein Lord?“

„Was fällt Dir ein,“ versetzte die Frau, „Du hast es ja gehört, er ist Maler. Solche Künstler und Schriftsteller sind immer arme Schlucker, die bei ihren bessergestellten Verwandten sich satt essen wollen. Was glaubst Du wohl, was diesen Herrn zweimal nach einander hierher ins Kirchenland geführt hat? Wirklich die Aussicht, hier zu malen? Oder vielmehr der Wunsch, zu ergründen, ob er eine wohlhabende Base hier sitzen habe? Und wenn sie auch eine Bäuerin ist, ob sich nicht dennoch etwas von ihr heranschlagen ließe? Wie oft soll ich es Dir noch sagen, daß Leute von draußen und erst recht die Wilmot heißen, unverläßlich sind, geldbegierig und treulos und falsch! Kümmer Dich nicht um ihn. Begreife es doch endlich. To Hus is best. Wir hier sind frei und unabhängig, wir leben für uns, haben es so gut wie wenig Menschen auf der Erde und können froh sein, wenn sie uns nur in Frieden lassen. Du darfst es mir glauben, ich habe es erprobt.“

„Ja,“ meinte die Kleine, „Du sagst es, also

wird es wohl auch wahr sein. Aber, — aber es ist doch schade,“ setzte sie leiser hinzu, nur für sich.

Gegen Abend, zur Zeit, wo es auf dem Deich belebt war von Spaziergängern, die den Weg nach Lübe hinunter wanderten, spähte das Mädchen heimlich aus, ob wohl der Fremde vorüberkäme. Als sie ihn sah, fuhr sie zusammen. „Da!“ — Die Mutter blickte nicht auf von ihrem Buch, auch nicht bei dem Ausruf. Aber als er durch den Garten kam und sein Schritt auf dem Goldfies spürte, — woher sie es nur wissen konnte, wer es war, der da ins Haus trat? — sagte sie ruhig, ohne den Kopf von dem Buche aufzuheben: „Ich muß noch mit ihm sprechen. Ich kann es ihm doch nicht gestatten, so viel zu uns zu kommen. Laß Du uns allein.“

Mieke schlüpfte zum Zimmer hinans. Draußen auf dem Flur traf sie ihn. Er hielt sie fest.

„Kleine Cousine Mary, wissen Sie mir nicht zu sagen, wie ich es anfangs, Ihre Mutter ein wenig mehr für mich einzunehmen? Es thut mir so weh, daß sie immer noch denkt, jeder Wilmot müsse ein Schurke sein und ich wäre nur ins Kirchenland gekommen, um ihr irgend ein Leid zuzufügen. Glauben Sie das denn auch?“

„Nein,“ sagte sie ehrlich. Es war unrecht, daß sie es sagte. Denn die Mutter hatte ihr gerade das Gegentheil zu glauben befohlen. Aber sie konnte gar nicht anders, er zwang sie dazu. Und er war ihr so dankbar für ihr Vertrauen. Als sie das Nein kaum ausgesprochen, da hatte er ihre Hand genommen und geküßt. Und dann war er rasch ins Zimmer getreten.

Mieke lief die Treppe hinauf in ihre Kammer und schob den Kiegel vor die Thür. Da stand sie und sah sich ihre Hand an von allen Seiten. Mitters Hände — freilich, die waren sehr anders geartet. Wenn sie noch so viel spann und nähte, sie blieben weiß und weich und schlant. Aber er hatte doch diese ihre roten, etwas rundlichen Finger ritterlich auf seine Lippen gedrückt. Und was für treue Augen er hatte. Schlecht? Nein, unmöglich, der konnte nicht schlecht sein. Andere vielleicht, die auch Wilmot hießen. Er aber nicht. Die Mutter kannte ihn ja so wenig. Er war noch so jung gewesen, als sie fortkam von London. Und jetzt war das viele Jahre her und es ging ihm nicht gut in der Welt. Das hatte Mutter selbst gemeint. O, wenn man ihm nur helfen könnte! Allein in ihrem Schlafkammerchen kniete das Mädchen plöglich auf der Diele nieder und sprach ein Gebet aus ihrem vollen, warmen

Herzen für den Fremden, daß ihm alles gelingen möchte, was er nur wünschte.

Und dann horchte sie zum offenen Fenster hinans, ob er noch drinnen sei bei ihrer Mutter. —

„Kind,“ sagte Frau Dina, als sie an dem, wie an jedem Abend nachsah, ob ihre Tochter im Bett sei und das Licht sicher ausgelöscht, „Kind, ich habe es ihm doch erlauben müssen, daß er eine Zeit hier im Hans malt. Ist Dir es auch recht?“

„Mir?“ fragte Mieke ganz erstaunt. Daß die Mutter ihre Ansicht zu wissen begehrte bei irgend etwas, was jene gethan, das war bisher nie vorgekommen. „Mir! o, wie recht!“

Da blühte Frau Dina sich ein wenig und küßte ihr Kind im Dunkeln auf die Augenlider. Mieke hielt ihre Hände fest und schmiegte sich an sie.

„Nicht wahr, er ist garnicht so, wie Du gedacht hast, ist auch nicht schlecht?“

„Wer das wissen könnte! Aber weder Du noch ich verstehen in Herzen hineinzusehen. Wenn alles so ist, wie er sagt, ihn wirklich der Zufall nur zu uns geführt hat, dann . . . Nun, ich denke, die Zeit wird es weisen, was an ihm ist. Und ich wache für Dich, mein Kind. Und Du fürchte Dich nicht!“ —

Fürchten! Mieke lag ganz still, als die Mutter gegangen war. Sie wagte kaum zu atmen vor Glück. Er würde bleiben. Es war kein Traum, daß sie ihn wiedersehen sollte. Und sie würde ihn fragen dürfen. Und er würde ihr erzählen. Was sie von ihm zu hören hoffte, das wünschte sie nicht ganz genau. Alles das, was sie zu wissen sich lang gewünscht. Alles was ihr fremd und was schön war. Es war alles ja schön, was er sagte. Und klang so fremd. Und sie sollte ihn täglich hören, morgen schon. Sie träumte von ihm, erst wach, dann im Schlaf. Mitten in der Nacht fuhr sie auf. Sie meinte, er hätte sie gerufen. Es war aber nur der Mondenschein im Zimmer. Und sie lachte in sich hinein vor glückseliger Freude, denn sie dachte, daß dieser selbe grün-silberne Mond auch ihm ganz nah in seine Stube blicken könne und daß, wenn morgen die Sonne schiene, er wiederkäme und sie ihn sähe.

* * *

In diesen heißen Julitagen, in denen man die Kirichen rasch abnehmen mußte, damit sie an den Bäumen nicht überreif würden, hatte Frau Dina sehr viel zu thun. Wenn Gerd die großen, hochvollen Körbe in den Ewer stante, den er zur Nacht mit der Flut nach Hamburg hinaufbrachte,

am Markt bei der Nikolaikirche die Waare morgens zu verkaufen, mußte sie zählen, was er verlor. Mit einem englischen Obsthändler, dessen Schiff bei Stade lag, hatte sie zu verhandeln über die Äpfel- und Birnenernte, die besonders reichlich zu werden versprach. Und bis spät Abends saß sie noch über Rechnungsbüchern und Schreibereien. Um den Maler, der inzwischen eine Sitzung von ihrem Hanssturz fast schon vollendet hatte, mit der alten Steuhr an der Wand, der Truhe daneben und Mieke in ihrem rosa Kleidchen, wie sie, von der Sonne beschienen, grade die Stufen der Treppe herabkam, um den und dessen Fortschritte schien sie sich nicht viel zu kümmern. Mieke durfte ihm für sein Bild stehen, so oft er es begehrte, sie selbst sah es kaum an. Er hatte dafür andere Zuschauer und Bewunderer genug. Vieles Fremddinnen, Alwine und Grete, hätten ihm auch mit tausend Freuden still gehalten. Und wer sonst ins Hans kam, die Dienstleute, Gerd, Mette, der Warrer selbst, ein jeder blieb stehen und gab seinen Beifall laut zu erkennen. Er aber hörte sie kaum an, malte mit ungestümem Eifer darauf los und hielt nur inne, sobald er die Hansfrau irgendwo in der Nähe wußte, sie wieder und wieder um ihr Urtheil zu bestimmen.

„Frau Dina, warum wollen Sie mir die Freude nicht machen?“ fragte er. Die Anrede Lady Dina hatte er sich schon gehorjam abgewöhnt, ebenso wie er auf ihr Verlangen nie anders als Deutsch mehr mit ihr sprach. — „Warum wollen Sie nicht versuchen, sich ein Bischen in meine Arbeit und meine Absichten hineinzusehen? Wie ein Wort von Ihnen nichtglücklich machen würde, — wie sehr es mir fehlt, — das wissen Sie doch.“

„Nein, ich will nicht,“ sagte sie kalt, als sei seine Bitte allein schon eine Kühnheit, „es geht mich das alles garnichts an. Und ich habe die Zeit nicht dafür. Ich muß sorgen, daß mein Kind zu seinem Recht kommt, daß ihr Vermögen sich mehr und wächst, damit, wenn einmal ein richtiger Bauernsohn um sie wirbt, sie sich nicht zu schämen braucht, sondern ihm eine gute Ansteuer in sein Hans bringt. Vier, fünf Jahre wird es wohl noch währen, bis ich alles wieder erarbeitet habe, was ein Wilmut ihr geraubt hat.“

„Und wenn es so weit ist, was werden Sie dann thun?“ fragte er.

„Ich?“

„Dann sparen Sie wohl auf die gleiche Art weiter für sich selber? Füllen Ihre alten Truhen noch einmal für sich?“

„Ja?“ wiederholte sie halb wie im Traum.
„Für mich brauche ich nichts.“

„Also dann werden Sie nicht mehr arbeiten, denn Ihre Kirchsäume bejorgt natürlich der Schwiegerjohn, und nichts mehr zu befehlen haben, denn Fränlein Mieke ist dann hier Hansfran, — sondern sich still auf's Altenteil setzen — nicht wahr, so nennt man es? — mit den Händen im Schoß und garnichts mehr leisten. Wollen Sie das wirklich, Frau Dina?“

„Ob ich will oder nicht, es wird wohl so kommen müssen,“ versetzte die Fran.

„Nein, es muß nicht und es soll nicht,“ rief er heftig, „wenn ich es ändern kann. Sie verschließen sich eigenmächtig gegen sich selbst. Ich glaube, Sie haben mit dem häßlichen Ding da, der Bauernhanbe, Ihren Kopf so fest eingebunden, daß Ihnen auch die Gedanken drinnen stoden. Sonst müßten Sie es ja doch wissen, was Ihnen, lebten Sie hier nicht unter Bauern, jedes Vorübergehenden Blick jeden Tag gestehen würde, daß Sie nicht so alt sind, nicht so fertig mit dem Leben, wie Sie behaupten, weingleich Ihre Tochter groß genug ist, sondern sehr jung noch und schön, so schön.“

Frau Dina that, als ob sie seine Worte nicht hörte und ging von ihm fort.

„Haben Sie Mutter wohl wieder getränkt?“ fragte Mieke, die ihren Platz auf der Treppstufe inzwischen standhaft behauptet hatte; „sie sah so traurig aus, als sie fortging, warum thum Sie das nur so oft? Sie wissen ganz gut, wie vieles sie in ihrem Leben gelitten hat. Und Sie sagen immer, daß Sie ihr Dank schulden. Und . . . Ich verstehe Sie garnicht, Herr John!“

„Nicht?“ fragte er leise. „O, kleine Mieke, das Menschenherz ist schwer zu verstehen, Sie wissen nicht, wie sehr. Wer selbst nur weiß, was er wünscht und begehrt, mag seinen Stern preisen. Aber andere auch noch begreifen wollen, — es ist zu viel, — man macht sich nur unglücklich mit dem Grübeln und sieht doch nie klar. Ich würde es lieber garnicht versuchen an Ihrer Stelle.“

* * *

„Kann er denn wirklich ein Engländer sein?“ fragte der Pastor. — Es war an einem Montag Nachmittag, ein paar Wochen später, daß der alte Herr wie gewöhnlich Frau Dina ihre lateinische Stunde gab. Er hatte vor sich den Horaz aufgeschlagen, ihr vorzulesen. Aber nun klappte er das Buch zu und bog den Kopf, hinauszuhorchen

in den Flur, wo John Wilmot mit den drei Mädchen — Alwine und Grete wichen so wenig mehr von ihrem Zuschauerposten, wie Mieke von ihrem als Modell — allerhand lustige Possen trieb. „Ja, kann er ein richtiger Engländer sein?“

„Weil er lacht und singt und ein etwas gebräuntes Gesicht hat?“ sagte Frau Dina. „Er sieht freilich anders aus als die Engländern, die man bei uns auf dem Kontinent als Typen abbildet; er hat irisches Blut in den Adern von der Mutter her. Aber ein Engländer ist er doch und so echt wie nur einer. Denn bei all' seinen Excentricitäten, seinem Künstlerinn, seinem vielen Reden, behält er immer sein Ziel im Auge, ein ganz praktisch erreichbares Ziel.“

„Und das wäre?“

„Sich einen Namen zu machen.“

„Hm,“ sagte der alte Mann, „nicht so übel. Wie will er das aber hier im Kirchenland erreichen?“

„Er meint, das Bild, das er da in Arbeit hat, würde origineller erscheinen, wenn er aus einem vergessenen Erdwinkel sich den Vorwurf holt, als wenn er dasselbe malt wie alle. Und dürfte er dazu als zweites noch mich, in meiner Tracht und mit meiner Geschichte, auf die Ausstellung bringen, — er redet sich ein, dann wäre er ein gemachter Mann.“

„So, so,“ sagte der Pastor, „ich verstehe, das will er also auch. Und weiter?“

„Noch mehr! Mich dünkt, es wäre genug, wenn ich ihm das erlauben werde.“

„Zarwohl, genug. Vielleicht zu viel schon. Am Ende kann er doch hier nichts mehr lernen. Wenn Du ihm nun die Mittel gewährtest zu weiteren Studien auf ein paar Jahre und zu Reisen . . .“

„Ja! . . . Herr Pastor, Sie können doch nicht von mir glauben, daß ich mein, nein, meiner Tochter janer wiedererworbenes Vermögen so verschwenden würde? Für einen Fremden, einen Wilmot noch dazu!“

„Es sieht Dir nicht ähnlich. Da hast Du Recht. Aber doch, wenn Du es thätest, — göttig wäre es, und klug ganz gewiß.“

„Klug? Ich verstehe Sie nicht, Herr Pastor, wie wäre denn das klug?“

„Nun, nun,“ — der alte Mann wiegte sein weißes Haupt — „Du weißt, wie ich es meine, daß Klugheit und Güte zusammengehen. Weil kluge Güte schließlich im Leben sich besser lohnt, als kurzfristige Enge. „Ich dachte so: er ist der

Bruder eines Mannes, der Dir einmal lieb war, wie Du mir jetzt gestanden hast, und den, wie jener Dir bewiesen, Du verkaufte. Gütig wäre es wohl, an dem Jüngeren dies Unrecht zu sühnen. Und wenn Du ihm die Mittel bötest zu Reisen, wie er sie für seine Kunst braucht, was weiß ich, wohin, — dann ginge er wohl bald?"

„Bald! Ich begreife immer minder . . .“

„Kind, ich bin alt und habe allerlei erlebt. Da raunt mir nun die *atra cura*, von welcher der gute Horaz hier sagt, daß sie Reiter auf Reisen begleitet und Keinen spart und überall einbringt, so Mandes ins Ohr, — Bedenklichkeiten. Und hier im Hause . . .“

„Herr Pastor! Wie ist ja ein Kind, was denken Sie denn!“

„Ich denke noch gar nichts. Habe Euch alle beide lieb. Und mache mir Sorgen, sie Euch zu ersparen. Deine Mieke ist ein Kind, da hast Du ganz recht. Aber Kinder werden Menschen. Wie alt ist sie eigentlich, schon sechzehn? Und wie alt warst Du, als Du damals hier fortkamst, als ich Dich eingeweiht hatte und als Heinrich Peters durchs, durchs Dich noch bis ans Schiff begleiten mußte?“

„Ja, aber er ist eben ein Fremder, paßt zu ihr nicht, beachtet sie gar nicht.“

„Wichtig, er beachtet sie wenig, — obwohl er sie malt. Ich konnte das sehen. Wie ich neulich vor seinem Bild stand und meinte, das sei wohl recht schwierig zu machen, da sagte er mir, ihn lode nur das Allerschwerste, was fast unerreichbar scheint, in der Kunst wie im Leben. Und wer nichts von ihm wissen wolle, ihn verschmähe, nur den zu erobern sei seine Wonne, sei lebenswert! Dazu gingen ihm die Augen über das Bild und über das Kind fort — ein gutes Stück weiter. — Wie gesagt, wenn Du ihm die Mittel gewähren wolltest zu reisen und bald . . . Es ist nicht Mieke allein hier im Hause.“

„Herr Pastor!“ rief sie.

„Nun, nun, nun“ — der alte Mann drückte sie begütigend zurück auf ihren Sitz, von dem sie in die Höhe gefahren war. „Ich sage ja nicht, daß schon Gefahr ist, ich meine nur, sie könnte kommen. Und deshalb . . .“

„Deshalb soll ich meine Tochter bestehen und den fremden Menschen, der sie nichts angeht, so wenig wie mich, mit großen Summen unterstützen, vielmehr ihm zum Leichtsinne und Nichtsthum noch helfen? Herr Pastor, was Sie

mir da vorschlagen, das wäre, dünkt mich, nicht kluge Güte, sondern vielmehr feige Schwäche. Zeige aber war ich noch nie. Wo Sie hier Gefahren sehen, das begreife ich nicht. Mieke will ich schon vor ihm schützen. Und wenn er wirklich ihr in der Seele so ein kleines Begehren weckte, — sie hat ja einmal den Gang nach draußen, den mein Vater gehabt hat — vielleicht ist's ihr ganz gut, zu erfahren, wie diese Weltmenschen wirklich denken. Ist er gegangen, so wird sie um so eher hier einen nehmen, der es ehrlich mit ihr meint. Aber ich, eine alte Frau . . .“

„Wie alt bist Du denn?“ fragte der Pfarrer.

„Frau Dina,“ rief von draußen John Willmot, „ich ertrage es nicht, daß Sie mich die ganze Stunde ansperren. Ich will mit hinein und will es hören, wie die Horazischen Liebeslieder klingen von Ihren Lippen.“

„Wie alt bist Du?“ wiederholte der Pastor.

Frau Dina war rasch aufgestanden, ging zur Thür und schlug sie zu, dem Maler vor dem Gesicht. „Er ist frech,“ sagte sie, zu dem Tisch am Fenster kehrend, „das sollten Sie wissen, so einer, der sich immer zu viel herausnimmt und sich stellt, wo er nur ein Weib sieht, als ob sein Herz in Flammen wäre. — Die Jahre thun es nicht allein, aber was ich erlebte . . .“

„Nein,“ sagte er, „da hast Du recht, die Jahre sind's nicht. Sondern wie Eine vom Leben gepackt ward und ob es die Jugendkraft in ihr verzehrt oder aufgespeichert hat, daß sie desto stärker geworden, weil lang unterdrückt. Sieh' Du Dein Gesicht in dem Spiegel an, Dina Sietas, dann sage mir, ob in Wahrheit keine Gefahr ist, nicht für Dich noch für ihn. — Und nun wollen wir den Horaz weiter lesen!“

* * *

Es war vielleicht nicht ganz, was Pastor Behrends mit seiner Warnung beabsichtigt hatte, daß Frau Dina an dem Abend noch ihrer Tochter verbot, so viele Zeit bei dem Maler hinzubringen. Mette müsse mit hinaus, beim Obstplücken zu helfen, sie habe deren Platz in der Küche einzunehmen und brauche Mieke dabei. Das Mädchen hatte in anderen Jahren solche Arbeitseinteilung häufig erlebt und ganz selbstverständlich gefunden. Sie gehorchte auch jetzt ohne Widerrede. Aber es schien ihr schlecht zu gefallen. Wenn sie draußen John Willmot hörte, schlüpfte sie davon, sobald sie nur konnte.

„Wo warst Du so lange?“ fragte Frau

Dina, als sie ein paar Tage später wieder einmal nach längerer Pause in die Küche zurückkam.

„Mutter,“ sagte das Mädchen, „Herr John sitzt draußen im Stur. Er malt nicht, er packt seine Pinself ein. Wir hier wüßten doch nur von Ernten, von Essen und von Geldgewinnen, — da wollte er lieber fort von hier gehen.“

„So?“ sagte die Frau. Sie stand am Herd und hob den Deckel gerade vom Kessel, daß man vor dem Dampf und Qualm ihre Züge nicht sehen konnte.

„Ja, siehst Du, Mutter, Du kannst doch nicht wollen, daß er abreißt? Soll ich nicht lieber zu ihm gehen, ihm sagen, Du hättest mir erlanbt, wieder für ihn auf der Treppe zu stehen? Er glaubt sonst, wir machten uns garnichts aus ihm. Und er ist arm, hast Du selbst gesagt. Und sein Bild muß ihm gelingen. Und — nicht wahr, Mutter, er reißt noch nicht fort?“ —

Die Frau schöpfte aus dem großen Kessel die Suppe in so viele Napfe wie Leute heute bei der Arbeit waren. Sie trug sie auf den Tisch und legte jedem sein Brod dazu und ging dann zum Küchenfenster, um den Strang der Hausglocke zu ziehen, welche die Tagelöhner herbeirief. Viele folgte ihr bei jedem Schritt mit gespannter Miene, auf eine Antwort ängstlich harrend. Und mitten in ihrem hausfraulichen Eifer, einen Haufen Teller im Arm, hielt jene inne und sah ihr Kind an.

„Wünschst Du Dir es so sehr, daß er bleibt?“

„Ja,“ sagte das Mädchen.

Frau Dina setzte die Teller nieder, daß es einen harten Ton gab. Sie stützte sich mit der Hand auf den Tisch. „Es thut mir leid,“ sagte sie mit einer Stimme, die klang, als käme sie irgend woher aus der Ferne, nur nicht von ihren trockenen Rippen, „es thut mir leid. Aber es kann einmal nicht sein. John Wilmor ist und bleibt ein Stadtmanch. Und wir hier auf dem Lande und unser Leben passen nicht zu ihm, wie er zu uns nicht. Darum ist es besser, er geht.“

* * *

— Es ist besser, er geht. . . . Es ist besser, er geht. . . . Die Uhr im Hausflur wiederholt bei jedem Tick und Tack den Satz. Die Zweige,

die gegen das Fenster schlagen, ranschen die Worte. Und der Donner rollt dumpf grollend, lang gezogen, sich verlierend und wieder aufschwellend, laut und hart: es ist besser, er geht; es ist besser, er geht! —

Nach all' der Hitze dieser Tage ist über Nacht das Gewitter gekommen. Die Blitze zucken durch das Zimmer, in dem Frau Dina an ihrem Bett sitzt, das sie nicht berührt hat. Sie sieht das Licht kam, hört und weiß nur mehr das eine, das ihr in den Ohren rauscht, eindringlich, alles andere übertönend: Es ist besser, er geht!

So ruhig hatte sie für sich gelebt, ihre Pflicht gethan und ihr Obst verkauft. Und wie sie's gehalten die vierzehn Jahre, hatte sie auch weiter gedacht ihr Leben zu führen. Die Straße war ihr vorgezeichnet, gerade und glatt und kein Hindernis darauf zu erblicken gewesen.

Da aber war eines Tages plötzlich ein Fremder gekommen, einer, der nicht hierher gehörte ins Kirichenland. Sie hatte ihn von der Thür weisen wollen, wie sie es Bettlern und Pandstreichern gegenüber für ihre Pflicht hielt. Hätte sie das nur gethan! Doch mit seinem dunklen irischen Augen hatte er sie angezogen. Wider besseres Wissen, fast wider Willen hörte sie ihm zu. Und nachdem sie ihn reden lassen, ließ sie ihn bleiben. Sie hatte sich vor sich selber entschuldigt, wie vor dem Pastor, ihre Tochter war ja ein Kind, der würde er nichts anhaben. Und ihm selber, arm, einsam, ohne Heim und ohne Glück, ihm könnte es zum Nutzen werden. Es ist besser, er geht. . . . Sie sprang rasch auf und ging durch das Zimmer, die unerbittliche innere Stimme nicht zu hören. Draußen hatte der Sturm sich gelegt. Durch das Fenster kam ein blasser Schein von nahendem Morgen. Sie stieß die Flügel auf und schöpfte tief Atem, als könnte die vom Regen erfrischte Luft auch sie befreien von all' dem Druck. Aber als sie sich weiter hinausbog, sah sie draußen, — es dümmerte noch, — unter den senkrecht niederhängenden Zweigen Einen an ihrer Pforte lehnen. — Er hob den Kopf, er grüßte hinauf. —

Sie machte das Fenster hastig zu. „Es muß sein,“ sagte sie zu sich selber.

* * *

(Schluß folgt.)





Gedichte

VON

Friedr. Wilhelm Weber

(Ungedruckter Nachlaß *)

Herbstblätter.

September 1893.

Vergilbles Laub, farblose Blüten nur:
Die harge Spende der Kloverberflur:
Mit blauen Enjan die Herbstheilose
Und eine kranke, spät erblühte Rose!

Hält' ich nicht achtlos in den Wind gestreut,
Hält' ich umhegt und wohlgepflegt bis heul',
Was mir der Lenz, der lange Sommer gönnte,
Welch' voller Kraut, den ich euch bieten könnte!

Wie Disteldauen flug's in alle Welt;
Nun raff' ich, was ich fand im öden Feld:
Ein lehter Strauß, schier eines Bellers Gabe;
Mag denn auch er verwehn auf meinem Grabe!

Eine Samariterin.

In Bethan bei Sankt Lukas steht zu lesen
Von Einem, der erbarmungsvoll gewesen;
Der auf der Reisefahrt am Wege fand
Den wunden Mann, mitleidig ihn verband
Und für ihn Sorge trug, bis er genesen.
Der Samariter! — Was er Holdes that,
Noch lausendfach geschleht es heut' wie gestern,
Oft mit zu viel Geräusch, zu lautem Rath:
Doch gibt es eine Helferin, die naht
Stumm, ungesehn, wenngleich sie Niemand bat,
Die stillste, treueste der barmherzigen Schwestern.
Ob Allen fremd, doch Allen wohlbekannt,

Da sie von je daheim in jedem Land,
In Dorf und Stadt, in Hütt' und Burg Sie reitet
Auf einem Kofz, das sacht, doch stetig schreitet.
Und trifft sie Einen, der geschlagen ward,
Sie träuft ihn lindernd Oel, berührt ihn zart
Mit weicher Hand und haucht und flüstert leise
Ihm Trost und Hoffnung zu nach Frauenweise.
Sie nimmt ihn auf und giebt ihm das Geleil
Zur stillen Herberg', oft auf dunklem Wege,
Daß sein der milde Vater liebeich pflege.
Wer ist die Samariterin? — Die Zeit

Im Herbst.

Mun prangt das Feld mit goldnen Garben,
Der Fruchtbaum hat sich tief gebückt
Und mit des Jahres dunklern Farben
Die Flur noch einmal sich geschmückt.

Doch schauern halt die Abendwinde,
Die Sonne wird so krank und blaß;
Und leise jittelt von der Linde
Das welke Laub ins welke Gras.

Ich ahne schon des Winters Tosen
Und gäbe gern, so harg ich bin,
Für eine Handvoll Frühlingstosen
Des Herbstes ganzen Reichtum hin.

*) Die vorliegenden, bisher ungedruckten Gedichte des Verfassers von „Dreizehnlinden“ sind dem Manuskript einer Sammlung entnommen, die noch vor Weihnachten im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn erschienen wird. Dieselben wurden uns von dem genannten Verlag freundlich zur ersten Veröffentlichung überlassen. Die Proben werden genügen, der Sammlung das Interesse unseres Leserkreises zu sichern; sie sind ein neuer, voll wichtiger Beweis für die poetische Kraft des dahingegangenen Dichters. Ann. d. Red.

Rat und Trost.

Wenn Sorg' und Zweifel dich bewegt,
Sprich nur: dein Vater giebt dir Rat;
Er sucht und sinnt und überlegt,
Er kommt zum Schlaf und eilt zur Thol.

Doch brauchst du Trost in bitterm Leid,
So klag' der Mutter deinen Schmerz!
Seul Feuer Kopf und Hand, sie deut
Ihr offnes warmes, weiches Herz.

Frauenherz.

So mancher, der vor Sehnsucht stirbt,
Um Huld und rote Rosen wirbt,
Erlangt doch nichts mit Ach und Oh
Als einen Kranz von Haberstroh.

Ein anderer, ein gefechter Mann,
Sagt, was er will und was er kann,
Er bietet redlich Brod und Wein,
Und holt dafür ein frohlich Klein.

Der Dritte kommt, den Strauch am Hut,
Er pfeift und winkt nur wohlgemut,
Die ersten Freier lacht er aus
Und führt die schöne Braut nach Haus.

Du wunderliches Frauenherz,
So kühl, so hart wie klirrend Erz,
So warm und weich, wie abends spät
Die Sommerluft durch Rosen geht!

O Frauenherz voll Wonn' und Weh,
Du rätselhafte dunkle See!
Wer forschst dich aus, wer wägt und misst,
Wie treulos und wie treu du bist!

Zwei Trompeter.

Zwei Lager! Stille Nacht; die Feuer schweben,
Das Mondlicht dämmert um die Feldmarken:
Gelächter drinnen, Fluchen, Aischel, Karren,
Krugklirren und Gesang aus heißen Kehlen.

Dort schießt der Lech; er trennt die Kampfbereiten,
Der Liga hier, dort Schwedens Heergeschwader:
Geworbnes Volk, entbrannt in heißem Hader,
Für Gottes Wort, für Weltbehz zu streiten.

Am Ufer träumt, unweht von Eel' und Lieder,
Ein Sachsenkind von Tilly's Kellerschuten;
Sonst blies er wilde schmetternde Lausaren;
Jetzt bläst er seiner Heimat süße Lieder.

Und wie die Töne sich emporgeschwungen,
Gleich Tauben, die des Friedens Nelzweig tragen,
Und wie sie faustler werben, lauter fragen,
Da ist von drüben Antwort hell erklingen.

Der Leind, der wieder grüßt, er ist ein Schwabe:
Und was man singt im Gau der Riemannen,
Im Odenwald und in des Speffarts Tannen,
Schickt er zurück als holde Segengabe.

Bald meiden sich, und bald verschmolzen schallen
Im Wechselspiel die weichen Melodien:
Gleichwie zwei Liebende sich launisch stiehn,
Um jubelnd in die Arme sich zu fallen.

So blasen sie vertraut, mondscheinumflossen;
Des Heimatsdorfs, der Mutter denken beide,
Der Rebhügel und der braunen Haide,
Bis blutigrot der Morgen sich ergossen.

Die Trommel dröhnt; zum Kampfe sich zu rüsten,
Zum Hainswerth, gebent das Horn den Seinen;
Die Schlacht erbrauß. Da mögen Engel weinen,
Wenn Zwei sich hassen, die sich lieben möchten.

Der Gladiator.

Die Leichen fort; ein neues Spiel; der Cäsar ist so müd' und matt,
Die Lippe bleich, die Stirn' unwöthk, das junge Herz so freudenfall
Er nicht und schläft; jetzt schrickt er auf; jetzt hebt er lässig Haupt und Hand;
Zwei Siltterthore thun sich auf, zwei Kämpfer treten in den Sand.

Ein Mohr der eine, Rack und stumpf, mit Sehnen kurz und eisenhart,
Mit Löwenknochen, doch gelenk und schmeidig wie ein Leopard.
Der Schlange gleich, bevor sie springt, senkt er den Kopf, sein Auge glintmt,
Die weißen Zähne klemmt er fest, zugleich erschrocken und ergrimmt.

Der andre ein Cheruskersproß, ein Hühnenkind vom Weserwald,
Mit gelben Cochen, schulterbreit, die blauen Augen still und hall.
Verschränkt die Arme steht er da; er achlet auf den Gegner nicht;
Sein Geißt ist fern; wie Trauer geht ein Schatten über sein Gesicht.

Noch jögern sie. Der Blonde träumt; der Schwarze scheut des Riefen Lauff;
 Sie jögern, bis ein lauter Ruf des Unmuts durch den Zirkus brauff;
 Da schleicht der Mohr seitwärts und stößt heintückisch auf den stillen Mann;
 Der wendet sich behend' und blickt den falschen Wicht verächtlich an.

Dann faßt und wiegt und schwenkt er ihn und wirbelt ihn, der heuchelt und stöhnt,
 Und wirft und fängt und schleudert ihn weit von sich, daß der Boden dröhnt.
 Der Schlaue rollt und rafft sich auf, und schnell mit Macht sein kurzes Schwert,
 Das jischend, wie ein blauer Stih, dem Hünen in die Flanke fährt.

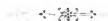
Die Menge jauchzt, der Cäsar schläft. Der Fechter juckt und wankt und fällt,
 Wie eine Bollingseiche stürzt vom Wetterstrahl im Mai zerprellt.
 Und Well' auf Welle strömt sein Blut; und Well' auf Welle sät die Sand;
 Da, in der Todesstunde denkt er an sein fernes Heimalland.

Es geht ein Thal durch seinen Sinn, ein Lindenbaum, ein Haus dabei,
 Ein blaßes Weib, ein blondes Kind, vereinsamt in der Siedelei.
 Da krampft die Faust sich in den Sand: da schreit er auf in letzter Not;
 Ein Zucken noch, ein Köcheln noch, dann liegt er stumm und bleich und tot.

Und wo die Diemel rauscht, da steht am Lindenbaum ein kleines Haus,
 Da tritt, ein Anublein an der Hand, ein blaßes junges Weib heraus;
 Sie späht den Grund hinauf, hinab, sie bohrt den Blick in Leid und Wald:
 „O du, der trauernd Abschied nahmst, wo bleibst du nur? O hämst du bald!“

Es ist schon kühl und spät im Herbst. Den Anaben feiert; die Mutter fragt
 Den Wind, der durch die Disteln fauft, die Woth, die gen Norden jagt:
 Unsonst! die hohle Wange neht ein bitterer heißer Thränenstrom. —
 Weh dir, du grimme Würgerin im Purpurleid, du falsches Rom! —

Der Kaiser schläft; die Menge jauchzt. Die Leichen fort; ein neues Spiel! —
 Wär' Thrän' auf Thräne, die durch dich, verruchte Stadt, bis heute fiel,
 Wär' alles Blut, das du verspricht, auf dich geströmt in jäher Flut:
 In Thränen wärst du längst ersticht; ertrunken wärst du längst im Blut!



Rosen.

Köstliche Rosen!

Dustend lächelnd kommt ihr zu mir —
 Wißt ihr, daß dem holden Revier
 Freier Gärten, wo ihr zu Hause,
 Allzu ferne der Kranken Klause?
 Vom Stamme getrennt, voll Frische doch,
 Winkt ihr und flüstert: „Weißt du noch?“

In Großmutter's Garten, gewiegt vom Winde,
 Neigten sich Centifolien dem Kinde:

Moosrosenknoſpen, verschlungen zum Kranz,
 Krönten die Locken dir später beim Tanz.

Am Fensterrinne, im Mädchenzimmer,
 Rankten viel Monatsröschen sich innmer.

Purpurne Rosen, geküßt und bethaut,
 Streute die Liebe zu Füßen der Braut!

Hundertfältig, auf Wegen und Stegen,
 Blühten vielſarbige Rosen entgegen.

Solen Willkommen wohin du kamst,
 Gaben Geleit wo du Abschied nahmst.

Leben heißend prangten die roten,
 Weiße umkränzten deine Toten.

Die Tugend schwand, es bleichte das Haar,
 Doch nimmer warst du der Rosen bar!

Es hat die Greisin mit siebzig Jahren
 Noch ein Meer von Rosen durchfahren. —

Dustender Hauch, o Rosenschrein,
 Wie dringst du mir tief ins Leben ein. —
 Stets hab' ich euren Märchen gelauscht,
 Wir haben Lieb' um Liebe getauscht,

Köstliche Rosen!

A. Godin.

Sichelklang.

Waldrose färbt den Buck-ins-Land
Am Wald mit roten Hagebutten,
Aufstehtend sehr im Herbstgewand
Goldbühen durch die Nebelkullen.
Ein Schwellen überall, ein Reifen —
Bis fern zum letzten Ackerstreifen,
Leis durch den Reiter schwingt und klingt
Ein Ton — ein Hauch — die Sichel singt.

Wie müde wallt das volle Korn
Schon vor dem Schnitt der blanken Sense —
Hörst du den Sprosser wohl im Dorn?
Hörst du im Blau die wilden Gänse?
Dich kann ihr Flug nicht südwärts locken,
Nicht Wanderblumen giebt's zu brocken,
Wo Sommergrün dem Herbstgold wich,
Ein härkerer Wunsch befehle dich.

Als schwer die junge Saat sich rang
Zum Licht aus finstrem Schollenheime,
Da pachte dich der Schöpferdrang,
Auch du verstreuest deine Keime.
Es glühte deiner Schöpferwonne —
Verheißungsvoll die Sommerfome,
Du ahntest schon ein Körnerneer —
Nun ruft der Herbst die Sichel her

Schon prüft den Stahl des Schnitlers Hand,
Am der gewiehn Schneide rühend —
Ein Augenblick noch, durch das Land
Dann fliegt das blanke Eisen blihend.
Ein Augenblick — — Mein Gott, ich trete
Still vor dein Angesicht und bete:
Du gabst das Wollen, gib auch du
Den Erntesegen nun dazu!

Im Welterstern, im Sonnenbrand
Gehegt hab ich die jungen Triebe,
Zeh fallen sie durch Schnitlers Hand,
Zeh brauch' ich deine Vaterliebe!
Wie scheu es reiste, ist vergessen,
Am Markte wird der Wert gemessen,
Geschäft allein der Kräfteborn —
Sieh, Vater, gib ein volles Korn!

Trotz Liebesruf und Lustgelön
Hab ich geschafft in erstem Streben.
Dem Erntekranz aus Himmelshö'n
Weihl' ich mein junges Menschenleben.
Nun steh ich, vor dem Urteil bangend,
Nach einem Trosteswort verlangend,
Wird mein der Kranz? — Der Ruf ver klingt —
Und zeh! — und zeh! —: Die Sichel singt!

Wilhelm Arminius.

Stilles Werden.

Des Hauses Fenster sind von innen fest verhangen,
Ein Zeichen, daß der Herr in fernes Land gegangen.
Doch in dem loten Haus herrscht ein geschäftig Leben:
Viel seltene Blumen drin an ihrem Kleide weben.
Die volle Knospe springt; entfallend ihren Flor
Und reiche Blüten treibt die Pflanze rasch empor.
Ein Reifen überall! Ein wunderbares Sprossen! —
So lebt's in dir, wenn sich dein Aug' im Schlaf geschloffen.
Wenn müde hingestreckt der Leib zum Morgen reiset,
Indes der wache Geist in fernem Landen schweiset,
O schau, dann schließt sich auf, gleichwie auf Zauberschlage,
Was Gutes du gepflanzt am nühereichen Tage.
Und reicher Duft durchströmt das schlafverhang'ne Haus,
Und leuchtend breiten sich des Lebens Blätter aus
Zurückgekehrt, da glaubt der Herr den Zauber kaum,
Denn herrlich ist geschmückt der eh' so kahle Raum.

Paul Wimmershof.

„Du fühltest nie, wie wunderbar . . .“

Du fühltest nie, wie wunderbar
Dies Auge träumt, dies Auge träumt,
Bald wie die Morgenröte klar,
Bald wie ein Abend goldumsäumt!
Du kennst die Flut nicht, heiß und wild,
Die zaubrisch diesem Reiz entschäumt!
Du fühltest nie, wie tödlich mild
Dies Auge träumt, dies Auge träumt.

Glück in mein Herz, wo Stolz und Leid
Vergeblich sich im Kampfe bäumt . . .
Was brach mein Glück für alle Zeit?
Ich sah, wie hold dies Auge träumt.
Die Hoffnung krank und Thränsenschwer
Hat längst den Sehdeplatz geräumt —
Und doch, sie kniet, wo mild und hehr
Dies Auge träumt, dies Auge träumt.

Nach dem Englischen von Ernst Eckstein.



Zu alt — zu jung.

Ein Zwiegespräch von Therese Schlestinger-Ecklein.

(Ein kleiner Salon in Barockstil).

Sie: Nein, nein, ich bleibe dabei, Sie müssen sich den Bart wachsen lassen und trachten, ein mäßiges Embonpoint zu erlangen. Früher bekommen Sie keine Klienten. Die Leute haben selten volles Zutrauen zu einem schlanken jungen Herrn mit einem zierlichen Schnurbärtchen. Oder wenn Sie wenigstens heiraten würden —

Er: Ich danke. Hoffentlich werde ich ohne Embonpoint und ohne Ehe auf einen grünen Zweig kommen.

Sie: So bleiben Sie in Gottes Namen mager! Was aber haben Sie gegen die Ehe einzuwenden? Sie besäßen alles, was ein angehende Ehemann benötigt.

Er: Bis auf die angehende Ehefrau.

Sie: Nun, die wird sich doch finden lassen. — Im Ernst aber, haben Sie noch nie daran gedacht?

Er: Nein. — Und ich begreife auch gar nicht wie Sie darauf kommen. Es sei denn, daß — Wissen Sie, daß ein Argwohn gegen Sie in mir aufsteigt, gnädige Frau?

Sie: Warum nicht gar! Das wäre?

Er: Daß Sie meine Befürchtungen, die Sie so sehr verachteten, endlich theilen, daß Sie mich verheiratet sehen möchten, damit die Leute nichts mehr über uns zu reden haben.

Sie: Ha, ha, Sie sind köstlich! Nein, ich theile Ihre lächerlichen Befürchtungen noch immer nicht.

Er: Wenn ein junger Mann in das Haus einer schönen, jungen Frau kommt —

Sie: Von wem sprechen Sie eigentlich?

Er: Von uns beiden mit Ihrer gütigen Erlaubnis. — Als ich vor sechs Jahren zu Ihnen kam —

Sie: Zu den Jüngsten gehörte ich schon damals nicht.

Er: Sie erschienen nicht nur mir, sondern Sie galten allgemein als eine sehr junge, sehr schöne Frau.

Sie: Ich danke Ihnen.

Er: Sie bezeugten mir immer ein außerordentliches Wohlwollen; wir wohnten bis vor kurzem unter einem Dach, und schließlich streckten Sie mir eine nicht unberächtliche Summe vor, um meine Advokatenskanzlei einzurichten.

Sie: Was weiter? Waren Sie nicht durch mehr als fünf Jahre der Lehrer meines Sohnes, und habe ich nicht das Recht mich eines jungen Freundes mütterlich anzunehmen?

Er: Wer glaubt an diese Mütterlichkeit? Ich denke, daß nicht einmal wir selbst es so nennen wollen. Dazu ist der Altersunterschied doch nicht groß genug. Ich will Ihnen gestehen, ich war kann in Ihr Haus gekommen, als ich mich auch schon bis über die Ohren in Sie verliebte.

Sie: Das fand ich begreiflich.

Er: Ah, Sie wußten davon?

Sie: Halten Sie mich für blind?

Er: Nun, dann liegt doch der Gedanke ziemlich nahe — Hätten Sie einen gereifteren Erzieher für Alfred gewonnen —

Sie: Als ob das nur das Geringste an der Sache geändert hätte, er wäre denn achtzig Jahre alt gewesen! Nun giebt es aber nicht viele achtzigjährige Erzieher und es fiel mir gar nicht ein, nach einem dieser wenigen zu forschen. Ich wollte meinem Kinde mit dem Lehrer zugleich einen Gefährten geben, der es lenken und doch noch mit ihm fühlen kann.

Er: Wer weiß, ob es so am besten war? Wenn ich mir auch schmeichle, ihn gut erzogen zu haben, so —

Sie: Haben Sie ihn denn überhaupt erz-

zogen? Das, denke ich, habe ich doch selbst gethan. Sie haben ihn recht gut unterrichtet, Sie haben ihm sehr liebenswürdig Gesellschaft geleistet, ihn beaufsichtigt, aber ihn zu erziehen, das hätte ich mir von niemand nehmen lassen, nicht einmal von seinem eigenen Vater. — Machen Sie kein so betroffenes Gesicht. Sie hatten sicher einen sehr guten Einfluß auf den Knaben, aber Sie haben ihn nur in gewissen Sinn erzogen, so wie Geschwister sich untereinander erziehen: die Großen thun mehr für die Kleineren als umgekehrt, und ich sah euch mit stiller Freude beide gedeihen unter meiner mütterlichen Fürsorge.

Er: Sie scheinen ganz vergessen zu haben, gnädige Frau, daß ich, als ich zu Ihnen kam, sechsundzwanzig Jahre alt und bereits Doctor juris war.

Sie (spöttisch): Wahrhaftig, das hätte ich beinahe vergessen.

Er: Und dann hatten Sie auch nie Augen für den Einbruch, den meine Stellung in Ihrem Haus auf Andere machte. Daß einige meiner Freunde gleichfalls bei Ihnen verkehrten, das trug nur dazu bei, Sie, wenn auch nicht gerade leichtfertig, so doch kokett erscheinen zu lassen.

Sie: Glauben Sie mir damit ein besonderes Vergnügen zu machen?

Er: Nein. Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß Sie im Irrthum sind, wenn Sie meine Bedenken für kindisch halten.

Sie: Nun denn, ich halte Ihre Bedenken nicht mehr für kindisch, sondern für abgeschmackt.

Er: Gnädige Frau —!

Sie: Sie gefielen sich unendlich in einer vitterlichen Pose, in der Sie mir alle Klatschereien, die mir ein zartfühlender Freund sorglich verborgen hätte, warnend wieder erzählten. Und als Sie schließlich den Plan ausgeheckt hatten, sich in irgend einem Provinzweest als Advokat niederzulassen, um durch Ihren Aufenthalt hier nicht länger meinen Ruf zu gefährden, da schweigten Sie ordentlich in Edelmannth. Was kümmerte es Sie, ob Sie damit einer treuen Freundin, einer einjam alternden Frau eine ihrer liebsten Freuden rauben würden!

Er: Sie thun mir sehr unrecht, gnädige Frau. Ich habe es ehrlich mit Ihnen gemeint, und es würde mich tief kränken, wenn ich Sie dessen wirklich erst versichern müßte. Ich weiß aber, daß Sie im Innersten gar nicht daran zweifeln; nur lieben Sie es, Ihren Ansichten gegen den, der Sie nicht theilt, dadurch mehr

Nachdruck zu geben, daß Sie einen persönlichen Angriff machen. Ich kenne Ihre Kriegslisten lang genug, um mich nicht mehr übercumpeln zu lassen. Andererseits glaube ich es nicht, daß ich eine so große Rolle in ihrem Leben spiele. Was Ihnen meine Gesellschaft gewährt, einen herzlichen Gedankenaustausch, den Zusammenhang mit der Jugend und ihren Bestrebungen, davon können Ihnen einige unserer jüngeren Freunde, die noch nicht gleich mir trockene Geschäftsleute sind, mehr bieten.

Sie: Ich verstehe . . . das heißt, noch nicht ganz. Wollen Sie bloß etwas schmeichelhaftes hören oder sind Sie wirklich auf irgend jemand eifersüchtig?

Er: Eifersüchtig? Ich freue mich, daß es mehr als einen Menschen giebt, mit dem Sie gerne verkehren.

Sie: Ihre Aeußerung vorhin klang aber nicht freudig. — (Ermsthafter) Gewiß, es giebt noch drei oder vier junge Leute, die ich gerne bei mir sehe, und deren Vertrauen ich besitze. Daß aber Sie mir von meinen jungen Freunden am nächsten stehn, wissen Sie.

Er: Ich wollte Sie auch nur veranlassen, mir das wieder einmal zu sagen.

Sie: Schämten Sie sich!

Er: Warum denn? Thun nicht auch Sie manchmal dergleichen provozierende Aeußerungen? Zum Beispiel als Sie sich vorhin eine alternde Frau nannten.

Sie: Wissen Sie, wie alt ich bin?

Er: Ja.

Sie: O weh! Sie wissen es.

Er: Alfred hat es mir einmal gesagt, ganz zufällig und wohl nicht ahnend, daß es ein Staatsgeheimniß ist.

Sie: Nun also, ich bin vor zwei Monaten fünfunddreißig Jahre alt geworden. Sind das nicht die Jahre, in denen man zu altern beginnt?

Er: Das ist sehr verschieden. Sie beginnen jedenfalls sehr langsam damit, denn ich habe in sechs Jahren keinerlei Veränderung an Ihnen bemerkt.

Sie (mit einem leichten Seufzer): Ich doch! . . . Aber was liegt daran? Ich gefalle mir ganz gut in meiner Stellung als Gewissenrath und Beichtigerin dieser jungen Herren, einer Stellung, die Sie so gerne verspotten.

Er: Reid, nicht als Reid, gnädige Frau, Bedauern darüber, daß ich selbst nicht mehr naiv genug bin, um durch das freiwillige Entgegen-

kommen einer liebenswürdigen Frau meine Seele von allen Schlacken und Trübungen für mindestens vierundzwanzig Stunden gereinigt zu fühlen. — Daß Sie es aber mit dem Gelübde des Schweigens gar so ernst nehmen und mir nie etwas von dem erzählen, was Ihnen die armen Sünder gebeichtet haben, das gefällt mir nicht.

Sie: Ich wußte gar nicht, daß Sie so neugierig sind. — Wenn ich einen sehr großen Kreis hätte, und Sie den Einzelnen fern ständen, so könnte ich Ihnen die eine oder andere nicht uninteressante Episode erzählen, so aber wüßten Sie ja beim dritten Wort, wer der Held meiner Geschichte ist.

Er: Allerdings, da ich die sämtlichen Helden ziemlich genau kenne, eigentlich zu genau, um mich für ihre Erlebnisse besonders zu interessieren.

Sie: Das glauben Sie nur, weil Sie diese jungen Leute zu wenig kennen. Dem Verkehr junger Leute untereinander hastet vor allem das stumme Uebereinkommen an, sich das Beste und Tiefste, das man denkt und fühlt, gegenseitig nie einzugehen.

Er: Ich glaubte Sie zu kennen, gnädige Frau, aber das setzt mich doch in Erstaunen, daß Sie ebenso naiv, vielleicht naiver sind als Ihre Beichtkinder, daß Sie sich rühren lassen, wo Sie höchstens eine schauspielerische Leistung bewundern sollten, und nicht einmal das. Der echte Schauspieler hat nicht nötig, sein Innerstes zu den Leidenschaften, den Seelenkämpfen, die er darstellt, wirklich zu überreden, Ihre Beichtkinder aber thun es.

Sie: Die Zeit ist nicht allzufern, in der auch Sie stümperhaft Komödie spielten.

Er: Um so berufener fühle ich mich über solche zu sprechen, die es noch thun. Heute weiß ich, daß das wahrhaft Drängende, das Lebensheischende in uns so leicht nicht zu Worte kommt, daß der ausgesprochene Gedanke in allen Fällen schon ein anderer ist als der gedachte, am meisten aber der Gedanke, den wir einer schönen Frau gegenüber aussprechen. Ich weiß es, weil ich es an mir selbst erfahren habe.

Sie: Sie Armster! Was drängt Sie nur, Jugenderinnerungen, die jedem teuer sind, zu verdächtigen? Wir standen uns damals menschlich nahe, näher als wir uns heute sind. Jetzt haben Sie mir wenig mehr zu sagen, das Sie nicht auch einer Andern sagen könnten, und ich beklage mich darüber nicht. Nur der Jugend ist jene leichte Mittheilbarkeit gegeben, nur die Jugend

hat jenen starken Drang sich mitzuteilen, weil sie alle ihre Erlebnisse für einzig hält. Später wissen wir, daß dieselben Erscheinungen immer wiederkehren, und nun ist es an uns, den Jüngeren teilnehmend zuzuhören, ihnen auf halbem Wege entgegen zu kommen, sie schnell und ganz zu begreifen.

Er: Warum wenden sich die jungen Leute nicht an erfahrene Männer? Warum hören Sie nicht die Beichte junger Mädchen an?

Sie: Junge Mädchen haben selten das Bedürfnis zu beichten.

Er: Außer Männern.

Sie: Was wollen Sie damit beweisen? Was anders, als daß die Anziehung der Geschlechter auf einander sich weit über ihre natürliche Grundlage erheben, sich bis in das Feinste und Geistigste erstrecken kann? Was finden Sie daran Tadelnswertes, ja Verdächtiges?

Er: Eigentlich nichts, nur ist es nicht das, wofür Sie es halten, weder auf der einen Seite mütterlicher Theilnahme, noch auf der andern kindliches Zutrauen.

Sie: Ich bin es nicht gewohnt, meine Empfindungen in solcher Weise zu zerfasern, und ich beneide auch Sie nicht um diese physisch-anatomischen Kunststücke. Was es auch sei, das mir für diese und noch so viele und verschiedene andere Menschen warme Theilnahme einflößt, es macht mich reicher, glücklicher, besser. Und wäre es, weil ich meine Liebe nicht einem schenken kann, daß ich sie zwischen hundert Menschen theile, so sind mir auch hundert Freunden bechieden, statt des einen großen Glückes, daß ich einst besaß und nun entbehren muß.

Er: Nicht tausend, nicht Millionen solcher Freuden könnten Ihnen das ersetzen, was Sie als Weib entbehren. — Könnten Sie denn nicht noch glücklich werden?

Sie: Glücklicher als jetzt, als es Fredy's Mutter und als es diese Frau mit der verspäteten Naivetät, die Sie soeben verspotteten, schon ist? Nein, das kann ich nicht. Dazu bin ich zu alt.

Er: Warum haben Sie nicht längst wieder geheirathet?

Sie: Sie wissen es.

Er: Weil Sie Ihren Gatten nicht vergessen und darnum keinen Andern lieben können? Verzeihen Sie — ich möchte Sie nicht verletzen, denn ich habe nie recht an die Aufrichtigkeit dieser Gründe geglaubt. (Liegend) Bünnen Sie nicht, theuerste Freundin! Sie machen mich unglücklich

durch Ihre Enttäuschung, aber ich kann nicht glauben, daß Ihr Herz in zwölf Jahren von jener Wunde nicht genas, Ihr so warmes, lebensfähiges Herz; ich kann nicht glauben, daß die Natur in Ihnen nie ihr Recht gefordert. Sie haben nicht ohne Kampf entsagt. Und was sollte der Preis des Kampfes sein?

Sie: Mein Seelenfrieden.

Er: Und haben Sie den errungen?

Sie: Ja. (Aufblickend) Ich bin längst nicht mehr jung, nicht mehr biegsam genug, als daß man alles aus mir machen könnte. Mein Gatte konnte meinem Wesen noch seinen Stempel aufdrücken, doch eine neue Prägung nimmt es nicht mehr an. Da ich ihm nicht mehr angehören kann, gehöre ich mir selber an und bin zufrieden.

Er: Weil Sie sich jung fühlen, trotz Ihrer fünfundsiebzig Jahre. Früher oder später wird sich das ändern, und vor Ihnen liegt ein einjames Alter.

Sie: Ich habe einen Sohn.

Er: Was Söhne ihren Müttern sein können, wenn sie erst in's Leben hinausgetreten sind, das weiß ich genau.

Sie (nach einer Pause): Sie haben vorhin richtig errathen, daß ich nicht ohne Kampf den Anspruch auf neues Eheglück aufgegeben habe. Ich konnte aber nicht: ich konnte den Todten nicht vergessen. Auch wirkte noch ein Zweites mit: ich fürchtete für mein Recht als freier Mensch, ich fürchtete den Einfluß mit mir selbst zu verlieren. Zwei Jahre, ehe Sie zu uns kamen, war ich verlobt.

Er: Ah, und davon erzählten Sie mir nie?

Sie: Ich zweifle auch jetzt noch, ob Sie die Geschichte verstehen werden.

Er: Versuchen Sie es doch!

Sie: Ich war siebenundzwanzig Jahre alt, sehr alt, wie es mir damals schien. Und doch, wenn ich auf die lange, lange Reihe von Jahren blicke, die ich noch leben, einsam leben sollte, so schauerte mir und ich fragte mich oft: werde ich es ertragen können? In solchen Augenblicken wäre ich zu jedem Unsinn bereit gewesen. Ich hatte damals einen Bewerber — nicht den ersten seit meiner Wittwenschaft, aber den ersten, dessen Antrag ich in Erwägung zog. Als ganz junges Mädchen hatte ich ihn gut gekannt. Er war dann nach Amerika gegangen, wo sich ihm glänzende Aussichten geboten hatten, und als er nach vielen Jahren zurückkam (es war im vierten Jahre meiner Wittwenschaft) verstanden wir uns

ganz prächtig. Meine Familie sah es mit unverborgener Freude, daß er mich häufig besuchte, daß ich ihn gerne empfing, und einige Monate nach seiner Rückkehr bat er mich um meine Hand. Ich glaube, er hat mich sehr geliebt und —

Er: Und Sie —?

Sie: Was ich für ihn empfand war nicht Liebe, das weiß ich, denn es war nicht dasselbe Gefühl, das ich für meinen Mann gehegt hatte — und dennoch hoffte ich an seiner Seite glücklich zu werden. Er war gut und klug. Er wußte, daß ich ihn nicht liebte, wie er vielleicht geliebt zu werden verdiente, und er wollte sich mit dem begnügen, was ich ihm geben konnte. Dann war noch eines: Frey hing mit abgöttischer Liebe an ihm, und auch er schien dem Kind anfrichtig gut zu sein.

Er: Und trotzdem —?

Sie: Trotzdem wurde nichts daraus. Ich hatte ihm mein Jawort gegeben, und obwohl die Verlobung nicht officiell war, so verkehrten wir doch noch zwangloser als bisher. Er verbrachte täglich einige Stunden im freundschaftlichsten Geplauder mit mir, und das ruhige Behagen, das ich dabei empfand, schien mir Bürgschaft für den Frieden unserer künftigen Ehe. — Eines Tages fragte er mich nach einigem Zögern, ob ich seit dem Tod meines Gatten einen andern Mann geliebt hätte. Ich schwieg, und als er die Frage wiederholte, sagte ich scherzend, daß ich ihn noch nicht um seine früheren Abenteuer gefragt hätte, er müsse also auch nicht so neugierig sein. „Ich will Ihnen alle Aufklärungen geben, die Sie irgend wünschen können“, sagte er. „Ich wünsche gar keine“, rief ich und dabei empfand ich schon, daß etwas Fremdes sich zwischen uns erhob.

Er: Sonderbar!

Sie: O, es kommt noch viel sonderbarer. „Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet“, sagte er wieder. „Nehmen Sie sie übel?“ „Nein“, erwiderte ich, „ich finde diese Neugierde verzeihlich.“ „Neugierde?“ rief er. „Ich habe doch das Recht, ja die Pflicht, das zu wissen.“ Ich sah ihn stumm an und plüßlich begriff ich, daß eine Vereinigung zwischen uns unmöglich sei, daß wir uns zwei verschiedenen Welten her zu einander reden.

Er: Ich verstehe Sie wirklich nicht.

Sie: Auch Sie nicht? Sehen Sie! Ich hätte gar nicht davon beginnen sollen.

Er: O doch! Erzählen Sie weiter!

Sie: „Weder das Recht, noch die Pflicht“, erwiderte ich. „Wenn Sie aus freundschaftlicher

Theilnahme mich um meine Erlebnisse fragen würden, — ich hätte keinen Grund, Ihnen irgend etwas zu verbergen; wenn Sie aber glauben, daß Sie als mein künftiger Gatte nicht nur Herr meines gegenwärtigen und künftigen Lebens, sondern auch Herr meiner Erinnerungen sind, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie irren.“ — „Sie sollen auch Herr der meinigen sein“, sagte er. „Danach verlange ich nicht!“ rief ich, „und die meinigen behalte ich für mich.“ Er wendete sich gekränkt zum Gehen, kehrte aber an der Thüre um und bat mich, doch Vernunft anzunehmen, er sei ja gern bereit, nicht nur meinen Ueberzeugungen, auch meinen Frauen Rechnung zu tragen, wenn es sich dabei nur nicht um seine Ehre handle. — Ehre! das war das Wort, auf das ich während dieser ganzen Unterredung gewartet hatte. „Es handelt sich hier auch um meine Ehre“, sagte ich, „sie verbietet mir, mich unter Beibringung eines Wohlverhaltenszeugnisses um einen Mann zu bemühen.“ Er lächelte. „Meine Frage enthielt auch nicht den leisesten Zweifel an Ihrer Tugend.“ — „Mein“, erwiderte ich, „Ihre Frage enthielt keinesfalls einen Zweifel an meiner Tugend, nicht an dem, was ich so nennen möchte. Meine Eltern haben ihre Gewalt über mich verloren und der Mann, dem ich Treue geschworen habe, ist nicht mehr. Seither konnte ich mich selbst verschenten wann ich wollte. Ob ich dieses Recht ausübte, ob nicht, was hat das mit Ihrer Ehre zu thun? Heute sind mein Herz und meine Hand frei, sonst hätte ich Sie nicht Ihnen versprochen, und an meiner künftigen Treue zu zweifeln haben Sie wohl auch keinen Grund.“ Er ging erzürnt fort. Am nächsten Tage kam er wieder und bat mich flehentlich um ein erlösendes Wort. Ich konnte es nicht aussprechen. Es war nicht Laune, nicht Eigensinn, sondern ich fühlte, daß ich es nicht durfte.

Er: Und daran scheiterte alles?
 Sie: Ja! Gottlob! Denn ich hätte ihn doch nicht lieben können.
 Er: Und seither ist Ihnen kein Mann begegnet, dem Sie hätten angehören mögen?
 Sie: Keiner.
 Er: Keiner — außer mir. Verzeihen Sie, es klingt ja kühn, aber —
 Sie (lacht lächelnd): Außer Ihnen? — Ich will Sie nicht kränken, lieber Freund, aber . . .
 Er: Verzeihen Sie. Aber ich liebe Sie unendlich —
 Sie: Das glaube ich nicht. Aber wenn ich daran glaubte, ich könnte doch nie die Ihrige werden!
 Er: Warum nicht?
 Sie: Aus verschiedenen Gründen. Ich bin für Sie zu alt —
 Er: Das lasse ich nicht gelten. Es ist nicht wahr! Ich liebe Sie ja! Und das muß doch ich wissen!
 Sie: Nun denn: ein zweiter Grund. Ich bin für Sie zu „naiv“, mit anderen Worten: zu jung. . . Ich weiß dies nicht erst seit heute, aber seit heute mit voller Klarheit. Und ich begreife nun nicht, daß wir diese Klarheit so spät kommt.
 Er: Ich verstehe Sie nicht. . .
 Sie: Das eben ist's! Aber nun ein dritter Grund und den werden Sie verstehen. Ich liebe Sie nicht und werde Sie niemals lieben.
 Er: Lieben Sie einen andern?
 Sie: Ja.
 Er: Wen?
 Sie: Den Toten.
 Er: Den Toten? — Den Toten? — Hoffen Sie ihn denn wiederzusehen?
 Sie: Ich will nicht das Recht verwirken, es zu hoffen.

Einsamkeit.

Ich komme mit so verlassen vor
 Mit meinem Kummer und Leide,
 Ich wandre fort hinaus zum Thor
 Weit in die stille Haide.

Stets weiter und weiter geh ich fort
 Im schmerzlich sinnendem Träumen . . .
 In nebelnder Ferne liegt der Ort
 Mit seinen blühenden Bäumen.

Es ruht die Haide still und leer
 Im stummerndem Abendscheine . . .
 Da werf' ich mich nieder, sorgenschwer,
 In's thauigte Gras und weine.

Hugo Hlinko.



Largo.

Don Ernst Lenbach.

Es ist ein wunderliches Musikstück. Eine Nummer steht darüber, rechts in der Ecke eine Seitenzahl, und links ein Wort zur Bezeichnung des Vortrags: *largo*, feierlich gehalten, getragen. Meine Frau hat die beiden Blätter unter dem Nachlaß eines älteren weitgereisten Verwandten aufgestöbert, der in der Kunitz wie im Leben seine eigenen Seitenwege ging. Unter Anderem huldigte er der sonderbaren Gewohnheit, poetische oder musikalische Stücke, die ihm gefielen, aus dem betreffenden Bande anzulösen und eigenhändig in blauen Altkendel zu heften, jedes besonders. Die verstümmelten Bücher ließ er dann verkommen oder verschenkte sie an den ersten besten. Er behauptete, er habe das von den Chinesen gelernt, die von einem Haifisch nur ein paar Flossen als Lederei abschneiden und das ganze übrige Riesentier wieder in's Meer werfen. Auf solche chinesische Art scheint er auch den Notenband behandelt zu haben, aus dem die vier Seiten stammen; denn wir haben das Werk nie wiederfinden können, wissen auch nicht, wie es hieß oder wer der Verfasser war. Ich vermute, irgend einer von den alten Romantikern ist es gewesen, Spöhr etwa oder doch ein Geistesverwandter von ihm. Bei Lebzeiten muß er jedenfalls entweder sehr angesehen oder im Besitze eines sehr vertrauensvollen Verlegers gewesen sein, denn die Noten sind ganz herrlich und auf feinstes Papier gestochen. Nicht einmal unser musikalisch gelehrter Freund, dem ich das Stück nach einer kleinen Tischgesellschaft zu zeigen wagte, weiß eine sichere Vermutung über den Verfasser. Er meinte übrigens, es komme nicht viel darauf an, denn es sei eine charakterarme Musik, einerseits fehle ihr der „Nerv der Leidenschaft“ und andererseits „jede gedankliche Tiefe“. Er muß dies wissen, denn er ist ein Virtuoso, der den schwärzesten

Notenanfassungen *prima vista* beherzt zu Leibe geht, und hat sich als Theoretiker durch sein Buch „Der Einfluß der Philosophie des Unbewußten auf die Gedankenmusik“ einen geachteten Namen gemacht. Und ich muß selber sagen, wie er so ironisch lächelnd mit seinen unfehlbaren Händen die ersten zwanzig Takte auf dem Klavier abtastete, während unsere übrigen Gäste, moderner Sitte gemäß, den Anfang der Musik als Signal zu halblauten Gesprächen nahmen, da kam mir selber diese Musik recht fragwürdig vor. Aber nachher habe ich's mir von meiner Frau vorspielen lassen, als wir allein waren, in der stillen Abenddämmerstunde, und da klang's ganz anders. Etwas Seltsames berührte mich in diesen gedämpften weichen Tönen, die so gemessen und gleichsam einander fassen an der Hand fassend durch's Halbdunkel schwebten, — etwas von dem Zauber einer stillen, friedlichen Landschaft am Sommernachmittag; und ich mußte dabei denken an die Begegnung, die ich vor Jahren einmal in einer solchen Landschaft gehabt habe.

Es liegt da irgendwo am Rhein ein Berg, man kann ihn eigentlich kaum einen Berg nennen, so anspruchslos hebt er sich mit seinen grünbewachsenen, sanft abfallenden Flanken ein paar hundert Fuß über die Stromebene empor und so bequem ist er zu ersteigen. Deshalb und weil man von seinem flachen Scheitel aus eine wundervolle Aussicht auf die jenseits des Stromes ragenden, steileren Bergketten genießt, wird er von den Großstädtern, die in dieser Gegend zur Sommerfrische weilen, mit Vorliebe aufgesucht, obgleich sich noch kein Wirtshaus da oben aufgethan hat. Auch an jenem Nachmittag war der breite Wiesenspfad von einer ganzen Gesellschaft belebt. Als ich den Aufstieg begann, waren sie mir wohl hundert Schritt voraus, ich überholte

sie aber bald; denn sie machten es sich ungemein behaglich mit Blumenpflücken, häufigem Stillstehen und Umschauen, und etliche verstreuten sich scherzend und spielend über die Wiese, mit der ganzen unbändigen Naturfreude von Leuten, die neun Monate im Jahr nur gepflasterte Straßen oder allenfalls täglich neu geharkte Parkwege betreten. Die Uebermüthigste und zugleich die Lieblichste unter dem munteren Jungvolk war unstreitig ein schlankes Mädchen, kaum dem Pensionat entwachsen, mit flatternden blonden Locken und ganz weiß gekleidet wie ein Bräutchen. Ein hochgewachsener Herr mit mächtigem grauen Bart und eine ihm an Jahren wenig nachstehende Dame von feiner, zierlicher Gestalt folgten gemächlich dem fröhlichen Schwarm; sie verwandten kein Auge von dem blonden Kinde, riefen ihn auch ab und zu eine zärtliche Mahnung zu, als ob sie in ihrer Elternsorge selbst auf diesem sanften Grasshügel ihr springendes Lämmchen vor Klippen und Abgründen behüten wollten.

Sie waren schon wieder weit hinter mir, als ich oben anlangte, und ich konnte das gepriesene Landschaftsbild in völliger Einsamkeit genießen. Viel mehr aber noch zog mich die Aussicht von der anderen Seite des Berges an, die von Reizenden und Reizebühern miüder geschägt wird, mir aber schon von früher her bekannt und lieb war.

Großartig ist der Ausblick ja nicht, der sich Einem dort öffnet, wenn man auf bemoostem Pfade zwischen dichtem Unterholz und wenigen hochragenden Bäumen die Platte des Berges überschritten hat. Ein Bildchen, kaum ein Bild. Vom Strome und seinen Wächtern, den schroffen Felsrecken mit dem Nebengürtel, sieht man hier nichts: nur ein engbegrenztes, fast kreisförmiges Kesselthal zwischen niedrigen Hügelwellen, auf dessen Sohle Wiesen und Kornfelder mit kleinen dunklen Gehölzen mannichfach wechseln, und dann jenseits auf einem zweiten etwas aufsehlicheren Hügel, zwischen Obstbäumen und Linden ein altersgranes Klosterchen mit stumpfen, niedrigem Glockenturm. Es ist eine Welt ganz für sich, eine kleine, stille Welt, und ich denke mir, gerade hierin liegt ihr besonderer Zauber, — in ihrem völligen Gegensatz zu der großen lauten Welt, die sich, nur durch eine schmale Hügelkette von ihr getrennt, da drangen in dem prächtigen Stromlande darbietet.

Auch als ich es an jenem Sommernachmittag wieder sah, lag das kleine Thal ganz einsam und

scheinbar unbelebt. Keine Menschengestalt war auf seinen Wiesen und Feldern zu sehen. Ein paar größere Ackergeräte standen und lagen auf der nächsten Wiese, kaum hundert Schritte von mir, verlassen, und erhöhten noch den Eindruck der Sabbathstille. Die Zeit der Mittagschwüle war schon vorüber, aber die Sonne stand noch hoch genug, um das ganze Thalrund mit hellem, warmen Lichte zu füllen. Nur über dem Gehölze ganz unten im Grunde lag schon etwas wie ein erstes Ahnen von Dämmergranen und Abenddunkel.

Ich hatte mich zwischen den Wurzelknorren einer Eiche niedergelassen, neben welcher sich ein winziger Vorsprung des Hügel's in das Thälchen hineinstreckte, ganz umrankt von blühenden Wildrosen. Drüben von dem Klosterkirchlein zog ein leises, bescheidenes Läuten herüber, mitunter in einzelnen, kaum hörbaren Tönen ausklingend und dann wieder voller und eruster einsetzend, und aus dem Laubwerk jenseits der kleinen Rosen-gruppe klang ab und zu ein melodischer Vogelruf auf; der Ruf der Golddroffel, des verdächtigsten und gleichsam fremdesten unter unseren Singvögeln, der nur für das schönste Viertel des Jahres bei uns einkehrt. Jetzt verstummte er plötzlich und strich, leuchtend wie der goldene Vogel des Märchens, an mir vorüber, einer weiter thalabwärts anfragenden Gruppe hochstämmiger Buchen zu, in sein Heim; denn auch darin zeigt sich die große Liebe dieses Vogels zur Sonne, deren Farbe er trägt, daß er sein Nest immer in den höchsten und lichtesten Wipfeln baut. Auch die Glockenklänge von drüben erstarben, und es war nun eine vollkommene Stille, — eine Stille, und doch in sein etwas wie eine unendliche, allgemeine Bewegung, ein Verbeben und Streben von Dünsten und Lebenskräften aufwärts, immer höher, den Vogel- und Glockenrufen nach, in die unermeßliche Weite des lichtblauen Himmels hinein.

Da sah ich mit einem Male, daß das schöne junge Mädchen im weißen Kleide dicht neben mir stand. Ich hatte ihre leichten Schritte auf dem weichen Moosboden überhört. Nun stand sie da zwischen den Rosenbüschen, die mich ihren Blicken verbargen. Den breiten Sommerhut hatte sie am Arme hängen, ihre langen goldenen Locken floßen herunter zwischen den Ranken, daß es aussah, als ob sie mit blazroten Rosen durchflochten seien. Sie stand ganz still, hielt die schmalen weißen Händchen gefaltet vor die Brust, und

blickte aus großen, blauen Augen von seltsamer Glanze starr in die lichte Welt hinans.

Und plötzlich sagte sie leise, aber vollkommen vernehmlich: „So wüßt' ich sterben!“

Ich kam es nicht ausdrücken, wie mich der Sinn und mehr noch der Klang dieser vier Worte ergriff. Und dazu der sehnsüchtige Blick dieser seltsam glänzenden, fast schreckhaft großen Kinder-Augen . . .

Dann wurden hinter uns Schritte und suchende Rufe laut: „Agnes! Agnes!“ Das junge Mädchen wandte sich mit einem Seufzer weg, und ich sah ihr weißes Kleid zwischen den Büschen verschwinden. Ich hörte noch, wie ihr der Vater mit seiner milden, gütigen Greisenstimme zärtliche Vorwürfe machte: sie solle hübsch vorsichtig sein, müsse sich doch noch sehr in Acht nehmen, und dergleichen, und wie andere, fröhliche Stimmen mit lustigen Scherzen einfielen. Dann erhob ich mich — unvernemend, wie ich hoffe — und erreichte auf einem Seitencypfade wieder den Weg, der zum Rhein hinab führt.

Ungefähr anderthalb Jahr später mußte ich aus geschäftlichen Gründen einen Tag in der Heimat meiner Kindheit verbringen, in der großen Stadt weiter unten am Rhein, die ich freiwillig längst nur noch besuche, um auf ihrem Friedhof eine stumme Zwiesprache zu halten. Es war ein überaus feuchter, lichtloser Novembertag, in jener Zeit, die noch nicht so nahe an Weihnachten ist wie an Allerheiligen und statt Schnee und Frost nur Regen und Sturm hat. Bis zur Abfahrt meines Zuges blieb mir noch ein Stündchen, das ich zum Besuch bei einem befreundeten Steinmetz zu verwenden beschloß. Als ich in die weitläufige Werkstatt meines Freundes eintrat, verhandelte er eben mit einem vornehm aussehenden alten Herrn in dunkler Kleidung. Es war just derselbe Herr, den ich an jenem Sommernachmittag so heiter und behaglich gesehen hatte, ich grüßte ihn, als er kurz nach meinem Eintritt die Werkstatt verließ, und er grüßte höflich wieder,

aber erkannt hat er mich schwerlich. Ich selber hätte ihn kaum wieder erkannt. Er ging sehr gebückt und murmelte vor sich hin, sein langer Bart war jetzt schlohweiß, und seine Züge so trüb-selig und lichtlos wie der Novembertag draußen. Das Werkstück, über welches er mit meinem Freunde verhandelt hatte, war anscheinend so gut wie fertig. Es war eine ungemein schwere, massige Platte aus polirtem schwedischen Granit, wie man sie in Erdbegräbnissen reihenweise neben einander sieht; und in goldenen Buchstaben stand darauf ein Name tief eingegraben: „Agnes“. Darunter zwei Daten, und ein Bibelpruch. Ich habe den Spruch aber vergessen über der furchtbaren Predigt, die in den beiden einfachen Jahreszahlen beschlossen lag.

Achtzehn Jahre war sie alt, als sie starb . . .

Es ist so trübe heute. Ein Novembertag wie damals. Der Nebelregen verhängt mir die Aussicht aus dem Fenster und nimmt mir das Licht lange vor Abend. Und ich mag an diesem Tage nicht weiter schreiben. Ich will hinüber gehen zu meiner Frau und sie bitten, daß sie mir unser Stück vorspielt; unser liebes altmodisches Largo. Zu den Klängen des alten Meisters, so gemessen feierlich und doch so frisch, wird jener stille Sommernachmittag wieder vor mir aufblühen. Ich werde das junge Menschenbild wieder sehen in dem weißen, bräutlichen Gewand, mit den großen sehnsüchtigen blauen Augen. Und ich will träumen, daß ihre Sehnsucht sich erfüllt hat. Daß ihr der Unerbittliche nicht erst genahet ist nach langen Ringen, in der novembertrüben Debe des Krankenzimmers. Daß ihre Seele, als ihr schon die Engelsflügel durchten, noch einen vollen Erdenblick genießen durfte, in einen Sommertag voll Saat und Segen, in dessen stiller Lust Licht und Farben, Düfte und letzte Glockenklänge vereint mit den andächtigen Schwingungen des Menschenherzens emporschweben in ein Meer von Glanz, wie ein erfüllungsreicher Gebet, — ein sanft verklingendes Largo . . .

Har.

Ein strömend Licht, ein Funkenlang
In wandelloser Schnell, —
Dahin, dahin! Vom Sonnenglanz
Bekrönt ist jede Welle.

Und wie Gesang erhebt der Auf
Ein Alingen und ein Kaufchen.

Im Banne liegt mein Ohr, es muß
Dem ew'gen Liebe lauschen.

„Wir fragen aus den Bergen her
Vom Wolkenhau die Kunde
An unsre Brüder weil im Meer,
Im dunkeln Wogengrunde.“

Wir treiben aus der Erdengruft
Empor den Keim in's Leben;
Wir müssen, wenn der Donner ruft,
Am Himmel farbig schweben!

Wir dringen nach des Herrn Gebot,
In alle Höh'n und Tiefen,

Seit er erwecke Lust und Tod,
Die in den Wassern schiltesen!"

So rauscht der Fluß — vom Sonnenglanz
Gehrónt ist jede Welle —
Ein strömend Licht, ein Funkenlanz
In wandelloser Schnelle.

Oswald Schmidt.

Der Kirchgang.

(Mamonnlied.)

'S Betbuech i de Händ und 's Rosenli!
Wiß, wie Schnee und e Blengeli Rosmari
Goh's Vreneli i d' Chilche; und d' Chappebändel
Flügel um sie her, und 's sidene Schürzli
Blatet² sich im Wind. Gar fromm und jüchtlig
Goh's Vreneli i d'Chilche.

Doch, i mein
Des Dandersmaidli luegel unter de Chappe
Mit glühigen Augli um und um und g'sieht
Hinter de Sakristei, bim Chiltsturn hinne
Stoht de Franz und schauet heimli fure.
Sieht de Rosmari und g'wahrt e Rösli
R's Vrenelis Gölter stede fúrgrot.

So rot, so fúrig rot isch si Liebi zum Vreneli.
Und 's Rösli isch vu ihm.

¹ Tafelentuch. ² bláht. * zusammen láuten.

Er hát's im Garte
Sinere Muester gnu am Samstig j' Nacht.
Und hát's em Vreneli bracht am früein Morge.
Und 's ist em e Zeiche, daß ihn 's Vreneli mag.
Und daß en lide cha!

Und wie die Gloche
F'sämme³ lúte, meint 'r, er höre lúte
Im Himmel; und wie sie singet uf em Chor
Mein'r, er höre d' Engel singen im Himmel.
Und schier mit Thräne faltet er d' Händ und betet:

„I dank der Gott, daß 's Vreneli mich mag!“ —

Und i sin Leben isch das der schönste Tag.

Hans B. Grüninger.

Liebe ohne Worte.

Wir wissen ja beide, wie fein,
Sich unsere Herzen begegnen;
Was braucht es der Worte zum Glücklichsein?
Kein Mensch darf es wissen als wir allein
Und niemand soll uns segnen.

Noch blieben wir stark, du mein Liebstes und ich,
Noch unarmten sich nur die Gedanken.
— Der Wunsch, der mich wieder und wieder beschlich,
Er schwieg, wenn durchs Haar deine Hand mir strich
Mit den Fingern, den feinen, den schlanken.

Doch — kann es so weitergehn fort und fort!

O laß nie, laß nie dich erbitten!

Leis jiltert der ewige, reine Akkord,

Wir lauschen ihn bebend . . . Ein Wort nur, ein Wort

Und das heilige Band ist zerschnitten!

Carl Münckerberg.

„Wer könnte schildern . . .“

Wer könnte schildern, wie ich sie geliebt
Die bleiche Schöne, die so kalt wie Stein,
Der nie die Thräne noch das Aug' getrübt,
Ein Lächeln nie umschwebt das Mündchen klein.

Wie wünsch' so oft dies Auge ich belebt
Vom warmen Strahl, vom heißen Fieberbrand;
Wie such' ich oft, wenn ich im Aug' gebebt,
Nach ihrer Seele, die ich niemals fand.

Wie dach' ich oft zu stillen all die Glut,
Die mir die Kraft, das Lebensmark verzehrt.
Doch wilder nur noch wallte mir das Blut.

Wie hab' ich oft dies Feuer, das zerstört
Mein Lebensglück, erwünscht in heller Wut;
Doch all dies hat mein Lieben nur gerechert.

Lotte Felheim.

Der Findling.

— Eine Wurzelmannsmär. —

Don

Otto Roquette.

(Schluß.)

IV.

Der Konrad aber schweift verdrossen
Im Walde, mit sich selbst im Groll.
Er nennt es Thorheit, schilt es Pöffen,
Wovon sein Herz so übervoll.
Und dennoch milder im Gemüte
Klingt überwältigend ein Ruf,
Bei dem des Herzens Jugendblüte
Ein selig Hoffen sich erschuf.

Doch geht vorbei die gute Stunde.
Daß sie entschwunden, macht ihn toll,
Er fragt umsonst im Herzengrunde,
Wie das mit ihm noch enden soll? —
Und als, in Grübeln ganz verloren,
An einen Baum gelehnt er steht,
Ein Morgengraß dringt ihm zu Ohren:

„Gräß Gott, Herr Förster! Dir vergeht
Nicht leicht ein Tag im Müßiggange.
Mir auch nicht. Doch zu kurzer Raft
Seh' ich gestimmt dich, und so lange
Komm' ich auf ein Gespräch zu Gast.
Die Arbeit giebt dir harte Plage,
So scheint's, denn finster siehst du drein!“

Der Konrad seufzend drauf:

„Ich trage
Was mein ist, Wurzelbrüderlein!
Was geht's Dich an?“

„Ei nun, ich dachte
Nur so, es gab doch eine Zeit,
Da gern der Konrad mit mir lachte.
Vielleicht auch wär' er noch bereit,
Erzählt ich ihm ein Jägerchwänklein.
Soll ich?“

„So sprich! Doch mach es kurz!“

„Kurz, wie ein Schluck von einem Tränklein
Von Enjian und Miesewurz:

Es war ein Jäger hochgemut,
Der wollt' den Teufel erschöpfen,
Dieweil die schwarze Höllenbrut

Im Wald ihn thät verdrießen.
Denn, legt' er an auf einen Boß,
Der Teufel macht' ihm Kniffe,
Das Wild sprang über Stein und Stoß.
Der Schuß ging in die Pflife.

Und im Gebüsch hörte er dann
Den Schwarzen höhnisch lachen.
Daß er nicht zielen und treffen kann,
Und Pulver nur verfrachten.
Na wart du! ruft der Jäger: Wart!
Jetzt will ich besser treffen!
Es soll der neidische Widerpart
Mich nicht noch einmal äffen!

Jetzt, Schwarzer, kommst du selber dran!
Und wenn ich damit heute
Die Welt von dir befreien kann,
Dein Fell wird mir zur Beute!
Die Büchse ladet er in Hast,
Und geht, ihm aufzulauern.
Da sieht er schon den bösen Gast
Am Weg behaglich lauern.

Rasch legt er an, und schießt und trifft
Die Raft ihm — ganz erwiesen!
Dem Teufel aber ist's kein Gift,
Nur muß er dreimal niesen.
Hm! Starker Toback! sagt er nur,
Und geht des Wegs gelassen.
Der Jäger aber hofft die Spur
Des Wilds noch zu erfassen.“

„Was soll mir das?“ ruft ärgerlich
Der Konrad. —

„Nur nicht aufgefahren
Bei einem bißchen Müdenhich,
Herr schönster Jäger! Viele waren
Schon schlimmer dran. Sie kratzten sich,
Und dann — doch hält nicht dein Gebahren
Mit jenem Waidmann gleichen Strich?
Du jagst, wie er, auf einer Fährte,
Und möchtest bannen, was seit lang'
Im Herzen dir rumort' und gährte,
Und dich bedrängt im Ueberchwang.
Wogegen Stolz und Troß entbrennen,

Und was dich Tag und Nacht bedroht,
Ich will's nicht gerade Tenfel nennen —
Die Menschen heißen's — Liebesnot!"

Da fährt der Conrad auf im Horne:

„Zum Tenfel mit dir selbst!"

Er eilt,

Wie fortgeht von schärfstem Sporne,
Durch's Waldrevier.

Doch nirgend's weilt

Er lang. Von Tag zu Tage steigert
Sich seiner Stimmung Wätigkeit,
Und da ihm Ruh' die Nacht auch weigert,
Ist alles bei ihm Horn und Streit.

Die Knechte und im Holz der Schläger
Sie zittern, sehn sie ihn von fern.
Es ist, als ob der wilde Jäger
Bei hellem Tage spielt den Herren.

Allein das konnte so nicht danern.
Verschwendung giebt, so lang' sie hat.
So fühl't auch er mit inn'rem Schauern
Sein Herzenstoben müd' und matt.
Und da er, trotz der Mittagshwüle,
Halb träumend einst zu Walde gieng,
Erwacht er plötzlich, als die Kühle
Des Felsenplatzes ihn umfieng.

Ermüdet streckt er hier sich nieder
Auf grünes Moos, und blickt umher
Durch halbgeschloss'ne Augenlider,
Wie schon gebannt vom Schlafe schwer.

Da sieht er, wie am Felsenhange
Ein Ephenstamm aus einem Spalt
Sich drängt, gleich einer Riesenschlange.
Und breitgedehnt den fels umkrallt.
Was zwingt den Blick nach jener Stelle?
Soll sie denn unbekannt ihm sein?
Es treibt ihn nach der Wurzelselle
Des Stamms zu forschen im Gestein.

Und wie er näher tritt, erweitert
Der Spalt sich, wird zum schmalen Gang.
Durch den, erstaunend, Conrad schreitet,
Indem er fort und fort sich zwang.
Er merkt, daß vielfach schon gewunden
Der Gang ihn führt. Da blickt er um,
Und Weg und Ausgang scheint verschwunden
In Finsternissen kühl und stumm.

Doch weiter tastend mit den Händen
Bemerkt er, daß ein Dämmerslicht
Von oben aus den Felsenwänden
In bläulich fernem Dunste bricht.
Er dringt ihm nach und heller werden
Sieht er die Höhle. Seinem Tritt
Entstiehen Schlanglein wie in Herden,
Und über Feuermolche glitt
Sein Fuß in unweglamer Feuchte.

Doch schon erweitert sich der Ring.
Ein magisch blauer Glanz verfeuchte

Das Dunkel. Doch woher empfing
Ihr Licht die Höhle?

Keinem Strahle

Des Tags gelang ein Blick herein,
Und dennoch stand mit einem Male
Das Kunstgebild in hellem Schein.
Ein dicht Gewirr von Wurzelsäften
Und Fasern streckt von oben her
Sich nieder, läuft an dem durchdrängten
Gebälk sich klammernd, kreuz und quer,
Greift in die Luft, sich zu ergattern
Umzingelnd schon den Widerpart,
Als wär' von Schlangen. Mord und Mattern
Ein ganzes Heer im Kampf erfahrt.

Doch unten auf dem schwarzen Sumpfe,
Breit wie ein See, zeigt sich ein Zahn —

„Ein Ausweg durch erstickend dumpfe
Verworenheit zur Tagesbahn!"
So ruft's durch des Gefangnen Sinnen.
Und hastig rudert er, und strebt
Das Ufer jenseits zu gewinnen.

Doch neue Dunkelheit umweht
Ihn jenseits wieder.

Vor ihm breitet

Sich hoch hinauf die Felsenwand,
Und mühsam, wo kein Pfad ihn leitet,
Sucht wieder tastend seine Hand.

Da ist's als ob entfernte Klänge
Sich nähern wollten seinem Ohr,
Crompeten, Geigen und Gesänge,
Von Jubelruf ein ganzer Chor.

Wo ist ein Zugang zu dem Raume!
Vielleicht, daß er zu Tage dringt!
Und plötzlich, um die Felsenecke
Sich wendend, sieht mit einem mal
Er, wie gebannt von freudigem Schrecke,
Vor einem mächt'gen Gr-ttensaal.

Crompeten schmettern und Fansaren,
Zwar klein, doch immer laut genug.
Das Wurzelstammgewirr in Schaaren
Kommt durch den Saal im Fackelzug,
Und von dem Hofgesind umgeben
Sieht auf dem Thron die Königin,
Und Jubelrufe rings erheben
Sich tausendstimmig zu ihr hin.

Da tritt ein Sprecher vor die Stufen:

„Du hast uns in den Königsaal
Zu dir, o Herrin, heut' berufen,
Uns zu verkünden den Gemahl,
Den du gewählt, den deinem Reiche
Zugleich als König du bestimmst.
Nun sprich, und jede Zwietracht weiche,
Wenn seinen Namen mau vernimmst!"

Die Königin darauf:

„Ich sehe
Den frei Gewählten hier im Saal,

Den fordr' ich mir von euch zur Ehr,
Ich hab' eur' Wort für meine Wahl!
Der dort sich bergen will im Schatten,
Den Findling, der dem Tag entfloht,
Den auserkür' ich mir zum Gatten,
Und ruf' ihn her auf meinen Thron!"

Sie zeigt auf Konrad, der mit Grauen
Vernimmt, was über ihn verhängt.
Doch Alle wenden sich und schauen
Auf ihn, und Alles kommt und drängt
Um ihn als König zu empfangen.

Er steht sie plötzlich Alle groß,
Wie er — wie ist das zugegangen?
Man holt, man führt erbarmungslos
Zum Königsthronen fast ihn schleifend,
Wo hold die Königin ihm lacht,
Mit Grüßen seine Hand ergreifend.

Wie ist sie schön in Jugendpracht!
Er zaudert, bebt, schon will er wanken —
Da zuckt es, wie ein Vorwurf schwer
Ihm durch das Herz und die Gedanken.

„Nein!“ ruft er. „Nein, und nimmermehr!
Der Kofel ist mein Herz verschrieben!
Mein Weib kann keine And're sein!
Die Kofel werd' ich ewig lieben!“

— Da, plötzlich, bricht die Nacht herein.
Ihm ist, als stürz' er in die Tiefe.

Noch einmal bäumt er sich empor —
Da klingt, als ob Erklöpfung rief,
Ein holder Ton zu seinem Ohr:

„Erwache, Konrad! Auf! Erwache!
Du träumtest schwer!“ —

Der Ton erweckt

Ihn schnell.

Noch unter'm Binspenddach
Sieht er auf Moos sich hingestreckt,
Doch neben ihm, mit leisem Bangen
Zu ihm gebeugt, steht Kofel da.

Schnell springt er auf, indeß die Wangen
Des Mädchens er sich röthen sah.

„Du, Kofel, hier? — Hab' ich gesprochen
Im Traume? Hast du was gehört?
Mir war's, als ob ich abgebrochen
Geredet. Klang es — sehr behörth?“

Doch Kofel still zur Seite blickte,
Und sprach:

„Die Förstersfrau ist krank,
Du weißt — und Mutter Gerda schickte
Mich hin mit Speiß' und einem Tranke.
Da komm' ich her. Ich sah dich schlafen —
Ich wär' ja sonst vorbeigeit,
Doch deine Traumessworte trafen
Mein Ohr, so kam's daß ich verweilt.
Doch Zeit ist's, daß ich heimwärts schreite,
Schon viel zu lange blieb ich aus!“

— „Nein, Kofel! Nur an meiner Seite
Gehst du zu Mutter Gerda's Haus!“
Ruft Konrad. „Ob dein Ohr vernommen
Mein Traumgered', ob nicht, gleichviel!
Ich fühl's, die Stund' ist mir gekommen,
Zu enden unser Corenpiel.
Warum entfremden wir uns länger,
Daß wir uns aus dem Wege gehn?
Ich bin doch sonst kein Grillenfänger,
Doch kränkt mich tief dein Mißverstehn!
Zumeilen dacht' ich wohl, verstanden
Hat Kofel mich, und ist mir gut,
Doch Freud' und Hoffnung wieder schwanden,
Vor deinem Spott und Ungemut.
Ich trag's nicht länger, daß ich hehle,
Was unstät, wild und wirr mich macht!
Daß ich dich lieb' aus ganzer Seele,
An dich nur denke Tag und Nacht!
Mag diese Stund' ein Wirrsal enden
Zum Glück, zum ewigen Verlust —
Sag' Kofel, ist es nicht zu wenden,
Daß du den — Findling haßen mußt?“

Erröthend, mit dem Blick des Flehens
Sieht sie ihn an:

„Konrad, vergieb!
Bedarf es denn noch des Gestehens
Der Neue, daß mich Chorheit trieb,
Dich einst mit bitterm Wort zu kränken?
Es hat gequält mich alle Zeit,
Verwirrt auch, wollt' ich dein gedenken!
Ach, Konrad, ich — war nicht gescheit!
Ein Findling bin ich selbst, gebunden
An ander Gnad', ein Waisenkind,
Wie Mutter Gerda mich gefunden,
So gut, so hold, so treu gesinnt!
Die Mutter — ach, sie ist auch deine —“

Doch er, in Ungeduld, begann:

„Bist du mir gut? Sprich nur das Eine!“
Und Kofel jetzt nicht lange sann,
Und sprach, erlähmt von rosigem Scheine:

„Ja, Konrad! Sei ich denken kann!“

Und Aug' in Auge sahn sich beide,
Und stehn umschlungen, Mund an Mund,
Befeligt, daß sie nichts mehr scheide,
In reinem Glück von Herzensgrund.

So tief sind sie darin verloren,
Daß sie nicht merken, wie umher
Sich hebt ein Trummel und Ramoren,
Denn Wurzelmäulein, mehr und mehr,
Aus allen Stein und Felsenrigen
Sind ansgeschlüpft im Waldrevier,
Und sehn von Zweigen, moosigen Sigen,
Auf's junge Paar voll Uebegier.

Dann lassen, angefaßt im Kreise
Zum Tanz, an der Beglückten Ohr,
Als Segen auf die Lebensreise
Sie schallen ihren Jubelchor:

Kinzel-Rosen-Neigentanz!
 Versöhnt sind endlich beide!
 Wir winden euch den Jungfernkranz
 Allhier auf grüner Haide!
 Nun hütet sorglich eu'r Gemach
 Vor Troz und Ungeheuern!
 Und überlaubt sei eu'r Dach
 Von Buchengrün und Kiefern!

Und husch! So ist gelöst der Reigen,
 Und, wie im Wirbel, dreht und hüpf't
 Das Döckchen weg, und ist zu Zweigen
 Und Felsenpalten schon entschlüpft —

Sie merkten nicht, was vorgegangen,
 Die selig noch umschlungen stehn,
 Don so viel Freude ganz befangen,
 Und schweigend sich in's Auge sehn.

Da löst sich Kojel schnell mit Sagen
 Aus seinem Arin, wie schuldbezwungt:

„Ach Gott! Was wird die Mutter sagen!“

Doch Konrad jubelt auf vor Lust:

„Willkommen! wird sie freudig rufen
 Mit offenen Armen! Denn ich weiß,
 Daß wir auch ihr ein Glück erkufen
 Durch unser Glück! Das Erste sei's,
 Daß wir nun zu ihr gehn, und sagen:
 Du Gütige warst uns Mutter stets!
 Und konnten wir uns nicht vertragen
 Troz deiner Liebe — sieh, so geht's
 Mit innrem Streit und Herzenswunden!
 Die heilen, wenn ihr Tag erscheint.
 So haben wir uns doch gefunden,
 Und bleiben treulich dir vereint!“

Litterarische Notizen.

— Einen Mal, wie Herr Carl Hülder, erlebt im Grunde jeder Mensch, nur wissen ihn Wenige so zu bezingen, wie er es in seinem Lieberbüchlein: „Aus einem Mal und andere Gedichte“ (Dresden, C. Bierion's Verlag, 1895) thut. So z. B. kann es leicht vorkommen, daß Jemand neben einem braven Schreinermeister wohnt:

„Ein Schreiner ist mein Nachbarmann,
 Bollauf beschäftigt meist,
 In seiner Werkstatt nebenan,
 Da herrscht ein guter Geist“ —

— und daß dieser Meister einst des Dichters Freund war:

„Wir haben Freuden alle Beid'
 Gekostet mehr als viel —
 Ist auch nicht absonderlich, auch der Besatz:

„Ich grüß' ihn oft, den braven Mann,
 Doch spricht er nie davon“ —

wäre wohl erklärlich, aber was nun ferner zwischen dem Dichter und dem Schreiner, der sich von ihm grüßen läßt und nie davon spricht, passiert, macht in Carl Hülder's Darstellung einen höchst eigentümlichen Eindruck:

„Er hat so manchen Sarg gemacht,
 Ich sah's mit hüblem Blut,
 Doch als er mir jüngst einen bracht',
 Wie ward mir da zu Mut? —“

Da der Leser noch gar nicht weiß, wozu der Sarg bestimmt war, so sieht er der Antwort auf die Frage, wie dem Dichter dabei zu Muth war, mit einiger Spannung entgegen, da ja in der Regel bei einem Todesfall nicht erst der Anblick des Sarges, der in's Haus geschafft wird, im Herzen des Mittragenden Empfindungen wachruft. Aber das behält der Dichter für sich und aus den beiden

nächsten Strophen ist uns wenigstens nur so viel klar geworden, daß der sonst so schweigsame Schreiner zuweilen auch singt:

„Was meine elgne Kindheit barg,
 Ich hör't's aus seinem Lied,
 Er sagt vielleicht auch mir den Schrein,
 Wenn meine Sonne scheid,

Da mißt er dann und singt dazu
 Und seufzt und denkt zurück
 Und legt mir in die letzte Ruh
 Der Jugend gold'nes Glück.“

Damit schließt das Gedicht und es gäbe auch vielleicht für diese Anzeiger keinen bessern Schluß. Wir wollen aber doch einen andern hierherziehen. Nicht etwa noch eine Probe aus Carl Hülder's Lieberbüchlein; die eine wird genügen und dazu die Versicherung, daß die meisten andern Gedichte des Buches ebenso gut sind und nur einige wenige noch schlechter. Auch darnach wollen wir nicht fragen, wie dies Buch das Licht der Welt erblickte; das Papier ist gut, die Ausstattung auch sonst gefällig. Herr Hülder scheint ein wohlhabender Mann zu sein. Aber fragen möchten wir, warum derartige Frucht- und Blumenstücke in gar keinem andern Lande der Welt so zahlreich auf dem Büchermarkte zu finden sind, wie in Deutschland. Und die Antwort, die wir uns darauf geben, sei auch nicht verschwiegen: weil sich die ernsthafteste Kritik nicht darum kümmern. Töte sie ihre Pflicht, die hunderte, nein tausende Carl Hülder in Deutschland befehlen ihre Verse in der Tschlade. Und das wäre gut, gut für sie und gut für die Geltung der Poesie in Deutschland.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Armand's ausgewählte Romane. Ptefg. 18. 14. Weimar. Schriftenvertriebsanstalt. 1895.

Duboc, Julius. Jenseits vom Wirklichen. Eine Studie aus der Gegenwart. Dresden. Hellmuth Gentler's Verlag. 1896.

Milius, Otfried. Niemanns Erben. Das geraubte Testament. Roman. Ptefg. 7. 8. Weimar. Schriftenvertriebsanstalt. 1895.

Preußen, Hermine von. Via Passionis. Lebenslieder. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1895.

Spitteler, Carl. Balladen. Zürich. Albert Müller's Verlag. 1896

Stegemann, Hermann. Des Horatius schönste Pieder. Der Antike entrückt und verdeutscht zu Anz und Frommen der Poesie. Zweite vermehrte Auflage. Basel. Venno Schwabe. 1895.

Stehler, Arthur. Pfarrer Reinhardt. Eine Tragödie. Stuttgart. Carl Malcomes. 1895.

Werkner, Armin. Die Tochter des Buchsetzers. Transcendenz in 4 Akten. Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten. 1895.

Wode, Alwin. Die Widlingsbrant. Ein Sang aus alter Zeit in Ballade und Lied. Warburg. Decar Ehrhardt.

Wrede, Friedrich, Fürst. Der Liebe Web. Novellen. Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Nebst einer unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Carl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist unterliegt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Pögg & Gastel in Berlin.



Mann und Frau.

Novelle von Konrad Tselmann.

Sora Domenica kam heute noch früher vom Markt, als sonst. Es sollte nun einmal kleiner sehn, was sie einkaufte, es ging Keinen etwas an. Und sie waren alle so neugierig; jeden Tag schienen sie eher aufzustehn, bloß um dahinter zu kommen, was die Frau Lieutenant heute einkaufend würde. Nicht als ob sie boshaft und klatsch-süchtig gewesen wären, die guten Leute, nein, aus bloßer Neugierde. Es lag ihnen so im Blute. Vielleicht war sogar ein bißchen Mitleid oder doch ehrliche Theilnahme damit verbunden. Sie wollten sehn, wie man es aufing, mit der kleinen Monats-gage eines Lieutenants einen Haushalt zu bestreiten, ohne daß man hungerte, ja, während man nach außen hin den Schein erweckte, es ginge Alles gut und reichlich und vor Allen standesgemäß in der Wirtschaft zu. Sie brachten das aber nicht zu sehn, es war ganz allein ihre eigene Sache, und je schwieriger es war, desto weniger wünschte sie, daß man ihr — aus welchem Grunde auch immer — in die Karten dabei sah. Deshalb ging Sora Menica jeden Tag früher für ihre Einkäufe auf den Markt, manchmal war sie die Erste dort. Und man kannte sie bei den Ständen der Gemüsefrauen, in den Fleischbuden und zwischen den Fischbehältern, — wie gut man sie kannte! Alle riefen sie an, Alle wollten ihr wohl. Sora Menica hier, Sora Menica da! Man hielt das Billigste immer schon für sie bereit, man wußte, daß sie nicht viel auszugeben hatte, daß es kein Geiz war, wenn sie feilschte. Und kein Mensch sah sie deshalb über die Achsel an, keiner behandelte sie verächtlich. Dafür sah sie freilich auch zu hübsch aus und dafür betrieb sie das Handeln und Knausern auch viel zu lustig. Böse werden konnte ihr Keiner, wenn sie das Unmögliche verlangte und die unmöglichsten Preise bot; man lachte dann nur immer und sie lachte

auch und lachend zerfchlug sich der Handel. Sie stellte sich gar zu drollig an, wenn ihr etwas zu teuer war, was sie doch gern gehabt hätte, blies die roßigen Backen auf, zog die Augenbrauen in die Höhe und fingerte mit ihren kleinen Händen in der Luft herum, als ob sie an etwas Heißes gerührt hätte. „Ja, Sora Menica, wenn man nicht selber leben müßte —!“ sagten die Händler. Und man trennte sich im besten Einvernehmen. Seltenerweise war's bei den Frauen nicht anders, als bei den Männern, selbst die Frauen hatten sie gern; bei denen kam sogar etwas von mütterlichem Wohlwollen hinzu. So ein junges, hübsches Ding und mußte sich's saner werden lassen, wie wenn sie eine von ihnen wäre!

Heute war's aber wirklich schwierig gewesen, zum Ziel zu kommen. Von zwölf Soldi ein Mittagessen herstellen, das war eben keine Kleinigkeit. Und mehr blieb nicht. Domenica hatte es sich ganz genau eingeteilt für diese letzten Tage im Monat. Zwölf Soldi! Und Felice mußte doch gut ernährt werden, wenn er seinen Dienst thun sollte. Diese Reise nach Rom hatte zuviel verschlungen. Wenn die nicht nötig gewesen wäre — aber Felice hatte gesagt, sie sei nötig, und wenn er jetzt nicht endlich aus diesem Nest fortkäme, würde er niemals avancieren. Und nun war er ja voller Hoffnungen. Man hatte ihm die besten Aussichten eröffnet, — natürlich: einem so begabten, jungen Offizier, auf den die Armee stolz sein konnte! — und sogar von einer Veretzung nach Rom selber war die Rede, — nach der Hauptstadt. Zu verwundern war daß ja auch nicht; Domenica hätte sich kaum gewundert, wenn Felice Balbi ohne Weiteres vom Unterlieutenant zum Major befördert worden wäre, — aber etwas ängstlich wurde ihr's freilich bei dem Gedanken, nach Rom zu kommen. Mit

ihren Mitteln! Und Rom war theuer und sie kannte dort keinen Menschen.

Das waren aber Alles spätere Sorgen. Vorläufig hatte sie au nichts Anderes zu denken, als wie sie während der nächsten Tage mit zwölf Soldi jedesmal ein Mittagessen herstellen sollte, von dem Felice satt wurde. Heute würde es gehen. Die Zucchelli waren jetzt sehr billig und Felice aß sie gern. Ein Glück überhaupt, daß er so gern Gemüse aß. Wohin wäre man sonst gekommen? „Die reine Salat-Ehe, die wir führen, Menica!“ hatte er einmal lachend gesagt, als außer einer großen Schüssel mit Endivienblättern wieder einmal garnichts zum Nachessen dagewesen war. Und er hatte ja Recht. Aber, du lieber Gott: woher hät' es denn auch kommen sollen?

Sora Menica trug ihre Markt-Einkäufe selber in einem zierlichen, sorglich zugebedekten Korbe nach Hause. Ein Mädchen konnte sie sich nicht halten, und Checca Cellani, die „auf halben Dienst“ zu ihr kam und alle gröbere Hausarbeit verrichtete, hatte Morgens in ihrer eigenen Wirtschafft zu thun. Da blieb garnichts Andres; übrigens hätte sie auch Niemandem die Beforgungen anvertrauen können, und es war vor Allem nicht nötig, daß Checca Cellani erfuhr, wie billig Sora Menica einkaufte. Denn Checca Cellani hätte das nur als Grund genommen, noch respektloser in ihrem Benehmen zu werden, als ohnehin schon der Fall war. Die hielt es für eine Schande, daß die Balbi so lebten, wie sie lebten, glaubte nicht daran, da sie dazu gezwungen waren, und trug eine mißgöttliche Miene zur Schau, wenn immer nur von Sparen und abermal's Sparen — mit allen Mitteln und mit allen Künften — in diesem Haushalt die Rede war, wo sie aus dem Vollen hätte wirtschaften mögen. Eine unerbittliche Kritik übte sie an Sora Menica's Einkäufen. Du lieber Himmel, ja: das Beste war eben wie das Billigste. Aber wenn Checca Cellani die Einkäufe Sora Menica's auf den Küchentisch warf, geschah das mit so verächtlichen Geberden und sie murmelte dabei so unrespektvolle Worte, daß man hätte meinen sollen, sie sei ganz Anderes gewohnt und das hier sei Alles verborbene und wertlose Waare. Es kam wirklich manchmal dahin, daß Sora Menica sich ein klein bißchen schämte und Checca Cellani allerlei begütigende und entschuldigende Worte sagen mußte.

Als sie heute heimkam, lag richtig trotz der ungewöhnlich frühen Stunde Enrico Brunelli

schon wieder im Parterrefenster. Sie konnte es anfangen, wie sie wollte: er war immer da, groß, blond, mit blauen, schwinnumenden Augen, und einem Zug um den Mund, den sie nie recht zu deuten wußte, der ihr aber nicht gefiel. Sie hatte schon immer gewünscht, er sollte sich einen Schnurrbart wachsen lassen, sie begriff nicht, warum er das nicht that. Es würde gewiß ein dicker, üppiger Schnurrbart werden, denn sein Haar war straff und dicht, und er würde diesen unaugenehmen Zug um seine Lippen verdecken. Im Uebrigen konnte es ihr ja gleichgültig sein, wie Enrico Brunelli aussah. Er war einer von jenen „starken Blondten“, die immer das meiste Glück bei den Frauen hatten, nur nicht bei ihr, denn sie war Felice Valbi's Frau. Und sie standen Beide in gar keinem Verhältnis zu einander. Sie grüßten sich, sie sprachen ganz selten ein paar gelegentliche, gleichgültige Worte miteinander, sie kümmernten sich gegenseitig garnichts. Der Zufall hatte sie zu Hausgenossen gemacht, das war Alles. Zu solch' einem kleinen Nest wußte natürlich Jeder von Jedem, da war nichts zu machen. Viel zu thun mußte er gerade nicht haben, der Herr Ingenieur, denn sie mochte nach Hause kommen, wann sie wollte, so lag er im Fenster oder trat doch aus dem Hintergrund seiner Stube heran, um sie zu grüßen. Meistens nichts weiter; aber immer sah er so aus, als ob er gern etwas gesagt hätte, und nur nicht wisse, was? Etwas Suchendes, etwas Weiches war in seinen Blicken.

Für die Anderen im Hause war Enrico Brunelli eine sehr interessante Persönlichkeit, sie hatten immerzu etwas über ihn zu reden. Sora Palmira, für die der blonde Ingenieur nun schon gar der Mittelpunkt aller Gedanken war, behauptete sogar allen Ernstes und mit der geheimnisvollsten Miene von der Welt, er habe eine Maitresse, eine ganz richtige Maitresse, wie ein vornehmer Herr, — ganz abgesehen von seinen kleinen Gelegenheits-Liebchaften und zärtlichen Verhältnissen, an denen kein Mangel war; denn eigentlich hielt er's ja mit jeder ein bißchen, hier im Hanje und anderswo, oder richtiger gesagt: die Weiberleute hängten sich an ihn, wo er sich blicken ließ, und wenn Sora Palmira ein oder zwei Jahrzehnte jünger gewesen wäre, als sie war, würde sie vermutlich selber nicht gerade die Zurückhaltendste gewesen sein, während sie jetzt kein anderes Vergnügen mehr hatte, als in dem

Allen zu wühlen und mit ihrer heiferen Flüstersimme kleine, pikante Geschichten darüber von der Einen zur Anderen zu tragen. Die Hauptsache war, daß Enrico Brunelli Geld hatte. Deshalb redete man soviel von ihm, deshalb traute man ihm alles Mögliche zu. Einer, der nicht jeden Soldi fünfmal in den Fingern umdrehen mußte, ehe er ihn ausgab, — das war er und deshalb erschien er Allen als ein Wesen aus einer anderen Welt; das begriff Domenica ganz gut. Im Uebrigen kümmerte er sie ja nicht. Nochte er das Leben führen, das ihn gut dünkte! Außer Felice Balbi kümmerte sie überhaupt kein Mann in der Welt.

Domenica drückte heute ihren Korb eng an sich, als ob sie seinen Inhalt vor Enrico Brunelli um jeden Preis verbergen wollte, als sie nach Hause kam. Nicht, daß sie sich wegen ihrer mageren Einkünfte geschämt hätte, aber dieser Mensch sollte nicht lächelnd denken dürfen, daß er selber sich denn doch ein ganz anderes Mittagsmahl gönnen könne, als der Herr Lieutenant. Schlimm genug, daß dies so war, daß ein verdienstvoller, junger Offizier nicht mehr auszugeben hatte, als so ein gewisser Ingenieur, von dem keiner wußte, was er eigentlich trieb und wie er zu seinem Titel gekommen war. Ingenieur! So nannten sich Gott weiß was für Leute, das sagte garnichts, das war ohne jede Bedeutung. Der Staat hätte wahrhaftig seine Offiziere besser bezahlen können. Und wenn er zu diesem Zweck auch den reichen Nichtsthenern durch Steuern ihr Geld abpreßte!

„Guten Morgen, Sora Domenica.“

„Guten Morgen.“ Sie wollte vorüber in's Haus.

„Der Herr Lieutenant ist schon fort.“

Domenica hielt den Schritt an. „Fort?“ Sie wurde ganz blaß. Und dann schämte sie sich wieder darüber, daß sie diesem Menschen verriet, wie seine Nachricht sie erschreckte, und nun überzog eine glühende Röthe ihr Gesicht, die sie erit recht ärgerte. „Ja, ja,“ sagte sie ganz mechanisch und gedankenlos hinterdrein. Er sollte denken, daß sie das schon gewußt hatte und darauf vorbereitet gewesen war.

Aber Enrico Brunelli lächelte. Ein ganz fatales Lächeln. „Der Herr Lieutenant läßt sagen, er müsse in den Dienst und käme vor Mittag nicht zurück.“

„Ah so, — ja, — hm —. Ich danke.“ Sie rang ordentlich nach Luft. Dann zwang sie sich,

gleichfalls zu lächeln, obgleich das naturgemäß etwas traurig ausfallen mußte, machte eine halbe Verbeugung und schoß ins Haus. Gott sei Dank, daß sie nur erst drin war!

Aber die Treppe konnte sie nicht gleich hinauffeigen, dafür klopfte ihr Herz zu rasch und zu laut. Sie spürte es ordentlich am Hals. Warum denn nur eigentlich? Was war denn geschehen? Die Sache war ja garnicht der Rede wert und eigentlich das Natürlichste von der Welt. Gestern Abend hatte Felice ausgehen müssen, — in den Club. Sehr wider seinen Willen, denn er liebte das nicht, er vermied es auf jede Weise, — schon weil es immer Geld kostete, so sehr er sich auch zurückhalten mochte. Aber es war diesmal unmöglich gewesen. Und sie hatte ihn erwarten wollen, war aber wider ihren Willen eingeschlafen, bevor er zurückgekommen war, — bloß weil sie aus dummer Sparsamkeit kein Licht gebrannt hatte. Uebrigens mußte er wohl sehr spät gekommen sein, denn sie erinnerte sich doch, lange Stunden wach gelegen zu haben, — die Uhr von Sant' Andrea hatte es ihr ganz deutlich in ihre treibenden Gedanken hinein verkündigt. Und da hatte ihr Felice nicht mehr sagen können, daß er heute Morgen ganz früh, so früh, wie nie, in den Dienst müsse, und sie selber hatte sich fortgeschlichen, während er noch schlief. In der Zeit, wo sie auf dem Markt um das bißchen Grünzeug gefeilscht hatte, war er wach geworden und gleich davongestürzt, weil er eilen mußte, um die rechte Stunde noch einzuhalten. Zu spät gekommen war er ja noch nie im Leben, — nie eine Minute. Und nun war er fort, ohne einen Bissen zu sich genommen zu haben und ohne Abschied, — ohne ein Wort, ohne einen Kuß. Deshalb also dies Herzklopfen! Denn im Grunde genommen war es ja ihre Schuld, daß es so gekommen war. Das erste Mal, seit sie verheiratet waren! Dumm! So etwas konnte vorkommen, würde eine Andere sagen. Nein, so etwas konnte nicht vorkommen, — zwischen Zweien, die sich lieb haben, durfte es nicht. Und wer konnte wissen, wie Felice selber darüber dachte? Der arme Junge! So fort zu müssen! Und heute Mittag nicht viel mehr, als die paar elenden Zuchelli!

Domenica stieg ganz langsam und in schweren Gedanken die Treppe hinan. Es war ihr wirklich auf die Brust geschlagen. „Der Herr Lieutenant ist schon fort!“ Warum Felice nur in aller Welt diese Botschaft für sie hatte durch

den Ingenieur bestellen lassen? Er konnte ihn doch nicht leiden, diesen blonden Menschen, er hatte ihr doch mehr als einmal gesagt, das sei eine von den vielen Drohnen, derentwegen es so knapp hergehe bei denen, die arbeiteten. Aber Felice hatte einfach noch keinen anderen Menschen im Hause nach gefunden, als er fortgestürmt war. Und schließlich war das noch ein Glück. Denn die Andren hätten eine Haupt- und Staats-Aktion aus dem kleinen Vorkommnis gemacht. Ein Tuscheln und Wispern hätte das gegeben, von Thür zu Thür, auf allen Treppen und Korridoren. „Sora Menica hat garnicht gewußt, daß der Herr Lieutenant fort mußte!“ — „Sora Menica hat den Herrn Lieutenant ohne Frühstück fortgehn lassen!“ Was man Alles daraus gemacht hätte! Was für Folgerungen daran geknüpft worden wären! Morgen hätte man sich nebenauf bei Sor Pippo erzählt, der Herr Lieutenant lebe in der unglücklichsten Ehe von der Welt und wenn's nur eine Scheidung gäbe, würd' er sich gewiß scheiden lassen. Du lieber Gott! Während jetzt — Nein, Enrico Brunelli würde gar kein Aufsehens von der Sache machen. Der klatschte nicht, der brachte kein albernes Gerede in Umlauf — Alles was wahr ist.

Die erste Treppe hatte Sora Menica glücklich ersteigen, ohne von Jemand aufgehalten zu werden. Sora Palmira schlief also Gottlob noch. Aber als sie die zweite hinaufkletterte, — es wurde ihr merkwürdig schwer heut, sie begriff garnicht, warum? — hörte sie schon oben die Stimme Sora Gemma's, die wieder einmal ihrem Manne oder ihrer Tochter etwas vorkleistete. Bei offenen Thüren natürlich. Das lebte und schimpfte sich, das kochte und schlief in aller Deffentlichkeit. Die Thüren schienen nur dafür da zu sein, daß sie immer offen standen, und die Sturnachbarn, daß sie Alles sahen und hörten. Uebrigens trieben die es selber auch nicht anders. Im ganzen Hause ging es zu, wie in einem Taubenschlage, überall konnte man hineinblicken, man lebte halb auf dem Korridor und halb auf der Gasse. Aus den Fenstern und in den engen, trichterförmigen, schunngigen Hof hinunter rief man sich von allen Wohnungen etwas zu und das Geschimpfe, Gelächter und Gezanke nahm niemals ein Ende. Es spanu sich freilich auch von einem Haus zum anderen quer über die Straße fort, gerade wie die Wäscheleinen, an denen zu jeder Zeit allerlei merkwürdige Bekleidungsgegenstände in den mannigfachsten Farben

im Winde schaukelten. Es war ein Glück, daß Sora Menica da oben im vierten Stock ihr verschwiegenes, kleines Nest hatte, das für alle Welt verschlossen war. Solch' ein Leben vor aller Welt Augen zu führen, das hätt' ihr gefallen können! Obgleich sie doch wahrhaftig nichts zu verbergen hatte, während die Andren —

„Ah! Sora Menica! Aber ich glaube gar, Sie kommen schon vom Markt! Ist das möglich? Und andere wälzen sich um diese Stunde noch sanft in den Kissen. Ja, an Ihnen sollte man sich ein Beispiel nehmen. Meine Luigia — lieber Gott, ja, sie ist ja noch jung, aber heiraten könnte sie am Ende doch alle Tage. Und sie sollte begreifen, daß den jungen Leuten hentzutage Eine lieber ist, die sich rührt und dran hält, wenn sie's auch nicht nötig hat, als Eine, die bloß die Dame spielen will, nicht? Was sagen Sie, Sora Menica? Sie sehen ja blaß aus, — he? Nicht ausge schlafen? Oder Sorgen? He? Ja, du lieber Himmel, wer hat keine? Geldsorgen, Familien Sorgen, — so ist das Leben. Und was haben Sie denn heute Schönes für den Herrn Lieutenant da eingekauft? Darf man nicht sehen?“

„Ach, bitte, nein, Sora Gemma. Ich muß gleich hinauf, ich habe Eile. Und es ist auch garnichts von Belang.“

„Zititi!“ pff! Sora Gemma durch die Zähne. „Das machen Sie einem Andren weiß, kleine Geheimnisträmerin. Solch' ein zärtliches Weibchen! Nichts von Belang! Würde dem Herrn Lieutenant wenig damit gedient sein. Der Herr Lieutenant braucht was Gutes, wenn er seinen Dienst thun soll. Sieht ohnedies ein bißchen schmal aus, der Herr Lieutenant. Ich meine seit er aus Rom zurück ist. Oder irr' ich mich? Will mir seitdem garnicht mehr recht gefallen, der Herr Lieutenant. Meine Luigia hat's auch gesagt. Sie wissen, Sora Menica, die und der Herr Lieutenant — Na, na, na, Sie brauchen nicht roth zu werden, Sora Menica. Alles in Ehren, versteht sich ja von selbst! Alles ganz in Ehren. Aber das Mädchen hat einen scharfen Blick, wenn's den Herrn Lieutenant betrifft, und der Herr Lieutenant — der geht ihr nun doch 'mal über Alles. Dagegen kommt der Herr Ingenieur nicht auf, der ja freilich seine Augen auch immer ganz wo anders hat, als bei heiratsfähigen, jungen Mädchen, die noch dazu 'was einbringen könnten in die Ehe. Also wie gesagt — Aber, mein Gott, Sie werden doch ein paar Sekunden zum gemüthlichen Plaudern

übrig haben, Sora Menica? Wo brennt's denn? Sie stehen ja da, wie wenn Sie heißes Eisen unter den Fußsohlen hätten!"

„Ich muß wirklich fort, Sora Gemma. Auf Wiedersehen! Nichts für ungut.“

Sora Menica stieg die Treppe nur so empor. Und unten hörte sie Sora Gemma, die in ihrer Nachtsacke, mit ungeflochtenen Haaren und lang nachschleppenden Untertrock durch den Korridor setzte, unwirsch vor sich hin murmeln und schelten. Noch, als sie selber schon in ihrem vierten Stock angelangt war, — endlich. Mit Sora Gemma hatte sie es wieder einmal verdorben. Die hatte heute noch ganz besonders viel auf dem Herzen gehabt. Aber Menica hatte sie nicht anhören können, — um keinen Preis. Immer war ein Stachel in dem, was Sora Gemma sagte, — manchmal auch mehrere. Bei all ihrer scheinbaren Gutmütigkeit, — nein, was sie da vorbrachte, hatte immer seine böshaften Spitzen. Und Sora Palmira mochte wohl Recht haben: Sora Gemma wollte für ihre Tochter den Ingenieur, das war das A und O in all' ihrem Denken, Reden und Thun. Und deshalb war sie eifersüchtig und giftig gegen jedes weibliche Wesen, mit dem der Ingenieur, der sich aus Luigia Dalverde gar nichts machte, nur je ein Wort sprach, auch gegen sie, Menica, obgleich es da doch am Allerhöchsten war. Und wollte ihr sogar damit bange machen, daß Luigia sich in Felice vergafft hatte. Lieber Himmel, solch ein Grassaffe! Nur immer zu! Das schreckte sie wirklich nicht, das war nur belustigend.

Und blaß sollte Felice aussehen? Sich verändert haben, seit er aus Rom zurück war? Nüßiges Geschwätz! Dumm, daß ihr das im Kopf nachging! Nur daß ihr ein paarmal in diesen letzten zwei Tagen schon ein ähnlicher Gedanke gekommen war. „Er ist müde von der Reise“, hatte sie gedacht und damit gut. Aber es war nicht anders geworden. Und müde war Felice auch eigentlich garnicht in seinem Wesen, eher zerstreut und scheu, — sie wußte nicht recht wie sie es nennen sollte. Nun, es ging ihm natürlich viel im Kopfe herum: das Avancement und wie es werden sollte, wenn sie nun wirklich nach Rom kauen, bei ihren kärglichen Mitteln. Ein bißchen höher würde seine Lage ja, wenn er nun avancierte, aber dafür würden auch die Ansprüche größer, die man an ihn stellte, und das Leben in so einer großen Stadt, — die heilige Jungfrau mochte wissen, wie das Alles

werden sollte. Und Felice war verstimmt, darüber war kein Zweifel. Es ärgerte Menica eigentlich bloß, daß solch' eine alte Schwachbase, wie Sora Gemma Dalverde, das gleich herausgetüftelt hatte, denn was ging es die an?

Und nun konnte sie endlich ihren Korb in der Küche absetzen und ein paarmal tief Atem holen. Merkwürdig, wie heute das Treppensteigen sie angegriffen hatte! Ordentlich wie beklommen war ihr zu Mute und die Beine zitterten ihr, wie nie im Leben. Sie hatte freilich heute noch keinen Bissen zu sich genommen. Aber sie hatte auch gar keine Lust, etwas zu essen. Vom Hunger konnte dies unnatürliche Schwächegefühl nicht stammen, denn sie spürte keinen. Im Gegenteil: es widerstrebte ihr, etwas zu sich zu nehmen. Das Herz schlug ihr, und es überließ sie bald heiß, bald kalt. Ihr war übel zu Mute. Sie setzte sich auf einen weißgeschuerten Holzschemel neben dem Küchentisch und stützte den Kopf in die beiden Arme. Was das nur war? Sie würde doch nicht krank werden? Das hätte auch gerade gefehlt! Sie, die noch nie im Leben krank gewesen war, und gerade jetzt, wo vielleicht der Umzug vor der Thür stand! So Schweres würde die heilige Gottesmutter ihr ja nicht auferlegen. Oder ob das gar —? Heute Nacht war ihr schon einmal der Gedanke gekommen, halb im Traum, als sie mit so wunderlichen, nie gefassten Gefühlen aus tiefem Schlaf aufgefahren war. Und es hatte sie durchzuckt, wie ein Blitzstrahl. Wenn das wäre? Durch zwei Jahre hatten sie sich nun danach gefehnt, Felice noch mehr, als sie. Obgleich sie ja eigentlich sich davor hätten bange müssen, weil es ohnehin schon knapp genug bei ihnen zuing. Aber Felice hatte gesagt, das müsse sein, und wenn er das ganze Jahr nur zweimal Fleisch auf seinem Tische zu sehen bekommen sollte, es sei sonst gar keine rechte Ehe und wenn zwei Menschen sich so recht vom Herzen lieb hätten, wünschten sie sich auch immer ein Kind und dann käme es auch immer. Felice war schon ganz trauzig gewesen, daß es nicht kommen wollte. Aber jetzt freilich — ungelegener hätte es garnicht kommen können. Nun würde Felice doch wieder nicht zufrieden sein.

Menica war mit wankenden Knien aufgestanden und ging ins Schlafzimmer hinüber. Dort stand im Eckchen ein sammetüberzogener Bettschemel und ein Madonnenbild hing an der Wand darüber. Dort warf sie sich nieder und betete. Sie verbarg ihren Kopf ganz in den

Händen dabei, weil sie sich schämte, — sie wußte nicht worüber und weshalb. Aber sie schämte sich. Das Beten that ihr wohl. Sie war sehr fromm, war's immer gewesen, und hatte auf diesem Beteschemel schon als Kind in ihrem Elternhause gekniet, um der heiligen Jungfrau ihre kindischen Wünsche und Hoffnungen vorzutragen. Dann hatte sie ihn mitgenommen in ihre Ehe, in ihre junge Häuslichkeit, — als das kostbarste Besitztum. Was hätte ihr der Vater, der ein kleiner Beamter auf einem fürstlichen Vatsundium war und sich selber kaum mit den Seinen kümmerlich durchbrachte, auch Kostbareres zur Ausstener geben können? Es war ihr selber nicht recht klar, um was sie eigentlich betete, aber sehr andächtig und weihewoll war ihr trotzdem dabei zu Sinne. Und so erhob sie sich auch wieder.

Uebrigens war sie keineswegs sicher, daß sie sich nicht täuschte. Nun hatte sie sogar wieder einen wahren Heißhunger und fiel ordentlich über das frische Brod her, das sie von unterwegs gleich mitgebracht hatte. Dabei spürte sie plötzlich ein sonderbares Gelüst nach frischen Bohnen, obgleich sie die sonst garnicht sehr gern gegessen hatte. Jetzt war's ihr, als müsse sie nur gleich hinlaufen und welche einhandeln. Ein verrückter Zustand! Jedemfalls wollte sie Felice von dem Allen nichts erzählen, geschweige denn Hoffnungen und Erwartungen in ihm erwecken, die sich nachher vielleicht nicht erfüllten. Der arme Felice, der ohnehin gerade genug jetzt in seinen Kopf zu nehmen hatte, durfte mit diesen Sorgen nicht auch noch behelligt werden.

Soviel sie konnte, hatte sie ihm überhaupt immer alle die kleinen Sorgen des täglichen Lebens — die im Grunde oft recht große Sorgen waren — abgenommen oder verheimlicht. Nicht, daß sie sich dessen hätte rühmen wollen, es war ihr nur natürlich erschienen, weil sie Felice so lieb hatte, daß sie ihm alles Häßliche und Peinliche um jeden Preis hätte aus dem Wege räumen mögen. Ja, sie waren ein glückliches Paar, sie Beide — ein sehr glückliches Paar.

Menica dachte daran, wie sie, ein Stück Brod nach dem andern zwischen ihren kleinen, weißen Zähnen zermalmend, auf dem Bettrand hoßte, und ein seliges Säckeln glitt ihr um die Rippen. Daß Felice Balbi auch damals sein Auge hatte auf sie kleine, unbedeutende, blutarne Person werfen müssen, wo er die besten und reichsten Partien hätte machen können! Und ihr Vater, der schon als getreuer Beamter des

klerikalen Fürsten so päpstlich gefinnt war, wie nur Einer, war noch nicht einmal zufrieden gewesen. Ein Offizier dieses Königs, dessen Vater dem heiligen Stuhl die weltliche Herrschaft geraubt hatte und der selber im Bann der Kirche dafür lebte — nein, er hatte lange nichts davon wissen wollen; es hatte erst mancherlei Thränen gekostet, ehe die stille, feierliche Trauung in der Schloßkapelle von Ascoli stattgefunden hatte. Und dann — „Das reine Taubenweß, Kamerad“, hatte der Lieutenant de Sanctis gesagt, der sie einmal besucht hatte. Sonst hatten sie nicht viel Besuch. Sie brachten keinen und es kostete auch zuviel, sie zu bewirten, die Besucher. Immer ganz für sich allein — so war's ihnen am liebsten. Die Tage waren ohnehin so kurz, Felice war so viel draußen, sie hatten eigentlich niemals Zeit genug, sich Alles zu sagen, was sie auf dem Herzen hatten, und sich soviel zu küssen, wie sie mochten. Die Stunden flogen nur so. Zwei Jahre — Und immer nur Glück, immer nur.

Denn die kleinen, täglichen Sorgen — die zählten ja nicht mit. Das bischen Hungern und Sichplagen — lieber Gott! das war nun einmal nicht anders im Leben. Wenn Felice nur möglichst wenig davon merkte! Von ihrem Gesicht hatte er sicherlich niemals ablesen können, was sie Alles drückte und was Alles in ihren engen Verhältnissen auf sie einstürzte, sie hatte ihm immer heitere Mienen gezeigt und, wenn's einmal garnicht anders gehen wollte, sich in der Stille angeweint. Wenn er also trotzdem jetzt verstimmt war, sie hatte keinen Theil daran, sie nicht. Diese dumme Reise nach Rom! Und wie aufgeregt Felice schon gewesen war, als er sie ihr angekündigt hatte! Beinahe wie verstört hatte er ausgesehen. Er mußte es gleich geahnt haben, daß damit etwas Neues, Bedeutsames in ihrer Beider Leben eintrat und daß es eigentlich für ihr Glück besser gewesen wäre, wenn es nicht käme. Aber freilich: das Avancement! Die Ehre! „Unter'm General thu' ich's nicht, Menica,“ hatte Felice ihr als Bräutigam einmal gesagt.

Menica stand mit einem leichten Seufzer auf. Daß sie jetzt hier mit ihren Grübeleien die kostbare Zeit verträdelte! Und es gab soviel zu thun. Wenn Felice heute so früh fortgegangen war, wie niemals sonst, würde er auch früher, als sonst, zurückkehren. Gott, wie sie müde war! Was das nur zu bedeuten hatte? Und warum Checca Cellani noch nicht da war? Sonst war sie längst um diese Zeit hier gewesen. Das hätte

gefehlt, wenn gerade heute, wo sie sich so matt fühlte, Checca Cellani sie im Stiche lassen wollte! Aber es war dumm, daran zu denken. Checca Cellani brauchte die paar Soldi, die sie sich durch ihren „halben Dienst“ erwarb, viel zu notwendig, sie würde schon kommen. Menica war heute nur wunderbar aufgeregt und unruhig. „Nervös“, würde der Lieutenant de Sanctis sagen. Lieber Himmel, sie und nervös! Sie hatte auch gerade Zeit dazu.

Und nun griff sie energisch ihre Arbeit in der Küche an. Das bischen Uebelkeit wurde schon dabei vergehen, darauf konnte sie jetzt keine Rücksicht nehmen. Und jetzt, mitten in ihrer Thätigkeit, als sie, die Kleiderärmel weit über die Ellenbogen gestreift, mit glührothen Wangen und heftig arbeitender Brust über den Herd gebückt stand, kam Checca Cellani. Und natürlich war wieder das Erste, was sie that, in ein brummiges Zammern darüber auszubrechen, daß Sora Menica lauter Dinge gethan hatte, die sie, Checca Cellani, hätte thun müssen und wollen und die sich für Sora Menica ganz und garnicht schickten. Aber natürlich: Sora Menica hatte wieder die Zeit nicht erwarten können, hatte womöglich gedacht, sie, Checca Cellani käme überhaupt nicht, — man kannte das.

„Ihr kommt aber heute auch ziemlich spät,“ sagte Menica und lehnte sich aufathmend gegen die Wand, während ihr die Adern an den Schläfen klopfen.

Checca Cellani stemmte die Arme in die Hüften. Sie war klein und rund und erschien durch die dickfaltigen, immer aufgeschürzten Röcke, die sie trug und die ihr weit vom Leibe abstanden und bei ihren raschen Bewegungen um sie herum kreisten, vollends wie eine Kugel. Ihr rundes Gesicht war faltig und verbissen, eine gewisse, unwillige Gutmüthigkeit lag aber darin. Ihre Hände sahen immer so aus, als ob sie ihrem Mann, der ein kleiner Hufschmied war, bei seinem Handwerke zur Seite stände. Vorwürfe oder auch nur etwas, was nach Vorwürfen hinschielte, ertrug sie nicht. Ihr Redestrom ergoß sich dann unanfsatzsam und ihre Stimme schlug in ein heiseres Aechzen über. Man hatte schließlich immer alle Mühe, sie nur nordürftig zu beruhigen, und die Sache endete für Menica jedesmal mit einem Geßahl der Beschämung, eine so vortreffliche Seele unberechtigterweise gekränkt zu haben. Als sie Checca Cellani daher die Arme einstemmen sah, lenkte sie sofort ein, um das drohende Un-

heil noch im Keim zu ersticken. Heute war sie weniger aufgelegt, als je, sich zu Allem noch eine Beschämung zu bereiten.

„Es ist mir freilich wohl nur so vorgekommen, versteht Ihr. Es geht mir heute allerlei durch den Kopf. Da meint man, eine Stunde wäre vergangen, wenn's noch nicht eine halbe war. Ich habe keine Ruhe gehabt. Aber nun wollen wir uns tummeln. Mein Mann kommt heute früher zurück als gewöhnlich.“

Checca Cellani lachte gewissermaßen verächtlich vor sich hin, obgleich ein Grund dafür nicht einzusehen war. Im Uebrigen ließ sie es sich an der erhaltenen Ehrenerklärung soweit genügen, daß sie diesmal nur in längerer Rede schlagend die Gründe darlegte, warum sie nicht eher hatte kommen können und warum Niemand das Recht hatte, ein früheres Kommen von ihr zu verlangen, daß sonst süßliche Weinen, Zammern und Aechzen aber heroisch unterdrückte. Menica begriff von der ganzen Erzählung nur so viel, daß Checca Cellani durchaus noch vorher zu ihrem Schwager, dem Barbier, hatte gehen müssen, und daß sie während ihrer langen Rede alles verkehrt angriff und mehr Unordnung in die Küchen-Angelegenheiten brachte, als zuvor obgewaltet hatte. Und dann folgte die Kritikirung der Einkäufe, die heute so herb ausfiel, wie nie. Es fehlte gar nicht viel, daß Checca Cellani den „ganzen Bettel“ zum Fenster hinaus auf den Hof geschleudert hätte in ihrer Empörung. So ging die Sache doch nun wirklich nicht weiter. Sonst kam man schließlich dahin, sich bei den Kapuzinern oben eine Bettelsuppe geben zu lassen, um nur keine Ausgaben zu machen für Essen und Trinken. Andere brachten aus ihrem „halben Dienst“ immer noch das ganze Essen für eine ganze Familie mit heim, so reichlich war's da vorhanden. Darauf erhob sie, Checca Cellani, natürlich keinen Anspruch, darauf rechnete sie gar nicht. Was sie that, that sie ja mehr oder weniger um Gottes willen. Aber Alles hatte seine Grenze. Entweder hatte man etwas zu brocken, dann war's ein schmutziges Vaster, zu knausern, oder man hatte nichts, dann durfte man auch nicht heiraten.

„Aber wenn man sich doch lieb hat!“ warf Menica hier weit rührendem, verständnißlosen Erstaunen ein, während sie sich nun doch wieder beschämt fühlte.

„Dann schon lieber so!“ sagte Checca Cellani und machte eine unbestimmte, vieldeutige Geberde.

„Wie denn?“ fragte Sora Menica, die nicht verstanden hatte.

Checca Cellani bemühte sich, ihr klar zu machen, daß ein Mann bloß dann heiraten dürfe, wenn er eine Frau standesgemäß ernähren könne. Sonst sei es viel sittlicher, wenn die zwei zusammenlebten und jeder für sich forge, oder auch nicht zusammenlebten, aber doch wie Mann und Frau miteinander verkehrten. Dann hätte keiner Verpflichtungen und sie könnten auch wieder auseinandergehen, wenn sie wollten. Sie trug diese Moralanfänkungen mit solcher Entschiedenheit vor, daß eine Porzellantasse darüber unter ihren Händen den Henkel verlor.

Menica war entsetzt. Sie konnte immer noch nicht recht glauben, daß Checca Cellani wirklich im Ernst redete. Zusammenleben — wie Mann und Frau verkehren — ohne den Segen der Kirche! Sie bekrenzte sich in ihrer Erzdrohenheit. Die heilige Jungfrau mochte der unbefonnenen, alten Schwägerin verzeihen! „Checca, das glaubt Ihr garnicht in Wirklichkeit,

das spricht Ihr nur so hin. Ohne einen Priester- spruch! Lieber todt, als solche Schande!“

Aber die Hufschmiedefrau blieb bei ihrer Meinung. Schande! Schande war's. Eine zu heiraten, die man nachher hungern ließ und wozüglich hinter'm Rücken betrog. Es ging nicht Alles in der Welt so zu, wie Sora Menica sich's dachte. Und gar die Herren Offiziere! Verheirathet waren die Wenigsten — natürlich! wie konnten sie denn auch? Bei ihren Bettelgagen — und die reichen Frauen waren dünn gesät. Aber wie die Karthäuser lebten sie deshalb doch nicht, die Herren. Da war auch nicht einer von den Junggejellen, der nicht sein „festes Verhältniß“ gehabt hätte. Der Ort war klein genug, um davon zu wissen. Und kein Mensch nahm Anstoß daran. Wieso denn auch? Tausendmal besser doch so, als wenn sie ein liederliches Leben geführt hätten. Nun waren sie ebenso gut wie verheirathet, nur daß sie keine Verpflichtungen hatten. Eine Heirat, wenn man nicht genug zu beißen und zu brechen hatte, war ein Verzug, weiter garnichts.

(Fortsetzung folgt.)

Eufhanasion.

Weiße Säulen winken aus dem Schallten
Schwarzer Piniten, düsterer Cyressen,
Aber farbenheite Blumenmatten
Machen jedes Dunkel hier vergessen.

Wer hier eintritt, freien Willens, findet
Nicht zurück. Ihm hält die weiße Schwalbe,
Hallen diese Thore, und er schwindet
Spurlos, wie im weiten Meer die Welle.

An der Pforte heißt mit milden Worten
Ihn des greifen Hülers Gruß willkommen:
Alopfest du umsonst an alle Pforten,
Hier doch wirst du freundlich aufgenommen.

Und er führt ihn in die lichte Halle,
Ueber Rosen wanken flaubige Schätze,
Weiße Kissen, wie es ihm gefalle,
Laden rings den müden Gast zur Ruhe.

Tempelstille, Dämmerlicht und schwüle
Süße Düfte lösen ihm die Glieder,
Lächelnd sinkt er auf die weichen Pfühte
Und in willenslosem Taumel nieder.

Und er schlummet. Unsichtbare Geigen
Kullen tiefer ihn in Traun und Träume,
Wenn die lehlen leisen Töne schweigen,
Schließen sich für ihn die Erdenräume.

Er der blasse Fremdling so entschlafen,
Sellen Anaben, singend, weißgewandel,
In die Gruff ihn. In den Friedenahafen
Er ein Segel sturmlos eingelandet.

Andre folgen, Klüchlinge des Lebens,
Kämpfer, die die letzte Schlacht verloren.
Viele kommen, keiner kommt vergebens,
Salve lacht und leuchtet's von den Thoren.

Gustav Falke.

Abendbild.

Noch glänzt in Gold die Alpenkette,
Im Thale zeichnet Dämmerlicht
In jeden Strauch die Silhouette
Von dem und jenem Strolchgeflücht.

Vor uns in dunkler Ulme Zweigen
Erstehen Gruppen, windbewegt,
Die gegenseitig sich verneigen,
Wie Menschenhäupter hochertregt.

Das ist ein Drohen, Anarren, Kauschen,
Als wär' ein Streit um Macht und Rang;
Ich hönn' auf all die Stimmen lauschen
Am Fenster hier wohl Stundenlang.

Dort streicht ein Keel den Siedelbogen,
Er schaukelt auf dem lehren Ast,
Hinunter bald bis in die Wogen,
Bald wolkenhoch, vom Sturm erfasst.

Verrückter Cürm! Ich glaub' sie geben
Ein Stück von Ibsen oder gar
Von Wagner was, die Wolken schweben
Walkyrenhaft in schwarzer Schaar. —

Und plötzlich kommt ein Regenschauer,
Der in die vollen Blätter klaffet,
Und auf die alte Gartenmauer
Und ihre Steinfiguren patscht.

Hermann Lingg.



Gedichte

von

Otto Oppermann.^{*)}

Frühe Fahrt.

Die Haide lag in fahlen Schein.
Ich fuhr mit dir ins Land hinein,
Mit dir allein.

An Busch und Halmen hing der Tau;
Verflatternd wogte durch die Au
Der Nebel Grau.

Wir lauschten stumm der Hufe Schlag.
Schlafstrunken klang im fernem Hag
Ein Vogelschlag.

Der letzte Nebelstreif zerrann,
Heißgoldnen bliht' es durch den Tann,
Der Tag brach an.

Das Frührot kühlte dein Gesicht;
Wie warst du schön im Morgenlicht,
Wie schön und schlicht!

Rings war erwacht der Vögel Sang,
Und aus dem Dorf herüber drang
Der Glocken Klang.

Nun hielten wir am Kirchenthor.
Gesang der Menge quoll hervor
Im vollen Chor.

Du reichtest flüchtig mir die Hand;
Ich sah, wie langsam dein Gewand
Im Dunkel schwand.

Die Orgel brauste durch den Raum.
Still wandl' ich mich und schlich im Traum
Zum Waldessaum.

Die Haide lag im Sonnenschein.
Ich warf mich nieder auf den Rain
Und dachte dein. — —

Bei Sonnenuntergang.

Wenn aus dem Thal die Schallen steigen,
Im Busch die Nachtigall erwacht,
Rings aus des Alltags dumpfem Schweigen
Sich meine Seele los mit Macht.

Dann geht es wie ein Flügeldehnen
Mir durch die Brust, wie Auserseh'n;
Dann heißt ein ungeduldig Sehnen
Durch Wald und Aue mich wandern gehn.

Lebendig wird, was das Getriebe
Des lauten Tages überläßt;
Die Lust und Qual versunk'ner Liebe
Erfast mich neu und unverseht.

Der Leidenschaft verwor'ne Träume
Sind mir im Herzen wild erwacht,
Und unstill schweif' ich durch die Räume
Der lichtdurchwobenen Waldesnacht.

Ich fühl' es, wenn die Schallen steigen:
Nie ruht der Kampf, der mich erfüllt,
Bis einst der Tod mit Nacht und Schweigen
Mir meines Lebens Tag umhüllt.

*) Der Verfasser dieser Uebersetzung ist den Lesern der „Deutschen Dichtung“ nicht unbekannt; seine Beiträge für diese Zeitschrift, die Beweise einer durchaus echten und durchaus gesunden Begabung, haben ihm freundliche Aufmerksamkeit zugeteilt. Zu Anfang November wird im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin eine Sammlung seiner Gedichte erscheinen; die vorstehenden, bisher ungedruckten Proben werden sicherlich überaus Beachtung und Aufmerksamkeit neuerdings auf den jungen Dichter und die sorglich gesichtete Sammlung seiner Gedichte zu lenken, nicht verfehlen.

Ann. d. Red.

Lied der Lerche.

Aus dem Französischen des Victor de Kaprabe.

Ich bin der Tübelschrei der Wonne,
Der von erwachten Wiesen bebt,
Der Gruß, der hoch empor zur Sonne
Als Bote von der Erde schwebt.

Ich komm' vom Feld, dem nebelgrauen,
Mein Fuß zieht Silberfäden nach.
Die Perlen, die mein Kleid behauen,
Streut wieder aus mein Flügel Schlag.

Singend im frischen Aether lauze
Als erste ich bei Morgengrau'n.
Ich bade mich im milden Glanze,
In klaren Fluten mich zu schau'n.

Vom Laut des Tammsers, von dem Leide
Des Abends weiß nicht meine Brust.
Von Tugend und von Hoffnungsfreude
Sing ich in ausgelassener Luft.

„Getrost!“ hört mich der Kranke singen,
Wenn er erwacht, „der Morgen naht!“
Den Landmann läßt vom Lager springen
Mein Ruf: „Streu für die Zukunft Saat!“

Rheinfahrten.

I.

Der Dampfer rauscht und die Welle spricht,
Stolz weht unser Banner am Mast.
Das Lied erbraußt, und im Becher blüht
Der Wein mit lodendem Glase.

Viel Tücher winken vom Uferand,
Und donnern die Böller erkragen.
Es klingt zurück von der Felsenwand
Wie der Guomen schelmisches Lachen.

So fahren hinauf wir den sonnigen Rhein,
Vorüber am Rolandsbogen.
Es glüht der goldene Morgenschein
Weithin auf den grünen Wogen.

Uns ist, als müßte der Erde Leid
Dort in den Fluten zerbrechen, —
O Jugendfluß, zur Sommerzeit
Zu fahren auf Rheineswellen!

II.

Die ersten Sterne tauchen
Am Himmel mild und klar,
In unserm Rücken schwanden
Die Türne mit Sankt Goar.

Wir schlafen vorn am Bug,
Wo uns der Wind umpfiff.
Zur Lurelei im Fluge
Trug uns das stolze Schiff.

Nun aus der Flut zur Linken
Hob sich die Felsenwand;
Uns war, als sähen wir winken
Die See mit weißer Hand.

Dann nahen wir dem Ziele
Im letzten Abendschein
Und jagen mit klingendem Spiele
In Oberwesel ein.

Weihnacht in der Fremde.

Glockengeläute
Schwingt sich jauchzend empor zu den Sternen,
Mündel den Sterblichen: Christnacht ist heute!

Fronnes Gedränge
Wagt durch des Domes erleuchtete Hallen,
Lauscht auf der Orgel brausende Klänge.

Dufende Tannen
Schau'n auf des Machtes buntes Gewimmel.
Still durch die Menge schreit' ich von dannen.

Tanzende Stodden
Fallen hernieder. Durch glühende Scheiben
Hör' ich der Kinder Stimmen frohlocken. —

Tranklichen Schimmer
Wirft meine Leuchte. Der Großstadt Brausen
Dringt aus der Kerne ins stille Zimmer.

Graue Solanten,
Die ihr so oft schon mich lehret vergessen,
Tröflet auch heute den einsam Verbannten!

Trinklied.

Man gießt auf Rheineswellen
Das Mondlicht seinen Glanz.
Am Drachensfels erschellen
Sich Tenn und Mauerkranz.
In Schweigen ruht das Thalgsfeld
Wie ist die Nacht so wundermild!
Sie lockt zum Bescherklingen
Und Singen.

Drum sammelt euch im Kreise,
Die Becher schenket ein,
Und singt dem Rhein zum Preise
Ein Lied beim golden Wein.
Geht freier Rede freien Lauf
Und schließt das Herz dem Freunde auf,
Daß Leid und Sorgen brechen
Beim Bechen.

Wir wollen jubeln, trinken,
So lang' die Brust noch warm
Wenn unsre Steine sinken,
Ist Zeit genug zum Harm
Ein Thor, wer seine Zeit versäumt!
Bald ist der Jugend Traum geträumt,
Bald sind des Lebens Wonnen
Zerronnen.

Laß nimmer drum erhalten,
Was jezt im Herzen glüht,
Fest müht ihr's tapfer halten,
Ist auch der Wein versprüht.
Dann komme, was da kommen mag,
Es wird die Jugend uns den Tag
Mit ihrem Schein, dem holden,
Vergolden.

Doch noch ist's Lenz, noch laden
Die Becher zum Genuß.
Im Silberglanze baden
Sich Hügel, Burg und Fluß.
In Schweigen ruht das Thalgesid.
Wie lockt die Nacht so wundermild,
Sis doch die Sterne sinken,
Zu trinken!



Herbstnacht.

Graun und Zweifel,
Die beiden Brüder
Mit den großen, leidgereizten Jügen
Und den schmerzlich grübelnden Augen,
Standen am Bett mir,
Mit dräuendem Finger scheuend
Den Tröster Schlaf,
Der mit linder Hand
Mir kühlen wollte
Die fiebernde Stirn.
Ruhlos irrten die Gedanken
Durch die weite Ebene,
Al' der Ereignisse,
Die mir das Leben
Verklärten und trübten
Seit Kindheitstagen.
Müd sanken sie nieder,
Die rastlosen Gedanken,
Wo wie ein Meckstein sich hebt
Aus weiter Ebene
Das brennende Sehnen
Nach unaussprechlichem Glück.
Nur noch die Sinne,
Die krankhaft geschärften,
Sind wach. — Es bohrt sich
Mit vergeblichem Suchen
Das Aug' in das Dunkel
Der Sternlosen Herbstnacht.
Unaushalt'ig rinnet der Regen,
Und die Tropfen fallen
Vom Dach aufs Gestein
In hartem Takt
Mir klingelt ein Lied draus —
Das trostlos einförmige Lied meines Lebens
Mit dem trostlos einförmigen Akkord:
„Leer ist das Leben
Ohne die Liebe.“ — — — —
„Leer ist das Leben
Ohne die Liebe.“

So tönte das Lied,
Das mich sang in den Schlaf,
Doch der Traumgott war freundlicher:
In die einförmigen Klänge
Mischte er süße Melodien — —

Dann bin ich erwacht,
Als schon das Tageslicht
In das Fenster mir drang.
Ein ernster Herbstmorgen
Mit leichtem Gewölk.
Keint Vogelgesang mehr
Und jauchzendes Leben
Und strahlendes Sonnlicht,
Wie in Tagen des Sommers.
Doch kräftiger Erdbauch
Dringt zu mir vom Acker,
An Arbeit mahnend;
Ein frischer Wind
Umweht mir die Stirn,
Als wollt' er draus scheuchen
Die schwülen Gedanken. —

Und müßt du entbehren,
So trag es, o Seele,
So stark wie die Erde
Den Winter erträgt.
Denn dir und der Erde
Kann Schicksalsgewalt
Nicht rauben des Wesens
Tief innersten Kern:
Die warme Kraft,
Die wohl mag erlahmen,
Doch nimmer erstarren,
Und neues Leben
Zum Lichte zwingt
Aus frischen Gräbern. —

Da bricht durch die Wolken
Ein Sonnenstrahl —

O Menschenherz,
Verdörpert er dir
Unsterbliche Hoffnung
Auf Lenzesglück,

Ob Herbsteshand um dich
Das fallende Laub streul
Gleich welken Träumen? —
So hoffe, klopfendes Menschenherz! —

H. Robertin.

Wanderliedchen.

Rausche nur, du lieber Bach,
Grüß mich, grüne Wipfel,
Schaut mir nicht so traurig nach,
Theure Bergesgipfel!

Lebe wohl, herzliebtes Thal —
Muß dich wieder meiden —
Viele, viele lausendmal
Grüß' dich im Scheiden!

Lieber, kleiner Trochopf du,
Muß dich nicht verstecken,
Glaube mir, ich würde dich
Ueberall entdecken,

Und die stillen Thränen dir
Von den Augen küssen —
Aber dann, mein halber Schatz,
Werd' ich wandern müssen!

Eberhard Schmidt.

Nachts.

In der Nacht die Welt verschwimmt,
Schwach der Sternenschein nur glimmt,
Und aus hellem Dunst gewoben
Senkt ein Schleier sich von oben.

Durch der Maschen feinen Saum
Blick' ich in den Himmelsraum,
Wo in ewigen klaren Höhen
Die Gestirne leuchtend gehn.

Seltam! Wie es quillt und wault
In der Wolken Lichtgestalt!
Schneeige Flecken goldgerändert!
Wie es schwaukt und wie sich's ändert!

Aus dem farbenfatten Grund
Tauchen Engelköpfchen rund,
Hell vom weißen Schaum umflossen,
Welcher durch die Luft gegossen.

Wie ein rosenfarbner See
Wogt es in dem Wolkensneer;
Immer tiefer Purpurgluten
Durch den lichten Kether fluten.

Und es glüht am Himmel lang
Wie bei Sonnenuntergang,
Bis im Glanze wohnetrunken,
Alles wieder ist versunken.

Paul Wimmershof.

Im Leid.

Wie die Wasser brausen und stiehn!
O könnst' ich zum Schlummer die Augen schließen!
Doch in nächstlicher Stille, da muß ich dem Rauschen,
Dem ewig gleichen, des Wassers lauschen:
„Dein Leben, dein Lieben, dein Leid und dein Glück,
„Wie die Welle vergeht's, und kehrt nimmer zurück.“ —

Wie die Wasser sprudeln und schäumen!
O laßt von vergangenen Zeiten mich träumen!
Doch wie des Wassers grüntliche Wellen
Unablässig entstehn, unablässig zerschellen,
Zerschallern dem Blick die geliebten Gestalten,
Vergeb'ne Mühe sie fest zu halten.

Die Nacht verstreicht! — Wie die Wasser rinnen!
Kein Schlaf dem Auge, keine Ruh den Sinnen!
Selbst das ewige Lied, das die Fluten singen,
Kann dem trauernden Herzen nicht Heilung bringen,
Versunken die Welt, ihre Lust und ihr Leid,
Weil zwei Augen sich schlossen für alle Zeit!

Martha Friedemann.

Der preussische Pfiff.

Märchliche Sage.

Als der alte Fritz in die Jahre kam,
Da ward er ein richtiger Griesgram.
Er mochte Keinem von Herzen trauen,
Nicht glauben, was er nicht selbst konnt' schauen.

Drum ging er oft in der Dunkelheit
Auf Visitation ganz ohne Geleit,
Thät namentlich auf die Budiken achten
Und was seine Soldaten darinnen machten.

Einst fand er einen Grenadier
Mutterseelenallein bei Schnaps und Bier,
Die Zeit tollschlagernd mit Singen und Summen
Und allerlei unuerfändlichem Brummen.

Der König, verummumt und im Schäßigsten Flaus,
Sah wie ein Kriegsveteran jußt aus.
Der Grenadier, als er Fenen erblickte,
Kameradschaftlich mit dem Kopfe nickte.

Da sprach der Alte: „Ich regardier'
Nordhäuser Kornus und Kollbuser Bier.
Er scheint mir zu schlemmen! Ihm hecht wol ein
— Oder ist Se. Majestät der Zähler?“ [Chaler?

Drauf der Soldat: „Poß Donner und Bliß!
Natürlich jahlst mir die Zeche der Friß.
Und jahlst er mir weiter wie heute geduldig,
So bleib' ich dem Brenner und Brauer nix schuldig.“

Der Alte schaut gar eigen drein,
Der Andre denkt, vom Durst wird's sein:
„Budiker! Zwin und 'ne neue Stange!
Soldaten läßt man nicht trocken so lange!“

Der Friß nachdenklich am Karnus nippt
Und die Nase in's schäumende Stangenbier stippt:
„— Se. Majestät, die sollten Ihn das bejahlen? —
Kamerad, das ist wohl bloßes Prahlen!“

„Was? Prahlen? Da hal er ganz falschen Begriff,
Denn — Achtung! — Ich kenne den preußischen Pfiff!“
„Den preußischen Pfiff? Und kann man ihn pfeifen,
Kamerad, so laß Er die Kunst nicht begreifen!“

Der Grenadier ist auf einmal verstummt,
Nur leise vor sich summt er und brummt
„Es ist ein Geheimnis,“ sagt er zum Alten,
„Was Einer besitzt, das soll er behalten.“

Doch der König drängt und drängt den Mann,
Der endlich nicht mehr widersehen kann.
„Gut denn! Ich will Ihn die Sache deuten.
Aber schwah' Er davon nicht zu den Leuten!“ —

„Er weiß ja, wie lange schon Frieden im Land —
Parriere, das bleibt so vor der Hand!
Was nicht da der Kuhfuß uns armen Soldaten?
Der Patronen könnte man gern entlaten.“

„Man schleppt an manchem Stück sich mall,
Das Wert nur für die Kampagne hal.
Weg mit dem Stempel — für silbernen Segen!
Doch heimlich! Kein Kuhn darf kräh'n deswegen!“

„Verschmilt! und gewiht! — und immer dreiß!
Das ist's, was der preußische Pfiff bei uns heißt! —
Zum Exempel: eine Säbelklänge!
Was thu' ich mit solchem gefährlichen Dinge?“

„Der Griff, das ist nun der ganze Stolz,
Denn, huch! in der Scheide flecht hiehnem Holz!
Den unnützen Stahl konnt' ich gänzlich verkaufen,
Zieht, Alter, hilft Er mir die Losung verkaufen!“ —

Der Friß macht gar ein verdultes Gesicht.
Solche Frechheit ahnt' er sein' Lebtag nicht.
Heut hal er genug vom Herumschiffen:
„Adieu! Werd' nächstens mich revanchiren!“ —

Fort ist er. — Früh am andern Tag
Straßauf, Straßab dröhnt Trommelschlag.
Se. Majestät der König läßt alarmiren
Um die Bataillone zu inspiziren.

Er reit her an die Glieder dicht,
Schaut jedem Mann scharf in's Gesicht
Mit seinen hellen Adlerblicken —
Und trägt die Mantur, wie sich's will schicken.

Plötzlich tippt er mit seinem Stock
Einem Grenadier auf den Waffenrock:
„Drei Schritte vor!“ — Mit wuchtigen Tritten
Kommt der Soldat vor die Front geschritten.

„Nun zieh' Er blank und hau' Er dann
Den Kopf ab Seinem Nebenmann!“ —
Der Grenadier erschrickt erst mächtig,
Dann saßt er sich und spricht bedächt'ig:

„Ew. Majestät! Ich wog' das Wort:
Was Sie mir befehlen, ist meiner Mard!
„Du sollst nicht läten!“ heißt's im kleinen
Katechismus Lutheri, wöcht' ich meinen.“

Der König aber herrscht ihn an:
„Auf der Stelle hal er dem Nebenmann
Mit Seinem Säbel den Kopf abzuschlagen —
Sonst geht's Ihm selber an Kopf und Kragen!“

Da saßt der Mann mit dem preußischen Pfiff
Getraut nach seinem Säbelgriff,
Und vor dem König auf hohem Schimmel
Die Blicke wendet er gen Himmel:

„Herrgott, Dich bill' ich als rechtschaff'ner Christ,
Erlös' uns vom Uebel zu dieser Frist!
Verwandte in Galz mir die Häherne Akinge,
Auf daß ihr Lieb kein Unheil bringe!“

Und was er vom Himmel erfleht, das geschieht:
Aus Reichn ist die Plempe fürwahr, die er zieht!
Und hurtig haut er, ohne zu schaden,
Fest an den Hals den Kaneraden.

Da lacht der König: „Ich sehe schon,
Den preußischen Pfiff versteht der Aukon!
Drunt will ich für diesmal Ihn pardonniren,
Sonst soll' Er noch heute Spießeruten probiren!“

Ernst Behrend.





To Hus is best.

Novelle von Adalbert Meinhardt.

(Schluß.)

An dem Morgen, es ist ein Sonntag, besorgt Mette wieder allein in der Küche, was es zu thun giebt. Frau Dina tritt in vollem Staat, mit so vielen silbernen Knöpfen und silbernen Ketten an ihrer Jacke, wie sie nur an der Altenländer Bauertracht sich anbringen lassen, Gebetbuch und Taschentuch in den Händen, aus ihrer Handstür, zur Kirche zu gehen. Auf dem Deich kommen andere sonntäglich gepukte Gestalten auch heran, die Nachbarn begrüßen sich, bleiben stehen, miteinander ein Wort zu wechseln. Wie sie vorübergeht, blickt man ihr nach. — „Die sieht auch nicht aus, als ob ihr der liebe Herrgott das beste Obstjahr gegeben hätte, das je ins Land kam. Da plagt sich die Fran wohl ein Dußend Jahre und bringt alles fertig, was sie anfängt. Aber daß sie sich daran freute und nun zufrieden wäre im Reichthum — kein Gedanke! Man merkt recht wieder, wie wenig die Fremde den Menschen gut thut. Dina Sietas, die hat sich draußen so viel Kummer eingeerntet, daß sie daran für ihr ganzes übriges Leben hier zehren muß.“ — So reden die Nachbarn. Sie ahnen es nicht, wie himmelfern der Kummer von damals Fran Dina jetzt ist. An ihrem hentigen Kummer allein hat sie mehr als genug zu tragen. Und wenn es nur Kummer wäre, nichts Schlimmeres. Aber das Gefühl der Schwäche, der Willenlosigkeit, das sie seit einiger Zeit überkommen, das sie verachtet . . .

Und da steht er schon wieder vor ihr, an der Ecke von Comflets Gasthaus im Schatten unter den beiden Büschen. Warum er nur aus seinen äärlischen irischen Augen dreinschaunt wie einer, der seiner Sache ganz gewiß ist, wie ihr Herr! Sie faßt ihr Gebetbuch fester in ihre beiden Hände.

„John Wilmot,“ beginnt sie, bevor er noch Zeit hat, zu ihr zu sprechen, — „John Wilmot, ich habe Ihnen oft genug gesagt, daß ich Ihre Tollheiten nicht will. Sich nachts im Regen vor meiner Handstür aufzupflanzen, wo jeder Sie sehen kann, und mich verspotten! . . . Ich leide es nicht länger. Und Sie thäten klüger daran, zu gehen.“

„Dina,“ bittet er leise, „Dina! Fortgehen? Wie soll ich das ertragen? Und Du selbst . . .“

„Kein Wort weiter. Von heute an kommen Sie mir nicht wieder über meine Schwelle. Hören Sie? Nie mehr!“

Das hat sie gesagt. Und nun steht sie und wartet auf eine Entgegnung, auf Widerstand. Die Kirchgänger sind schon alle vorüber. Die Zwei bleiben allein. Er aber sagt nichts. Er senkt den Kopf nur, mitlos, müde, und grüßt und wendet sich von ihr fort.

„John!“ ruft sie ihm nach.

Er kommt gehorsam. „Lady Dina?“

„John, es muß sein. Sie werden mir noch dafür danken. Ich bin alt und Sie — o, Johnnie, machen Sie es mir nicht so schwer.“

„Es muß nicht sein. Aber wenn Sie es so wollen, weiß ich keine Gegengründe. Ich habe mich eben geirrt in Ihnen. Gegen Ihr Wollen, Sie zu überreden, bin ich zu stolz und vermöchte ich wohl auch nicht. Leben Sie wohl. Wenn ich gestorben bin, wie mein Bruder, dann wird es Sie vielleicht doch reuen.“

Mit den Worten geht er nach rechts auf den Deich hin nach Lüge. Und sie folgt den anderen Bauern hinüber zur Kirche.

Da sitzt sie starr aufrecht an dem Platz ihres Vaters unter dem alten Epitaphium ihres Ahnherrn: „Ich war, wie Du bist. Und wie ich

bin, so wirst Du einst werden!" — Sonst hatte sie sich wohl manchmal schon gewünscht, erst so weit zu sein, da drunten zu liegen bei den Toten, unter dem steinernen Kirchensufsboden, auszurufen von Qualen und Zwiespalt. Heute nicht. Während ihr greiser Freund auf der Kanzel von Entsagung predigt, von Ergebung in den Willen des Himmels, geht aus ihrer Brust ein Aufschrei der Empörung, der die stille Dorfgemeinde, würde er laut, aus ihrem friedlichen Halschlummer jäh anfrütteln würde.

"Warum bin ich nicht jung! warum darf nur glücklich sein, wer jung ist, warum kann Glückseligkeit Unrecht werden! Und, o! warum muß ich den, der mir lieb ist, wie kein anderer auf der Welt, von mir stoßen, nur, weil es die Sitte, die Menschengewohnheiten so verlangen." So stöhnt die Frau. — Pastor Behrends Kanzelworte geben ihr darauf keine Antwort.

* * *

Mieke war am Morgen zu Hause geblieben. Sie hatte der Mutter keinen Grund zu sagen gebraucht, weshalb sie nicht zur Kirche wollte. Jene ging, in ihre Gedanken eingepfunden. Und die Tochter blieb mit den ihren. Frau Dina war aber noch gar nicht lange fort, als das Mädchen auf dem Klinkerpfaster des Deichs einen Schritt hörte, der ihr bekannt klang. Sie lief zum Fenster. Da stand er richtig vor der Pforte und sah sich ihr Haus an, von oben bis unten, mit einem traurigen Gesicht, als wäre es zum letzten Mal.

Sie flog die Treppe hinab und traf ihn, wie er sich gerade zum Weitergehen wandte.

"D, Herr Wilmot, Sie wollen doch fort?"

"Ja," sagte er, "ich muß. Adieu, kleine Mieke, vergiß mich nicht ganz."

"D, Herr Wilmot, ich! Ich werde Sie gewiß nicht vergessen, mein Lebenlang nicht. Aber Sie . . . Und müssen Sie wirklich fort?"

Er nickte. "Thut Dir es leid?"

Sie konnte ihm nicht sagen, wie sehr. Sie faltete nur ihre beiden Hände vor der Brust und sah ihn an.

John Wilmot senkte seine Augen in ihre, die voll Thränen standen. Dann schüttelte er den Kopf, als wollte er einen schlechten Gedanken von sich weisen. Aber er kehrte noch einmal zurück, sah sie an, das Haus an und hob den Kopf trotzig und faßte sie an beiden Schultern: "Du möchtest mit?"

"D, wie gern!"

"Hast Du mich lieb?"

"Ja," sprach sie sehr leise.

"Und möchtest mit mir in die Fremde?"

"Bis ans Ende der Welt."

"So komm," sagte er, "desto besser. Das paßt mir grade. Mette", rief er der Alten zu, die auch in die Thür getreten war, "Mette, Sie bestellen der Frau, wenn sie nach Haus kommt, ich hätte Mieke mitgenommen."

"Na," sagte die alte Magd bedencklich, "ob der Frau das recht sein wird?"

Er hörte sie gar nicht. Mieke's Arm hatte er in den seinen gezogen und ging rasch fürbaß auf dem Deich, daß sie mit ihren kleinen Füßen kaum neben ihm sich im Schritt halten konnte. Dazu sagte er kein Wort und blickte gradeaus vor sich hin. Ihr klopfte das Herz.

"Herr John — nicht so schnell!"

Da hielt er inne. Sie waren grade bis an eines der Gatter gelangt, welche die verschiedenen Deichstrecken von einander scheiden. An das lehnte er sich und betrachtete sich das Mädchen, das vor ihm stand mit gesenkten Wimpern, die Wangen heiß vor Scham und Glück, in ihrer merzjogenen, jungen, bäurischen Anmut.

"Weißt Du auch, Kind, daß Du sehr hübsch wirst? Höre aber, bevor wir nun weitergehen, haben wir noch mit einander zu reden. Also Du bildest Dir wirklich ein, daß Du mich lieb hast?"

"D, Herr John . . ."

"So sehr? Das wußte ich nicht. Und Du kannst mich ja garnicht kennen, wie ich bin. Ich bin nicht gut wie Du und nicht süßsam. Sondern verwöhnt und schwach und trotzig und unbeständig und eigensinnig."

"D, Herr John . . ."

"Das macht Dir nichts? Du willst mich doch nehmen? Ich danke Dir für Dein Vertrauen. Du ahnst nicht, wie sehr! Aber sage mir, seit wann hast Du mich denn gern?"

"Seit . . . Sie wissen es doch. Damals am Pfingstsonntag grade hier drüben auf dem anderen Lühedeich."

"Ich weiß nur, daß Du mir damals davon ließt. Und ich habe mein ganzes Leben eine Leidenschaft gehabt für die, die nichts von mir wissen wollten. Nun freilich . . . wenig davon. — Also seit damals schon warst Du mir gut? Du liebe Kleine. Weißt Du, Mieke, ich glaube, wir könnten ganz glücklich werden, Du und ich."

Glücklich werden! Sie war es so sehr schon, daß ihr das Herz ganz schwer in der Brust lag und daß sie sich zusammennehmen mußte, um nicht laut aufzuschluchzen vor Wonne — oder vor Angst. Wovor sie sich ängstigte, wußte sie selbst nicht. Wohl nur, daß sie ihm doch nicht genüge. Und sie sagte ihm schlichteru etwas dergleichen.

„Armes Kind! Du fürchtest Dich, daß Du für mich zu jung bist? Da hast Du ganz recht. Das bist Du auch, Mieke. Aber warte nur. Jeden Tag wirst Du um ein bißchen älter, ein bißchen klüger und lernst von mir. Und jeden Tag will ich von Dir lernen, Dich lieber zu haben. Wird Dir das gefallen? Willst Du mich es lehren? Ja? Nun komm. Hilf mir das Bitter aufzumachen. Wir haben nicht so sehr viel Zeit.“

„Wohin gehen Sie denn so eilig?“ fragte Mieke wieder, indem sie ihm zeigte, wie man die Pforte aus dem Schloß hebt.

Er schob das Thor hinter ihr und sich selber wieder zu, daß die Kuh, die neugierig von der Wiese heraufgekommen war, nicht mit hindurch konnte. „So,“ sagte er. „Du siehst, ich bin ganz gelehrt bei Dir. Wohin wir gehen? Nun, nach Eñhe, zum Dampfbootsteg.“

„Sie wollen fort, heute? gleich nachdem Sie . . .“

„Ja, grade deshalb wollen wir fort.“

„Wir! O, Herr Wilmot.“

„Kleine Mieke! hast Du's Dir nicht gewünscht fortzukommen, hinaus in die Welt und das Leben zu sehen? Wir beide wollen zusammen reisen. Und dann wollen wir bald vergeffen, was hinter uns liegt im Kirchenland.“

„Wenn es nur erst so weit wäre,“ senzte das Mädchen, „o, es wäre zu schön!“

„Dann ist es schön jetzt,“ sagte er, „denn es ist so weit. Du und ich, wir haben uns gesagt, daß wir beisammen bleiben wollen. Von heute an, nicht wahr? Meine kleine Frau, Du bist's doch zufrieden?“

Er hatte ihren Arm wieder fester in den seinen genommen zum rascheren Gehen. Sie folgte ihm willig. Und je hingebender das Vertrauen in ihren braunen, innigen Augen, um so wärmer wurden die Worte, die er für sie fand. Er hätte sich es nie träumen lassen, daß so aus dem Himmel, aus blauer Luft solch ein junges liebliches, blondes Glück zu ihm kommen könnte, wie einem Knaben die reifen Kirzchen hierzuland

in den Mund fallen mögen. Nun wisse er aber, nur das sei echtes, rechtes Glück, das man nicht erkämpft hat. Und anderes, um das er bitter gernmüht und geweint und sich das blutende Herz zermartert, das läge ihm jetzt schon weitenferne dahinten. Und da sie zu ihm auf sah und nicht verstand, was seine Worte sagen wollten, fragte er, ohne sein schnelles Weitergehen zu unterbrechen, wie lieb sie ihn hätte? So lieb, daß sie ihn vergeihen würde, was er je Unrechtes gethan bis diesen Tag?

„Ja,“ sagte das Kind.

„So lieb, daß sie um ihn leiden könnte?“

„Ja.“

„So lieb, kleine Mieke, daß Du mit mir tragen willst, was ich selber zu leiden habe, — Armut, Sorgen, und dann, das Schlimmste — meine Launen und Stimmungen?“

Sie lächelte ganz zuversichtlich, als sei ihr vor seinen Launen nicht bange. „Ja,“ sagte sie wieder.

Da bückte er sich und nahm sie in den Arm: „So wahr ich ein Mann bin und Du ein Kind, das, ohne zu ahnen, was es thut, mir ihr armes, junges Herz schenkt, ich will Dich ehren und heilig halten und Dir treu sein, so gut ich's vermag. Nun komm also, Liebste.“

Sie schmiegte sich an seine Brust. „Herr John,“ sagte sie, „bleiben Sie, bitte.“

„Nennst Du mich so? Weißt Du es nicht, wie eine Brant ihren Bräutigam nennen soll?“

„O ja, ich weiß wohl.“

„So sage es.“

„John!“ — —

Ueber ihnen wölbt die Obstbäume der Früchte beraubt ihre dichten Kronen. Wie im Frühling die Blüten weiß und rosa niederstäuben, so löste sich im leisen Wind hier bald ein Blättchen und dort noch eines, das langsam herabfiel, an den Herbst gemahnend. Es war sehr still in den kleinen Häusern unter dem Deich. Auch die Vogelstimmen schwiegen und das Vieh auf den Feldern dehnte sich träge in der Sonntagvormittagsruhe.

Da kam durch die Stille von der Elbe her ein Pfiff, ein Dampfbootgeichen. Er war nicht so eingenommen, den Ton nicht zu hören. Er hob den Kopf.

„Das ist unser Schiff. Gleich hält es unten beim Wirtshaus in Eñhe. Es ist Zeit.“

„Aber, Herr — aber John! Weshalb willst Du fort? Du mußt doch erst mit Mutter sprechen,

Ich weiß nicht, ich fürchte — Sie sagte immer so viel gegen Dich.“

„So, that sie das? Nun, darum werden wir sie auch nicht viel um Erlaubniß fragen. Daß wir zwei es wollen, genügt uns. Komm.“

„Aber — — so, ohne alles?“ fragte das Mädchen mit immer größer werdenden Augen.

„Du sagtest doch, Du hättest mich lieb, so lieb, daß Du um meinewillen viel tragen könntest.“

„Ja, aber . . .“

„Mieke, Deine Mutter giebt ihre Zustimmung nicht. Das magst Du wissen. Und was noch mehr ist — ich fordere sie nie im Leben von ihr. Hast Du mich lieb, wie Du gesagt hast, so daß Du alles für mich hingeben kannst: Heimat, Ruhe, Wohlleben, alles, selbst den Elternsegen, dann komm. Solche Liebe erzwingt Gegenliebe. Um solcher echten Liebe willen könnte auch ich alles Frühere vergessen, mein Selbst überwinden. Du hast nicht Zeit, es lang' zu bedenken. Das ist das erste Läuten, hörst Du? — Wir sind heute Nachmittag in Hamburg. Von dort aus sorge ich dafür, daß wir uns trauen lassen können. Mein Wort darauf. Hast Du mich so lieb? ja oder nein?“

„O Herr John . . .“

„Ja oder nein! Da läutet es wieder. Willst Du, Mieke? So komm!“

„O Herr John! ich — — wenn Sie nur einen Tag noch blieben.“

„Also mit Deiner Liebe ist's auch nichts? Nun, dann leb' wohl!“ —

Er springt über das Gitter, das den Deich hier wieder absperrt und läuft die hölzernerne Treppe hinab und weiter, zum Wirtshaus, zum Landungssteg an der Elbe.

„John,“ ruft sie, „John!“ Das Gitter zu öffnen mit ihren zitternden Händen gelingt ihr so schnell nicht. „John, ich komme, nimm mich mit!“ Auf der Treppe stolpert sie in ihrer Hast und muß sich festhalten, um nicht zu fallen. Es läutet zum dritten Mal. Unter den Obstbäumen läuft sie ihm nach. Sie sieht ihn fern schon auf dem langen, schmalen Steg, der zittert von seinem schnellen Schritten. Daß sie im Laufen ihn nicht einholen kann, das weiß sie längst. Und ihre Stimme, von Thränen erstickt, auch die reicht so weit nicht. Aber vielleicht, daß das Schiff nicht gleich abstößt. „Halt!“ schluchzt sie, „halt!“ O, wenn ein Mensch ihr nur helfen könnte, für sie rufen. Es ist keiner da. In dieser Jahreszeit kommen kaum Fremde her mit dem Dampfboot.

Und da stößt es schon ab, bevor sie am Steg ist . . .

„John,“ schreit sie, „John, ich habe Dich lieb, o, nimm mich mit, ich will ja alles, alles tragen.“

Es ist zu spät. Das Boot fährt quer an der Einmündung der Lübe vorüber, hält drüben an dem ersten Steg, wo niemand an Bord geht und niemand aussteigt, nur eine Minute und wendet sich und dampft davon in die weite, glänzende, große Elbe, hinaus in die Fremde, in die Welt.

* * *

Frau Dina ist nach Hause gekommen und sitzt da, wie vorher in der Kirche und starrt ins Beere. „Es war recht so“, sagt sie laut. Aber daß solches Rechtthun befriedigt, wie es manchmal der Pastor predigt, davon spürt sie noch nichts. Die Stunden gehen hin diesen Tag, wie alle Tage, ihren ganz gewöhlichen Gang. Mette trägt die Suppe auf und sagt, daß gedeckt sei. Und sie rafft sich empor, als sei's eine Pflicht, zu Mittag zu essen, auch so eine unabweisbare Pflicht, wie jene, den Menschen fortzuschicken, den man liebt. „Wo ist Mieke?“ fragt sie, da sie vor dem Tisch steht und gegenüber das zweite Gedeck sieht. Denn wenn sie es für ihr Kind auch gethan hat, an ihr Kind hat sie in diesen Stunden nicht viel gedacht.

„Mieke! die ist ja mit Herrn John nach Lübe zum Dampfboot, ich wollte es Ihnen doch aber . . . gleich bestellen, als Sie kamen.“

„So,“ murmelt die Frau, „es kam sein. Dann habe ich es wohl überhört.“

„Na, Sie sind aber wirklich heute beinahe wie die beiden,“ ruft Mette beleidigt, „die hörten auch nicht zu, als ich warnte, Sie würden es wohl nicht erlauben. Arm in Arm marschirten sie mir auf und davon, recht wie zwei Verliebte. Ja, Frau, wenn Sie nun böse sind, ich kann nichts dafür, Sie hätten selber aufpassen sollen.“

„Geh,“ sagt Frau Dina, „es ist gut. Geh nur.“

Und dann bleibt sie wieder allein. Mieke und er, Arm in Arm, wie zwei Verliebte. Und er in der Stimmung, im Zorn gegen sie. Wenn er an ihr sich rächen wollte, — das wäre ein Mittel. Das allerbeste. Oder auch schlechteste, wie man es nimmt. Ihnen nachzugehen nach Lübe, daran denkt sie kaum. Wenn jene gingen, so wollten sie's eben. Dagegen hilft nichts. Es sind zwei Stunden darüber verfloßen, das Dampfboot nach Hamburg muß lange fort sein. Dennoch

steht sie auf und tritt an die Hausthür und späht hinaus auf den Weg. Es kommt niemand. Auf dem Brückchen, das von der Deichkrone zum Obergestock des nächsten tiefergelegenen Hauses hinüberführt, spielen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, miteinander „Kriegen.“ An dem Geländer oben am Deich lehnt ein junges, verlobtes Pärchen in leiser, bedächtiger Unterhaltung. Alles wie an jedem Sonntag. Nur Mieke ist fort. Mit John. Nach Lübe. — Sie setzt sich wieder in ihr Zimmer, weil die Füße sie nicht mehr tragen. Sie sagt sich dieselben Thatfachen noch einmal vor und noch einmal, ohne sie ganz begreifen zu können. Ihr eigenes Kind hat ihn ihr genommen. Wie durfte sie nur, wie konnte sie so ehrlos handeln! Und doch . . . Frau Dina fühlt es ganz klar und deutlich, daß nicht das junge Kind allein Schuld trägt. Er ist ein Mann, er weiß, was er thut. Und wenn er etwas will, wenn er überredet, wer hätte widerstehen können? Sie nicht. Sie hat es verjocht. Aber indem sie ihm nein gesagt, schrie ihr Herz um desto lauter: ja und ja! Verstand er denn das nicht? Wußte er nicht, daß er sie nie so ganz besessen, wie in dem Augenblick, da er sie verlor? Und ging hin, mit dem Kind sich zu trösten, ihr zum Hohn! „John!“ stöhnt sie, „John!“ — Wieder gehen die Stunden weiter, gleichmäßig langsam, schleppend träge. Sie sitzt und wartet. Auf ihn? Oder auf die Nachricht, die ihr bestätigt, daß er sie verriet? Sie wartet nur. Mit einer Angst, mit einer atemvergebenden Spannung, wie ein Verbrecher Todesurteil oder Freisprechung abwarten mag. Dazwischen schwindet ihr das Bewußtsein, von Allen, was ist. Sie sieht ihn vor sich, hört seine Stimme, spricht zu ihm, — anders, als heute am Morgen — und schreit euphor und horcht hinaus.

Es ist Nachmittag geworden und Abend. Es dunkelt schon. Sie sitzt noch an derselben Stelle. Wie lang? Seit Stunden oder seit Jahren? Und wie lang wird sie noch warten müssen, bis sie Gewißheit hat? Ihr schaudert davor, das sicher zu wissen. Ihr graut vor der Möglichkeit, in diesen Zweifeln noch länger zu bleiben. Und sie zittert vor allem, was kommen kann und horcht und horcht . . .

Da! Was war das? Ein Schritt im Thür. Es tastet jemand an der Thür. Die Thür geht leise auf und . . .

„Mieke!“ schreit die Frau, „Mieke! Da bist Du endlich.“

Aber das Mädchen hebt ihre verweinten Augen: „Mutter, er ist fort. Und er — er wollte mich mit sich nehmen.“

Die Frau schiebt sie weit von sich: „Und Du?“

„O, ich bekam solche Angst. Und ich hat ihn, noch zu warten. Aber er wollte nicht. Ich habe unten am Dampfbootsteg den ganzen langen Tag gestanden. Ich dachte immer, vielleicht, wer weiß, kehrt er doch noch um. Aber zuletzt ist es dunkel geworden. Da bin ich nach Hause zurückgegangen. Mutter, ach Mutter! Weinst Du nicht auch, daß er wiederkommen muß?“

„Nein,“ sagt Frau Dina hart, „er kommt nicht.“

* * *

Die Nacht ist darüber hingegangen und der Morgen, der Nachmittag. Die beiden Frauen sitzen am Fenster, durch welches das letzte Licht des herbstlichen Tages blaß hereinfällt, jede mit ihrer Arbeit beschäftigt und mit ihren Gedanken. Daß dieselben bei beiden die gleiche Straße verfolgen, zu gleichem Ziel, das sagen sie einander nicht. Aber wie draußen durch den leise niederrieselnden Regen ein Mann in ihren Vorgarten einbiegt, fahren beide in die Höhe.

„Der Briefträger,“ sagt dann ruhig Frau Dina. „Er bringt wohl Anfragen wegen der Kirjchen für nächsten Sommer.“

Mieke sagt nichts. Im Halse stockt ihr der Atem. — Wenn . . .

Draußen unterhält sich Hein Witten, der Jüngere, noch ein klein wenig mit Mette. Und dann kommt die Alte: „Ein Brief aus Hamburg“; und legt ihn vor die Hausfrau hin.

Mieke sieht auf zu ihrer Mutter. Die ist so blaß, wie sie selber sich fühlt. Ihre Hand zittert, da sie den Umschlag aufreißen will. Das ist kein Geschäftsbrief wegen der Kirjchen. Nun sieht sie auch auf, eine Sekunde, und sieht wieder fort und fängt an zu lesen.

Der Brief ist von ihm.

Mieke faltet ihre Hände fest zusammen, mit der einen die andere zu halten, daß sie nicht hinübergreife: „Der Brief ist für mich!“ Denn er muß doch ihr schreiben, ihr Abbitte thun, weil er so davonging, ihr sagen, wie es ihn reut und schmerzt. Oder schreibt er an ihre Mutter, daß die ihm erst erlauben soll, selbst mit ihr zu reden? oder will er, daß die Mutter sie für ihn bitte? Ach, es braucht nicht vieler Bitten. Sie

ist ja bereit, so bereit! Sie möchte zu ihm gehen, in dieser Minute, wenn er es begehrt. Und überallhin, wohin er es fordert. Warum schreibt er denn nicht ihr? Er muß ihr doch sagen, daß es kein Scherz war, kein häßliches Spiel, das er mit ihr trieb, sondern Ernst, ihm wie ihr. Und warum sagt ihr die Mutter nicht rasch, daß es so in dem Brief steht?

Aber Frau Dina liest und liest. Einmal hat sie aufgesehen, gleich im Anfang, zu ihrer Tochter hinüber, mit einem sonderbaren Blick. Sie legt den Brief auf ihr Klappeltischen, zieht den Tisch näher zu sich heran, stützt beide Arme darauf, den Kopf in die Hände und liest weiter, langsam, prüfend, Wort für Wort. Und da sie die Blätter zu Ende gelesen, — es sind deren viele, — kehrt sie dieselben um und fängt von vorn noch einmal an. Dann legt sie die Hand über ihre Augen, als wollte sie nichts mehr sehen, nur träumen. Und dann liest sie zum dritten Male.

Mieke wartet.

Sie sieht, wie ihrer Mutter Rippen, die jetzt zusammengepreßt, sich lösen zu einem Aufatmen aus tiefster Brust; wie sich ihre gerunzelten Brauen glätten, wie ihr die Wimpern zittern und wie ihre Augen, die blauen, klaren, hellen Augen, die sie nur ruhig und ernst blickend kennt, sich mit warmen Thränen füllen.

Ist das alles aus Freude für sie? Und warum sagt sie dann nichts? O, wenn sie doch endlich sprechen würde! Mieke hätte fragen wollen. Aber sie kann es nicht, die Kehle ist ihr wie zugeschnürt von der Angst. Was sie so ängstigt? Daß die Mutter sie zurückhalten könnte, zu ihm zu gehen, das ist es nicht. Auch nicht, daß sie von ihm Tadelndes sagte. Es ist noch etwas Anderes, Schlimmeres, etwas, das Mieke vielleicht geahnt und was sie doch noch nie ganz gefaßt hat.

Aber Frau Dina, die ihres Kindes nahe Nähe, ihres Kindes angstvolles Harren ganz vergessen zu haben scheint, hebt die Stirn von den Blättern auf, an denen sie so lange gelesen. Sie hält den Kopf jetzt nur mehr mit der Linken. Die andere Hand, — was thut sie denn? — Die Augen, vor sich ins Weite blickend, um die Lippen ein Vächeln, löst Frau Dina mit ihrer Rechten einen nach dem anderen die Knoten ihres Altenländer Tuches und zieht die Nadeln heraus, die es hielten. So nimmt sie, immer mit derselben verträumten Miene, die Kopfhülle

ab, die sie seit vierzehn Jahren getragen und läßt sie achtlos zu Boden gleiten.

„Mutter!“ schreit Mieke auf, „Mutter, was soll das!“

Es hat geklopft und sie haben beide in ihrer Erregung den Ton überhört. Nun klopft es zum zweiten Male, die Thür geht auf. Aber der, vor dem sie zitternd, erwartungsvoll stehen, ist nicht der, welcher die Gedanken beider so ganz erfüllt, daß sie nur allein sein Können für möglich hielten. Es ist der alte Pastor Behrends. Er blickt kopfschüttelnd von der Mutter zur Tochter. „Nun, was hat es bei Euch denn gegeben? Habt Ihr beide wohl vergessen, daß ich heute kommen wollte? Oder willst Du die lateinische Stunde wieder nicht nehmen, Oswaldina?“

„Nein,“ — sie streicht sich ihr blondes Haar zurück von den Schläfen und wirft den Kopf mit stolzer Bewegung in den Nacken, — „nein,“ ruft sie, „ich kann nicht und ich will nicht. Ich bin zu glücklich! John Wilmot schreibt mir, daß er in Hamburg wartet und nicht weiter fort geht, bevor er's noch einmal bei mir versucht hat. Nach allem, was ich zu ihm gesagt, daß ich nicht wolle, wiederholt er mir immer nur das Eine: Er könne ohne mich nicht leben. — Nun, ich kann es auch nicht. Ich gebe ihn nach. Als er noch hier war, als er zu mir sprach, da habe ich ihn nicht hören wollen. Ich redete mir ein, ihm nicht zu glauben und ludte ihn aus und schickte ihn fort. Ich wußte es aber ganz gut, auch damals — er spricht die Wahrheit, er liebt mich. Und ich ihn. Nur, ich wollte es nicht wissen. Bis er fort war. Bis ich meinte, ihn verloren zu haben. Und ich habe in dieser fürchterlichen Nacht mein Kind gehaßt, weil ich denken konnte, sie sei es, die arme kleine Mieke, die ihn mir nahm. Jetzt aber — Pastor, bester Herr Pastor, — was sind die paar Jahre, die ich zu alt bin! Er ruft nach mir, er, der die Welt kennt und die Frauen, junge, schönere als ich bin, begehrt nach mir und will nur mich. Sie wissen es, Herr Pastor, wie ich fest war. Ich bin eines Mannes Frau geblieben, den ich nicht liebte. Und ich habe den, den ich liebte, fortgeschickt und er ist gestorben. Soll ich das noch einmal erleben? Soll ich ihn wieder gehen heißen? Nur weil ich zufällig die vier, fünf Jahre älter bin und weil es einmal so Brauch ist, daß die Frau jünger sein muß als der Mann? — Wenn ich es noch vermag, ihn zu lieben, so sehr wie er mich, was sagen die Jahre! bin ich dann

nicht gleich alt? — Oder muß ich es, weil Mieke für ein paar Stunden sich eingebildet hat, ihn auch lieb zu haben? Sie ist ein Kind, sie wird es vergessen, wird nachher einen anderen finden, einen, der besser zu ihr paßt. Ich habe ja bisher nicht gelebt. Durch vierzehn lange Jahre habe ich dies feste Kopftuch, die steife Zacke, geduldig getragen, bin Bännerin gewesen und wollte nichts besseres. Jetzt aber — Herr Pastor, Sie dürfen nicht schelten. Oder doch, mahnen, tabeln, reden Sie mir, was Sie wollen. Ich kann nicht anders. Ich darf mich nicht dran kehren. Ich will mein Recht am Leben, mein Glück!" — —

* * *

.. Das war damals, noch im Sommer. Seitdem ist der Winter vorübergegangen, Frühling mit Kirsch- und Apfelblüte und wieder der Sommer und wieder der Herbst, Jahr ein und Jahr aus. Das stattliche Haus von Dietrich Eietas auf dem Deich, am Weg nach Steinkirchen, steht unverändert. Doch drinnen ist's stiller noch

als bisher. Denn des Alten Enkelin Mieke, die auch nicht mehr jung ist, wohnt ganz allein hier. Kein Mensch hat sie je klagen hören; sie weinte nicht, als ihre Mutter damals fortging. Es schien, als sei von deren strenger, verschlossener Art nun auch auf ihr Kind etwas übergegangen. Nur zuweilen, im Frühling, wenn sie am Fenster stehend hört, wie vom Deich her lustiges Singen von frischen Mädchen- und Burschenstimmen durch die Luft klingt, oder wenn ein Windhauch plötzlich die weißen Blüten wirbelnd von den Bännen schüttelt und davontreibt, dann gehen ihre Augen wie einstmal's sehnsüchtig hinaus. Aber sie kehren bald von der blauen Ferne sich ab und wandern durch das Zimmer und heften sich an das alte Kamentuch, das dort im Rahmen an der Wand hängt. Und sie schüttelt den Kopf. „To Hus is best," sprechen leise die blassen Lippen. —

Das kommt davon, haben alle Nachbarn gesagt, wenn Unferneiner im Kirchenlande mit Beuten von draußen sich zu viel einläßt.

Einer Dreizehnjährigen.

Mondesichel, junges Licht!
Zaghaft-süße Dämmerstunde!
Hoffnung schläft im weiten Rande,
Wie ein träumend Angesicht.

Wonneshauernd sinkt die Nacht . . .
Reiß' auch du in Dämm'rungshüllen,
Bis die Wunder sich erfüllen,
Die ein Goll die zugebacht!

Ernst Eckstein.

Die beiden Seelen.

Eine Seele kam geflogen
Aus der Gottheit lichten Höh'n
Singend kam sie hergezogen,
Eine Seele reich und schön! —

Eine and're ging mit Mühen,
Ohne Freude, ohne Harn,
Tief im Staub, im Sonnenglüh'n,
Eine Seele trüb und arm! —

Als die beiden sich im Nahen
Voll Verwunderung geseh'n
Und sich näher dann besah'n,
Blieben sie ein Weilchen steh'n

Und es senkte ihre Schwingen
Die im stahlenden Gewand.
Mit der andern, der geringen,
Ging im Staub sie Hand in Hand.

Gold'ne, lichterfüllte Worte
Sprach sie ihr voll Zärtlichkeit.
Aus des Elends dunkler Pforte
Gab die and're ihr Bescheid. —

Als sie so ein Stück gegangen,
Schieden sie. Die Schöne sprach:
„Trägst' nach Licht du kein Verlangen?
Warum folgst du mir nicht nach?“

Und sie sog wie eine Taube
Fort zu ihrer Schwester: Schaar.
Doch die and're ging im Staube,
Wie sie stets gegangen war.

Aber Eins verblieb den beiden:
Die, die einst kein Strahl erhellt,
Sah zum Trost in ihrem Leiden
Nun ein Licht aus schön'rer Welt.

Und der andern war, der Schönen,
In der Brust erwacht ein Klang
Herlicher als Harfentönen:
Edlen Mitleids ernster Sang! —

Heinrich Hege.

Eduard Mörike im Hausrock.

Im Frack tritt er ja nie vor uns hin, der arme schwäbische Pfarrer und Lehrer, der daneben einer der wichtigsten großen Lyriker unseres Volkes war und obendrein auch der Verfasser einer Prosa-Dichtung, wie es sein „Mozart“ ist, aber doch im saubersten Gewand von einem Schmitt, der freilich niemals modern war, aber auch nie unmodern werden wird. Es ist kein Stänckchen an diesem Gewand. Mörike war sich vielleicht seines vollen Wertes nicht bewußt, wollte vielleicht nicht seinen Dichterruhm hüten, indem er ängstlich prüfte und schied, was von seinen Versen vor die Öffentlichkeit gehöre und was nicht, sondern handelte eben auch darin nur unter dem Zwang jener rührenden, echt deutschen Gewissenhaftigkeit, von der all sein Leben und Schaffen zeugt. Aber gewiß ist, daß kaum ein anderer Poet seines Ranges sich so sorgfältig gehütet hat, je vor fremder Leute Augen im Hausrock zu erscheinen. Verdient er's aber auch, im Hausrock ausgehen zu werden? Was er selbst dot, war des Drucks wert, aber war alles, was er ansah, dessen unwert? Kein anderer Leserkreis kann darauf ans eigener Kenntnis so bestimmte Antwort geben, wie der dieser Zeitschrift, denn in ihren Spalten sind ja in den letzten Jahren, von Jakob Bächtold, dann von Rudolf Krauß mitgeteilt, zahlreiche bisher ungebrachte Gedichte aus Mörike's Nachlaß erschienen.

Sie haben Vielen Freude gemacht, sie waren des Drucks wert. Und schon darum muß an dieser Stelle nachdrücklich auf ein Büchlein hingewiesen werden, das neben dem meisten dieser Gedichte auch eine lange Reihe neuer Freunde bringt. „Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter“ lautet sein Titel; der Stuttgarter Archivar Rudolf Krauß hat es herausgegeben (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Aber nicht aus diesem äußeren Grunde allein verdient das Büchlein einen solchen Hinweis; es wäre auch sonst seine Empfehlung eine Pflicht. Was sich etwa dagegen sagen läßt, soll später vorgebracht sein, aber zunächst sei betont, warum uns das Lesen so erfreulich war, daß wir das Buch gern auch Andern empfehlen. Erstlich schon deshalb, weil es wieder einmal kräftig auf diesen ebenso edlen als bedeutenden Dichter hinweist. Mörike war niemals populär und wird niemals populär werden, er gehört, sagten wir schon, zu jenen, die nie in der Mode waren, aber auch nie vergessen werden können, so lange es Menschen in Deutschland giebt, die wissen, woraus es beim Tode aufrückt und wer ein wirklicher Lyriker ist, im Gegensatz zu den Tausenden, die eben nur in Versen reden und unter denen sich ja immerhin auch einige finden,

die etwas zu sagen haben, nur daß sie es auch gleich gut oder noch besser in Prosa sagen könnten. Es scheint uns recht, fahren wir fort, daß ein Dichter vor der Vergessenheit bewahrt wird, dem Jakob Grimm in seinem Schönen, zuerst von der „Deutschen Dichtung“ (XVII, 104) an's Licht gezogenen Brief an die Tiedge-Stiftung nachrühmte, daß er „in unserer unmäßigen Zeit den Frieden der Po-sie gewahrt habe, ohne ihn in idealer Ferne suchen zu müssen; er lag ihm näher in der innersten Wirklichkeit des Volkslebens und Volksgemüths.“ Ferner aber lehrt uns dies Buch den Menschen Mörike genauer kennen, einen der reinsten Menschen, die je gelebt, eine der erauklichsten Bekanntheiten, die Einem beikommen sein kann. Drittens aber enthält das Buch eine Reihe von Gedichten voll tiefer Innigkeit und etliche von bedeutendem Wert.

Das verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als es sich ja hier, wie Krauß selbst betont, um lauter „Kinder des Augenblicks“ handelt, „zum Teil förmliche Improvisationen . . . Und die Verse blieben so, wie sie entstanden waren, es wurde kaum je daran gebessert und gefeilt.“ Aber zu unterschreiben ist auch, was er beifügt: „Zubeifsen kommt in diesen anspruchlosen Gedichten die ganze Eigendämlichkeit und Besonderheit unseres Vortiers zum Ausdruck: der ihm angeborene feine Formsin, die ihm zu Gebote stehende Kunst, die gewöhnlichen und einfachsten Dinge poetisch zu verklären, auf eine ideale Stufe zu erheben, so daß sie sich, um mit Hermann Kurz zu reden, unter seiner Hand in Gold verwandeln.“ Wunder glücklich scheidet uns der Herausgeber in den folgenden Bemerkungen: „Man spricht gar viel von Mörike's „Andacht zum Unbedeutenden“. Die wenigsten haben aber wohl bislang die richtige Vorstellung gehabt, was darunter zu verstehen sei. Die Bedeutung jenes Wortes klar zu machen, bezweckt diese Sammlung von Gelegenheitsgedichten.“ Wäre dies wirklich der einzige Zweck, dem die Sammlung dienen kann, so wäre ihr Erscheinen doch nicht ganz berechtigt, so fein und anmutig auch jene „Andacht“ Mörike's hier an's Licht tritt. Noch minder können wir uns mit der Art einverstanden erklären, wie der Herausgeber sich gegen den Vorwurf verteidigt, durch diese Sammlung gleichsam gegen des Dichters Willen zu handeln, denn allerdings hat Mörike 1868 den Wunsch geäußert, daß fernertbin von seinen ungebrachten Dichtungen nichts mehr veröffentlicht werde. Herr Krauß beruft sich auf die Zustimmung der Mutter und Schwester Mörike's, betont, daß er nicht der Erste sei, der solche Reliquien biete und interpretiert die Äußerung des Dichters dahin, er habe nur der Sammlung seiner Gedichte

alles weniger Wertvolle fernhalten wollen. Diese An-
legung scheint uns etwas künstlich; gegen des Dichters
eigenen Willen wiegt auch der seiner Mutter und Schwes-
ter nicht schwer, und wären solche Veröffentlichungen in der
That bedenklich, so dürfte man sie als Vetter ebensovieuig
unternehmen, wie als Erster. Die Hauptsache ist: ob die
Gedichte an sich die Veröffentlichung verdienen. Und da
dem so ist, so bedarf es keiner weiteren Verteidigung.

Sehen wir uns nun den Inhalt des Buches näher
an. Krauß schildert eine Biographie des Dichters voraus;
sie ist schlicht und warm geschrieben, enthält aber wenig
neues. Auch ist ja Mörike's Lebenslauf einfach, ja ein-
deutig genug. Immerhin mag auch hier an das Wichtigste
erinnert sein. Er war zu Ludwigsburg (1804) als eines Arztes
Sohn geboren und früh verwaist; Mutter und Vormund
bestimmten ihn ebenso seiner Armut, wie seines „mildeu
und weltlichen Wesens“ wegen für den geistlichen Beruf
und er wurde als Achtzehnjähriger Fäbinger Stifter, frei-
lich einer von besonderer Schöpfung. Die Theologie inter-
essierte ihn wenig, „hingegen errichtete er,“ wie David
Friedrich Strauß von ihm erzählt, „schon auf der Hoch-
schule eine Art Freimaurerloge um sich her, aus welcher
alle Profanen ausgeschlossen waren. Aber glücklich, wer
Zutritt zu dem engen Kreise erlebener Wesen fand, in
dem der seelenvolle Jüngling herrschte, bald durch die
Ansprüche einer seltenen Dichtergabe seine Freunde
entzündend, bald sie durch sein mimisches Talent ergötzend.“
Wie stark dieser Einfluß auf gleichgestimmte Jünglinge
war, mag ein begeistertes Wort Ludwig Bauer's erweisen.
„Wenn ich an Dich gedanke,“ schreibt er an Mörike, „ist
mir's, wie wenn ich im Shakespears gelefen hätte.“ Auch
seine erste Liebe erlebte er um diese Zeit; es war ein
Mädchen aus Ungarn, das Marie Reber hieß; warum
Krauß das Mädchen mit dem nicht ungerühmlichen Namen
eine „geheimnisvolle Fremde“ nennt, wissen wir nicht.
Nachdem er 1826 sein Examen gemacht, versuchte er's
zuerst sich als Pfarrvikar durchzuschlagen, hielt aber die
„Anerkennung“ nicht lange aus und veränderte es als bernis-
mäßiger Schriftsteller, indem er sich einem Stuttgarter
Zeitschriften-Verlag zur Verrichtung regelmäßiger Beiträge
verpflichtete. Aber auch dies giug nicht; er gehörte zu
seiner Naturen, die eben nicht schaffen können — oder
vielleicht richtiger: die nicht schaffen zu können glauben
— wenn sie schaffen müssen, und so wurde er, nachdem
er dabel „vor Etel fast triepert,“ wieder Pfarrverweser.
Zum zweiten Male trat eine Liebe in sein Leben, auch
diesmal zu einem bedeutenden, ja vortrefflichen Mädchen
(Luise Han); es kam bald zur Verlobung, doch wurde sie
gefoßt, weil er ihr eben kein sicheres Brod zu bieten hatte,
obwohl er seit 1832 durch seinen Roman: „Waler Nolten“
bereits ein bekannter Dichter war. Erst 1834 erhielt er
eine Pfarre, in Gleversulzbach; die Mutter und die Vieblings-
schwester Klara besorgten ihm die Wirtschaft, ein Pfarrvikar
nahm ihm den größten Teil der Amtsgeschäfte ab; er
konnte sich ungestört seinem dichterischen Schaffen widmen;
auch die äußeren Verhältnisse waren bescheidene, aber ge-
sicherte, und so ist es nicht recht verständlich — auch Krauß
gibt keine Erklärung — warum er 1843 freiwillig aus
dem Amte schied. Darauf als Privatmann in Morgenheim
lebend, schuf er dort seine „Hölle vom Bodenfee“ und
lernte seine nachmalige Gattin, Margarethe von Szepth
kennen, die er endlich als Siebenundvierzährtger, nach-

dem er, nach vielen vergeblichen Bemühungen, 1851 eine
bescheidene Anstellung als Lehrer am Stuttgarter Katho-
rinenstift, einer Art höherer Mädchenschule, erhalten, hem-
zuführen konnte. Die fünfzehn Jahre, die er in dieser
Stellung verbrachte, waren auch für seine dichterische
Thätigkeit fruchtbar; da schrieb er seine Märchen und
Novellen, darunter die Meisterwerke: „Das Stuttgarter
Fugelmännlein“ und „Wozag auf der Reise nach Prag.“
Nachdem er 1866 seinen Abschied genommen, schloß er
nach langem Kränkeln am 4. Juli 1875 die Augen für
immer.

Fast jeder echte Lyriker ist ein Gelegenheitsdichter im
Goethe'schen Sinne; er schafft sich die Gelegenheit nicht;
er dichtet, wenn er muß. Fast jeder, sagen wir, denn es
gibt auch wirkliche Dichter, die bis zu einem gewissen
Grade „die Poesie kommandieren“ können, aber zu diesen
Ausnahmen gehört Mörike nicht. Daß er daneben auch,
wenn Anlaß und innere Stimmung zusammentrafen, ein
Gelegenheitsdichter im engeren Sinne war, ist selbstver-
ständlich; man weiß es ja auch aus seiner Sammlung.
„Aber eine Gattung“, bemerkte Krauß, „fehlt darunter so
gut wie ganz: niemals fast hat er sich zum öffentlichen
Zeitdichter hergegeben. . . Es sind auch Stimmen des
Tadels gegen Mörike laut geworden, daß keines der
großen politischen Ereignisse, deren Zeuge er gewesen ist,
seiner Veier einen Ton entlockt habe. Er hat selber auf
derartige Vorwürfe im Jahr 1870 mit einem treffendem
Vers geantwortet:

Bei euren Thaten, euren Siegen
Wortlos, beschämt hat mein Gesang geschwiegen,
Und manche, die mich darum schalteten,
Hätten auch besser den Mund gehalten.“

Gewiß hätten, bemerken wir hierzu, viele der „Sänger“
von 1870—71 besser „den Mund gehalten“, aber das ist
kein Argument gegen die Berechtigung der patriotischen,
der politischen Veier überhaupt. Die Abneigung dagegen
ist bei Mörike echt und darum subjektiv berechtigt, mehr
nicht. Solchen Versen begegnen wir im Nachlein nicht.
Welchen sonst? Vor Allen solchen, mit denen er
die Geburtstage seiner geliebten Angehörigen schmückte.
Namentlich war es der 10. Dezember, der Geburtstag
seiner Schwester Klara, den er stets durch einen Vers ver-
herrlichte. Vielleicht die schönste dieser Gaben ist die aus
dem Jahr 1837, wo das treffliche Mädchen krankte:

Ach, muß mirre süße Klara,
Diesmal unterm Krankenbändchen
Diesen liebten Tag begrähen!

Doch auch so sei er willkommen,
Eines neugebornen Lebens,
Das die stummlichen verheihen,
Winterlicher, schönereister
Waugenroter Freudenbote!

Unter seinem grauen Mantel,
Sagt, was hält er wohl verborgen? —
Euen schnden, eluen vollen,
Den Hygeas Rosenfinger
Selbst mit holdem Tau besprengten,
Frischer Jugendfülle Zeichen,
Knochenreichen Blütenfrang!

ist das nicht in Empfindung und Form so schön,
daß es auch unter den Gedichten des Meisters seinen

Platz verdienen würde?! Sehr anmuthig ist auch der Glückwunsch an Kläre aus dem Jahr 1839, der einem Kinde in den Mund gelegt war:

„Heut' ist fürwahr ein sonder Tag,
Er deutet mir, ganz von Golde.
Ein fremder Vogel singt im Hag
Gesänge, wunderhohle;
Und jedes Auge ist entzückt,
Und was ich sehe, ist geschmückt,
Und was ich deut' in meinem Sinn,
Das reimt sich. — Sagt voran ich bin!
Heut ist gewiß ein frommes Kind,
Ein seltnes Kind geboren.
Ich merk', woher er bläst, der Wind,
Und lähnlich sei's geschworen,
Daß heut, wo nicht der erste Mai,
So doch der zehnt' Dezember sei:
Sie haben neben einander feil,
Sie bringen beide gleiches Heil.“

Gchter Mörike ist aber auch der Glückwunsch aus dem Jahre 1843, denn auch die harmlose übermüthige Laune gehört ja zu den bezeichnenden Zügen dieser Dichtersphärognomie. Die Reime sind im Anschluß an ein närrisches Verslein, das sich unter dem Titel „Anderpredigt“ in „Des Knaben Wunderhorn“ findet, geschrieben und lautet:

Dem Märchen zum Geburtstag
mit einer großen Zeichnung, einen Parlekin vorstellend,
welcher mit einem Wickelkind auf den Armen lacht und tanzt.

Ein Mägdelein zur Welt war kommen,
Die Lieb' hat's an ihr Herz genommen,
Sittsamkeit wickelt's in gülden Band,
Klugheit wiegt's mit linder Hand,
Und segnet es nach der Reich'
Und gingen wieder alle drei.
Drauf güdt der Narr zur Thür herein,
Ob ist das Feld mag reine sein,
Beschant das Kind, nimmt's auf den Arm
Und spricht für sich: „daß Gott erbarm!
Sieht mich der Tropf erbärmlich an!
Was han die Weibsbild dir gethan?
Han sie mit Weisheit dich beschenkt:
Ihr schöne Langweil dir einträuket?
Komm', Schatz, wir machen Aftenspräng'
Du wirst da wieder guter Ding
Ich will dich Sapientias lehren,
Die trägt du sonder groß Beschwern.“

„Quibus, Quabus,
Die Enten gehn barinß,
Die Gänf' haben gar keine Schuß',
Was sagen denn die lieben Pflüner dazu? —“
Und als ich nun kam an das Kanaltische Meer,
Da fand ich drei Männer und noch viel mehr,
Der eine hatte niternals was,
Der andre nicht das
Und der dritte gar nichts.
Die kauften sich eine Semmel
Und einen Zeutner holländischen Käse
Und fuhren damit an das Kanaltische Meer,
Und als sie kamen an das Kanaltische Meer
Da kamen sie in ein Vand und das war leer,

Und sie kamen an eine Kirche von Papier,
Darin war eine Kugel von Korbduan
Und ein Pfaffe von Rotzlein.

Der schrie: Heute haben wir Sünde gethan,
Verleiet uns Gott das Leben, so wollen wir
morgen toder draul

Und die drei Schwwestern Vagari,
Katharina, Sibylla, Schweigittilla,
Weinten bitterlich,
Und der Hahn kräbete. Amen! —

So sang der Narr mit viel Geschrei
Als wie ein Pfaß die Eltanel.
Das Kindlein hatte groß Ergötzen
An seinen Possen und hohen Sätzen.
Am Ende hat er's Ueberdruß
Wart's Kind in die Krissen und lies in einem
Schuß.

Als unser Tochter nun kam zu Jahren,
Thät sich der Segen bald offenbaren,
Damit die Feien es gefeit
Zu Klugheit, Fleiß und Sittsamkeit. —
Nach Wahrheit hab' ich das berichtet,
Doch nicht' ich auch das ander' nicht:
So oft sie einen Narren sieht,
So weiß sie nicht, wie ihr geschieht,
Es heimelt sie im Herzen an,
Sie lacht, als sei's ihr angethan.

Wie aus diesen Versen, so geht auch aus Krauß' Berichten hervor, daß die Beziehung zur Schwester die denkbar zärtlichste und innigste war. So große, lebenslange Liebe kann nur ein wahrhaft guter Mensch spenden und erwidern! Und genau daselbe gilt auch von der Beziehung zu seiner Gattin, seinem „lieben Gretchen“. Die besten Gedichte an sie, die Krauß' untheilt, hat diese Zeitschrift zum ersten Male veröffentlicht; die bisher unbekannt, die das Büchlein bringt, halten den Vergleich mit ihnen nicht aus. Auch der Herausgeber hätte wohl besser gethan, sie wegzulassen: daß er auch manches Unbedeutende geboten und sogar die Zeichnungen Mörike's, die wahrlich keinen Meisterstift verraten, beigelegt, ist ein Tadel, der ihm nicht erspart bleiben darf. Nur darf man darüber das viele Schöne und Gute nicht übersehen. Wir zählen dazu namentlich auch die Verse, die der Dichter seinem Jugendfreunde Hartlaub gewidmet hat. Auch davon hier eine Probe:

Wie sollten wir der frühen Zeit vergessen,
Die unbewußt uns wehr und mehr verbunden,
Uns manchen stillen, lieben Kranz gewunden,
Und wo wir anspruchsvoll uns ganz besessen.

Wohl hat die Zeit, doch nicht ihr Geist geendet,
Und mochte viel auch anders sich gestalten,
Die Reizung konnt' uns nimmermehr veralten,
Drum bleibe stets mir freundlich angewendet.

Auch des Freundes Gattin, Konstanze Hartlaub, ist oft von Mörike besungen worden. Hier einige Verse von so lieblicher Anmut, wie sie uns selten an einem Gelegenheitsversuchen erquickt; sie begleiteten einen Sommerhut und Schiefer als Geburtstagsgeschenk:

Die frischen Blüten auf dem leichten Hü
Strene der Tag, den unsre Liebe feiert,
Indem er sonnenhell auf unsern Tälern ruht!

Doch wie er blüht und was er thut,
Verschleierte oder unverhleierte,
Wie Du bleibst er uns lieblich, schön und gut.

Auch von den Töchtern Hartlaub's blieb keine un-
beschenkt und unbefungen; auch daraus kennen unsere
Leser bereits Einiges, darunter das Heide. Mörke war
überhaupt, wie jeder Mensch von tieferem Gemüt, ein
eifriger Kinderfreund. „In einem artigen Stück,“ erzählt
Krauß, „gab dem Dichter einmal der Anblick zweier Mäd-
chen Anlaß, von denen das eine — in des Vaters Rock,
seinen Hut auf dem Kopf und seinen Stock in der Hand
— den Arzt besuchte, während das andere vor dem Bett
einer Puppe saß, deren Puls gefühlt wurde.“ Diese
„Anderzogene“ mag hier folgen:

„Wie finden Sie das liebe Kind?“
„Sie hat eben immer noch stark Fieber;
Das ist der böse Nordostwind.
Doch scheint die größte Gefahr vorüber.
Wie war der Appetit indessen?“

Zeit gestern hat sie nichts gegessen.
Mein Bruder bracht ihr heute früh
Dies Tröckchen mit, das möchte sie.
Ich wollte es aber doch nicht wagen,
Ohne Herrn Hofrat erst zu fragen.“

„Es ist nur immer bei dem Zeug
Zu viel Gewürz und Butterteig.
Mit Erlaubnis — ich will es versuchen —
Im, eine Art von Mandelkuchen.“

„Herr Hofrat, Sie vergessen sich,
Sie essen ja ganz sächerlich,
Alle Achtung vor Ihrem großen Hut,
Aber Sie haben besondere Manieren.“

„Pardon! Das Tröckchen war zu gut.
(Nachdem er sich geräuspert und der Patientin nochmals
den Puls gefühlt.)

Passen Sie nun eben das Mitzüchken repetieren!
Wir sehen ein paar Tage zu.
Ihr Doctor!“

„Gute Nacht!“

„Recht angenehme Ruh!“

„Das Herz“, sagte einmal ein alter Kastellan des
Weimarischen Schlosses, als ihm Fremde die Werke Goethe's
priesen, „das Herz ist an ihm das Größte.“ Es mag
dahingestellt bleiben, ob dies Wort, das den großen Dichter
jedenfalls noch mehr ehrt, als alle Ausbrüche der Bewunder-
ung, für ihn ganz zureichend ist. Aber auf Mörke paßt es.
Und wie schön und groß, wie weich und gut dies Herz
war, macht uns dies Bischen vor allem klar. Und darum
wünschen wir von Herzen, daß es viele Leser und Freunde
finde.

Litterarische Notizen.

— Eine neue Ausgabe von Schillers Werken giebt
Ludwig Bellermann im Verlag des Bibliographischen
Instituts in Leipzig heraus. Eine erste Abtheilung soll
„Alles bringen, was für einen Kreis gebildeter Leser als
geeignet erscheint“, eine zweite jene Schriften, „welche nur
für die engere Zahl derer von Bedeutung sind, die sich
wissenschaftlich, insbesondere geschichtlich mit dem Dichter
beschäftigen“. Es wird abzuwarten sein, wie der Heraus-
geber diese Einteilung durchführt; im Prinzip ist sie an-
zuerkennen, weil sie den Wünschen vieler entgegenkommt
und so zu der Popularität Schillers noch etwas hinzu
thun kann. Der vorliegende Band bringt eine Biographie,
die naturgemäß nichts Neues bieten will noch kann, aber
recht warm und klar geschrieben ist, freilich auch der Phraze
nicht immer sorglich genug and dem Wege geht. Hieran

folgen die Gedichte, nach der Zeit ihrer Entstehung ge-
ordnet und mit Erläuterungen versehen, die freilich häufig
des Guten zu viel thun. Wenn Bellermann z. B. den
Versen aus der „Phantasie an Laura“:

„In das Chaos donnern Eure Welten,
Weint, Newton, ihren Abensfall“

die Erläuterung beifügt: „Isaac Newton (1643—1727/
der Begründer der neuen mathematischen Physik und der
physikalischen Astronomie, als Vertreter der Naturwissenschaft“
so ist billig zu fragen, wem damit gedient sein soll? Wir
kennen Viele, denen nicht damit gedient ist und die gerade
diese Art von Erläuterungen für einen störenden Mafel
halten, der den sonst hübschen, freilich relativ nicht billigen
Ausgaben des Bibliographischen Instituts anhaftet.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion
zur Rezension angekommen:

Der Antichrist. Welt-drama in zwei Teilen von ...
Wien. P. Klisch.

Claretie, Jules. Die Cigarette und andere Ge-
schichten. Uebersetzung aus dem Französischen. Stuttgart.
F. Engelhorn

Dieter, Heinrich. Junge Liebe. Rückschau einer
glücklichen Braut, getreu in Versen nach erzählt. 2. Auflage.
Salzburg. Heinrich Dieter.

Falke, Gustav. Wäden und Stranden. Ein Ham-
burger Roman. 2 Bände. Berlin. Verein für freies
Schrifttum.

Frankle-Schleffelbein, Gertrud. Kunst und Günst.
Roman. Berlin. F. Fontane & Co.

Grünberg, Victor. Drei Novellen. Brünn. Ka-
rajast & Sohn.

Leubach, Ernst. Wunderliche Leute. Geschichten
und Skizzen. Dresden und Leipzig. Carl Reißner.

Ottolengui, Rodrigues. Der Raucenknoß. Eine
Detektivgeschichte. Uebersetzung aus dem Englischen.
Stuttgart. F. Engelhorn.

Pröll, Karl. Am Seelen-Telephon. Neue Kurz-
geschichten. Berlin. Hugo Storni.

Schiller's Werke. Herausgegeben von Ludwig
Bellermann kritisch durchgesehen und erläuterte Aus-
gabe. Erster Band. Leipzig und Wien. Biblio-
graphisches Institut.

Specht, Richard. Pierrot bossu. Eine Commedia
dell'arte zur Faustnacht in gar zerfahren Reimen ver-
fertigt. Dresden, Leipzig und Wien. G. Pierjons Verlag.

Sallés, Jules. Bingras' junge Velden. Nach dem
Französischen frei bearbeitet von Karl Schneidt. Berlin.
Verein für freies Schrifttum.



Mann und Frau.

Novelle von Konrad Telmann.

(Fortsetzung.)

Menica erinnerte sich plötzlich, von Sora Gemma davon gehört zu haben, eine Tochter Checca Cellani's lebe mit Einem zusammen, ohne seine Frau zu sein. Sora Gemma hatte hinzugefügt, daß sie eine Person, die so etwas dulde, nicht zu sich in die Wohnung lassen, geschweige denn beschäftigen und besolden würde. Menica hatte die Sache einfach für Verleumdung gehalten, zumal Sora Gemma und Checca Cellani sich spinnefeind waren und sich gegenseitig jeden erdenklichen Tödt anthaten. Nun mochte es doch wohl wahr sein. Und deshalb diese langathmigen Aebden, von denen man hätte glauben können, der Antichrist selber hätte sie dieser einfachen Frau aus dem Volke eingegeben! Uebrigens mußte Menica lächeln. Als ob das, was beim „Volke“ vorkam, auch anderwärts Regel und Sitte gewesen wäre! Daran dachte Checca Cellani natürlich nicht, diesen Unterschied begriff sie nicht. „Zimmer lieber hungern und ehrlich getraut sein“, jagte sie, „als die Schande, Checca.“ Und sie fühlte plötzlich etwas wie Stolz und Widerwillen zugleich gegen diese Frau, die ihr da etwas so Schmutziges in's Haus trug — wenn auch nur in Worten. Eigentlich hatte Sora Gemma ganz Recht. Die Mutter einer Dirne — einer Verworfenen! Man hätte die nicht in's Haus nehmen sollen, man besudelte sich damit. Wenn Menica nicht gewußt hätte, wie elend es im Hause des Hirschmieds zuging, wo ein halbes Duzend unverfängerter Kinder sich herumbalgte.

Checca Cellani zuckte die Achseln. „Sie kommen nicht in die Welt, Sora Menica, Sie verstehen das nicht. Von dem, was draußen zugeht, erfahren Sie ja garnichts in Ihren vier Pfählen. Wie taub und blind leben Sie. Ehrlich getraut sein! Sie wissen doch selbst, daß man das garnicht immer kann, selbst wenn man wollte.“

Menica verstand nicht. „Nicht kann? Das kann doch jeder.“

„Zum Beispiel: Die Skantion bei den Offizieren! He? Wer soll denn die immer gleich aufbringen? Das ist ja gerade, als ob die Offiziere nicht heirathen sollten. Das will der Staat so, damit sie ordentlich herumgeworfen werden können im Laude und nicht immer den Ballast von Frau und Kindern haben. Und damit der Staat nicht für Wittwen und Waisen zu sorgen hat, wenn die Offiziere todt geschossen werden. Das begreift sich. Aber was sollen sie nun machen, die jungen Leute? Ja, Sie — Sie können gut reden, Sora Menica. Wer die Skantion hat aufbringen können — aber deshalb sag' ich ja: Sünde und Schande, daß Sie so leben wie die Bettelente. Das heißt andren Leuten Sand in die Augen streuen, Sora Menica, und dagegen hilft alle Frömmigkeit nichts. Damit ist's nicht gethan. Eine richtige Henschelwirtschaft! Und bloß, damit bei der elenden Sparerei keine Brodrinde für eine arme, alte Person abfällt, darauf kommts hinaus.“ Und Checca Cellani schob in ihrer Entrüstung eine Handvoll Zucchelli, bei deren Reinigung sie beschäftigt war, in die Kleidtasche.

Menica begriff wiederum nicht, was das alles mit der Skantion zu bedeuten hatte. Sie wußte von keiner. Am meisten wunderte es sie, woher Checca Cellani das alles hatte und weshalb sie sich dafür interessierte. „Wer hat Euch das alles beigebracht?“ fragte sie lächelnd, „Zhr sprecht ja wie ein Buch.“

Checca warf sich in die Brust. „Man hat doch auch seine Beziehungen, Sora Menica,“ versicherte sie hochjahrend. „Und wie gesagt: die Herren Offiziere — was der Lieutenant de Sauctis zum Beispiel ist — Sie kennen ja den Lieutenant

de Sanctis, Sora Menica — mein Schwager, der Barbier, sagt immer: wenn er die Kaution hätte, könnte er eine Contessina heiraten, — eine arme natürlich. Der Lieutenant de Sanctis ist ein Kunde meines Schwagers, müssen Sie wissen. Alle Tage kommt er. „So versteht keiner dem Schmirrbart die richtige Façon zu geben, wie Carluccio Cialdini,“ sagt er. Ein feiner, liebenswürdiger Herr, der Herr Lieutenant, das müßt' ihn der Neid lassen. Aber er hat die Kaution nicht. Da ist also vom Heiraten keine Rede, man kann sich drehen und wenden, wie man will. Also lebt er mit einer zusammen und gut ist's.“

„Pui!“ sagte Menica mit anfrichtigem Abscheu. Sie hatte von solchen Dingen noch nie reden hören und sie begriff auch nicht, wie so etwas möglich war. Unter Offizieren! Und dieser de Sanctis, der zu Felice's besten Freunden gehörte und den sie selber immer so gern gehabt hatte! War er deshalb in der letzten Zeit gar nicht mehr gekommen? Weil er sich schämte? Sich bei anständigen Leuten nicht mehr sehen lassen konnte? Wenn das alles mehr war, als ein häßliches Gerede, hatte er freilich recht gethan. Ihre Schwelle sollte er nicht mehr überschreiten. „Das ist sicherlich alles bloß Verleumdung, Checca. Man klatscht so viel.“

„He! Meinen Sie, Sora Menica!“ Die dicke, runde Person, — der Himmel mochte wissen, wie sie bei ihrer Hungervirtschaft so dick und rund hatte werden können — drehte sich mit einem verlegenden Lachen ein paar mal um sich selber. „Na, vielleicht könnte ich doch Bescheid wissen, ich. Denn wenn einer bei der Sache beteiligt ist — he! Fragen Sie doch einmal den Herrn Lieutenant, wie sie heißt, die Person, die mit Angelo de Sanctis lebt, — he! Fragen Sie ihn doch einmal, Sora Menica!“ Und sie lachte wieder, diesmal ingrinnig, wüthend.

Menica kam plötzlich eine fruchtbare Ahnung. Sie warf das Messer, mit dem sie an den Zucchelli puzte, klappernd auf den Tisch und ließ sich auf einen Schemmel fallen, der in der Nähe stand. Ein förmlicher Anfall von Schwäche übermannte sie. Wenn das war — wenn eine Mutter ihre eigene Tochter — „Pui!“ machte sie, wie vorhin. Dann freilich hatte Sora Gemma Dalverde Recht, dann durfte man eine solche Person, welche die Verworfenheit ihrer Tochter nicht nur entschuldigte, sondern geradezu damit prahlte und großthat, wohl wirklich nicht länger um sich dulden, dann mußte alles Mitleid schweigen

und man beschmigte sich schon, wenn man in ihrer Nähe weilte. Noch konnte sie das Ungeheuerliche freilich immer nicht glauben. Dieser de Sanctis! Und er sollte so tief herabgestiegen sein — wie ein körperlicher Schmerz fiel es sie an. Sie glaubte sich mit ihm und durch ihn zugleich entwürdigt. Ein Kamerad ihres Mannes war er, die gleiche Uniform trug er und in ihrem Hause hatte er verkehrt. Während sein eigenes Heim besudelt war —!

Menica fühlte das Bedürfniß zu einer entscheidenden Handlung. Wenn sie jetzt schwieg und thatenlos blieb, sich damit begnügte, ihrer Entrüstung durch einen Anß des Abscheus Ausdruck zu geben, blieb immerhin ein Pesthauch in ihrer Wohnung zurück. So ging es nicht weiter. Sie war es sich und ihrer Hantehre schuldig, hier ein Ende zu machen. Mit einer ruhigen Würde, wie sie keiner noch an dieser kleinen, zierlichen, listigen Lieutenant'sfran beobachtet hatte, erhob sie sich, ganz weiß im Gesicht, und sagte mit einer Stimme, die ihr selber fremd klang: „Ich werde mit meinem Manne sprechen, Checca, ob Ihr unter diesen Umständen noch weiter zu uns ins Haus kommen könnt.“ Und sie warf die Küchentür hinter sich zu.

* * *

Am Mittag kam Felice Balbi heim. Er sah sehr besaust und erhitzt aus, die Haare klebten ihm an den Schläfen. Dabei war in seinen Augen etwas, das Menica nicht gefiel, sie sogar erschreckte. Etwas Düsteres und Scheues. Er mußte viel Ärger heute gehabt haben und sehr ermüdet sein. Das traf sich schlecht. Gerade heute und jetzt hätte sie viel Trost von ihm nötig gehabt, hätte sie sich an seiner Liebe, an seinem ernststen, ruhigen, klaren Wesen aufrichten mögen. Sie hatte bitterlich geweint, noch bis ganz kurz vor dem Augenblick, wo sie draußen Felices Schritte gehört hatte, er hätt' es ihr beinahe noch ansehen können. Worüber sie eigentlich geweint hatte? Es wäre schwer zu sagen gewesen. Ueber Alles. Ihre fühle Härte Checca Cellani gegenüber war alsbald in eine weiche Mürhseligkeit umgeschlagen. Sie war haltlos verzweifelt darüber, daß sie gezwungen gewesen war, dieser alten, armen, treuen Seele gegenüber, die nun schon zwei Jahre bei ihr aus und ein ging, solch' einen Ton anzuschlagen, solche Saiten aufzuziehen. Und dann: daß so etwas überhaupt vorkommen konnte! Sie hätte doch früher auf Checca Cellani's Ehrlichkeit und

ihren verblühen, anständigen Lebenswandel jeden Schwur abgelegt. Und nun — eine Kupplerin! Was denn sonst? Und die schlimmste Form der Kupplerei war's, die man sich überhaupt ausdenken konnte: die eigene Tochter —! Und dieser de Sanctis! Menica hatte über die Schledhtigkeit der Welt geweint. Und darüber, daß sie von allen Menschen viel zu gut gedacht hatte und von jetzt an wehl oder übel schließlich, viel schlechter denken mußte. Und schließlich war sie heute ohnehin in einer weinerlichen Stimmung. Felice zum ersten Male fort, — ohne Frühstück, ohne Abschied! Und sie fühlte sich so schwach, so eigentümlich war ihr's zu Mutte, ohne daß sie wußte, was das eigentlich bedeutete, — ganz unheimlich war's. Kurz: tausend Gründe zum Weinen. Und sie hatte förmliche Thränenbäche vergossen. Und nun war Felice endlich da und sie konnte ihm nicht an den Hals fliegen und sich die letzten Tropfen von den Wimpern fortlassen lassen, — sie mußte ihn schonen, er sah ganz danach aus, als ob er für seine Person gerade Kummer und Verdruß genug gehabt hätte.

„Du, Felice, nicht böse sein, nein?“

„Was denn? Wieso denn?“ Er schlenderte seine Mütze auf die Kommode und trodnete sich mit seinem Tuche die Stirn. „Ist das heiß heute!“

„Daß ich heute Morgen nicht da war — und kein Bissen für dich bereit —“

„Ach so! Aber du konntest das ja nicht wissen. — Laß das nur jetzt! Gib mir zu essen! Ich muß bald wieder fort. Angestrengter Dienst jetzt.“

„Ja, daß muß man sagen!“ Menica flog hinaus.

Als sie bei Tische saßen, strich sie ihm mit der Hand einmal, zweimal über die Stirn hin. „Du, Felice, Du hast allerlei Aerger gehabt, nicht? Viel Aerger?“

„Um — ja — weiß Gott!“ Er aß mit einer wahren Wut, ohne aufzublicken. Menica hatte die Empfindung, daß er gar nicht wußte, was er aß, daß sie ihm ebenso gut hätte Fettucini vorgesetzen können, die er nicht leiden mochte. Er schlang die Zucchelli förmlich in sich hinein. Menica selber mußte sich so stellen, als ob sie aße, sie hatte mit einem Male einen unbefiegbaren Widerwillen gegen Alles, was auf dem Tische stand. Aber „mir nichts davon merken lassen!“ klang es in ihr. Er hatte heute freilich keine Augen für sie. „Du, Felice,“ — sie strich

ihm die Stirnhaare zurück — „kann ich nicht wissen, was es ist? Garnichts?“

„Nein, nein, nein.“

Eine Pause trat ein. „Die Zucchelli sind gut, nicht wahr, Felice?“

„Zucchelli? Was für Zucchelli? Ach so, ja, die sind gut — die sind gut.“ Plötzlich warf er die Gabel hin. „Ich habe Durst.“

Menica goß ihm das große Weinglas zum zweiten Male voll. Niemals hatte er sonst mehr, als ein Glas getrunken. Aber sie sagte nichts, auch nicht, daß er ohnehin schon erhitzt genug ansähe. Er mußte eben offenbar etwas hinterfüllen. Erst als er getrunken hatte, fing sie an: „Du, Felice, ich habe Dir etwas Unangenehmes zu sagen, — verzeih! — ich auch. Aber es muß gesagt werden.“

Er brummte etwas Unverständliches und zerkrümelte sein Brot, während er mit dem halben Leibe über dem Tische lag und die Augen nicht vom Tischtuche aufhob.

„Männlich Checca Cellani — Sie ist ja anhänglich und brauchbar, weißt Du, und es thut mir auch leid, weil es ihr schlecht geht, aber schließlich —“

„Ach mein Gott, Dienstbotengeschichten!“ murmelte er in einem unsäglich verächtlichen Ton und stierte mit einem Ausdruck von Bitterkeit vor sich hin. „Das jetzt!“

Menica fühlte einen Stich in der Brust. Aber sie wollte Felice nicht merken lassen, wie seine Veruntung und vor Allem der Ton, in dem er sie ausgesprochen, sie kränkten. Trotzdem ihr das Weinen nahe war, — diese albernen Thränen kommen ihr heute bei jedem kleinsten Anlaß, — zwang sie sich doch zur Ruhe. „Nein, nein, Felice, es ist nicht das, wirklich nicht. Ich würde Dich heute nicht damit quälen. Aber wo die Ehre unseres Hauses in Frage kommt —“ Sie richtete sich noch höher auf als bisher, und sah sehr ernst und ihrer Hausfrauenwürde voll bewußt ans.

Durch Felice's Körper war es wie ein Auck gegangen. „Die Ehre unseres Hauses —?“ murmelte er nach. „Wieso? Wer hat Dir gesagt —?“

„Sie macht ja gar kein Hehl daraus. Sie rühmt sich noch womöglich. Wenn man sie so hört, wird einem ganz wirr im Kopfe. Aber es ist doch schrecklich!“

Er warf ihr einen mißtrauischen Seitenblick zu. „Höre, Du, wovon redest Du eigentlich?“

„Von Checca Cellani's Tochter.“

„Was Teufel geht uns denn die an!“

Menica wurde etwas verlegen. „So zu sagen doch wohl, Felice. Denn sieh' mal: sie trägt uns gewissermaßen die Schande mit in's Haus. Mit solchen Leuten sollte man ein für allemal nichts zu thun haben, man besetzt sich soust. Sora Gemma hat es schon immer gesagt.“

„Die! Laß Dich mit den Klatschbasen doch nicht ein! Ueberhaupt möcht ich Dir rathen, in der nächsten Zeit mit Niemand Dich in Geschwäg einzulassen, — ganz für Dich zu bleiben, auf nichts zu hören, auf nichts etwas zu geben. Ich habe meine Gründe. Die Leute — sie sind neuerdings noch verrückter als gewöhnlich, die Leute. Schwagen das Blaue vom Himmel herunter. Was ist's denn nun mit Checca Cellani's Tochter? Was wird's groß sein? Ist sie Mutter geworden? He?“

„Aber Felice?“ Menica war glührot geworden.

Er zuckte die Achseln. „Nun, mein Gott, Du thust ja gerade“ — murmelte er schon.

„Sie lebt mit Einem zusammen!“ brach Menica mit heiserem Flüstern aus.

Felice gab einen grnzenden Laut von sich.

„Was sagst Du dazu? Ohne verheiratet zu sein! Ganz öffentlich! Als ob gar nichts Besonderes dabei wäre! Und er kann oder will sie auch garnicht heiraten. Und die Mutter — das ist das Allerabscheulichste — die Mutter ist mit diesem schandbaren Verhältniß ganz einverstanden. Meiner Meinung nach darf sie uns nicht wieder in's Haus, diese Mutter, Felice!“

Felice hatte ein paar mal mit seinen Händen fächelnde Bewegungen gemacht, als ob er sich Luft zuwehen wollte. Dann riß er die oberen Knöpfe seines Waffenrocks auf und erhob sich. „Was das heute heiß ist! Puh!“ Er ging in der Stube hin und wider, suchte sich ein paar mal mit allen zehn Fingern durch die klebenden Haare. „Ich bin müde, ich muß ein bißchen schlafen. Nachher geht's wieder fort.“ Er trat an den Tisch, goß sich gedankenlos noch einmal Wein ein, hielt mitten dabei erschrocken inne und ließ das halb gefüllte Glas unangerührt stehen. „Mach das nur, wie Du willst, Menica, — mit der alten Checca, mein' ich. Ich thät's nicht, ich mische mich aber da nicht ein. Mich laß da aus dem Spiel! Wie Du willst, — wie Du willst —“

„Du thät'st es nicht, Felice?“

„Nein — sieh' mal —“ Er hatte den Kopf

ganz tiefinnig gesenkt und starrte zu Boden. „Es kann da Verhältnisse geben, — Gründe geben — man weiß doch nie —“

„Für so etwas kann es keine Rechtfertigung geben, Felice!“

Er hatte diese kleine Frau noch nie so entschieden auftreten sehen und sprechen hören. Er wußte nicht, — vielleicht auch sie selber nicht, — daß der Gedanke an ihre bevorstehende Mutterschaft ein gesteigertes Gefühl ihrer Frauenehre geweckt hatte, daß sie sich stolzer und sicherer darin fühlte, als je. Sein Kopf sank ihm noch mehr vornüber, die Falten über den Augenbrauen vertieften sich. „Wenn sie sich nicht heiraten können,“ murmelte er, — „der Staat stellt da gewisse Anforderungen. — Es ist gewiß sehr traurig, sehr beklagenswerth, aber —“

„Felice!“

Er sah bei ihrem halb erschrockenen, halb anklagenden Ruf unsicher auf. Dann zuckte er trotzig die Schultern. „Was — was würdest Du in einem solchen Falle thun, Menica, wenn das Gesetz nicht zuliege —? Und Du hättest den Mann doch lieb und —“

„Ich? Ich würde — Aber natürlich würde ich verzichten, Felice. Wie Du so fragen kannst! Traust Du mir zu —? Pfiu! Lieber sterben!“

„Es würde Dir also ziemlich leicht werden, zu verzichten, scheint's.“ Seine Lippen zuckten.

„Ach, Du! Rede nicht so dümm, Felice! In's Kloster würd' ich wahrscheinlich gehn, wenn's nie und nimmer was werden könnt'. Aber mozu denn das Geschwäg? So 'was muß man sich garnicht vorstellen, wenn's nicht nötig ist.“

„Du.“ Er drehte sich ab, trat an's Fenster, trommelte auf den Scheiben. Plötzlich drehte er sich wieder halb um. „Bei dem Manne bleiben würdest Du also unter keiner Bedingung?“

„Hältst Du mich für eine Dirne?“

Er steckte beide Hände in die Hosentaschen und schlenderte gesenkten Kopfes zur Thür, die Stirn gefurcht, helle Schweißtropfen an den Schläfen.

„Bieber sterben!“ sagte Menica noch einmal wie vorher.

Felice sprach kein Wort. Seine Finger griffen nach dem Thürrücker.

„Du, Felice, — und es soll sogar ein Offizier sein,“ rief sie ihm nach. Entsetzen und Empörung debten in ihrer Stimme.

Er zuckte halb mit der Schulter zurück. „Was denn? Ein Offizier?“

„De Sanctis!“

Er machte eine unbestimmte Bewegung mit dem Kopfe. „Kann sein,“ murmelte er dann.

„Felice, so leid es mir thut — denn ich weiß: Du hast ihn gern und ich möchte ihn auch ganz gut leiden, — aber was dem Einen recht ist, ist dem Andre'n billig — er darf nicht mehr zu uns in's Haus.“

„Aber Menica!“

„Nein, gewiß nicht, — natürlich nicht. Und Du mußt es ihm sagen, — heute noch.“

Felice blieb eine Zeitlang wie erstarrt neben der Thür stehen. Dann murmelte er: „Du gehst zu weit, Menica.“

„Ich bin doch bloß konsequent, Felice. Eigentlich hat er als Mann fogar die größere Schuld. Und daß er Offizier ist, macht sein Vergehen in meinen Augen auch noch schlimmer. Ein Offizier muß doch doppelt strenge auf sich halten. Ich denke mir: Du wirst das zugeben, Felice. Vielleicht — wenn Du wirklich sein Freund bist, — solltest Du ihm in's Gewissen reden, solltest ihm sagen — ich glaube wirklich: das ist Deine Pflicht, Felice. Als Ehrenmann und als Offizier.“

Es machte den Eindruck, als ob er unter der Wucht ihrer Worte, — dessen, was sie von ihm forderte — zusammenknickte. Freilich nur einen Augenblick. Dann raffte er sich auf, schüttelte den Zeigefinger der Rechten in der Luft und sagte brüsk:

„Nein. Ich denke garnicht daran. Das ist nicht meine Sache. Jeder, wie er's verantworten kann. Aber jetzt will ich schlafen.“

Und er ging rasch hinaus.

* * *

Als Felice wieder aus dem Schlafzimmer zurückkam, war er geküßt und gesäubert. Er konnte gerade so in den Dienst gehn. Man sah ihm auch nichts davon an, daß er geschlafen hatte. Beppo, der Offizierburche, war inzwischen dagewesen und hatte seines Amtes gewaltet; die Knöpfe der Uniform blitzten und die Griefel waren frisch gewischt. Felice sah aus, als ob er gleich fort wollte, er hatte den einen Handschuh sogar schon an. Menica war traurig-erstaunt. Hatte sie ihn unwissentlich getränkt? Sonst war die Stunde, die nun folgte, wo sie zusammen saßen und er eine Tasse schwarzen Kaffee trank und eine halbe Virginia dazu rauchte, eine der schönsten des ganzen Tages gewesen. Sie selbst hatte nicht geschlafen, nicht schlafen können. Sie

wußte nicht, was in ihr war. Bald heiß, bald kalt, bald hungrig, bald süßel, — ein abscheulicher Zustand. Und dabei so müde und hinfällig! Und so rührselig gestimmt, — darüber verdroß sie sich eigentlich am allermeisten. Das war doch sonst ihre Art nicht.

Und nun — was hatte Felice nun? Sie hatte ihm doch nichts zu Leide gethan. Wenn er mit de Sanctis über die peinliche Geschichte nicht reden wollte, — wenn ihm das fatal war: nun gut, denn nicht, darauf bestand sie ja nicht, daß brauchte er ihr doch nicht nachzutragen. Aber er sah ja wirklich so aus, als ob er unzufrieden mit ihr sei, — nein, mehr: ergrimmt, unmutig. Ein wirklicher Zug von zornigem Haß war in seinem lieben, schönen Gesicht, das ihr ganz dadurch entstellt wurde. Er konnte doch unmöglich für de Sanctis Partei nehmen wollen; im Grunde dachte er genau so, wie sie selber, hier und in allen Dingen.

„Felice!“

„He?“

„Der Kaffee ist fertig.“

Er schlenkerte mit dem zweiten Handschuh in den Fingern hin und her. „Ja, ja. Aber rasch! Ich muß gleich fort. Ich habe mich ein bißchen veripäet.“ Er sah sie garnicht an. Zu Stehen wollte er seinen Kaffee trinken, den sie ihm geschäftig eingegossen hatte. Und dabei war er noch so heiß, daß er ihm die Lippen verbrennen mußte. Aber Felice schien das garnicht zu spüren.

„Was das jetzt immer für ein schwerer Dienst ist, Felice!“ Sie senzte und sah wie hilflos suchend zu ihm hinüber.

„Wird noch schlimmer werden,“ sagte er über den Tassenrand fort.

„In Rom, meinst Du?“

„Ja, in Rom. Natürlich.“

„Es ist jetzt also sicher? Wir werden verzeckt?“ Sie trat ganz nahe an ihn heran, ihre Brust ging hastig auf und nieder, ihre Augen hingen an ihm mit angstvoller Spannung.

Er trank langsam, in kleinen Zügen, seine Tasse leer. „Ziemlich sicher,“ kam es dazwischen abgebrochen über seine Lippen. „Und es kann rasch gehen. Morgen, — übermorgen. Wie das so ist in unserer Carrière. Du könntest dann nicht mit.“

„Ich — könnte dann nicht mit?“ Ihre Augen wurden groß, ihre Lippen öffneten sich.

„Vorläufig, meine ich. Wie sollte das denn sein?“

„Ja.“ — Sie behnte das Wort, als ob es zehn Silben hätte. „Das ist wahr. Aber es wäre doch schrecklich.“

„Hui“ — Mirrend setzte er die Tasse nieder. „Ich muß eilen.“ Er sah aus, als ob er sich auf der Flucht befände. Er vergaß sogar, sie zu küssen.

„Felice!“ Sie lief ihm nach, als er mit einem „Lebwohl! Lebwohl!“ aus der Stube wollte. „Wann kommst Du wieder, Felice?“

„Das läßt sich nicht sagen. Adieu.“ Und nun war er wirklich schon dranhin auf der Treppe.

Menica war ganz erstarrt stehen geblieben. Kein Kuß, nicht einmal ein Handdruck! Sie fuhr sich über die Stirn hin. Ja, träumte sie denn? Was war das? Er lief ja geradezu vor ihr davon. Sie meinte ordentlich zu hören, wie er auf der Treppe tief aufathmete, als ob er sich erlößt fühlte. Zorn — nein, Zorn war das nicht. Daß er ihr wegen dessen zürnte, was sie vorhin gesagt, davon war gar keine Rede. Sie hatte ja auch gar nichts Andres ausgesprochen, als was er selber im Grunde seiner Seele dachte und empfand. Aber er scheute sich vor ihr, er hatte Furcht vor ihr. Felice vor ihr! Es packte sie wie ein Schwindel. Sie mußte sich niedersetzen.

Und dann, den Kopf in den Händen, grübelte sie vor sich hin. Was er denn nur haben konnte? Er liebte sie wohl nicht mehr? Gab es so etwas? Ja, sie hatte schon davon gehört. Es sollte vorkommen, daß zwei, die sich lieb gehabt hatten, nachher einander fremd geworden waren, daß die Liebe zwischen ihnen eines Tages zu Ende gewesen war. Es war etwas Furchtbares, aber es gab keinen Zweifel, daß dergleichen vorkam. Und man sagte auch, daß deswegen Keinen eine Schuld traf, weil man seiner Liebe nicht beschleunigen konnte weil das außerhalb aller menschlichen Macht stand. Es war ein Schicksal, nichts Andres. Vorstellen konnte sich's Menica nicht, ihr graute bei dem Gedanken. Aber doch mußte es wohl so sein und Felice liebte sie nicht mehr. Wie seine Liebe eines Tages entstanden und dagewesen war, ohne daß er selber etwas dazu gethan oder sich's nur zu erklären gewußt hätte, so war sie gleich plötzlich auch wieder verschwunden, — gegen seinen Willen, ohne sein Zutun. Und auch sie selber trug keine Schuld daran. Es war, als ob Einer starb, — so war auch seine Liebe gestorben. Und deshalb fürchtete er sich vor ihr, vor dem Zusammensein mit ihr, — er fürchtete sich und er schämte sich. Nun plötzlich konnte sie

sich sein verändertes Wesen erklären, nun begriff sie Alles. Und mitten in ihre traurige Verzagttheit lösch sich ein heißes Bedauern mit ihm ein. Der arme Felice! Wie er leiden mochte unter dem Ungeheuerlichen! Wie ein Verbrecher kam er sich vermutlich neben ihr vor. Wer konnte wissen, ob er nicht deshalb allein gestern Abend bis zu so später Stunde im Klub gewesen war? Und heute hatte er kaum die Augen zu ihr aufzuschlagen gewagt.

Aber noch etwas Andres fiel ihr siedeheiß auf die Seele. Wenn Felice sie nicht mehr liebte, liebte er vermutlich eine Andre. Denn ohne Liebe kann der Mensch doch nicht sein, die gehört zu ihm, wie die Luft, die er athmen muß, um zu leben. Eine Andre! Das macht freilich Alles noch viel schlimmer, dann war gar kein Ausweg zu sehn. Und wer diese Andre nur sein mochte? Wo er sie gefunden haben mochte? Zu Rom wahrscheinlich. Oder doch auf der Reise dorthin. Wo sonst? Von Rom war er völlig verändert wiedergekommen, darüber gab es keinen Zweifel. Und nach Rom wollte er wieder ohne sie. Da war's also am Tage. Aber daß die heilige Jungfrau so etwas zulassen konnte! Womit hatte sie, Menica, das verschuldet? Ein Schicksal — nun ja, aber jedes Schicksal kommt doch von oben.

Weshalb war dieses gekommen? Hatte sie nicht genug gebetet? War sie nicht mehr würdig gewesen, Felice's Liebe zu besitzen? „Gott, mein Gott, wie soll ich das tragen?“

Menica war vor dem Sessel auf die Kniee niedergesunken. Bisher hatte sie sich gemüht, immer nur zu denken, immer nur zu grübeln, — Schritt für Schritt war sie den Spuren des Unheils nachgegangen, das so plötzlich über sie hereingestürzt war, ehe sie noch zur Besinnung darüber hatte kommen können. Sie hatte sich selber gewundert, wie scharf und klar sie in das Alles geblickt hatte. Aber nun warf es sie nieder, wie wenn ihr Jemand einen wuchtigen, betäubenden Schlag über den Kopf versetzt hatte. Die Sinne vergingen ihr förmlich. Sie wußte nichts mehr von sich, sie wußte nichts mehr davon, daß sie es als ein Schicksal, als eine göttliche Fügung hatte betrachten wollen, der man sich in frommer Ergebung beugen mußte, gleichwie wenn Einem der liebste Mensch auf Erden gestorben. Sie rang nur noch in heißem, ohnmächtigen Ungestüm gegen das Unerhörte an. Sie wimmerte vor Dual.

Sie hatte sich bis zu ihrem Bettchemel in

Schlafzimmer schleppen wollen, aber die Krüce trugen sie so weit nicht mehr. Wozu auch? Sie konnte ja überall beten. Und nun was überhaupt beten?

Sie wußte es kaum. Konnte die Gottesmutter Felice's erloschene Liebe zu ihr wieder ansuchen? Sie der Andern entziehen, der er sie zugewandt hatte? Wie fürchtbar! Wie fürchtbar das Alles!

Und wenn sie nun gar sich nicht täuschte, wenn wirklich jetzt, gerade jetzt sich Hoffnungen in ihr regten und die heilige Jungfrau ihren Leib gesegnet hatte? Kann ausdenken, welsch eine Qual dann das sein würde, was Glück und Wonne hätte sein sollen — sein können! Ein Kind gebären dem Manne, der sie nicht mehr liebte! Welsch eine Schickung! Und gefesselt war er an sie, „bis der Tod sie scheid,“ — selbst wenn kein Pfand ihrer Liebe ihnen beiden beschieden werden sollte!

Menica griff sich wieder an die Stirn. Aber war denn das alles nicht nur Wahnsinn? Marterte sie sich nicht mit Hirngespinnsten? Felice sie nicht mehr lieben! Während sie ihn liebte, wie nur je, — nein, heißer, inniger, leidenschaftlicher, seit sie zu wissen glaubte, womit ihre Liebe gesegnet worden war. Unmöglich, unmöglich. Mühiges Geschwätz das alles, woran sie gehört und was sie für Wahrheit genommen. Solche Liebe kann garnicht unerwidert bleiben, kann garnicht enden. Das ist ja Wahnsinn, heller Wahnsinn. Liebe wechselt man nicht wie ein Kleid. Wie ist denn das nur in sie gefahren? Sie ist wohl auf dem besten Wege, krank zu werden, — geisteskrank. Felice und sie, — wenn sie beide ja nicht mehr zusammengehörten, das wäre der Tod, — das hieße so viel, als daß sie sterben mußte.

Sie richtete sich zitternd in die Höhe und sah ganz verstört um sich. Kalter Schweiß bedeckte ihre Glieder. Sie fürchtete sich, ohne recht zu wissen, wovor? Aber wahrscheinlich doch wohl vor ihren eigenen Gedanken. Es war, wie wenn etwas Fremdes in sie gefahren wäre, wie wenn eine Andere von ihrer Seele Besitz ergriffen hätte. Und diese Andere dachte und redete Dinge, vor denen ihr grauste; ans ihr selber wären die niemals gekommen. Und sie mußten schließlich zum Irtsinn führen. Wie man die nur wieder zum Schweigen brachte! Sie mußte fort, — irgend wohin flüchten, wo man von andern sprach, wo eine andere Lust wehte. Nur nicht allein bleiben! Und wenn abends Felice heim-

kam, wollte sie ihm alle ihre irr schweifenden Phantasien beichten und sich von ihm anlachen und von ihm trösten lassen. Und vielleicht auch dann schon ihm gestehen, welche Hoffnungen sie hegte.

Menica lächelte schon wieder, — sie zwang sich, zu lächeln. Sie strich sich mit den Händen über das Haar und an den Schläfen herab über die Wangen. Ihr war, als ob sie aus dem Schlaf erwachte und einen häßlichen, angstvollen Traum von sich abschüttelte, ohne mehr recht zu begreifen, wie er ihr hatte kommen können. Dann sah sie sich in den Spiegel. Welsch ein blaßes, verängstigtcs Gesicht ihr daraus entgegenblitzte! So konnte sie Felice freilich nicht mehr gefallen. Aber sie würde heute Abend schon wieder anders aussehen. Sie würde ordentlich Toilette machen, um Felice zu gefallen!

Wie still es war! Kein Laut in der kleinen Wohnung hörbar, kein Laut drunten auf der Straße!

Sonst war ihr diese Stille immer wohlthuend gewesen. Sie hatte so viel zu thun gehabt, sie hatte so viel zu denken gehabt, — lauter Lichtes und Freudiges. Und sie war immer froh gewesen, wenn niemand sie störte. Heute war ihr die Einsamkeit beängstigend. Wenn doch Zia Vice gekommen wäre! Sonst kam sie nur gar zu oft, — immer alle Taschen voller Zeitungen, immer wie geladen mit Unglücksfällen und Schreckensnachrichten aller Art, die sie ans den Blättern zusammenlas. Sie nährte sich förmlich hiervon und von unheilvollen, unbestimmten Prophezeiungen. Dabei war sie aber das gutmütigste und hilfsbereiteste Geschöpf, das man sich denken konnte. Für Menica, mit der sie im fünften oder sechsten Grade verwandt war, wäre sie jeden Tag zweimal in den Tod gegangen. Seit ihrer Witwenschaft war es ihr unmöglich geworden, noch au etwas Heiteres und Hüßches in der Welt zu glauben; aber wenn ihr andere davon erzählten, hörte sie mit ihrem stillen, kindlichen Lächeln zu und nickte dabei vor sich hin, als wenn man ihr Märchen berichtete, verdaß auch nie jemandem seinen Spaß, nur trug sie immer ein überlegenes, mitleidiges Lächeln zur Schau, als ob sie ihn im Grunde bedauerte.

Menica wäre gern zu ihr gegangen. Man konnte Zia Vice Alles vorklagen, was man auf dem Herzen hatte, und wenn sie auch nie einen andren Trost wußte, als daß alle übrigen Menschen es noch viel schlimmer hätten, wurde Einem doch immer ruhig und friedlich in ihrer Nähe zu

Sinne. Diese Frau, die auf der Welt nichts mehr gewinnen oder verlieren zu können schien, übte einen merkwürdig besänftigenden Einfluß aus.

Wenn nur der Weg die vier Treppen hinunter nicht gewesen wäre! Wie man sie da wieder mit tausend Fragen, tausend Mittheilungen quälend würde! Heute — jetzt ertrug sie das nicht. Es wäre ihr wie ein Spießruthenlaufen vorgekommen, und doch sehnte sie sich hinaus.

Mit einem Male fing auf der Gasse drunten ein Drehorgelspieler an, — das war die Rettung. Nun würde Alles in den Fenstern liegen und ihm zuhören und inzwischen konnte sie unbemerkt die Stiegen hinunterschlüpfen. Sie schlug ihr Eud um, knüpfte in aller Eile ihren Hut fest und machte sich auf den Weg. Wie auf der Flucht sprang sie die Stufen herab, immer zwei auf einmal. Die Drehorgel spielte aus der „Cavalleria rusticana“, es klang schrill und gellend durch's Haus. Oder Menica kam es doch so vor.

Im Uebrigen gelangte sie in der That ungehalten an allen Thüren vorüber. Aber unten in der Hausthür stand Sora Palmira, breitfüßig und selbstbewußt, und schimpfte über die Kinder, die mit Tanzen und Singen auf der Gasse solchen Lärm vollführten, daß man die Musik kaum hörte. Es war unmöglich, an ihr vorüberzukommen, sie füllte die ganze Thüröffnung aus. Es war fatal.

„Einen Augenblick, Sora Palmira! Um Verzeihung, — aber ich habe Eile.“

„Sora Menica! Ah! Das muß ich sagen“ — die Sprecherin hatte sich umgedreht, gab aber nicht einen fingerbreit Raum frei. „Eile haben Sie? Ja, ja, ich begreif's. Eine neue Donna suchen, nicht? Lieber Gott, ja, wenn die so auf den Bännen wüchsen! Sie hätten sich's doch lieber noch zweimal überlegen sollen. Eine so vertrauenswürdige finden Sie nicht wieder. Und schließlich: jeder hat in seinem eignen Hause zu kehren, mein' ich. Wer da anfangen wollte, in fremdem Kehrrecht zu wählen, — ach, Du heilige Barbara! Der Herr Ingenieur zum Beispiel.“ —

Ihre heifere Stimme, die bisher wegen des Feierkastens sich zu schrillen Distanttönen aufgeschwollt hatte, verlor sich jetzt, wo die Musik verstummte, in kaum hörbarem Flüstern. Menica zitterte vor Ungeduld. Was ging sie der Ingenieur

an? Sie wollte fort. Uebrigens: was bedeutete das mit der „neuen Donna?“ Hatte Checca Cellani richtig schon wieder das ganze Haus von dem in Kenntniß gesetzt, was ihr drohte? Ging denn hier nichts ohne ein endloses Getrausch im Hause vor sich? Mit einer unmutigen Bewegung drängte sich Menica an der breitschultrigen Person vorüber, die nicht aufhörte, von den galanten Abenteuern des Ingenieurs zu erzählen. Sie ging auf der Straße noch eine ganze Strecke neben Menica her, um damit zu Ende zu kommen. Es waren aber auch wieder skandalöse Sachen vorgefallen. Trotzdem angelten die Dalverde's, Mutter und Tochter, nach diesem Menschen, daß es nur so eine Art hatte. Ja, Geld, Geld, Geld, — das deckte alles zu. Wenn Checca Cellani's Tochter oder deren Liebhaber Geld hätten, könnten sie heiraten und alle Welt zog den Hut vor ihnen, und die arme, treue Person würde von Sora Menica nicht aus dem Hause gejagt. Der Ingenieur übrigens hatte seine Augen ganz anders wo. Sora Menica sollte sich nur in Acht nehmen. Man hatte schon Dinge erlebt — Geld konnte viel. Und Geld war ja wohl nicht das, was sie bei dem Herrn Lieutenant gereicht hatte. Der gute, brave Lieutenant! Wo denn nur die Kaution damals hergekommen sein mochte? Menica wußte wohl selber nichts darüber? Man las jetzt so viel von Offiziersehen in den Zeitungen. Und man mußte doch immer denken, wer die Kaution hatte stellen können, müsse über allerlei Hülfquellen verfügen. Schreckliche Dinge gingen ja in der Welt vor, die jetzt erst aus Tageslicht kamen. Offiziere gab es, die den Staat betrogen hatten, die alle Menschen betrogen hatten, auch ihre eigenen Frauen. Das Sora Menica denn gar keine Zeitung. Sie hatte freilich wohl keine Zeit dazu. Wenn man alles allein that und seine einzige, treue Hilfe aus übertriebener Prüderie auf die Straße jagte — Der Herr Ingenieur hatte erzählt —

„Sora Palmira, ich glaube, Sie können jetzt ohne Hut nicht weiter mitgehen. Ich habe auch, wie gesagt, Eile. Auf ein and' Mal!“

Menica hatte sich endlich mit Gewalt losgerissen. Während sie die Straße hinunterstürmte, fauste und brauste alles das, was sie gehört hatte, wie ein Bergstrom an ihren Ohren vorüber.

(Fortsetzung folgt.)





Der Wanderer.

Es blinken die Sterne
Vom Himmelsgezelt
Aus frohlicher Ferne
Zur schweigenden Welt;
Fern schimmelt im Haine
Verlöschendes Rot, —
Ich klage und weine
Und suche den Tod.

Durch eisige Wälder
Am knirschenden Gang,
Durch schlummernde Felder
An Gräften entlang —
Wie schlepp' ich die Tage
In Kummer und Not!
Ich weine und klage
Und suche den Tod.

Einst glänzte dies Leben
In sonnigem Schein —
O Ganges und Heben!
Nun bin ich allein.
Die Küsten erlassen
Dem sinkenden Boot . . .
Ich treibe verlassen
Und suche den Tod.

Nachtschwarzes Gefieder
Verflattert am See . . .
Nun schwebt es hernieder
Im stockigen Schnee . . .
Vergessen, verloren,
Von Geiern undroht,
Erloschen, erfroren,
So find' ich den Tod.

Ernst Eckstein.

Dicht am Haus.

Dicht am Haus fließt das Wasser vorbei —
Manchmal lönt eines Käujchens Schrei
Nahe vom Walde. Mit weichen Gefieder
Schwebt der Vogel der Nacht hernieder.
Traumsacht sind die Glocken verklungen,
Stille durchschattet die Dämmerungen,
Dienende Frauen der Nachtgöttin spinnen
Schleier von dunkelmäschigem Linnen,
Draus schon des Traunkindes Köpschen guckt.
Leise nur, leise das Wasser gluckt,
Lacht und weint wie mil Menschenstimmen,
Riefelt und rauscht und rinnt vorüber. —
Ferner seh ich ein Lämpchen glimmen,
Einsam im Hause gegenüber
Still am Fenster ein Mädgen träumt,
Ahnt es, was der Bach noch schäumt?
Hört es das Lachen, hört es das Weinen?
Will ihm ein holder Traum erschelmen?
Lache der Träume, Kind, als Gewinnst
Wird dir am Ende ein Truggepinnt.
Wellen hüpfen — Fahre gleiten,
Nahe kommt, was in fernem Wellen,

Was du dir jugendlich-thöricht erträumt — —
Aber die hüpfende Welle verschäumt!
So verschäumt, was still in der Nacht,
Was am Tage geweint, was gelacht,
Immer in gleichem Gleiten und Kauschen.
Kannst die Enteilenden du belauschen.
Eine lange, wirre Kette
In deselben Baches Kette. — —
Sind es Menschen? Sind es Wogen?
Kaum gegrüßt — vorbeigezogen —
Lache der Träume, Kind, lösche das Licht,
Wirf dem Schlaf dich in die Arme,
Gleitende Wellen stören dich nicht,
Erst der Tag weckt zu neuem Harme.
Laf das Träumen beim Lampenschein!
Willig muß es getragen sein,
Nahen die Wellen des Lebens auch dir.
Schlafe mir, schlafe! — Ins ferne Revier
Stog ja das Käujchen — hörst Du? Awit!
Nun noch des Wächlers schlürfender Schroll,
Dann und wann ein verschlafener Schrei — —
Dicht am Haus fließt das Wasser vorbei — —

Wilhelm Arminius.

Erde und Regen.

In der Sonne
Sengender Glut
Lag stumm die Erde
Und sehnte, sehnte
Sich nach belebendem,
Kühlem Regen.
Denn was er im Frühling
An Blüten und Blättern,
An Gräsern und Farren
Aus ihrem Schoße hervorgejaubert —
Es war verdorrt!
Und trostlos öde lagen die Wiesen,
Und dürr und traurig stand der Wald —
Und es bebte und zitterte unheimelnd
Die Schwüle, die sommerdurchglähte Luft.
Und täglich hartete voll Verlangen
Die thörichte Erde,
Und breitete schmachtend die Arme aus,
Wenn Wolken winkten und nah sie wädhete
Die Ankunft der Säumigen, Laugentbehrten!
Und kam die Nacht,
Dann sank sie schweigend
In schweren Schlaf,
Und im Traume entrang sich
Ihr manche Thräne
Und glänzte am Morgen
Im Lichte der Sonne,
Der ewig lächelnden, grausamen Sonne! . . .
Und der Lenz verging
Und der Sommer kam —
Und immer noch hartete in stummem Schweigen
Die Erde seiner, des Heißgeliebten!
Aus ihrem Antlitze schwand die Fülle,
Die Frische der Jugend,
Und aus ihrem Herzen der Lebenssaft.

Und wie sie so starr, so todesmatt dalag,
Da fühlte die Sonne ein tiefes Mitleid
Und hüllte trauernd
Ihr ewig lachendes, heit'eres Antlitze
In einen dunklen Wolkenschleier.
Und aus der Ferne zog sie heran ihn,
Den trohigen Anaben,
Und mit Donner und Blitze
Kam daher er gestürmt! . . .

Da vergab ihm die Erde
Sein langes Säumen
Und empfing ihn mit weichen,
Liebenden Armen, —
Bis sanfter er wurde,
Und sein Starrsinn sich löste,
Und in befruchtenden, kühlen Tropfen
Langsam der Regen herniederfiel . . .

Und der Erde trockne Lippen tranken
In langen, durstigen, tiefen Zügen
Seine Küsse —
Und willig gab sie
Sich hin dem wonnigen
Liebeswerben,
Bis im Rausche setigster Luft
Heiß erschauernd,
Ihre Wangen wieder erglühten
Im Schimmer der Jugend. . . .

Und es wagte zu atmen
Raum das All,
Als sich im Schoße
Der liebenden Erde
Leise regte
Ein neues Leben!

Anaie von Ende.

Deine Augen.

Ich haße deine Augen, die für mich
So grausam sind und falsch; sind wir allein
Sank oft ich vor dich hin, doch nein,
Zu stolz und adlergleich schau' u sie auf mich;
Warum sind diese bösen Augen dein?

Wenn blühend lächelt deine Lippen schmücht
Mit ihrem Duft so himmlisch mild und rein,
Seh' ich in deine Augen dann zugleich
Erhebt ein Schatten sich und Angst bedrückt
Mein Herz, das eben froh noch war und reich.

In deiner Stimme schwebelt ein süßer Traum,
Wie fernere Geigen Ton die Nacht durchdringt,
Doch ihr geheimnißvoller Reiz verdingelt
Bertühnen Saiten gleich, wenn kaum
Mit seinem Glanz dein Auge mich bezingelt.

Manchmal erschneul mir dieser Blick sogar
Als sei's der deine nicht, er ist dann mild
Wie sanfter Nebelhauch im Herbstgefild,
Doch wieder wird sein Leuchten furchbar wahr,
Und ich erbebe vor dem starren Bild.

Wo hast du diese Augen her, sind die
Nicht du? Warum entstell, was rein und gut
In dir ist, ihre böse, stolze Glut?
Sie haß' ich, deine Seele lieb ich, sie
In der solch seltsam Doppelwesen ruht.

Aus dem Französischen des Fernand Baldenne von Hermann Lingg.

November-Spuk.

Gestern noch, im Regenturme,
Lag das alle Fürstenschloß
Hinterm Wipfelwald verborgen,
Der es farbenreich umfloß.

Was dem Herbstwind nicht gelungen,
Hat die erste Winternacht,
Hat des ersten Wintermorgens
Älterer Sonnenschein vollbracht:

Müd' und leise, wie im Traume,
Sinkt das welke Laub zu Hauf;
Kuppeldach und Säulenfenster
Steigen märchenhaft herauf.

Werdet laut, ihr stillen Gänge!
Öffne dich, demoistres Thor!
Kleber weichen Teppich schreitet
Serapimimus hervor.

Cavaliere, Baronessen, —
Silber blinkt und Caffet rauscht;
Hoheit, allergnädigst lächelnd,
Lispeln . . . und der Hofstaat laufcht . . .

Und vom stumpfen Turm die Spieluhr
Klingelt wie in aller Zeit; —
Durch das welke Laub des Tages
Wandelt die Vergangenheit.

Gruß Lenbach.

Zu spät.

Die Musen und die Grazien sehn
Kings um ein Bett und flüstern,
Das Kind, das sie in Windeln sehn,
Soll einst mit ihrer Pathengunst
Ein Meister sein am Bau der Kunst,
Nach höchstem Lorbeer lüstern.

Sie jagen grad' im Reigenlanz
Vorüber dieser Pforte,
Da sahn sie einen hellen Glanz
Verkündend überm Siebel sehn.
Thalia hat's zuerst gesehen
Und spricht: Wir sind am Orte.

Und ungesehen, allesamt,
Umdrängen sie die Wiege,
Wellefernd im Bevalteramt:
Von jeder Muse einen Kuß,
Die Grazien, hichernd, machen Schluß.
Da knarrt was auf der Stiege.

Und in den Kreis der Hohen tritt
Der Vater, nimmt das Seine
Und küßt den Sohn: Ihr Götter, bitt'
Für diesen ich um eure Gunst,
Verschont ihn mit Genie und Kunst,
Gebt Brot ihm und nicht Steine.

Da klingt es wie ein Lachen leis
Und spöttisch durch das Zimmer.
Zerloben ist der Musenkreis,
Der Anabe liegt und schläft und träumt,
Hell auf der kleinen Stirne säumt
Ein rosenroter Schimmer.

Gustav Falke.

Letzte Herbsttage.

Des Herbstes letzte Tage — wie bescheerten
Sie schöne Tage voller Licht und Ruh;
Kein Lärm, kein Laut. Aus sommerrüden Gärten
Trieb von dem Wind getragen ab und zu
Ein Duft von Nelken und ein Duft von Rosen, —
Ein letzter Gruß, bevor sie ganz verbüßt;
Und oben, in der Luft, der wolkenlosen,
Jog Storch und Kranich schnellen Flugs zum Süd

Die Kapselbäume streuten ihren Segen
Und Kinder sammeln die Schätze ein;
Ihr heller Jubel scholl auf allen Wegen
Und durch die Stille klang ihr Fröhlichsein.
Wo blieb der düstre Herbst — wo unfer Sehnen?
Ein neuer Sommer grüßt' wie schöner Traum;

Kleiden blühen, Ästern und Verbenen
Und ein Blatt nach dem andern fiel vom Baum.
So still . . . so sanft und still. Im nahen Hafen
Kaum je ein Wellenlaut, ein Mäwenschrei;
Die ganze Welt war seelig eingeschlafen,
Der Sommer jog im Traum an ihr vorbei.

So war es gestern und so ist es heute.
Das Herz, das einst im Sommer glücklich war,
Greift aus verblähten Tagen sich als Beute
Von holden Stunden eine stille Schar.
Das Weinlaub färbt sich purpurn an den Dillen
Und war es heut' der letzte Sonnenschein —
Die Seele spinn't sich seelig in der stillen
Herbstklaren Luft in ihre Träume ein.

Carl Gulke.

„Wie sich der Nebel . . .“

Wie sich der Nebel von der Ebene hebt,
Die Wolke dort dem Berge still entschwebt,
Wie's heller wird und schöner rings umher,
Wird's mir im bangen Herzen trüb und schwer.

Verblüht ist all mein Glück, verwelkt, verdorrt,
Durch's öde Leben irr' ich einsam fort,
Im Sturmgebraus vergeh ich meine Qual,
Es ruft zum Lichte sie der Sonnenstrahl.

Marie Glona.

Morgengrauen.

Auf den Höhen blauer Dämmer,
In den Thälern feuchte Nacht,
Unter lichtgefäulten Wolken
Geisterstill der Vollmond wacht.

Doch die Sterne schon erbleichen,
Und der Strom mit Krausen walt,
Und wie fernes Wetterleuchten
Glüht's und sprüht's am dunkeln Wald.

Sie und da in den Gehöften
Kündel auch ein hecker Hohn
Heiser, mit den Flügeln schlagend,
Einen güldnen Morgen an.

Schüchtern hallt's von Kirchspielglocken
Ueberm Dorf, im Wipfel-Wind;
Doch ihr Ruf in Nebelfeldern
Ungehört vertraulich, verrinnt.

Selbst die thaugetränkten Blumen
Schlafen noch so fest, so fest,
Wie die Vögelin, buschumschattelt,
In dem federweichen Nest.

A. A. C. Cirlo.

Scherben.

Sieh dort! Was funkelt so von fern
Am Boden wie ein heller Stern?
Sahst du je Edelsteine, die so brannten?
O, geh nur hin und sieh dir's an:
Es ist ein Stück zerbrochen Porzellan,
D'raus schafft die Sonne Diamanten. —
Gewund're sie, belächle deinen Wahn!

Alltäglich Spiel! Doch ach zu häufig nur
Und schrecklich narrt es unsres Lebens Spur
Und wird doch selten, nie verstanden:
Wie strahlend schau mich meine Zukunft an —
Und wär' ein Haufen Scherben — Porzellan,
Schüssl du sie nicht zu goldnen Diamanten,
Mein Liebchen du, du Sonne meinem Wahn!

Franz Hagel.

In der Thomesnacht.¹⁾

(Schwäbisch.)

Ganz spät no' in der Thomesnacht
In ihrem Stübtle 's Stetle wacht,
Hat's Mieder und hat's Haar aufbunda,
Hal von de Füehla d' Strümpf scho' runta,
Und lappt und thuat so mäustestill, —
Was 's Stetle will?

Zum Ofa lauffs und bringl was mit,
Hat's blühschnell in a Wasser g'schütt,
Sie guckt und guckt und lernt's begreifa, —
Dös Ding siehl aus wie Orgelpfeifa:
Dös Mädle homml in Angst und Noht
Und word fuitroat.²⁾

Und weil sie's halb und halb verdrieht,
Sie nomal Blei in's Wasser gieht,
's fährt ausenand in kloine Tröpfle

Als wärens lauter Notahöpfle;
Da hal sie 's Köpfl a Weil g'hängt! —
Was 's Stetle denkt?

Und nomal gieht's, sie geit il nach,
Erst's drittmal gills bei so e'r Sach,
Da hal si 's Blei schön jaunmajoga,
Ma' sieht schier nix als Heigaboga.
Und jah weards finster in dem Haus,
Sie löschl's Liacht aus.

Gar g'schwind schlupft sie in's Bettle 'nei'
Und fragl: „Ja, mei' Goll, ha's dem sei'?"
Dös muach i ganz allonig traga,
I trau mir's zu koine Mensch a j'saga."
Sie traumt scho' halb, da falls an d' Wand: —
„Der Schwaladlant!"³⁾

Hyazinth Wäckerle.

¹⁾ In der Nacht vor Thomastag; ²⁾ Feuerloch; ³⁾ Schwalchilf.





Shakespeare's „Antonius und Kleopatra“.

Von Georg Brandes.

I.

Nachdem Shakespeare im „Year“ die ungeheure Tragödie des Menschenlebens geschrieben hatte — was gab es da noch hinzuzufügen? Größeres ist ja nicht zu dichten, Shakespeare kam die Feder niederlegen.

So scheint es. Was aber ergibt sich in Wahrheit? Daß noch Jahre hindurch unaufhörlich Werk auf Werk folgt. Wir erleben es bei Shakespeare wie bei allen großen kraftstrotzenden Geistern; so oft wir mühen: „Nun hat er sein Bestes gethan, seinen Gipfelpunkt erreicht, das Neueste geleistet, dessen er fähig, seinen Vorrat erschöpft, die letzte Anstrengung gemacht, sich selbst überboten“ — sehen wir ihn gleich darauf, als wäre nichts vorgefallen, von der ungeweihten Leistung, die er hinter sich hat, unermüdet, unangefochten, frisch, als hätte er eben der Ruhe gepflegt, unverdrossen, als gälte es jetzt erst Namen, Ruhm zu gewinnen, den Tag, nachdem er die alte Arbeit ans der Hand gelegt, eine neue aufnehmen.

„Year“ packt das wandelbare Publikum Shakespeares. Man strömt ins Theater, das Stück zu sehen. Es ist rasch vergriffen. Zwei Quartausgaben im Jahre 1608; man ist ganz erfüllt davon, man hat die Schätze von Tiefinn, von Wit, von Lebensweisheit, von Poesie, die darin niedergelegt sind, noch lange nicht erschöpft — ihn allein beschäftigt es weiter keinen Augenblick. Er ist darüber hinaus und schou mitten in der nächsten Arbeit.

Ein Weltuntergang! Anderes, Oeringeres ist er nun nicht zu schildern geonnen. Was ihm in den Ohren klingt, was sein Gemüt erfüllt, es ist das Gewöse einer Welt, die zusammenstürzt.

Und er sucht sich einen neuen Text zu dieser Musik. Er braucht nicht weit zu suchen: schon hat er ihn gefunden. Von dem Augenblicke an, da er Julius Cäsar schrieb, kam der Mutarch ihm nicht mehr aus den Händen. In dem ersten Römerdrama hatte er den Sturz der Weltrepublik geschildert, doch den Sturz einer Welt, darin sich noch große, frische Kräfte regten. Ueber dem Ganzen schwebte Cäsars Geist. Man hörte wohl mehr von Cäsars Größe, als man von ihr sah, allein man ward sich ihrer Bedeutung

in den Wirkungen ihres Verschwindens vom Schauplatz bewußt. Und die Republik lebte damals noch in Geistern, so stolz wie Brutus oder so stark wie Cassius, hauchte auch mit diesen ihrem Odem nicht aus. An Brutus' Seite stand Catos Tochter, fest, vornehm, die zärtlichste und mutigste der Gattinnen. Kurz, es gab noch mannigfache unangegriffene Elemente. Die Republik fiel mit historischer Notwendigkeit, allein in den Gemüthern war keine Decadence, kein Niederklein Untergang.

Blühterte jedoch Shakespeare in seinem Mutarch weiter, so fand er das Leben des Marcus Antonius. Er las es zuerst aus Wißbegierde, dann mit Aufmerksamkeit, endlich mit Spannung und mit Gemüthsbewegung. Denn hier, erst hier ging wirklich eine Römerwelt zu Grunde. Hier, erst hier vernahm man das Krachen von dem tiefen Falle der alten Weltrepublik. Die Kraft des Römerthums, die strenge, rauhe, brach beim Zusammenstoß mit der Wollust des Morgenlandes. Alles sank, alles fiel, Reiche und Charaktere, Männer und Frauen, Herrscher und Herrscherinnen. Alles war wurmförmig, von der Schlange gebissen, von Wollust vergiftet — und sank und fiel. Niederlagen in Asien, Niederlagen in Europa, Niederlagen in Afrika an Aegyptens Küste, Selbsterniedrigung und Selbstmord.

Wieder eine Vergiftungsgeschichte, wie die in Macbeth. Macbeth ward herrschsüchtig, Antonius genußsüchtig. Doch wie viel größer in ihren Wirkungen und damit wie viel interessanter war diese Geschichte, als der kleine Vergiftungsfall des schottischen Barbarenkönigs. Er wurde von seiner Lady vergiftet, einem Weibe, ehrgeizig bis zum Blutdurst, einem abnormen Weibe, mehr Mann als er, einer förmlichen Virago, die davon, Säuglingen die Hirnschale einzuschlagen, wie von einer jener Unregelmäßigkeiten, die man gegebenenfalls begehrt, um das verpöndete Wort nicht zu brechen, spricht, und ohne Beben den Dienern Duncans das Blut des gemordeten Königs ins Antlitz schmiert. — Was ist uns Lady Macbeth? Was ist uns Secuba? Und was war diese Secuba nun ihm!

Wie fühlte er sich dagegen so persönlich von Kleopatra ergriffen! Sie vergistet langsam, halb unwillig, ganz weiblich, den Herrschergeist, die Feldherrngabe, den Kriegermut, die Größe des Antonius, das heißt: so viel als des Beherrschers der halben Welt — und sie, Kleopatra, kannte er, Shakespear. Sie kannte er, wie wir sie alle kennen, das Weib der Weiber, aller Eva-Töchter Eva-Eßenz, oder richtiger Eva und Schlange in einem. „Meine Schlange vom alten Nil“, wie Antonius sie nennt — Kleopatra, der Inbegriff von allem, was nur Schönheit und Gefallsucht, stachelnde Sinnlichkeit und verfeinerte Kultur an Reiz, an rücksichtslosem Vergeuden von Menschenglück und edelsten Kräften in sich bergen! Ob sie einen Mann, den größten selbst, berauschen, untauglich machen, zu ungeahnten Höhen erheben und wieder in den Abgrund stürzen konnte, ihn und mit ihm die halbe Welt, über die er gebieten sollte?!

Wer weiß! Wenn er, William Shakespear, selbst ihr begegnet wäre, vielleicht war es dann auch um ihn geschehen. Und war er ihr nicht einst begegnet, hatte er sie nicht einst geliebt und war von ihr betrogen worden? Es berührte ihn eigentümlich, daß Kleopatra für so brünett, für gelbbraun galt. Er verweilte in seinen Gedanken dabei. Auch er hatte ein brünettes, berückendes Weib gekannt, das er in bitteren Augenblicken versucht gewesen Latterweib, Zigeunerin, zu nennen, wie Kleopatra in seinem Drama bald von jenen genannt werden sollte, die sie fürchteten, oder ihr fürchteten. Sie, an die er nie ohne Gemütsbewegung dachte, seine schwarze Schöne, Engel und Teufel seines Lebens, die er zugleich gehabt und angeteet, die er verachtet und um deren Günst er gebüht, was war sie anderes, als eine neue Incarnation jener gefährlichen, betrickenden Schlange vom Nil! Wie war seine ganze innere Welt so nahe daran gewesen, durch das Zusammenleben mit ihr, das Scheiden von ihr, einer Seifenblase gleich zu platzen! Ein Weltuntergang war es. Wie hatte er da geschwelgt und sich in Schmerz gewunden, genossen und geklagt! Sein Leben in den Staub getreten, seine Tage und Nächte vergeudet! Nun war er ein reiferer Mann, Gentleman, großer Grundbesitzer und Zehentpächter. In ihm aber lebte der Künstlerzigeuner, der noch immer für das Latterweib paßte.

Drei Mal (in Romeo und Julie II 4, in Antonius und Kleopatra I 1 und IV 12) wird Kleopatra in verächtlichem Sinne, wahrscheinlich der Lautähnlichkeit mit Egyptian halber, Gipsy genannt. Doch es lag eine gewisse Bernunft in dem Wortspiele. In ihrem Wesen mischten sich ja geheimnisvoll der Fürstin Hochsinn und die Unbeständigkeit der Zigeunerin. Und diese Mischung, wie kannte er sie so wohl! Leibhaftig stand es ihm vor Augen, das Modell der Aegypterkönigin! Mit eben der Palette, die er benützt, um — nicht gar viele Jahre waren es her — die „dunkle

Dame“ der Sonette zu skizzieren, konnte er jetzt dies monumentale historische Porträt malen. Sie lockte, sie zog ihn an, diese Gestalt!

Die ganze ungeheure Year-Tragödie hatte er als Sodel für Cordelia aufgeschapelt. Und was ist Cordelia? Das von der weißen Stirne eines jungen Mädchens herabgelesene, von diesem selbst doch kaum verstandene, geschweige denn verwirklichte Ideal. Sie war der weiße Strahl, das große, einfache Symbol der Herzreinheit und des Adels, das schon durch ihren Namen bezeichnet erschien. Er glaubte an sie. Er hatte in ihre schuldlosen Augen geblickt, deren Ausdruck die Vorstellung ihres Wesens in ihm wachrief. Er hatte bei jungen Frauen die trockföppige, etwas mütterliche Wahrheitsliebe angetroffen, die auf eine Fülle dahinter verborgenen Gefühls zu deuten scheint. Allein mit einer Cordelia ungegangen, im täglichen Verkehr gestanden, war er nicht.

Hingegen Kleopatra, o Kleopatra! Eine ganze Reihe von Frauen, die er gekannt, seitdem er in London festen Fuß gefaßt, darunter jene, die am meisten oder in gefährlichster Weise Weib waren, ließ er an seinem Blick vorübergleiten und ließ ihr die Anmuth der Eimen, die Launen der Andern, den neckischen Geist der Dritten, den Wankelmuth der Vierten . . . Im tiefsten Innern aber, war es nur Eine, an die er dachte, eine Virtuofin in der Liebe, wie in der Gabe, Liebe wachzurufen, Gluten entfachtend wie keine, und treulos, zum Abfall bereit, wie keine, aufrichtig und falsch, süß und schwach, Skündiantin und Liebhaberin ohne Gleichen!

Es existirten schon früher etliche englische Dramen über Antonius und Kleopatra. Unter diesen verdienen doch nur wenige genannt zu werden. Da war Daniels „Kleopatra“ von 1594, welche theils auf Plutarch's Lebensbeschreibung des Antonius und Pompejus, theils auf einem kleinen französischen, die Geschichte der drei Triumvirate benannten und von Othway übersetzten Buche basirte. Ferner gab es ein Stück, „die Tragödie des Antonius“ betitelt, das die Gräfin von Pembroke, die Mutter von Shakespears jungem Freunde, 1596 aus dem Französischen übersetzt hatte. Weder diesen, noch den zahlreichen, den gleichen Stoff behandelnden italienischen Schauspielen, scheint Shakespear das Geringste verdankt zu haben. Es lag ihm keines derselben vor, als er an die Abfassung seines Dramas ging, dessen erste Aufführung kurz vor dem 20. Mai 1608 stattgefunden haben dürfte, dem Tage, an welchem es ins Buchhändlerregister für Edward Blount, einen der Verleger, die später das erste Folio herausgaben, als „ein Buch, genannt „Anthony and Cleopatra“,“ eingetragen ist. Das Werk wurde demnach wahrscheinlich im Laufe des Jahres 1607 ausgearbeitet.

Die zwar einzige, dafür aber auch um so zuverlässigere Quelle Shakespears war das Leben

Antonius in North's Plutarchübersehung. Auf Grund dessen, was diese Leküre ihn lehrte, entwarf und führte er seine Dichtung aus, selbst dort, wo er, wie im ersten Akte, ohne auf das von Plutarch Mitgetheilte Punkt für Punkt Rücksicht nahm. Dann aber sehen wir ihn seiner Quelle desto genauer folgen, je weiter das Drama fortschreitet, und sinreich und sorgsam jeden größeren und kleineren Zug benützen, der ihm charakteristisch erscheint. Ja, er nimmt offenbar ein und das andere nur deshalb mit, weil es wahr ist, oder richtiger, weil er es als wahr betrachtet. Zuweisen führt er ganz unnütze Personen ein, wie jene des Dolabella, blos, weil er die Botenschaft, die bei Plutarch ihm zugeschrieben wird, niemand Anderem in den Mund legen mag, und nur ganz ausnahmsweise nimmt er eine Veränderung vor, so, wenn er es in seinem Drama den Enobarbus sein läßt, welchem der von ihm verlassene Antonius großmüthig sein ganzes Eigenthum nachsendet, während bei Plutarch der Flüchtling, den Antonius in so hochsinniger Weise behandelt, ein gewisser Domitius ist.

Einer Art Beredlung unterwarf Shakespeare den Charakter des Antonius. Plutarch schildert ihn als einen Herkules an Wuchs, der auch durch Coquetterie in seinem Anzug den Eindruck des Halbgottes hervorzubringen strebte, als eine breitpurpige, derbe Soldatennatur, etwas ruhmredig, geneigt, die Andern zu hänseln und zu sticheln, doch auch bereit, selbst Spott so, als wäre es Lob, aufzunehmen. Er war raubgierig aus Hang zur Ueppigkeit und luxuriöser Lebensweise, aber an den Schändlichkeiten, die in seinem Namen verlißt wurden, größtentheils unschuldig; seine verschmigte Natur, aber brutal, maßlos ausschweifend und jedes Schicksalstagesgefühl's bar. Ein populärer, jovialer, freigiebiger General, der allzu viele Stunden mit seinen Soldaten so gut wie mit Filzstrümpfen bei der Tafel verbrachte, sich betrunken auf offener Straße zeigte, in den hellen Tag hineinschlief, sich im tiefsten Pfuß wälzte, ganze Schatzkammern auf seinen Reisen verthät, Gold- und Silberservice von enormem Werte mitführte, mit Löwen bespannte Wagen hatte, mit einem Griff eine halbe Million fortschlepte, doch im Mißgeschick, in Niederlagen, sich zu seiner vollen Höhe als unerschrockener Heerführer erhob, ohne Seufzen und Klagen jede Entbehrung ertrug und den Mut seiner Truppen aufrecht erhielt. Das Unglück ließ ihn stets sich über sich selbst erheben — der beste Beweis, daß trotz aller Wafel große Kräfte in ihm schlummerten. Es war in ihm etwas von einem Murat, etwas von einem Theaterkönig, etwas von einem Skobelew, etwas von einem mittelalterlichen Ritter — was konnte minder antik sein, als daß er zweimal Octavian zum Zweikampfe herausforderte! Zuletzt im Unglück aber, als alles auf ihn einströmte und ihn diegenigen, die er mit Wohlthaten überschüttet hatte, undankbar verließen, war etwas von einem Timon, dem über seine

Schwermut und Bitterkeit brütenden Atheniensier, in ihm, mit dem er sich denn auch zu vergleichen liebte.

Schon bei Plutarch sind die Frauen des Antonius Unglück. Als er nach einer Jugend, an der viele Theil gehabt, sich mit Fulvia, der Witwe des berichtigten Tribuns Clodius, vermählte, verstand schon sie es, ihn zu beherrschen und sich gefügig zu machen, so daß er, ganz dazu abgerichtet, ein Weib als Herrscherin über sein Dasein walten zu lassen, aus ihren Händen in die Kleopatras überglitt.

Antonius besaß übrigens, Plutarch zufolge, eine nicht geringe Geschmeidigkeit. Er verkleidete sich gerne und fand ein lebhaftes Ergözen an Schelmereien, überbrachte z. B., von einem Feldzuge zurückgekehrt, in der Verkleidung eines Sklaven seiner Gattin Fulvia einen Brief, der seinen Tod meldete, um sie in dem Augenblicke, als sie starr vor Schrecken dastand, zu umarmen. Dergleichen war nur ein vereinzeltes Symptom der großen Selbstverwandlungsfähigkeit, die er an den Tag legte, wenn er sich bald verweichlicht, bald abgehärtet, bald weibisch, bald tapfer bis zur Verwegenheit, bald ehrfurchtig, bald ehrlos, bald rachgierig, bald großmüthig zeigte. Dies Wogende, Unbeständige, Wechselvolle fesselte Shakespeare bei Antonius. Er nahm seinen Charakter denn auch nicht ganz so auf, wie er ihn bei Plutarch vorgefunden. Er lehrte die Tugenden hervor und gebrauchte als Grundlage die dem Antonius angeborene Ueberlegenheit, den großartigen Ueberschwang in seinem Wesen, die vornehme Freigebigkeit und den Hang zu leidenschaftlichem Genuß des Augenblicks, welche nicht selten gemeinsame Eigenschaften der großen Herrscher und der großen Künstler sind.

Im dieser antiken Gestalt war ein Miß, durch den seine eigene Seele sich einschmuggeln konnte. Er dichtete sich inschwer in die Gemüthsstimmungen des Antonius hinein; er vermochte ihn zu spielen, ungefähr wie er in seiner Eigenschaft als Schauspieler eine Rolle zu spielen vermochte, die ihm gut lag. Antonius besaß die Verwandlungsfähigkeit, die der Kern der Dichternatur ist. Er war zugleich ein Meister in der Verstellungskunst — siehe die Rede über Cäsar in jenem anderen Drama, den Empfang Octavias als Gattin hier — und ein offenes, ehrliches Naturell. Er war in seiner Art treu, süßte sich mit seiner Geliebten, seinen Waffenbrüdern innig verbunden und hatte doch eine beängstigende Anlage, umzuschlagen. Er war, mit einem Wort, eine Künstlernatur.

Unter seinen vielen widerstreitenden Eigenschaften waren zwei die vorherrschenden: Drang zu Thaten und Drang zum Genuß. Octavian sagt im Stücke, diese beiden Neigungen wären gleich mächtig bei ihm. Das ist vielleicht in gewissem Sinne wahr. Wäre er mit seiner gewaltigen Leibeskräfte noch schwelgerischer angelegt gewesen, er wäre eine Art August der Starke und Kleopatra seine Aurora von Königsmark geworden.

Wäre die Energie mächtiger bei ihm entwickelt gewesen, das Feldherrntalent hätte sich mit dem Haug zu Trunf und Wollust ungefähr wie bei Alexander dem Großen vermischt, und Antonius in Alexandria würde ein Seitenstück zu Alexander in Babylon abgegeben haben. Nun stand das Jünglein zwischen den Bagdhalen eine Zeit lang gleich, bis Antonius in Kleopatra sein Schicksal traf.

Shakespeare hat sie beide mit der höchsten Schönheit ausgestattet, wiewohl nicht sie noch er mehr jung. Die Männer Roms sehen in ihm einen Mars, in ihr eine Venus, ja der rauhe Enobarbus erzählt von dem ersten Mal, wo er sie erblickt:

— — Ste lag in ihrem Zelt

Von Goldbrokat, das Venusbild verdunkelnd,

Wie die Natur wir überboten sehr,

Durch Phantasie —

Sie ist die Zauberin, der, nach den Worten des Antonius, „alles zierlich steht“, Schelten und Pochen und Weinen, wie ruhiges Wesen. Sie ist „ein wundervolles Meisterwerk“. Antonius kann sie nie verlassen, denn, wie Enobarbus sagt (Akt II 2, vergl. d. Sonett 56):

„Nicht kann sie Alter

Sinnwollen, täglich Sehn an ihr nicht stumpfen

Die immer neue Reizung; andre Weiber

Sätt'gen die Lust gewährend; sie macht hungri'g,

Je rechtlicher sie schenkt. . . .“

Was bedeutet es da, daß Shakespeare sich sie dunkel wie eine Afrikanerin denkt — in Wirklichkeit war sie vom reinsten griechischen Blut — oder daß sie übertreibend sich alt nennt. Sie kann über ihre Hautfarbe wie ihr Alter scherzen:

„Bon Phöbös Liebesstichen braun,

Und durch die Zeit gerunzelt.“

Sie ist, was sie Antonius nennt, wenn er (IV 8) entzückt ausruft:

„Du Tag der Welt!“

Antonius ist an Gestalt und Haltung wie für sie geschaffen. Nicht Verliebtheit allein spricht aus Kleopatra, wenn sie von ihm sagt:

„Mir träumt, es lebt ein Kaiser Marc Anton,

Sein Angesicht war wie des Himmels. . . .“

Und der Schönheit seines Antlitzes entspricht die seiner Stimme:

„Sein Schritt ging über Meere hin, sein Arm

War wie ein Wappenschmuck, ob aller Welt

Wie Späherklang den Freunden seine Stimme:

Doch wenn er schreien wollte und erschüttern,

War es ein groll'nder Donner.“

Sie preist seine reiche, freigebige Natur:

„Seine Güte —

War ohne Winter, immer Akerzeit —

— — Fürsten, Könige legten

Die Tracht an seiner Diener. Inseln, Welche

Verstreut er so wie Münzen aus der Tasche.“

Und wie Enobarbus hervorhob, daß Kleopatra schöner sei als die gemalte Venus, bei deren Schöpfung die Einbildungskraft die Natur übertraf, so hebt Kleo-

patra in ihrer Begeisterung nach dem Tode des Antonius hervor, daß sein Wesen an Herrlichkeit alles, was nur die Phantasie zu erfinden vermag, überragte:

Kleopatra.

Was es wohl jemals, giebt's je solchen Mann,

Wie ich ihn sah im Traum?

Dolabella.

Nein, edle Fürstin.

Kleopatra.

Du läßt, hinauf bis zu dem Ohr der Götter!

Doch giebt es, gab es jemals einen solchen,

Woh'ts über's Maß des Träumens. Der Mann

Recht Stoff, mit Geistesbildern sich zu messen,

Doch einen Marc Antonius auszubeden,

Wär' ein Naturstück gegen Phantasie.

Das alle Schatten schlägt.

So würden wir heutigen Tages nicht von einem Antonius, sondern in der Welt des Handelns von einem Napoleon, in der der Kunst von einem Michel Angelo, einem Beethoven oder einem Shakespeare sprechen. Allein die Möglichkeit einer solchen Erklärung mußte die Gestalt des Antonius darbieten, um ebenbürtig ihr zur Seite zu stehen, welche die Königin der Schönheit, die Zee der Liebe, war.

Pascal sagt in seinen „Gedanken“: „Wäre Kleopatra's Nase kürzer gewesen, die Weltkarte hätte anders ausgefallen.“ Allein ihre Nase war — den alten Mägen nach zu urteilen — genau wie sie sein sollte, und ihr ganzes Wesen ist bei Shakespeare, nimmt man eine einzige Szene aus, wo die Vorkchaft von der Vermählung des Antonius sie in unschöne Majere versteht, nicht nur Schönheit, sondern Anmut. Ihre Anmut ist von der sinnberauschenden Art, und die Reize, die sie nicht vom Anfange an besitzt, entwickelte sie durch Studium und Kunst, an Erfindung und Abwechslung unererschöpflich. Sie ist das Weib, das von Hand zu Hand gegangen, von der ihres Mannes, ihres Bruders zu der des großen Cäsars, von der seinen zu des Pompejus und so fort zu der ungezählter anderer. Sie ist Courtesane dem Temperamente nach, und sie hat gleichwohl das Genie, einen Einzelnen zu lieben. Mannigfaltig ist sie wie er, doch als Weib vielfältiger als er. Homo duplex, femina triplex. Sie tritt von Anfang bis fast ganz zu Ende in der Tragödie als die große Coquette auf. Was sie sagt und thut, ist lange Zeit hindurch nur der Ausfluß des Hanges und der Gabe der Coquette, durch unberechenbare Pausen zu bestricken. Sie fragt nach Antonius, fordert, daß man ihn suche (I 2). Er kommt. Sie ruft aus: „Wir wollen ihn nicht ansehen“ und geht. Wieder vermißt sie ihn und sendet Boten, um ihn an sich zu erinnern und in Athem zu erhalten. (I, 3).

. . . . Klüdest Du ihn trautig,

Sag ihm, ich tanze. Ist er lustig, meld' ihm,

Ist er traurig, trau' . . .“

Er verliert die Gattin. Sie würde rasen, legte

er Trauer an den Tag. Doch er spricht mit Kälte von dem Todesfall, und sie greift ihn darum an.

Dies Unberechenbare, Raunenhafte erstreckt sich bei ihr auf die kleinsten Kleinigkeiten. Sie fordert Mardian auf, eine Parthie Billard mit ihr zu spielen (ein komischer Anachronismus) und als er dazu bereit ist, weist sie es mit den Worten zurück: „Nun will ich nicht!“

Doch alle diese Veränderlichkeit schließt nicht die ädtefte, leidenschaftlichste Verliebtheit bei ihr ans. Der beste Beweis, wie stark ihre Neigung ist, ist die Art, mit der sie während der Abwesenheit des Geliebten von ihm spricht (I, 5.):

„O liebe Harmonie,

Wo denkst Du Dir ihn jetzt? Steht er oder sitzt er?

Ist er zu Hause oder hoch zu Muth?

O, glücklich Pferd, Antonius' Last zu tragen!

Sei stolz mein Pferd! Weist Du wohl, wen Du trägtst?

Den halben Atlas dieser Erde, Schild

Und Schutz der Welt!

Darum spricht sie die Wahrheit, wenn sie auf die unerschütterliche Zuversicht, auf das unverbrüchliche Vertrauen in die Zukunft hinweist, mit der die Liebe

sie, so wie auch Antonius erfüllte, als sie einander das erste Mal sahen (I 3.):

. . . Damals nichts von Gohn! —

Metu Aug' und Mund war Deine Ewigkeit,

Die Branc Götterlust, mein ärmstes Teil

Ein himmlisches Gebiid.“

Darum ist es auch nicht Ironie, wenn Enobarbus in Erwiderung auf die Klage des Antonius (I 2): „Sie ist listiger, als man's denken kann!“ — die Worte spricht: „Ach nein, Herr, nein, ihre Leidenschaften besetzen aus nichts, als aus den feinsten Theilen der reinen Liebe. . . .“

Das ist buchstäblich wahr. Nur daß „reine Liebe“ hier nicht in dem Sinne einer geläuterten, oder uegoistifchen Liebe, sondern als die destillirte, von allen andern, jaust in der Liebe mitwirkenden Elementen chemisch reine Erotik zu nehmen ist.

Und die Verhältnisse entsprechen der Macht und Art der Leidenschaft. Wie er ihr die Reiche des Opiens zu Füßen legt, so schüttet sie bei den Freuen, die sie ihm zu Ehren giebt, mit achtlojer Verschwendung Afrifa's Reichthümer aus.

(Schluß folgt.)

Ein unbekanntes Werk Adolf Menzels.

Von A. Schoebel.

Durch unsere Zeit wandelt ein Mann, von den höchsten Ehren erreicht, schon in Lebenstagen von Kränzen der Vergende umflochten, und doch in seiner einsamen Größe von wenigen begriffen. Aus tausenden zerstreuter Blätter wird sich dereinst seine Apotheose erheben, aber Pflicht derer, die ihn kennen durften, ist es, dem Lebenden zu danken, obzwar kaum ein anderer Sterblicher so ablehnd jeder Guldigung gegenübersteht, als Adolf Menzel. Die ernste Harmonie seines Lebens konnte niemals gestört werden durch Fanfaren und Trompetengeschmetter, und er wehrt ängstlich jedem Lichtstrahl, der beleuchtend in sein Privatleben dringen will.

Rückblickend auf eine von Dornen umwachte Jugend schritt er Jahrzehnte lang unverstanden seinen Weg, von den Pfeilen des Spottes umflogen, aber mächtig ringend für das, was ihm das Ideal bedeutete, für die Wahrheit in der Kunst. Eine königliche Begehung hat er durch unerschütterliche Pflichttreue zu ehren gewünscht und sich selber durchgesetzt und alle seine Ziele.

Die Schrift des Künstlers, diese markige, deutliche, von Kühnheitschwüngen phantastischen Zügen belebte Schrift, die knapp und kurz nur das Notwendige giebt, — sie ist uns durch ihr seit sechzig Jahren unverändertes Aussehen Dokument dafür, daß der Jüngling am Anfang seiner Bahn bereits eine fest umrissene Persönlichkeit war, er selber, Menzel,

der, hineingeschleudert in eine Welt voll Mühsal und Arbeitsforderungen, aus sich selbst gewachsen ist und niemals nach einer führenden Hand gegriffen hat, die ihn mühelos hätte höher leiten können. Das Leben vermochte nicht, ihn umzuschaffen. Einzig einem hohen Ziele zugewandt, konnte er jedem Einfluß, der sich an ihn herandrängen wollte, wehren, konnte er jeder Forderung, selbst der für den Künstler gewaltigsten und gefährlichsten, der durch das Weib, widerstehen. Keine Enttäuschung von außen her beirrte je sein Streben, er ist ein Mann, der seine Leiden und seine Freuden in sich und durch sich selbst erlebt. Und wie er sich frühzeitig abschied von dem Treiben der Welt und die ablenkenden Forderungen des Familienlebens nicht auf sich nahm, so ist auch die Kunst, die er liebt, eine einsame. Er verschmäht es, Värm zu machen um seine Person und seine Werke her. Nur wenn das angegriffen wird, was ihm als heilig und unantastbar erscheint, dann kann er scharf und schneidig um sich schlagen, wie die Zeitungsfehde mit dem ehemaligen Akademie-Direktor Schadow (1840) bekundet.

Eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Arbeit charakterisirt sein Leben, er beugt sich planmäßiger Einteilung der Zeit und eine Energie ohne Beispiel ließ es ihn erreichen, daß er jede Technik der reproduzierenden Kunst beherrscht, und die Malerei mit der linken Hand ebenso mühelos auszuführen vermag wie mit der rechten.

Nicht jene Gewalt ist ihm gegeben, die im Sturm die Geister erobert und eine kurz aufblackernde Begeistigung erzeugt. — langsam, mit eindringlicher Beharrlichkeit bezwingt er die Menschen, und erringt sich Anerkennung für seine gepanzerte, unüberwindliche Persönlichkeit.

Populär kann er niemals werden, außer durch seine Holzschnitte, die sich an das Volk wenden, das der Illustration zugänglicher ist als dem belehrenden Wort. Seine Kunst schmeichelt sich nicht in die Seelen mit weichen Farbentönen, mit gefälliger Linienführung, sie ist eine ernste, männliche, granitne Kunst. Man überblickt sie nicht. Es gehört Studium, Forschung dazu, alles zu erfassen, was in des Meisters Werken hineingeleuchtet ruht. Er hat seine eigene Art, Menschen und Dinge zu verstehen, und dieser muß man feinfühlernd nachgehen, um zu erkennen, daß er ein Einziger, ein Klassiker ist, der keiner Partei angehört, aus keiner Schule hervorgeht und wie alle Großen, niemandem gleicht als sich selber.

Man feiert Menzel als den bedeutendsten Realisten und doch ist kaum ein anderer mehr Idealist als er, d. h. ein Künstler, der selbst den unscheinbarsten Vorgang noch mit einer Idee zu beleben strebt, der in seine Schöpfungen blihende Pointen neben Problemen der Technik hineinzulegen weiß, die vor ihm kein anderer gelöst. Er versteht es, zu beleuchten, zu entzünden und doch drängt sich nirgends ein Effektstüchchen hervor, stets vermischt der Gedanke mit der realistischen Veran- arbeitung.

Niemals hat Menzel einen Gegenstand des sorgfältigsten Studiums und der minutiösesten Darstellung durch seine Kunst als zu gering erachtet. Der Inhalt der Wappen „Friedriciana“, welche das grundlegende Material für die großen Illustrationswerke: „Aus König Friedrichs Zeit“, „Die Soldaten Friedrichs des Großen“, „Die Armee Friedrichs des Großen“, „200 Illustrationen zu Friedrichs II. Werken“ umfassen, und von der National-Galerie zu Berlin bewahrt werden, belehrt uns über den sammelnden Fleiß des jugendlichen Mannes in hunderten von Notizzetteln, Skizzen, Zeichnungen, die in Schlössern und Montierungskammern, im Staub von Böden und Archiven entstanden sind — wie uns eine aus den letzten Jahren stammende Zeichnung die gewissenhafte Treue des Grafen bekundet. Sie stellt ein Bicycle dar, das Menzel für ein Bild zu verwenden gedachte und das er mit jeder Schraube, mit jedem flüchtigsten Lichtreifer des Metalls festgehalten hat. Durch diesen Respekt vor dem anscheinend unwichtigen, war es dem Künstler allein möglich, die Gegenwart zu fassen und die Vergangenheit in das Licht der Wahrheit zu rücken.

Seine Gemälde aus der Zeit Friedrichs des Großen sind zu bekannt, um sie hier namhaft zu machen, ebenso diejenigen aus dem modernen Leben, welche Haupt- und Staatsaktionen, sowie Genreszenen

zum Vorwurf nehmen. Ueberall ist das Detail vornehm in den Diensten des Ganzen gestellt und nur das Wesentliche, Wichtige und für die Zeit Bescheidende springt ins Auge. Weniger verbreitet ist die Kenntnis von des Meisters Radierungen, Lithographien, allegorischen Zeichnungen, Signetten, Kopf- und Hand- leisten, künstlerisch ausgeführten Adressen, Podzeitscarmina, Meisterbriefen, Tisch- und Zettelarten, deren Besitz der Stolz und die Sehnsucht der Sammler bildet. Aus all' diesen Blättern leuchten Funken eines univiersellen Geistes, der vornehmste Humor läßt darin seine feingeschliffenen Waffen blitzen, lustiger Uebermut schüttelt die Schellenkappe, und die Ironie spannt lächelnd den Bogen. Aber unter all' dem reizenden, schelmischen Rankenwerk erkennen wir tiefe philosophische und poetische Gedanken, wie z. B. in den großen (im Sachse'schen Kunstverlag erschienenen) Blättern: „Die fünf Sinne“ und „Das Vaterunser.“

Das kurzschichtige, durch Anwendung zweier Gläser geschärfte Auge des Meisters entzückt erst dort seine ganze künstlerische Hellsichtigkeit, wo bei anderen Menschen die Grenze des Erfassens liegt. Und doch wirkt die genaue Gegenständlichkeit dieser Art darzustellen nirgend ernüchternd — der Geist schwebt über den Wassern und weckt Leben und Farbenspiel darin.

Menzels Kunst ist eine vaterländische Kunst vor allem. Er hat den Zauber fremder Nationalitäten und Länder nur sehr bedingt auf sich wirken lassen und eine ganze Epoche seines Daseins dem Studium der brandenburgischen Geschichte gewidmet. Den Typus des „alten Fritz“, wie er in unser aller Gedächtnis lebt, so deutlich, als hätten wir den großen König lebend gekannt, kein anderer als Menzel hat ihn geschaffen. Ein großer Deutscher hat er sich in die Vergangenheit seines engeren Vaterlandes vertieft und sie mit absoluter Wahrhaftigkeit und historischer Treue geschildert, ohne doch die Gegenwart darüber zu vergessen. Seine Schöpfungen werden die Zeiten überdauern und internationales Eigentum werden, wie sie es zum Teil schon geworden sind. In den Ateliers französischer Künstler finden wir die Illustrationen zu Anglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ als Studienobjekte überall vertreten.

Von Verständnislosigkeit für Menzel und seine Werke zeugt es, ihn nur als Historienmaler oder gar als Maler Friedrichs des Zweiten zu betrachten. Er ist in Wahrheit Geschichts-, Portrait-, Landschafts-, Thier-, Architektur- und Genre-Maler, und kaum ein anderes Bild liefert dafür den Beweis in erhabenderer Weise, als ein Gemälde, das fast ein halbes Jahrhundert lang den Blicken der Welt entzogen war, und auf welches diese Zeilen hinweisen möchten, als auf ein Werk, das unübertrefflich des Meisters Eigenart und Größe charakterisiert. Es ist ein Selbstbild von mittlerer Größe (43 cm. hoch, 61 cm. breit), gemalt

im Jahre 1848 und betitelt: „Die Aufbahrung der Märzgefallenen zu Berlin.“

Eine Scene voll düsterster Tragik.

Der Morgen nach einer Nacht, in der Gespinnstnirgungen. Verhallt ist der Donnerstritt der Revolution, ihre niedergeworfenen Bannerträger, die blutigen Toten des 18. März sind gesammelt, um in einer gemeinsamen Gruft dem Frieden der Erde übergeben zu werden. In der Hut einer Kirche hat man sie aufgebahrt, unter der Säulenvorhalle des deutschen Doms auf dem Gensdarmenmarke.

Der weite Platz öffnet sich vor unsrer Blicke. Teile der Mohren-, Charlotten- und Markgrafenstraße, sowie des Schanzenhauses rücken in unsern Gesichtskreis. Den Hintergrund nimmt das alte, um den Anfang des 18. Jahrhunderts erbaute Kirchenhaus mit seinem ziegelgedeckten, jargartigen Walmdach ein. Die Mitte des Bildes majestätisch erfüllend und das Hauptinteresse auf sich sammelnd, ragt der stolze, auf Befehl des großen Königs hinzugesetzte Stuppelturm in der Pracht seiner, durch die klassischen Bauwerke beeinflussten Formensülle empor. Denn zur Stätte der gewaltigen Totenfeier ist die nach Norden gelegene seitliche Vorhalle des Turmes geweiht. Ihr säulengestütztes Dach beschirmt die flachverhüllten, in sechs bis sieben Reihen übereinandergeschichteten Särge der gefallenen Barrikadenkämpfer. Der Tod hat Ernte gehalten, — noch blinkt seine gefräßige Sense von ferne. —

In Hast und Eile haben unbeholfene Hände die Innendekoration hergestellt. Sie ist von ergreifender Aermlichkeit. Ein paar aus zerkrümmtem Flor hergestellte Kränze mit langen Seilschen wehen von der Pracht der korinthischen Säulen herab, fadenscheinige Bandear in dreifacher Reihe ziehen sich von Schaft zu Schaft. Ihre Enden flattern nieder zu den schwarzen Totenstiften, deren fürchterlich angewachsene Masse einen einzigen großen Sarg der Freiheit zu bilden scheint. Grauen gleitet ab von der düsteren Aufbahrung, ein Schrecknis hüllt sie ein. Hinter den hohen Kirchenfenstern liegt undurchdringliche Finsternis.

Und rings um den gewaltigen Platz her, von allen Dächern, aus den mit Menschen besetzten Fenstern, wehen die tricolornen Fahnen, sich in Bauschung entfaltend, oder schlaff niederhängend gleich thranengetränkten Tüchern. Ueber dem Ganzen schwebt die Luft des Märzorgens, klar und kühl und sonnelos.

Zögernd gleitet die Helligkeit um die steingehauenen Verzierungen des Turmes, um die Gestalten an seinen Friesen und Siefelsfeldern, um die von den hervorspringenden Ecken einjam emporragenden Heiligen. Der Himmel ist grau, verhangen, Wolken jagen drüber hin, die Sonne verhüllend. Nur an einer Stelle sind sie gerissen und tröstliches Blau schimmert nieder auf die Scene des Jammers.

Denn der weite Platz, der sonst in vornehmer

Ausgestorbenheit dahliegt, ist erfüllt von düsteren Gruppen. Aus allen Teilen Berlins sind die Menschen herbeigeströmt, um einem Freund oder Verwandten die letzte traurige Ehre zu erweisen oder mit Empfindungen der Furcht und des Grauens der Eingsegnung der Leichen beizuwohnen.

Die seit kurzem erst organisierte Bürgerwehr ist aufgezogen. Man erkennt leicht die Typen der verschiedenen Stände, aus denen sie sich zusammensetzt. Mit aufgepflanztem Bajonett hält sie die andrängenden Massen zurück von dem feierlich abgegrenzten Raum vor dem ungeheuren Katastaf.

Abermals wird durch das Gewimmel der Menschen hin, hoch über ihren Köpfen schwebend, ein Sarg getragen, den bald der schwarze Flor verhüllen wird. Ein paar arneltige Kränze schmücken ihn, auf dem weißen Bahrtuch, dem gelben Flor sammelt sich das Licht Ehrfürchtig wird Platz gemacht. Lippen, die an fluchen gewöhnt sind, regen sich im Gebet. Aber nur einer unter den Hunderten denkt daran, das Haupt zu entblößen vor der Majestät des Todes. Ein hochgewachsener Mann mit adlig feinen Zügen, im hechtgrauen, bis an den Hals zugeknöpften Ueberrock, die einzige Gestalt aus vornehmer Kreise auf diesem ganzen Bilde. Um ihn herum drängen sich Gestalten von zweifelhaftestem Aussehen, Leute, die wohl selten auf Kirchwegen gesehen wurden. Das sind die Menschen, die die Revolution gemacht haben! So wild und drohend schauten sie aus, so dumpf grollte ihr Blick umher, so unwillig beugten sie sich von neuem der Kette, betäubt von Blutgeruch und dem Knattern des Gewehrfeuers. Doch ihre Empfindungen sind niedergehalten durch den Anblick des schwarzen Gefäßes mit dem Berg von Totden darauf.

Aber auch feierliche Bürger und Bürgerinnen, flüsternd und rannend und nach dem Neuesten umherhordend, erblicken wir; jede einzelne Gestalt mutet uns an wie das Portrait eines Menschen, der damals gelebt. Jener hagere Mann dort, der im Schlafrock und goldgesticktem Hanskäppchen herbeigeschlurrt ist, charakterisiert er nicht eine ganze Klasse von Wichtigthuern? Und diese Frauabien hier im Beduinenumantel, die so gottselig dreinschauen und doch heimlich den Kizel des Grauens empfinden, fehlen sie an irgend einer Stelle, wo sich das Entsetzliche vollzieht? Das Mark zittert ihnen in den feigen Knochen, aber welsch' ein Schimpf wäre es ihrer Klatschbaseneitelkeit, nicht „dabei gewesen“ zu sein! — Im Vordergrund verläßt ein Bürger von behäbigem Embonpoint das Gewühl. Der mißtrauisch lauernde Zug in seinem Gesicht, die Art, wie er verdrossen abgeht, deuten darauf hin, daß dieser Mann taub ist und nicht recht klug zu werden vermag aus allem Gesumm ringsumher.

Studenten, Arbeiter in blauen Hosen, Lehrburthen sowie ihre Arbeitsherren, alle sind sie hier vertreten! Und zwischen die Erwachsenen hingemischt

die jung aufstiehende Brut, verlottert und verdorben vom Leben neben der Gasse, wie sie mit wandernden Augen jede Einzelheit des traurigen Vorgangs auszuspähen sucht.

Die wichtigsten, uns das Zeitbild vervollständigenden Details in der Tracht der Einzelnen sind nicht anzufühlen; die Schärfe der Charakterisierung ist unvergleichlich. Welch' eine Lebendigkeit der Bewegung bei all' diesen gassen und doch im Innersten erschauernden Menschen! Wie sie nebeneinander geschoben sind ohne Absichtlichkeit, ohne Pose! Da ist nichts im Atelier gestellt, — alles hat ein scharf zuffassender Blick festgehalten und aus dem Gedächtnis skizziert. Die Mannigfaltigkeit von Geberden und Miensenspiel, wie sie den niedrigen Schichten, welche die Sprache nicht beherrschen und sie deshalb mit Gesten unterstützen zu müssen glauben, eigentümlich ist, wie packend ist sie dargestellt! Diese Gruppen reden zu uns, wir meinen ihr Gemurmel zu verstehen! Wie sie sich in wilder Aufgeregtheit drängen, diese Menschen, wie sie jeden erreichbaren Platz errungen, erklettert haben, wie sie kleben an den schmalen Vorsprüngen der Sims, von Kirche und Schauspielhaus, um nur den Blick frei zu haben auf die schwarzen Särgel! Die Plakate sind im Gewühl von den Mauern abgerissen, ihre Zeichen unter die Füße getreten. Man meint das schwere Atemholen aus gepresster Brust zu vernehmen, das Summen zu hören über all' diesen Köpfen.

Der Freitreppe nahe, inmitten des abgegrenzten Raumes steht eine kleine Schar Leidtragender. Der Maler hat es uns erspart, den vollen Anblick ihres Jammers zu erschauen. Er hat uns ihren Rücken zugewendet. Wenn wir sie umdrehen könnten, wir würden gerungene, oder in Schmerz zusammengepresste Hände sehen, gramverzerrte, thränennasse Gesichter voll untröstlichen Weids. Aber auch in dieser Stellung erkennen wir die Trauer an den Gestalten, die gebrochen sind unter der Wucht eines auf sie niedergesausen Schlags, die ein stoßweises Schluchzen erschüttert. Mit den schwarzverhüllten Särgen sollen ja Väter, Brüder, Gatten, Söhne begraben werden! Nur wenige Winnen noch, und die Glocken, die Sturm geläutet, werden ihre Stimmen dumpf erheben, die erschütterndste Totenfeier wird sich vollziehen, während welcher der celebrierende Geistliche selber mehrmals in Ohnmacht sank! — — —

Ein Trauertaffel schwebt hervor aus diesem Bild, dessen abgedämpfte Farbenmischung einzig ist. Das revolutionäre Rot, das sich hervorzudrängen trachtet, ist vornehm unterdrückt, die Raum-Illusion die denkbar einschüdnend. Zu einer gewaltigen Einheit, in der alles ineinanderklingt, hat der Meister die Fülle der Details zusammengefaßt. Mit photographischer Treue ist die reiche und interessante Architektur wiedergegeben und doch kamte die damalige Zeit kein Hilfs-

mittel. Und ein Menzel würde es in jenen Tagen, wie er es heutzutage noch thut, stolz verschmäht haben.

Jeder andere Maler hätte den denkwürdigen und doch so ergreifend schlichten Vorgang aufgebauscht, geschminkt und nach gewisser Seite hin idealisiert. Hier ist alles unverrückbare Wahrheit, Geschichte. Kein Historien-schreiber hätte in Worten so packend schildern können, als es hier durch den Pinsel geschah, so erschütternd, so ein tiefes Nachdenken wachsend. Wir lassen uns nicht berichten — wir schauen! wir sind dabei! Die scharfe Lust jener Zeit umweht uns!

Mit diesem Werk ist nicht nur ein großes Denkmal der Kunst geschaffen, man wird darin auch ein historisches Dokument von unschätzbarem Wert erblicken müssen. Neuesten charakteristisch für Menzels Eigenart ist noch eine Besonderheit dieses Bildes, des ersten Gruppenbildes, das der Meister schuf. Eine Stelle daran ist unvollendet, die Ecke links, die seinen Namen und die Jahreszahl 1848 trägt. Nur Weißstrichlinien auf der Leinwand deuten an, daß hier noch etwa ein halbes hundert Gestalten Raum finden sollten.

Wenn ein anderer Künstler ein Bild der Fertigstellung nahe gebracht hat, dann denkt er wohl daran, es der Öffentlichkeit, wenn nicht dem Verkauf, zu übergeben, und scheut die letzten Mühen dafür nicht. Anders Adolf Menzel. Er arbeitet an seinen Werken nur so lange, als ihn der große Mauth des Schaffens nicht verläßt. Kein Nebengedanke taucht daraus hervor. Niemand zu Wehe, niemand zu Leide, einzig seinem Genius gehorchend, läßt der Meister seine Kunst. Eine neue Idee ergreift sein Inneres gleich der Flamme, alles verzehrend, was so lange Raum darin hatte. In solchen Zeiten gönnt sich Menzel kaum Nahrung und Schlaf. Die Gedanken strömen ihm zu in überschwänglicher Fülle und er rasirt nicht, bis er sie gemeinert und gefesselt hat nach seinem Willen. Er arbeitet mit Leidenschaft. Aber ruhig und abgeklärt strömt sie hinüber in seine Bilder. Und ist der seelische Contact bei ihm abgebrochen, will der „heilige Strom“ nicht länger fließen, dann legt Menzel den Pinsel fort und schiebt sein Werk bei Seite. Es ist unterschieden aus seiner Wesenheit, ihm etwas Fremdes geworden, dem er keine Zeit mehr zu widmen gedenkt. So ging es mit den Bildern: „Friedrich II. am Morgen von Leuthen“, „Friedrich österreichische Offiziere im Schlosse zu Vissa überraschend“, so ging es mit den „Märzgefallenen“. Fast fünfzig Jahre ist dieses grandiose Werk im Dunkel geblieben. Erst jetzt tritt es an das Licht der Öffentlichkeit. Ein Kunstbändler, Herr Pächter, in dessen Privatbesitz es sich befindet, hat es dem Meister abgerungen.

Ebenfalls bezweifelnd für Adolf Menzel ist, daß er diesen großartigen Vorwurf zu jener Zeit nicht *al fresco* malte, in lebensgroßen Gestalten, sondern sich beschränkte, eine mäßig große Tafel damit zu bedecken, so daß es dem Auge möglich wird, den

erschütternden Vorgang mit einem einzigen Blick zu erfassen. Trotz dieser Beschränkung hat seine Gestalt an charakteristischer Prägung eingebüßt, und wenn man die einzelnen Figuren herausnähme, um sie mit dem Skoptikon an die Wand zu werfen, so würde die erstaunliche Feinheit, mit der sie ausgeführt sind, sich darstellen.

Um die Mitte des Jahrhunderts war es geradezu eine Kühnheit, eine That, bedeutete Revolution, einen Vorgang aus dem wirklichen Leben als Ganzes zu malen und nicht in Episoden zu zerreißen, um blendende Effekte zu erhaschen. Man kann sagen, daß in gewissem Sinne die 1848 entstandene „Aufbahrung der Märzgefallenen“ das erste realistischste Bild nach allermoderner Auffassung ist.

Es kann nicht laut genug darauf hingewiesen werden, daß die Schöpfung dieses Werks in die vierziger Jahre fällt, als man Cornelius und Schadow anbetete, die schöne Linie und das strenge Gesetz der Antike verehrte.

In der Kunst herrschte damals eine Schlawheit, Entmutigung, Unselsbändigkeit. Wehrhand wirkte auf für alles, was sich an die Antike anlehnte, und Rebel der Romantik strebten dieses Wehrhandgewirbel in ihrem Märchenblau zu ersüßen. Der maßlosen Rückwendung zur streng gemessenen Form trat die rücksichtslose, ungebändigte Subjektivität gegenüber mit ihrer Verachtung jeder Schranke, jeden Maßes, mit ihren Verzerrungen und Auswüchsen. Ein scharfer, fühler Verlustzug mußte kommen, um all das Gedünst und Gesebel zu zerstreuen, ein blendender Strahl der Wahrheit darauf hinweisen, daß all diese schön umrissenen Gestalten in Toga und Chiton, diese Rixen und Eisen in himmelblauen Florgewändern, diese waffenjunkelnden Ritter nichts als Gespenster seien.

Den frisch wehenden Luftzug nun, den Wahrheitsstrahl, Menzel schenkte ihn der Welt. Er stellte den Menschen hin, und die Gespenster entwichen. Er verachtete alle Schönfärberei, er suchte und fand die Wahrheit. Was in der Seele der Menschen kämpft und ringt, was seinen Abglanz auf ihre Angesichter

wirft, er hat's erfasst und dargestellt wie keiner vor ihm. Ein Feind des Verklärungsprinzips, das die Kunst vom Leben scheidet, ist ihm nur das Charakteristische Ereignis. Daraus erklärt sich sein geringes Interesse für sogenannte schöne und reizende Frauenerrscheinungen. In der Natur fand er den Punkt, der sein gewaltiges Lebenswerk stützt. Und von diesem Punkt aus ist er selber riesengroß emporgewachsen über diejenigen, welche neben seiner Jugend blühten. Als Dilettantismus muß der strengen und heiligen Art gegenüber, wie Menzel seine Kunst übt, das Wirken von manchem Vielgenannten erscheinen. Diese Härte gegen sich selbst, dieser unbarmherzige Fleiß, sie stellen fast ohne Beispiel da. Denn Adolph Menzel ist aus eigener Kraft nicht nur ein großer Maler geworden, er ist daneben Philosoph, Poet, ein Denker und Selber, der vornehmste Humorist, eine Kapazität auf vielen Gebieten. Darüber haben wir Brief und Siegel in ungezählten Aufzeichnungen, in Vorbermerkungen zu seinen Bildern, schriftliche Entwürfen sozusagen, und Mitteilungen an Freunde. Und aus dieser Vielseitigkeit heraus, aus des Meisters Verachtung alles Aufgeblasenen und Geistlosen heraus, erklärt es sich, daß sein Bild dem Oberflächlichen oder Fernstehenden oft verschoben, hart und eckig erscheinen mußte, daß man ihn unzugänglich und stroff nennen konnte. Das, was als Schatten in seinem Dasein erscheint, ist nur durch den Schein des allzu blendenden Lichts darin erzeugt.

Man hat Menzel zum Vorwurf gemacht, daß er sich niemals bequemen wollte, das Lehramt auszuüben, und so der künftigen Jugend sich ferngehalten hätte. Aber klingt nicht aus diesem mutigen Künstlerleben der Ruf hervor: „Wir nach“? . . .

Und wenn aus längst versunkenen Tagen des Altertums der warnende Ruf zu den Großen des Geistes herüberhallt: „Es ist schwer, der Hüter seines Ruhms zu sein“ — Adolph Menzel war diesem Ruhm nicht nur der gewissenhafteste Hüter, er war ihm auch allezeit ein Pfleger und Mehrer!

Vom Wiener Theater.

Von Rudolf Kothar.

Das Theaterleben Wiens hat seit jeher einen Mittel- und Brennpunkt gehabt. Weit hinaus in deutsches Land ist der Ruf des Burgtheaters gedrungen als jener Bühne, die berufen sei, eine Führerrolle in der Entwicklung deutscher Schauspielkunst und dramatischer Pölleratur zu spielen. Das alte Gebäude am Michaelerplatz zu Wien hat diese Führerrolle immer erübt, oft und auf lange Zeit festgehalten und Glanz und Ruhm um sich verbreitet. In dem Blutkreislauf

des deutschen Bühnenlebens war Wien lange das kräftig und gesund schlagende Herz. Dann kamen Epochen, wo der Wiener Pulsschlag schwächer und unregelmäßig wurde, wo es schien, als wolle der strahlende Schimmer, der das Wiener Theater krönte, verblasen, wohl gar ganz vergehen. Und das geschah gerade, als das alte Haus am Michaelerplatz verschwand und ein neues herrliches Gebäude am Franzensring seine Pforten aufthat als das Neue Burgtheater.

Die literarische Hegemonie war an Berlin übergegangen, wo die günstigsten politischen und sozialen Faktoren zusammenwirkten, um der deutschen Reichshauptstadt die Herrschaft über das deutsche Theater zu sichern. Diese Herrschaft gehört ihr heute unbestritten. Und wenn das Burgtheater auch jetzt wieder kräftigen Schrittes einer neuen Blütezeit entgegengeht — die Geschichte des deutschen Dramas lenkt es nicht mehr. Doch aber wirklich eine neue Blütezeit für die „Burg“ angebrochen ist, muß jeder anerkennen, der Augen hat zu sehen.

Als vor einigen Jahren Dr. Max Burckhard zum Direktor des Burgtheaters ernannt wurde, schüttelte man allerorten heftig den Kopf. Man kannte Dr. Burckhard als kesslichen Juristen, aber von Theaterdingen schien er gar nichts zu verstehen. Der Anfang seiner Thätigkeit war hart. Publikum und Kritik welleiferten, ihm das Leben sauer zu machen. Einige Mißgriffe, verunglückte Experimente, verfehlte Besetzungen und unverständliche Engagements schienen all denen Recht zu geben, die da meinten, die Tage des neuen Direktors seien gefällt und eine heilsame Krise würde ihn bald von seinem Throne fegen. Aber mit merkwürdiger Naivität arbeitete sich der junge Direktor in seine neuen Verhältnisse ein. Er bewies bald, daß er die drei Dinge besitzt, die den guten Theaterlenker ausmachen: er hat eine feine Nase, eine energische Hand und — er hat Glück! Er hat es verstanden, dem Burgtheater junges, frisches Leben zuzuführen. Er öffnete den modernen Strömungen die Thore seines Hauses, er ließ Ibsen und Hauptmann zu Worte kommen und hätte noch mehr, noch süßeres gethan, wenn es in Wien keine strenge Hoftheaterzensur gäbe! Er hat den Zugvogel Ritterwurzger eingefangen und Frä. Sandrock engagiert, er spahrt rathlos nach jungen Talenten.

Dr. Burckhard ist eine stark subjektive Persönlichkeit. Er hat seinen eigenen persönlichen Geschmack. Das ist in unjener Zeit, wo die Eigenart der Persönlichkeit ganz zu verschwinden droht, ein köstliches Vorrecht. Es schafft das Beste — freilich auch manchmal das Schlimmste. Dr. Burckhard gehört zu jenen Menschen, die mit dem ehrlichsten, kräftigsten Willen oft das ganz falsche treffen. Aber ein glücklicher Griff wegt bald die Sparte aus. Wien besitzt übrigens einen Wertmesser des Burgtheaters, wie er an Sicherheit und Feinheit nicht zu überbieten ist. Ludwig Speidel hält dem Burgtheater den Spiegel vor's Angesicht und dieser Spiegel ist gefertigt vom höchsten künstlerischen Verständnis und geglättet von der Zauberkraft sprachgewaltiger Poesie — denn Speidel gehört zu jenen Kritikern, deren Kritik selbst ein Kunstwerk, ein Poetenwerk ist. Lange Zeit war das Bild, das Wien in diesem Spiegel fand, trübe und unerfreulich. Jetzt hat er wieder Glanz und Licht gewonnen, und dieser Glanz fällt nieder mit hellem Schimmer auf den Sichel des Burgtheaters.

An bemerkenswerten Premidren bot das Burgtheater zu Beginn der Saison bloß eine: das dreialtägige Schauspiel „Liebele!“ von Arthur Schnitzler. Es hatte einen warmen Erfolg und hält sich auf dem Repertoire. Arthur Schnitzler gehört zu jener Gruppe von Literaten, die man mit dem Sammelnamen „Jung-Wien“ bezeichnet. Es ist eine Gesellschaft von lyrisch angelegten Poeten, die immer auf der Suche nach neuen Stimmungen und neuen Sensationen sind. Sie kommen im Kaffeehause zusammen und debattieren über die Kunst und über die Art, sie zu genießen. Aber ihr Genießen ist ein Rippen und Schmecken, kein herzhaftes Trinken. Es sind Poeten von zarten Nerven mit wehem Kopfe und müden Augen. Rechte Kraft, rechte Freude schlenk ihnen. Sie breiten einen Schleier über alles, was zu sehr leuchtet, zu sehr flammt, sie fühlen sich nur wohl in Dämmerungen, sie sind keine Menschen der That, sondern gehen auf in Reflexion. Alle schmerzt ihr Dasein, keinem giebt es die große seelenbefreiende Lust des Lebens, die dem Herzen den kräftigen Pulsschlag lehrt.

Unter diesen Dichtern ist Schnitzler, unstreitig das frischeste Talent. Freilich, sein Talent hat engegesteckte Grenzen. Er malt in seinen Pastellen, weiß allen Farben neue Wirkungen abzuladen, lecke Lichter aufzuheben, die Details auch aus dem Schatten hervortreten zu lassen. Und er malt immer dasfelbe: den jungen, reichen, verwöhnten, von Langeweile und Daseinsekel leise angekränkelten Mann, der zwischen der verheirateten Frau und dem kleinen Mädchen aus der Vorstadt haltlos und willenlos hin- und herschwankt, die Liebele! in allen ihren Varianten leant und zur wahren, großen Liebe nie genug Kraft und Freude hat. Das Weib ist ihm stets nur Abenteuer, nie Ereignis. Er schlürft die Stimmungen der Liebeshstunden statt den Rausch des Lebens zu trinken, den sie dem Starcken kredenzen. Und zum Weib blickt er nicht hinauf, er schaut auf sie herab. Er hat im Plaudern und Kosen mit ihr ein Lächeln der Verachtung auf den Lippen. Sie ist ihm das Spielzeug, mit dem man sich vergnügt, nicht das Juwel, das man in seinem Herzen verwahrt. Es ist begreiflich, daß einem Dichter, der wie Schnitzler vor Allem die Stimmung sucht und den Reiz der Stimmung seinem Publikum vermitteln will, zum Dramatiker manches fehlt. Denn das Drama verlangt energische Führung der Dinge, verlangt Stoß und Gegenstoß, Kampf und Kämpfer. Und gerade diesen Anforderungen der Bühne gegenüber hat Schnitzler eine zage Schen. Er ist durchaus keine aktive Natur. Seine Stärke beruht in einer überaus fein gearteten Passivität. Man kann einer solchen die schönsten lyrischen Wirkungen abgewinnen, aber keine wirklich dramatischen. Trotzdem wirkte sein Stück „Liebele!“ bewahie wie ein gutes Drama. Das kam daher, weil es ein Stück echten, wirklichen Lebens war, richtig gefühlt, richtig empfunden, richtig wiedergegeben und weil uns das Leben, wo immer es uns

mit zunehmendem Schmerz entgegentritt, dramatisch packt und ergreift. Den Schmerz des vom Geliebten verlassenen Mädchens hat Schnitzler mit wahrem Tone als echter Poet gechildert. Der reiche Beifall, der dem Stück ward, galt auch zum guten Teil der Zukunft des Poeten, von der man Schönes erwarten muß. Die Gefahr, der er aus dem Wege zu gehen hat, ist nur die Maniertheit. Ich glaube aber, er hat genug dichterische Gaben, um sie zu überwinden. —

Zur Zeit, als das Burgtheater im bösen Auf des Wiederganges stand, eroberte eine junge Bühne die Sympathie des Wiener Publikums: das Deutsche Volkstheater. Es sollte den Platz des ehemaligen Stadttheaters ausfüllen und trat herzlich in die Bresche. Seine Anfänge waren von Glück begünstigt, der Erfolg wurde bald heimlich in den schönen Räumen. Aber seit Kurzem scheinen die guten Geister es verlassen zu haben. Eine ziellose Leitung, eine schlechte Regie, Rech aller Art droht ihr die Gnust der Wohlgefinnten zu entfremden. Es hat seine besten Kräfte (Hrl. Sandrod, Hrl. Hausner, die Herren Kutschera, Phil. Löwe, Tewele, Throlt) verloren und nur sehr ungenügend zu ersetzen gewußt. Die Kaviäten, die es bringt, erwecken kein Interesse, die Erfolge, die es erzielt, wirken nicht nach. Dem Ensemble fehlt der einheitlich gestimmte Ton wie der Theaterleitung das künstlerische Programm. Ihr Programm bestimmen Berlin und Paris. Was dort gefällt und zu gefallen scheint, wird in's Repertoire aufgenommen. Auf einen Treffer wie „Madame Sans-Gêne“ kommen zahllose Rielen. Das Publikum ist aber in gewisser Hinsicht geartet wie der Mensch, der für schlimme Dinge ein weit besseres Gedächtnis hat als für gute Dinge. Es merkt sich die Rielen und geht mit Vor-eingenommenheit und Zurückhaltung in die Premieren. Der Aberglaube der „Recherien“ im Theater hat einen psychologischen Grund. Mehrere Mißerfolge hintereinander verderben Laune und Stimmung des Publikums auf viel längere Zeit hinaus, als man glaubt. So ist das Stammpublikum des Deutschen Volkstheaters, das vor zwei Jahren noch das denkbar wohlwollenste und empfänglichste war, heute schon gefährlich gemorden, es herrscht im Hause jene fürchterliche kampfbereite Gereiztheit, die im Autor einen Gegner erblickt und ihn wie einen Gegner behandelt.

Das hat vor Kurzem J. J. David mit seiner Charakterstudie „Ein Regentag“ erfahren. David hat als Lyriker Vortreffliches, als Romanschriststeller manches Gute geleistet. Er hat bei seinen Stoffen eine gewisse derbe Art des Ingreifens befunden, das aber eine feine Behandlung nicht anschlöß. Schade, daß die künstlerische Wirkung seiner Novelle besonders in letzter Zeit arg beeinträchtigt wurde durch eine geschraubte, in schlimmer Manier verdorbene Sprache. Wenn man Davids Verie mit seiner Prosa vergleicht,

muß man seiner Bewunderung Ausdruck geben. So klar und edel seine gebundene Sprache ist, so seltsam verdreht und bis zur Unschönheit geworden ist seine Prosa. In seinen Novellen lag, für jeden Mißföhlenden erkennbar, dramatische Kraft in der Führung des Konflikt; das mußte dem Verfasser den Weg zur Bühne leicht erscheinen lassen. Er hat ihn, leider nicht zu seinem Heile, beschritten. Die Bühne brachte ihm bisher nur Enttäuschungen. Sein Erstlingswerk „Dagars Sohn“ hatte hier in Wien einen Achtungserfolg, in Berlin weniger als das. „Ein Regentag“ fiel gänzlich ab. De mortuis nil nisi bene. Näher auf das in Anlage und Ausführung verunglückte Stück einzugehen wäre gramam. Nur in Einem erscheint es uns bemerkenswert. Es verrät die Wiener Schule, jene Schule, die auch auf der Bühne in der Stimmung, also im Iyrischen Effekt, das Höchste sucht. Aber die Stimmung muß aus dem Werk fließen, nicht das Werk selbst bedeuten wollen. Die Stimmung muß im Drama immer nur Konsequenz sein, nicht Prämisse. Denn diese Prämisse läßt sich dem Publikum nicht aufzwingen.

Sonst bot das Deutsche Volkstheater nur Stücke, die bereits durch die Berliner Aufführungen bekannt sind: „Gräfin Fräsi“, „Pastor Brose“. Dazu kam ein schwächeres Stück von Anzengruber: „Alle Wiener“, das anheimelte und mit aller Hochachtung vor dem großen Dichter Anzengruber aufgenommen wurde, aber in seiner Wirkung nicht tiefer ging. Zur Laubfeier brachte das Burgtheater in neuer Inszenierung „Die Karlschüler“ und das Volkstheater beging den Tag mit einer Aufführung der „Bösen Zungen“. Und auch die dritte Wiener Schanspielbühne, das Raimundtheater stellte sich ein und gab den „Grafen Essex“.

Ueber das Raimundtheater sind seltsame Gerüchte im Schwange. Es heißt, das erste Drama soll ganz aus seinem Spielplane verbannt werden, damit das Volkstück und die Pöffe Baum gewinnen. Ich kann das nur schwer glauben. Denn Direktor Müller-Gutenbrunn, der sich gern einen Schüler Laubes nennen läßt, begann mit ganz erstun literarischen Absichten und man darf nicht einmal sagen, daß er sie in der Ausübung verfehlt hat. Freilich, dem Publikum des Raimundtheaters ist derbe Kost lieber und der trivialste Spaß füllt mehr die Kassen als eine klassische Komödie. Aber wenn ich nicht ganz irre, gehörte Direktor Müller-Gutenbrunn zu jenen Männern, die davon sprachen, daß das Publikum erzogen werden könne, erzogen werden müsse und daß es schlimm um ein Theater bestellt sei, das sich vom Publikum tyrannisieren lasse. Einsteilen freilich sind im Raimundtheater Pöffen und Schwänke niederer Art an der Tagesordnung. Ein Veriuch, Gerhard Hauptmanns Bruder, Karl Hauptmann, als Dramatiker einzuführen, mißlang völlig. Sein Schauspiel

„Walbleute“ erwies sich als ein rohes Schauerdrama ohne jeden literarischen Wert.

Die anderen Wiener Theater, die zuweilen das Schauspiel pflegen: das von Jauner mit großem Geschick wieder mitten ins Wiener Theaterleben hineinbugsierte Carltheater, das Theater an der Wien, das Theater in der Josefstadt begannen ihre Saison unter glücklichen Auspizien. Ihr Glück freilich läßt sich nur aus den Kassentrappen lesen, im literarischen Leben

Wiens zählen sie nur dann mit, wenn irgend ein fremder Gast in einem von ihnen sein Wandergelt aufschlägt.

Die großen Premieren, auf die Wien heißungurig wartet, Sandermann's „Glück im Winkel“ vor allen, stehen noch in der Zeiten Hintergrund. Das hoffe, in meinem nächsten Brief erthenliches von ihnen berichten zu können. —

Wien, Anfang November.

Litterarische Notizen.

— Im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheint Mitte November ein neuer Novellenband von Adalbert Meinhardt „Norddeutsche Völkchen“. Der Band enthält auch die Novelle „Tohus Is best“, die sich bei ihrer ersten Veröffentlichung in den Spalten dieser Zeitschrift einer so warmen Aufnahme seitens unserer Leser erfreuen durfte. Derselbe Verlag bringt ferner gleichzeitig eine neue eubändige Erzählung: „Der kleine Martin“ von Karl Emil Franzos, die gleichzeitig auch in dänischer, russischer, holländischer und englischer Ausgabe erscheint; ferner zwei ältere Bücher des Autors in neuen Auflagen, und zwar die dritte Auflage der Erzählung „Der Präsident“, sowie die zweite Auflage des Novellenbuchs „Tragische Novellen“. Aus einer anderen Publikation desselben Verlags, den Gedichten von Otto Oppermann, die ebenfalls Mitte November zur Ausgabe gelangen, haben wir im letzten Heft Proben veröffentlicht.

— Engelhorn's „Allgemeine Roman-Bibliothek“, auf die wir zuletzt vor etwa Jahresfrist (Band XVII, S. 79) hinwiesen, hat auch im abgelaufenen ersten Jahrgang manche hübsche und interessante Gaben geboten. Hierzu zählen wir in erster Reihe den sehr merkwürdigen Roman „Kosmopolis“ von Paul Bourget, und das dühere, phantastische, von ungewöhnlicher Begabung zeugende Buch einer Engländerin, Beatrice Parraden: „Schiffe,

die sich Nacht begegnen“. Voll behaglichen Humors sind George G. Sims' Schilderungen in „Röbrite Wohnunge“, während „Tante Anna“ von W. Clifford und „Verloren“ von Henry Greville, den im guten, oder doch mindestens im leidlichen Sinne des Wortes sentimentalen Roman repräsentieren, wie er heute in England und Frankreich so Pause ist. Die deutsche Literatur ist durch eine zweibändige Erzählung von Friedrich Spielhagen „Suff“, einen gleichfalls zweibändigen Roman „Simson und Delila“ von Annie Bod und ein Lebensbild: „Der Sänger“ von Karl von Helbig vertreten. Dazu kommen Uebersetzungen aus dem Ungarischen des Marusz Nöfal, dem Französischen des Francois Coppée, dem Italienischen des Edmondo de Amicis, dem Scandinavischen der Anna March u. f. w. Wie man sieht, ein Mann, das, wie bei jeder dergleichen Sammlung nun einmal hergebracht ist, jedem Geschmack etwas bieten will.

— Die zweite Strophe des Gedichts „Euthanasion“ von Gustav Falke (S. 64 dieses Bandes) war leider durch Druckfehler entstell. Wichtig soll die Strophe belihen:

Wer hier eintritt, freien Willens, findet
Nicht zürd. Ihn hält die weiche Schwelle,
Halten diese Thore, und er schwindet
Spritos, wie im weiten Meer die Welle.

Neue Bücher.

Nachstehend bezeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension gekommen:

Clifford, W. R. Tante Anna. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Emmy Becker. Stuttgart. F. Engelhorn. 1896.

Knechtel, Josef. Die Jahnenweibe. Eine Komödie in drei Akten. München. Carl Kupperdt. o. J.

Telmann, Konrad. Dunkle Flecken. Gedichten. München. Carl Kupperdt's Verlag. 1895.

Ziel, Ernst. Das Prinzip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung. Zeitgemäße Betrachtungen. München. Carl Kupperdt. 1895.

Stram, Amalie. Agnate. Drama in drei Akten. Deutsch von Therese Krüger und Otto Erich Hartleben. Berlin. Deutsche Schriftstellergesellschaft. 1895.

Vincenzl, Carl von. Aus goldenen Wandertagen. Erlebtes und Fabuliertes. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Dresden, Leipzig und Wien. E. Petron. 1895.

Hansjakob, Heinrich. Der Vertraut von Hasle. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Heidelberg. Georg Belf. 1895.

Telcher, Adol. Für Jorael! Mahne, Bed. und Trostfries. München. Carl Kupperdt. o. J.

Grotler, Baldwin. Zehn Geschichten. Dresden, Leipzig und Wien. E. Petron. 1895.

Suttner, A. G. von. Nichts Ernsthaftes. Kleine Geschichten. Dresden, Leipzig und Wien. E. Petron. 1895.

Freidenbach, E. v. Hunte Hantse. Erzählungen. Berlin. Richard Taendler. 1895.

Dornstein, Ferdinand von. Fühlung. Psychologische Dichtungen. Stuttgart. J. W. Cotta's Nachfolger. 1896.

Riffel, Franz. Dramatische Werke. Dritte Folge. Reicht einem Anhang: Gedichte. Stuttgart. J. W. Cotta's Nachfolger. 1896.

Busse, Carl. Neue Gedichte. Stuttgart. J. W. Cotta's Nachfolger. 1896.

Kalenber für Sehende zum Besten der Blinden. 1896.

Dünker, Heinrich. Goethe, Karl, August und Ottomar Porez. Ein Festmal. Dresden. Dresdenischer Verlagsgesellschaft. (B. W. Giese) 1895.

Adler, Heinrich. Die Erbin. Roman. Leipzig. F. A. Berger.

Kangewische, Wilhelm. Im Morgenlicht. Gedichte. Zweite stark vermehrte Auflage. Leipzig. H. Haessel. 1895.

Lorinser, Gisela. Aus schöner und banger Zeit. Wien. Ed. Bösl.

Mäckerl's, Friedrich. Werke in sechs Bänden Herausgegeben von Ludwig Kastner. Vollständig in 20 Lieferungen. 1. Lieferung. Stuttgart. J. W. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Svaubow, Philipp. Von ihr und mit. Mit einer musikalischen Beigabe von Professor Richard Schmidt. Berlin. E. Kantorowicz. 1896.

Strahl, A. G. „Augen mit Augen“ Roman. Berlin. Deutsche Schriftstellergesellschaft. 1895.

Meinhards, Ludwig. Eigene Wege. Eine Geschichte, nach Uebersetzungen erzählt. Bremen. M. Melmsius Nachfolger. 1895.



Mann und Frau.

Novelle von Konrad Tilmann.

(Fortsetzung.)

Was das für ein tolles, wirres Durcheinander gewesen war! Das ganze Haus hatte sich offenbar schon wieder mit Checca Cellani beschäftigt und das Echo aller widerstreitenden Meinungen, die darüber laut geworden waren, hallte aus Sora Palmiras Reden wider. Und dann waren die Liebesaffären des Ingenieurs und alarmierende Zeitungsnachrichten über die Ehen von Offizieren in irgend einen, nicht recht verständlichen Zusammenhang damit gebracht worden. Was das nur mit der Kaution heißen sollte und daß Felice doch eigentlich reich sein müsse, wenn er sie hatte stellen können? Sie verstand kein Wort davon. Und Checca Cellani hatte heute gleichfalls schon so etwas gemunkelt. All' dieses Getratsch! Das würde besser werden, wenn sie nach Rom kamen. Da lebte man freier, mehr für sich, da schamte einem nicht alle Welt in die Suppenschüssel. Daß sie nur schon da wären! Ihr war's plötzlich, als brennte ihr in diesem Nest, wo sie zwei Jahre lang wunschlos glücklich gewesen, der Boden unter den Füßen.

Als Menica zu Zia Vice kam, war das Erste, daß sie die alte Dame um ein Stück Brot bat. Sie hatte mit einem Male wieder Heißhunger und zitterte vor Schwäche. Zia Vice, die mitten unter ihren Zeitungen saß, schob ihre Brille auf die Stirn, holte ihr wertlos das Gewünschte und sagte dann nichts, als: „So weit seid ihr also schon?“ und das mit ihrer trockenen, resignierten Stimme, die gar keinen Ton der Verwunderung zu kennen schien.

Menica lachte. Gott sei Dank, daß sie wieder lachen konnte! Es hatte etwas so Befreiendes. Ja, hier war sie am rechten Plage. Und während ihre weißen Zähne nunter das Brot zermalnten, erwiderte sie: „Nein, nein, Zia Vice. Noch nicht

ganz so weit. Heute hat's noch zu Zuchelli gereicht und Abends haben wir sogar Salami.“

Zia Vice aber hatte aus verschiedenen Kleiderkasten zusammengefaltete und zerknitterte Zeitungsblätter hervorgezogen, in denen sie umhersuchte, und sagte, während ihre Augen hinter den Brillengläsern die Spalten auf und nieder gingen, mit größter Seelenruhe: „Es steht hier ein Fall von einem Priester, der allmählich buchstäblich verhungert ist, weil er zu schüchtern war, seine Armut einzugestehn, und schließlich kein Stück Brot mehr im Hause hatte. Der niedere Klerus und die jungen Offiziere, die sind gleich schlecht gestellt bei uns, darin geben sich Kirche und Staat nichts nach. So etwas kann also vorkommen.“

„Schrecklich!“ sagte Menica gedankenlos und kaute weiter.

Zia Vice hatte ihre Augen garnicht von der Zeitung aufgehoben. „In Cremona hat sich eine ganze Familie mit Kohlendunst vergiftet, weil Nahrungsvorgen sie zur Verzweiflung trieben. Der Mann hatte Schulden gemacht und kränkelte so viel, daß er keine Arbeit mehr fand. Betteln wollten sie nicht. Was blieb ihnen also? Sie werden alle auf Kosten der Stadt begraben werden.“

Menica hatte zu essen aufgehört. „Steht garnichts Heitereres in Deinen Zeitungen, Zia Vice?“

„Das lese ich nicht, das könnte mich traurig und bitter stimmen, mein Kind. Also: es geht euch gut? Ihr seid vergnügt? Ihr lebt zufrieden? Alles wie sonst?“

„Nun — Zia Vice —“ Menica sah in ihren Schoß.

„Aha!“ Zia Vice schob die Brille auf die Stirn.

„Es kann nicht immer alles gleich sein.“
Menica senfte dabei ein bißchen.

Zia Vice wartete eine kleine Weile auf etwas Weiteres. Als aber nichts kam, fragte sie:

„Felice war in Rom?“

„Ja, wegen unserer Versetzung. Und es scheint ja auch ziemlich sicher. Vielleicht geht's sogar so rasch damit, daß er allein vorans muß.“

„Um —“

„Wir werden schweren Stand haben in Rom, Zia Vice. Und dann —“ Fliegende Hüte wechselte mit fahler Blässe auf ihrem Gesicht.

„Wenn vielleicht gar — nach zwei Jahren könnte man doch hoffen, — Felice wünscht es so sehr —“

„Ach, Du lieber Gott, wäre das ein Unglück, Menica!“

Menica standen die Thränen in den Augen. Sie bemühte sich, der Alten klar zu machen, daß es trotz Allen eine Gnade des Himmels und ein überschwängliches Glück sein würde. Aber Zia Vice hörte kaum mehr zu. Sie hatte wieder aufgefangen, in ihren Zeitungen zu blättern.

„Hast Du gelesen, Menica, was auf Ordre des neuen Kriegsministers durch die kommandierenden Generale den Offizieren aller Truppenteile bezüglich ihrer abgeschlossenen oder abzuschließenden Ehen mitgeteilt worden ist?“

Menica war etwas gekränkt.

„Ich lese keine Zeitung, Zia Vice, das weißt Du. Und übrigens — offen gestanden: wenn man mit seinen eigenen Angelegenheiten so reichlich zu thun hat — denke Dir, daß ich d'rauf und d'ran bin, Checca Cellani zu verabschieden! Jetzt, wo sie im ganzen Hause schon den Tratsch herumgetragen hat, erst recht. Diese feste Person!“

Zia Vice machte ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Du, das ist eine große Sache. Da habe ich gelesen — wo war es doch gleich? Ich meine: in der „Perfeveranza“, — daß eine verabschiedete Köchin am letzten Tage ihrer Herrschaft aus Nachd Arsenik in die Suppe geworfen hat. Zwei Kinder sind schwer erkrankt, eins davon wird wahrscheinlich garnicht wieder aufkommen, und die anderen Familienglieder —“

„Aber Zia Vice!“

„Ja, mein Kind, das solltest Du Dir hundertmal überlegen. Von entlassenen Diensthöten ist schon viel Unheil gekommen. Wenn man nicht gerade sehr zwingende Gründe hat —“

„Die habe ich natürlich, Zia Vice. Ich kann keine unmoralische, verächtliche Person in meinem Hause dulden.“

„Die alte Checca Cellani? So etwas ist ja noch nicht dagewesen!“

„Läßt ihre Tochter mit einem Offizier zusammenleben. Und prahlt noch damit. Und will mir weiß machen, es ginge nicht anders, und es wäre auch garnichts Schlimmes, sondern zu heißen hätte.“

„Um — hm — Ja so! Das ist was Andres. Das kommt vor.“

Zia Vice nahm die Brille ganz ab, was bei ihr ein Zeichen tiefer seelischer Erregung war, die nicht zum Ausbruch kommen konnte.

„Ich grüße diesen de Sanctis nicht mehr auf der Straße. Und wenn ich dem Mädchen einmal begegnen sollte, — ich glaube, ich würde vor ihr ausspeien. Ich kann Vieles verstehen und verzeihen, Zia Vice, aber so etwas — diese Schande — pfui, nein!“

Zia Vice sagte eine kleine Weile garnichts. Dann fragte sie:

„Was sagt Felice Balbi darüber?“

„Ich glaube: Männer denken nachsichtiger über so etwas. Und de Sanctis ist sein Freund. Aber er hat mir trotzdem nicht widersprochen. Ich würde auch aus diesem Grunde schon froh sein, von hier fortzukommen. So etwas wirkt wie verpestete Luft. In Rom duldet man so etwas gewiß nicht.“

„Ja — hm — was ich schon immer 'mal fragen wollte, Menica: ihr seid doch ganz nach dem Geiseß Mann und Frau geworden damals?“

„Wiv?“ Menica lachte laut auf. „Wiejo denn nicht? Wie kommst Du denn darauf, Zia Vice?“

„Wie man so d'rauf kommt, weißt Du. Weil es Matschmäuler giebt, die sich untereinander zutuscheln, dieses und jenes Paar sei garnicht ordentlich Mann und Frau, bloß so zum Schein, — und besonders unter den Offizieren.“

„Diese Gemeinheit! Aber so etwas wird wohl keiner im Ernst glauben.“

„Es hängt mit dem Erlaß wegen der Offizieresehen zusammen, weißt Du. Ich sagte Dir vorher davon. In allen Zeitungen steht etwas darüber. Willst Du es nicht lesen? Felice Balbi hätte Dir davon erzählen können.“

„Ach Gott, Zia Vice, was wir uns alles Wichtigeres zu erzählen haben! Wie sollte da die Zeit immer reichen!“

„Ja — hm — natürlich. Und ihr seid also ganz ordnungsgemäß —“

„Aber Zia Vice! Es war eine so weishevolle Feier in unsrer kleinen Schloßkapelle, — der Kaplan hat uns selber getraut und der Fürst hat sich durch seinen Privatsekretär vertreten lassen, weil er gerade nach Rom mußte, — er ist doch päpstlicher Kammerherr und es war eine hochfeierliche Seligsprechung damals in Sankt Peter, wobei er nicht fehlen durfte. Wie da Alles nach Blumen duftete in dem kleinen Raum! Und die Eltern weinten, und ich weinte und Felice war so bewegt, — er hätte gewiß auch geweint, wenn er sich in seiner Uniform nicht geschämt hätte. Es war der schönste Tag meines Lebens. Wenn ich daran noch denke —! Und nachher ließ mir der Fürst ein Armband überreichen — nun, Du hast es ja gesehen, Zia Vice —“

„Ja, ja, ja, mein Kind, — das Armband und die Trauung und der Fürst — das weiß ich alles, das ist alles recht gut und schön. Aber um verheiratet zu sein, brauch't's doch noch mehr, — ich meine — verfeh' mich recht: das Gesetz verlangt da noch andre Dinge.“

Menica schüttelte den Kopf. „Was Du für wunderliches Zeug redest! Andre Dinge, als die Trauung, — zum Heiraten? Zia Vice! Zia Vice! Die Papiere, meinst Du? Nun, die sind eben in Ordnung gewesen, sonst hätte der Kaplan natürlich nicht —“

„Nun —“ Zia Vice drehte die Daunen übereinander und blickte starr darauf nieder, — „da ist nun doch die Kantion —“

Wieder diese Kantion! Zum dritten Male kam man Menica nun heute damit. Und sie wußte garnicht, was es eigentlich für eine Bewandnis damit hatte. Was für eine Kantion meinte man überhaupt? Sie hatte niemals von einer sprechen hören.

„Wenn eine Kantion nötig war, wird sie Felice auch geleistet haben, Zia Vice. Sonst, wie gesagt, — der Kaplan hätte ja sonst nicht —“

„Der Kaplan! Was Du nur immer mit Deinem Kaplan zu thun hast, Kind! Zu einer rechtsgültigen, staatslich anerkannten Ehe — und insbesondere zu einer Offiziersche —“

„Ach, Zia Vice, um Himmelswillen, nun wirst Du auch noch politisch werden, nicht? Sie hielt sich beide Ohren zu. „Nein, weißt Du, Felice hat schon immer gesagt: „Zia Vice ist eine Note, Menica, vor der muß man sich in Acht nehmen!“ Im Scherz natürlich. Aber wir guten Christen und päpstlich gesinnten Leute,

Zia Vice, wir können Deine Blasphemien nicht mit anhören, weißt Du.“

„Um — ein Offizier, dachte ich, — ein Offizier wäre ein Diener des Königs und mehr, als jeder Andre, deshalb verpflichtet, die Befehle des Staates zu respektieren, Menica, — ganz gleich, ob er in seinem Inneren dem Papsttum anhängt oder nicht, — was ich bei Felice Balbi übrigens — Na, gleichviel: also dieser unmaßgeblichen Meinung bin ich, liebes Kind. Und dieser Meinung dürfte wohl die Majorität im Lande sein.“

„Aber das bezweifelt ja auch Niemand, Zia Vice. Weshalb wirst Du mit einem Male so tragisch? Felice vergöttert seinen König und ist der gewissenhafteste Offizier der Monarchie. Deshalb wollen sie ihn ja auch durchaus nach Rom haben. Was hat das Alles aber mit unserer Verheiratung zu thun? In aller Form sind wir deshalb doch rechtsgültig und unmöglich durch unsren guten Schloßkaplan Padre Martino in Ascoli getraut worden, — mit oder ohne Kantion. Das ist nun nicht mehr rückgängig zu machen.“

Sie lachte ganz heiter und übermütig hinterdrein.

Zia Vice zog die Augenbrauen in die Höhe und schüttelte wie verzagt den Kopf. Mit diesem Kinde da war offenbar nicht zu reden.

„Das Ständesamt! Das Ständesamt!“ sagte sie nur noch, halb mahnend, halb wie mit einem Hülsenf. „Denkst Du denn garnicht an das Ständesamt, Menica?“

Aber die junge Frau, die an ganz Andres erinnert zu werden schien, hatte nur noch eine verächtliche Geberde zur Antwort.

„Geht uns nichts an, Zia Vice. Zu diesen Kenmodischen und Freigeistern gehören wir Gott sei Dank ja nicht. Felice wird unsre Ehe dort wohl angemeldet haben, wenn das nötig war, und damit gut. Wozu reden wir überhaupt von diesen Sachen? Ich bin eigentlich gekommen, um Dich ganz was Andres zu fragen, Zia Vice. Zu gewissen Sinne hat das freilich ja mit der Ehe auch einen Zusammenhang — glaubst Du — ich meine: kommt es wohl vor, daß ein Mann in der Ehe plötzlich eine Andre liebt? Gibt es so etwas? Du weißt ja immer so viel Dinge, Du wirst mir sagen können —“

Zia Vice setzte ihre Brille auf und rollte eins von den vor ihr liegenden Zeitungsblättern zu einer Röhre zusammen. „Was das für eine

Frage ist! Als ob Du auf einem andren Planeten lebst! Jeden Tag kann man Mord- und Selbstmord-Geschichten lesen, die darauf basieren, daß ein verheirateter Mann eine Andre liebt oder ein Unverheirateter der Frau eines Andren. Gerade die Unlösbarkeit der Ehe bei uns —

„Ich glaube gar, Du bist für die Ehescheidung „Zia Vice!“ rief Menica mit einer gewissen Nervosität.

„Ich konstatiere nur, daß die Unmöglichkeit derselben eine Reihe von Verbrechen und Unglücksfällen zur Folge hat, welche in andren Ländern so zahlreich nicht vorkommen. Da hat z. B. gestern erst in Caserta ein Offizier — ja, ja, gerade ein Offizier — wo ist der „Corriere di Napoli“? Ich will Dir's zeigen — er heißt Minuti oder so ähnlich, — ein Kapitän — in einem Anfall von Zorn — so sagt man dann immer — sich mit dem Rasirmesser die Kehle durchgeschnitten —“

„Weil er eine Andre liebte?“ Menica's Augen flimmerten vor Aufregung. Sie hielt den Atem an.

„Ja. Und verheiratet war.“

„Entsetzlich!“

„Was soll ein Mann in einer solchen Lage denn thun?“ sagte Zia Vice resigniert und suchte nach der Zeitung, welche die betreffende Notiz enthielt. „Das Zusammenleben mit seiner Frau wird ihm zur Qual, los werden kann er sie ebensowenig, wie je die Andre besitzen, — es sei denn auf illegalem Wege — Also —“ Und sie machte eine resolute Bewegung mit dem Zeigefinger um den Hals herum.

Menica war abwechselnd rot und blaß geworden. Sie stand auf und stützte sich mit der Hand auf die Sophalchne. „Psii! so zu reden! Die Sünde noch entschuldigen! An Dir könnte man irre werden, Zia Vice.“

„Um — Was würdest Du in einem solchen Falle thun, liebes Kind?“ Die Brillengläser funkelten Menica an. „Die sündige Leidenschaft bekämpfen, nicht wahr? Verzicht leisten? In die Ferne flüchten? Alle solche Dinge sagen sich leicht und sie sind gewiß sehr ehrenhaft und moralisch und Gott wohlgefällig. Aber wenn die Kraft nur auch ausreicht, mein Kind! Menschen sind Menschen. Und ich habe vor einiger Zeit sogar von einem Priester gelesen —“

„Laß nur! Ich muß jetzt gehn. Meine Zeit ist um.“

Menica hielt sich kraampfhast aufrecht. Sie

rechte sich sogar noch um einen Zoll höher auf, als sie hinzufügte — mit einer tonlosen, aber festen Stimme: „Wenn Du es wissen willst, was ich thun würde, Zia Vice, — ich würde ins Kloster gehn.“ Sie zwang sich zu einem Lächeln. „Was wir Alles für Unsiin zusammengeschwagt haben! Kannu zu glauben. Aber es war doch gut, daß ich zu Dir gekommen bin. Man lernt immer was bei Dir, — trotz all' Deiner Verschrobenheit. Und nun muß ich fort. Felice wird bald kommen und das Abendessen ist noch nicht fertig.“

Zia Vice faltete eine Zeitung zusammen. „Verschrobenheit nennst Du das. Um — na, ich tröste mich. Also Du gehst schon? Schade! Man hätte noch allerlei Lehrreiches zusammen besprechen können. Grüße Felice Balbi von mir! Und diese Zeitung — ich habe das Besteufende über die Offizierschen blau angestrichen für Dich — die lies nur, wenn er nicht da ist. So, hier! Verlier' das Blatt nicht! Und wenn Du 'mal wieder ein Stück Brot brauchst oder in Verlegenheit bist —“

„Ja, ja, ich weiß. Ich danke Dir. Auf Wiedersehn, Zia Vice!“

„Und komm' mit andren Backen wieder, Kind. Du gefällst mir heute nicht recht. Adieu!“

Als Menica die Treppen hinunterschritt, überkam sie es wie ein Schwindel. Sie mußte sich sehr fest an's Geländer klammern. Dabei entfiel ihr das Zeitungsblatt, das Zia Vice ihr in die Hand gesteckt hatte, und sie mußte sich bücken, um es wieder aufzunehmen und in ihre Kleidasche zu knüllen. Wozu sollte es ihr doch dienen? Es war heute bei Zia Vice soviel hin und her geredet worden, daß sie es wirklich nicht mehr wollte; alles ging ihr durcheinander. Ja so: über die Offizierschen. Das schien in der Luft zu liegen, das Thema. Cherca Cellami hatte heute davon angefangen und sich dabei in ihrer ganzen Schamlosigkeit verraten; Sera Palmira hatte allerlei künftiges Zeug darüber geschwätzt; und nun hatte Zia Vice den Gegenstand in ihrer Art auch noch eingehend behandelt. Wie das so plötzlich kam? Offizierschen! Waren denn das andre Ehen, als die übrigen Leute? Es ging bei denen auch gerade so zu, wie überall. Was hatten denn die Zeitungen jetzt mit einem Male darüber zu berichten? Und boshafte Zungen sollten behauptet haben, es gäbe Offiziere, die nur zum Schein verheiratet seien? Unglaublich, woran man sich alles vergriß! Nichts war diesen

Klatschmählern heilig. Aber sie mußte die Zeitungsnottiz doch wirklich einmal lesen.

Es war schon ziemlich dunkel in den Gassen, als Menica heimging. Sie fürchtete sich ein bißchen. Zia Vice wohnte in einer Gegend, wo viel Proletariat zu Hause war. Auch die Arbeiter aus der Gasfabrik, die hier irgendwo in der Nähe sein mußte und deren Ausdünstungen man in all' diesen Gassen roch, kamen um diese Zeit von ihrem Tagwerk und man konnte nicht gewiß sein, daß sie eine allein gehende Frau ungeschoren lassen würden. Menica hörte in ihrem Rücken einen mehrstimmigen, heiseren Gesang und beschleunigte ihre Schritte.

„Sora Menica!“

Sie sah sich um. Ihr Herz klopfte. Der Ingenieur stand neben ihr, den Hut in der Hand. „Guten Abend, Sora Menica!“

„Guten Abend, Herr Ingenieur.“ Sie war rot geworden.

„Ich wollte Ihnen nur sagen: Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, Sora Menica. Ich bin da. Wenn die Arbeiter mich sehen, belästigen sie Sie nicht.“

„Oh, ich danke Ihnen. Aber ich habe gar keine Furcht, Herr Ingenieur.“

„Um so besser. Ich möchte Ihnen auch durchaus nicht unbequem fallen. Ich werde nur in Ihrer Nähe bleiben — für alle Fälle, damit Sie sich sicher fühlen. Wir haben ja ohnehin den gleichen Weg.“ Er verneigte sich leicht und machte Miene, drei Schritte hinter ihr her zu gehen.

Menica schwankte eine Weile im Zuckern. Dann wandte sie sich und sagte ganz herzlich: „Aber das geht doch nicht. Wir können ja lieber zusammen gehn.“ Und sie lächelte möglichst harmlos, obgleich ihr nicht ganz gleichmütig um's Herz war.

„Wenn Sie es mir gestatten. — Ich dachte nur — wenn man in so schlechtem Ruf steht, wie ich —“ Er zeigte seine großen, weißen, tadellosen Zähne. Der große blonde Mensch hatte etwas Kindliches im Ausdruck, wie er so neben ihr hersehleuderte.

Menica fand, daß er für einen liebreichlichen Frauenjäger eigentlich viel zu gutmütig und unäbding harsch sah. Uebrigens hatte sie eigentlich nie an das umlanfende Geschwätz über ihn geglaubt, sondern ihn immer bei sich in Schutz genommen. Aber sie wagte nicht, ihm das zu sagen. Ihr war überhaupt in seiner Nähe seltsam bekloommen zu Winte, sie wußte nicht, weshalb?

„Dieser Mann ist in dich verliebt, — ein bißchen verliebt doch sicher,“ mußte sie denken, und das stimmte sie eigen. „Wenn man ein reines Gewissen hat,“ sagte sie, „sicht Einen das Geflatsch ja nicht an. Mich schon garnicht. Ueber was reden die Menschen nicht alles! Besonders in solch' einem Nezt.“

„Ja,“ fiel er nunter ein, „der Unschuldigste kommt ins Gerede, bloß weil er ein gut situirter Junggeselle ist und nicht an's Heiraten denkt. Denn das ist im Grunde mein ganzes Verbrechen. Man kann aber doch nicht heiraten, wenn man die Rechte nicht haben darf, nicht wahr? Und deshalb soll man nun durchaus einen un sittlichen Lebenswandel führen, während man in Wirklichkeit doch nur ein bedauernswerter Kerl ist. Finden Sie nicht, Sora Menica?“

Er sah sie mit seinen runden, blauen Augen wie Mitleid heischend an. Es überlief sie seltsam. „Ja, — ja,“ erwiderte sie gedehnt und hatte die Blicke am Boden.

„Während Andere,“ fuhr er fort, „die das Unerhörteste thun, niemals angefochten werden, als ob sie gegen Hieb und Stoß gefeit wären. An die wagt man sich garnicht, denen trant man nichts zu. Und in der Stille sind sie die größten Sünder gewesen. Es geht doch toll zu in der Welt!“ Er schien in tiefes Nachdenken hierüber zu verfallen.

Menica hatte die Empfindung, als ob sie ihm irgend etwas zum Trost sagen müsse. „Ich werde immer an Sie glauben,“ sagte sie endlich leise. Sie sah ihn nicht dabei an, aber sie fühlte, daß seine brennenden Blicke an ihr hingen. Sie hätte ihr rasches Wort schon wieder bereut, wenn nicht sein dankbares, discretes Schweigen, das ihr wohl that, sie darüber belehrt hätte, daß sie es wirklich mit einem Galantuomo zu thun hatte, der weiter nichts war, als „ein bedauernswerter Kerl.“

Erst nach einer geraumen Weile sagte er wieder, halb in Gedanken verloren: „Ihnen steht nun voransichtlich bald Wichtiges bevor, Sora Menica.“

„Ja, — ja,“ sagte sie mit einem kleinen Seufzer.

Wieder eine Panze. Dann blieb er stehen. „Ich glaube, es ist besser, wenn wir nicht zusammen vor unserm Hause ein treffen. Ich will mich deshalb lieber hier empfehlen und sie die letzten Schritte allein gehen lassen. Sora Palmira würde Sie sonst nicht verschonen. Sora Menica, gute Nacht!“ Er reichte ihr, mit der Linken den Hut lüftend, seine Rechte.

„Gute Nacht. Ich danke Ihnen.“

Er hielt ihre Hand eine kleine Weile fest. „Sora Menica“ — seine Stimme hatte einen innigen beweglichen Klang — „wenn Sie Hülfe und Beistand brauchen, — wenn Sie eine Zuflucht brauchen, ich bitte sie dringend, in allen Fällen auf mich zu zählen. Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung, — Sie werden mich stets und zu allem bereit finden. Gute Nacht!“

Er ließ ihre Hand nach warmem Druck los und ging die Straße hinunter, ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen.

Menica ging weiter ihrem Hause zu. Sie wollte ein bißchen. Was war denn das gewesen? Was hatte er zu ihr gesagt? Wenn sie eine Znsucht brauchte —! Sie griff sich an die Stirn. Hatte sie sich doch in ihm getäuscht? Mebete er irre? Oder — aber wie war denn das möglich? Sollte er in Erfahrung gebracht haben, daß Felice — Und selbst dann! Eine Znsucht — eine verheiratete Fran? War es soweit? Meinte er, daß sie im Hause eines Mannes nicht würde bleiben wollen — bleiben können, der eine Andre —? Und hatte er Felice damit gemeint, als er von den „Andren“ gesprochen, die „das Unerhörteste in der Stille thun“ konnten, ohne daß Einer es glaubte oder ihnen zutraute? Nein, nein, nein! Sie wollte nichts davon hören.

Sie stieg die Treppe im Hause empor. Zum Glück war das Gas noch nicht angezündet und man erkannte sie nirgends gleich; ehe man sie erkannte, war sie immer schon die nächsten Stufen wieder hinauf. Auf dem obersten Korridor trat ihr eine dunkle Gestalt entgegen, die bis dahin auf einem Treppenabjag gehockt hatte. „Felice!“ schrie sie auf.

Aber es war Beppo, der nicht in die Wohnung hineingekommen hatte, weil die Signora nicht zu Hause gewesen war. „Ah!“ machte Menica, „und der Herr Lieutenant —?“

„Herr Lieutenant lassen melden, Herr Lieutenant könnten heute Abend nicht kommen, Herr Lieutenant müßten auf Wache ziehn.“

„Heute?“ Menica war wie vom Donner gerührt. „Davon hat er mir ja kein Wort gesagt — heute kann er ja noch garnicht wieder an der Reihe sein, Beppo!“

„Herr Lieutenant ziehn für Herrn Lieutenant de Sanctis auf Wache, Signora“, sagte Beppo mit der Verantwortlichkeit eines Eingeweihten. „Herr Lieutenant de Sanctis haben darnu gebeten.“

„Es ist gut.“ Menica's Stimme klang herb und kalt. „Sont noch etwas, Beppo?“

„Nicht, daß ich wüßte, Signora.“

„Dann könnt Ihr also gehen. Guten Abend.“ Sie schlug die Korridorthür, die sie aufgeschlossen hatte, vor ihm zu.

* * *

Nun saß sie da, in dem dunklen Zimmer, die Stirn in den Händen und mochte kein Licht anzünden und grübelte und brütete so vor sich hin.

Was sollte sie auch thun? Das Abendessen besorgen? Das war ja nun nicht vomüden. Sie hätte bei Zia Vice bleiben können. Jetzt kam die Einsamkeit erst recht über sie, wie mit drückender Schwere. Sie wußte nicht mehr ein noch aus.

Sie fürchtete sich. Beten? Sie hatte ja so viel gebetet, sie war müde davon. Wenn die heilige Gottesmutter ihr helfen wollte, würde sie es ja thun. Nur wußte Menica selber nicht, was eigentlich geschehen sollte. Es drehte sich alles wie im Wirbel in ihr um. Daß Felice nicht zu ihr zurückkommen wollte, daß er hundert Gründe und Vorwände suchte, um ihr fernzubleiben, war ja nun am Tage. Er schämte sich vor ihr, schämte sich davor, ihr einzugestehn, daß er sie nicht mehr liebte, daß er eine Andre liebte. Und er würde vor ihr eines Tages fliehn, — vielleicht bald — und für immer —

Menica schluchzte sich eine Weile aus in der Dunkelheit und in der Einsamkeit, die um sie her waren.

Aber sie wollte nicht schwach sein. Sie dachte an ihre alten Eltern da hinten in der Weltabgeschiedenheit der Marken, wo sie von all' dem Pöhllichen und Schrecklichen, was im Leben voring, nichts wußten, sondern ihr stilles, arbeitsreiches, genügsames Dasein führten, fromm und zufrieden in der Enge. Sollte sie zurück zu ihnen?

Sie glaubten ihre Tochter glücklich undounten sich lächelnd in dem Loofe, das ihr geworden. Wozu ihnen also nun solchen Schmerz bereiten?

Sie hätte es garnicht über sich gebracht, die ahnungslosen, alten Leute da dranfen aus ihrem glücklichen Dohn so grausam anzurütteln.

Nein, nein, — allein es zu Ende bringen, allein es tragen!

Plötzlich überfiel sie mitten in ihren treibenden

Kind sollte keinen Vater haben! Wenn sie Felice freilich sagte — aber nein, psi! Ihn zwingen, moralisch zwingen, — während sein Herz ihr nicht mehr gehörte — aus Pflicht sollte er bei ihr bleiben?

Sie schüttelte mit einer energischen Bewegung Gedanken wieder ein quälender Heißhunger. Und nun lähmte heißer Schreck ihre Glieder. Daran hatte sie ja garnicht mehr gedacht! Mehr und mehr wurde ihr's zur Gewißheit, daß sie Mutter werden würde. Gerade jetzt! Und ihr den Kopf. Dafür war sie zu stolz, das anzu-

nehmen. Ihren Eltern das Kind bringen und selber in's Kloster gehn. Das war das Rechte.

Und Felice konnte dann eine Andre, — wenn er mit einer Andre wirklich glücklich —

Die Gedanken vergingen ihr, sie brach ab mit ihrem Schluchzen. Und sie wollte auch garnicht weiter denken. Genug! Genug! Ihr zernarreteter Kopf schmerzte sie zum Zerpringen. Sie stand mühsam auf und schleppte sich in die Küche, um etwas zu essen. Sie mußte essen. Und dann wollte sie schlafen. Nur nichts mehr denken, — nichts mehr —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Traum im Colosseum.

Des Colosseums Riesenbessel lag
In Sonne. Drüben nur, die Felsentrepfen
Hinunterschleierend glitt ein blauer Schallten,
Durch den die Löcher sich der Fensterbogen
Lichtgleichend rissen. Tief in Blau durchsunkt
Von Silberflügeln, wölbte sich die Kuppel
Des Himmels, und in goldnen Perlen traußte
Des Glanzes Ueberfülle auf die Gräser,
Die zwischen dunklen Böden sich und Platten
Ermüdel reckten. Fernes Brausen nur
Der Stadt schlug an die Mauerklippen, und
Fall scheu, mit knirschend lauten Schritt zu gehn,
Seh' ich mich still auf eine halboverfunke,
Verstaubte Platte. — Hinter runder Wölbung
Der Thore kam ein Efelsharren vor,
Verkroch sich langsam, knarrend hinterm Pfeiler.
Von roten Tüchern glomm's, von blauen Miedern,
Und blendend sach vom Weiß der Heenden mit
In's Aug' ein Licht. — Dann Stille. —

Unbewegt.

Das bunte Flügelpaar geschlossen, schlief
An einem Blumenkelch ein Falter ein,
Und voller tropfend fiel das Gold vom Himmel,
Fast vor den Blicken schleierend, und die Schallten,
Die blauen, regten sich wie Jammt'ne Decken,
Mit Gold befranzt, im leisen, leisen Luftzug
Und lachte glitt ein Rosenchein die Stufen
Herab —

Dann kamen Menschen durch das Thor
Mit Purpurmänteln Weiße Kermel glänzten
Sie sprachen, standen, gingen längs den Mauern
Bis in die Sonne; und herab, herein,
Von allen Seiten stieß sich's, leicht und bunl,
Und lachte, und die Finger sah ich reden

In gelblichbraunen Thoren droben glomm
Die Marmortafel mit der goldnen Inschrift
Hell auf. Darunter quoll's wie Licht herein:
Weißködige Edle, dürr, mit Araleraugen
Und ausgemergelten Gesichtern bei

Dichwänsten, die mit Schmuuzeln schönste Weiber
Vertraulich an die Locken fahlen, daß
Sie lachten; dann hanswurf'ge, plumpe Sklaoen,
Schmuußigefel in den Falten hin am Mund,
Und Buben, die sich stießen; fromme Anablein
Mit blaffen, erstnen, ganz ergeb'nen Augen
In dem Geleit der Frau, und stolze Männer
Mit kurzbeschar'nen Schädeln. Lang' besah ich's,
Wie sich zwei feingepierte Schlingel spreizten
Von sechzehn Jahren, wie von oben ihnen
Die Lumpen etwas pffissen, ruppiges
Gesindel, dem durch Löcher alle Winde
Die letzte Scham und Würde längst entführten,
Und das hier öder Leben fand als feins.

Dann riß den Blick mir's hin in andre Richtung,
Denn drüben blühte farb'ge Schönheit auf:
Mit weißen Zähnen und mit dunklen Augen
Herunterblikhen sie, unglüht vom Glanze
Der Edelsteine, Mädchen, die sich lachend
Von dunkler Brüstung neigten, hingelehnt
Auf einen Freund den halbenthiüllen Busen,
Mit Blumen auf die lieferu Scharen warfen,
Und Köpfe wandten, um den Schiebenden
Dort hinten heck ein Scherzwort zu erwidern;
Und Weibergruppen, eille, halbe Weiber,
Die für den Raub am Weiblichen sich mit
Zur Schau gestellter Schönheit sieghast rächten;
Dann stolze hohe Frau mit schwarzem Haar,
Gerafft von goldnen Spangen, stumm umhulst
Von Sklavenknaben, die mit Rosen kamen
Und grünen Zweigen. Zwinhernd saßen sie,
Als käm' ein Abenteuer schon von selbst,
Still unter seid'nem Dach. Ein weißer Arm,
Grün, blau unsprüht und gelb, lag auf dem Teppich
Von Purpur, der im Winde wehte. Schwarze
Mit Pfauenwedeln fächerten der Herrin
Erwünschte Kühlung, während blank ihr Blick,
Doch unregelt das Schauspiel maß dort oben,
Das Attribden der verfallenen Gestalten
Und jener Menge, die, um Sige jagend,
Sich schwalltern, mit den runden Köpfen nickend,
Auf höchstem Bogen drängte

Da, ein Raunen! —
 Bewegung. — Köpfe neigen vor sich, Leiber,
 Weilausgerichte, überbiegen Gruppen
 Der Vorderen, lassen gar auf dieser Schulter —
 Und nun ein Schweigen — Wie erstarrt das Bild.
 Nur hier und da ein Lächerschlagen, das
 Der Stille Schauer scheucht, von Edelsteinen
 Ein leises Funkeln noch. —

Der Kaiser trat
 Aus finstern Thor. —

Erhob'n Hauptes steht er,
 Der Kaiser des verlorren Gefühls,
 Der buhlerischen Frau, der stolzen Schweiger,
 Die finster großend nichts zu sehen scheinen,
 Als was den Kaiser ehrt, — er steht und mißt
 Die Kunde selbstzufrieden, stumm sich weidend
 An dieser bangen Stille, die ihm jurast:
 Die Welt ist dein und nicht ein einzig Herz!

Da hebt er zuckend seinen Kopf. Er fühlt
 Vor dieser Welt sich Gott und ist ihr Herr
 Vor dieser Welt beschränkt ihn kein Gewissen.
 Was kann er da beginnen! Wie, in Launen
 Auslebend sich, die Dinge wühbegierig
 Auf Schein und Wesen prüfen! Wie höhntäselnd
 Als Nichts verachten, was die Menge hördert
 Und hitzig macht! Und so sich süß beratschen
 An täglichen Beweisen, daß er wahrhaft
 Hoch über jenen wandelt, — einsam groß.

Um Cäsar Neros Stirn strahlt hell die Freude.

Doch ihm zur Seite, — Sonnenlicht glänzt kaum
 So siegend, — ihm zur Seite trat ein Weib
 Aus dunkler Wüthung. Gelbe Seide flimmert
 Auf jartes Weiß wie Tag auf Frühlingswiesen.
 Es strömt ein Glanz von ihr, daß sich ein Weibchen
 Der Cäsar selber wieder Raunen wendel,
 Befriedigt aufs neue, wie er in der Kunde
 Die Farben alle in sich trinkt, als wäre
 Das Leben nur ihr bunter Strahlenmantel.
 So hebt sie hiegsbewußt das Aum und drückt
 Das Haupt von rotem Goldgelockt beschwert
 Zum Nacken. Ihre Augen, die noch eben
 Demanten überleuchtet, schließen halb sich.
 Nur unter Wimpern blüht es wie ein Dorsch,
 So schneidend kalt hervor. Das Lächeln losch,
 Das sonnige, auf den geschürzten Lippen,
 Auf die's von Ungefähr sich nur verirrte,
 Und jede Aene sprich: Gerauschen kann
 Kein schuldiger Tribut.

Setzt an der Treppe,
 Die niederführt zur prunkenden Tribüne,
 Beugt der Senat die Stirnen. Hochmuthvoll
 Trilt sie hindurch. Des Fußes weiße Spitze
 Klemmt ihres Kleides Saum, fast Strauchelt sie,
 Und Nero heul den Arm, doch weil der Zufall
 Feht just ein Anklein vor ihr knien macht,
 Das unbeholten gleich nicht flieht, ausfchnell sie
 Den schönen Fuß, des Anaben Stirne treffend,

Egrimm, als sei die Ursach; er des Strauchelns
 Der stürzt die Stufen nieder, lauwelt weiter
 Und überschlägt an niedrer Brüstung sich,
 Um gleich mit gelbem Schrei hinabzuschmettern
 Auf's Pflaster in den dunklen Thorgang dranten.

Zur Brüstung schnellen Schrittes — halb den Grimm
 noch,

Halb Staunen in den blauen Augen — läuft
 Sabina hast'gen Schritts, und plötzlich hell
 Auslachend neigt sie sich hinabzublicken.
 Die weiße Kunde aber, die gespannt
 Auf sie, die Göttin, schaute, folgt dem Beispiel
 Und nimmt's für ein gelungen Schauspiel, und
 Mit Silberlachen mischt sich Händeklatschen
 Und dumpfer Stimmen tolles Beifallsjauchzen.

Nur Cäsar Nero zwinkert jllrig mit
 Ausrüst'gen Augen, und den Bauch vorschleubend,
 Als wär' er Herr nicht seines Körpers, tritt er
 Zum gold'nen Stuhl und lehnt sich mit gemachter
 Behaglichkeit zurück; doch steht er's kaum
 Wie nun das Spiel beginnt, die Löwen knäuelnd
 In die Arena stürzen, in der Mitte
 Sich lagern, steht hinausgehoben nicht
 Durch Eisgitterporten jenes Häuflein
 Von Frauen und Männern, Anaben, die sich weinend
 Zur Mauer schmiegen, sieht den greifen Mann
 Die todesruh'ge Stirne nicht erheben
 Und leis, nur wie in Wehmuth an die Brust
 Der Frauen schöne Köpfe drücken; freilich
 Auch hört er wohl das Taubengirren kaum
 Sabinens, die mit Scherzen ihn umschmeißelt.
 Er hört nichts, sieht nichts, krommelt auf der Lehne
 Des goldnen Sessels und zerkaut die Lippe;
 Und plötzlich nun auffährt er, beugt sich vor:
 „Bringt sie heraus! — Ich will es!“ —

Kaulos lehnt

Zurück das röllich gold'ne Lockenhaupt
 Die Fürstin. — Perlend, leise, silberlüh
 Ausquillt es durch die Zähne: „O, du Künstler!
 Faß wie im Enste Nero! — Welch ein Schalk!“
 Und hell auf lacht sie, wirft die weißen Arme
 Um seinen Nacken, schmiegt den schönen Kopf
 An seine Schulter. —

„Hiergeblieben!“ nur

Klang's herrlich noch den sinken Dienern zu
 Von ihren Lippen, und man blieb in Aengsten,
 Erstarrt, als sähe jeder überm Haupt sich
 Am Seidenfaden leicht das Schwert erzittern.

Sie aber kündelt, streichelt, bis ein Grüllen
 Den weilen Kaum durchbebt, ein Wimmern stirbt,
 Sich des Theaters Galle vorwärtsneigen
 Zer lächelt Nero Beifall, rührt die Hände
 Zum Klatschen, doch in seiner Rehle blieb
 Ein Ausrufschrei stehen, dran er würgt und würgt,
 Denn auf das Hirn fiel wie ein Hammer ihm
 Die jugeschnobne Schuld, ihn niederdrückend
 Aus Göttergröße zu den Winziglein.

Nur sie steht unbefiegt und ungehindert,
Die Eifige, der Henker und der Rächer,
Und wie sich Nero aufrecht und jurücksüß,
Stimmul's phosphorgrünlich ihr durchs Auge, — doch
Ein Weilchen nur, — dann wie gelangweilt sinkt
Zurück sie wieder, spielt mit einem Fächer
Von Pfauenfedern und zerreiht ihn schmolleud.
Und thut, als gäb es nichts zur rechten Lust.
Nun macht sie Sklaven nutzlos rennen, macht
Höflinge jäheln durch verquerte Fragen
Und lacht, — nur kurz — und läßt den Cäsar selbst
Von ihren Launen spüren, ganz bewußt
Der eignen Schönheit, wie sie lässig daliegt.

Und immer muß ich schaun, und alles schau!
In weiser Kunde; Nero hängt an ihr
Mit Stammenblicken, wie sie sanft und blühend
Im gold'nen Sessel lehnt und Pfauenfedern
Zerzupft mit weißen schlanken Fingern.

Aber

Im Grunde aus der Toten Wunden tropf's,
Das dampfend schwarze Blut, rinnt schon in Bächen
Und schwillt und schwillt, bespült den ganzen Boden,
Schäumt über Menschen schon und wilde Tiere,
Die liebsten Sitze, steigt, verschlingt die Weiber
Mit ihren Rosen und die stolzen Männer,
Kauscht wie ein Feuerstrom zur Kaiserloge.
Nero ertrinkt. — —

Und sieh, der mächtige Bau
Des Colosseums bricht zusammen vor
Der Fluten Wuth, als ob das Herz zerprang
Der Kaiserstadt. Es wälzt der Strom hinaus sich
Hin über Sturen, Wälder, eine Welt —
Und schreit die Rächer auf an allen Enden,
Und plötzlich geht ein Atrach durch das All,
Als bräche unter dieses Blutstroms Laß
Das Weltreich donnernd in sich selbst zusammen.
Dampf wirbelt auf. —

Die Sonne blüht hindurch.

Da liegt's mit nackten Mauern grabesstill,
Mit toten Fensterhöhlen, trauernd nur
Umhängt von blauen Schallen, doch es war,
Als lönte eben durch das Sonnenjähren
Des Weibes Gircen mir ans Ohr. Sabina
Ward nicht verschlungen, und sie lebt noch heute,
Und wenn sie lacht, da geht durchs All ein Leben,
Als wenn das Armenfünderglöcklein scholl;
Sie wandelt durch der Kieselstädte Gassen,
Das blut'ge Schwert geschultert, girend, lachend,
Und lockt die trunk'nen Schwärme in die Nacht,
In Schmutz und Wüste, bis die würben Throne
Zusammenkrachen und der Ichsucht Häupter
Das Gängelband, das sie seit Jahren trugen,
Im jähren Kuch verspüren und sich schlawisch
Auf den geschändeten Altar der Schönheit,
Der Frauenwürde und der gläub'gen Unschuld
Zur Bühne neigen, — wie das stolze Kon.

Julius Havemann.

Ich habe dir so vieles abzubitten . . .

Ich habe dir so vieles abzubitten,
Du hast um mich so namenlos gelitten.

Ein neues Leben war mir aufgegangen,
Als deiner Stimme Töne mich umklangen.

Und als du mir den ersten Kuß gegeben,
Glich einem stillen Paradies mein Leben.

Ich sah auch deiner Thränen Perleentropfen,
Ich hörte deines Herzens bänglich klopfen.

Ich habe dir mit meinen wilden Küffen
Der Sete Blütenkelch versengen müssen.

Und als des Kofens müd' ich dich verlassen,
Besahest du die Kraft nicht, mich zu hassen.

Und als ich wiederkam, muß' ich dich seh'n
Verblüh'n, verlassen, welken und vergehn.

Und als man dir die Grube ausgemessen,
Vertieß mich die, um die ich dich vergessen.

Arnold Hagenauer.

Zur Schwarzamsel.

Weil mi' und mein' Aammer
Koi Mensch it begreift,
Drum gang i ins Hölzle,
Wo d' Schwarzamsel pfeift.

Und sieht mi' der Vogel,
Ka singt er sei' Liad,
Als ob er's verstan' thät,
Was mi' so betrüabit.

I siß unter'm Holder²⁾
Und wart wie im Traum,
Los²⁾ all' auf dös Singa
Und rüahr mi' ja kaum.

Da gal der Sua jaga,
I kem ihn am Trilt,
Gell, Schwarzamsel lieba,
Verral mi doch it!

Hjanzlth Wäckerle.

1) verziehen, 2) Folländer; 3) hoch.

Solches Ziel . . .

Solches Ziel schien mir das Beste:
Frei und hoch mich einzubau'n,
In die Welt aus eigenem Neste
Meinem Sinn gemäß zu schau'n.

Mag ich nicht mit Adlern haufen,
Alpenhoch in eifriger Luft,
Heber mir des Schneefelds Grausen,
Unter mir die Gletscherkluft, —

Doch im schwanke Buchenwipfel
Kehrt' ich mit den Drosseln ein,
Und man sieht von solchem Gipfel
So viel Welt und Sonnenschein!

Waldesgrün und Ackerweiden,
Froher Menschen Wanderschlritt!
Mancher nimmt im Weiterschreiten
Dankbar meine Lieder mit.

Ernst Lenbach.

Ahnung.

Unter diesen Bäumen ging
Ich in Jugendlagen,
In den grünen Blättern hing
Glück und kühnes Wagen.

Seltam raunt es heute Nacht
Aus der Wipfelhöhe; —
Was mich plötzlich schauen macht,
Ist's des Todes Klage?

Carl von Arnswaldt.

Wetternacht.

Wolkenstodige Wetternacht.
Müde gewandert und müde gewacht,
Lausch' ich mit stockendem Odem.
Schwellende Stuten und schwüler Hauch,
Blütengeriesel im Kletterstrauch,
Flüchtiger Hauch,
Brünstig bremender Brodem.

Lauschend hart' ich und starr' ich empor
Stumm in den schweigenden Dunkelstör,
Schweigen nahe und ferne;
Schweigen und Dunkel, kein Laut und kein Licht,
Einsam spä'h' ich und sehe doch nicht,
Sehe nicht,
Nur einen Dufstglanz der Sterne.

A. S. T. Tielo.

Nachts am Friedhof.

Durch des Wolkensehlers Rihen
Quillt des Mondes bleicher Schein,
Mit geheimnisvollem Blitzen
Strahl sein Licht um Aetz und Stein.

Leise hallt ein stilles Klingeln
Aus des Dorfes Ferne, wie
Wenn der Laute Saiten springen
Nach verklungner Melodie.

In dem tiefen, heil'gen Düstern
Der Cypressen klagt der Wind,
Wie mit schmerzzerflühtem Flüstern
Eine Mutter um ihr Kind. . . .

Dann wird's still — und wallend steigen
Graue Nebel, dicht und schwer,
Gleich als ob des Todes Schweigen
Sichtbar nun geworden wär'.

Hugo Klinker.

Ueber die Straße, über die Gasse.

Ueber die Straße, über die Gasse,
Zwanzig Schritte, und ich bin da,
Bin deinem pochenden Herzen nah,
O meine Kose, du süße, blasse!

Ueber die Straße, über die Gasse
Ruf' ich den hellen, den jubelnden Reim:
Morgen, ja morgen führ' ich dich heim!
Glückst du nicht purpurn, o Kose, du blasse?

Ueber die Straße, über die Gasse
Klingt es so seltsam verhallend zurück:
Grausam das Leben, zu spät das Glück
Für deine Kose, die kranke, blasse. . . .

Ueber der Straße, über der Gasse
Ballen sich Wolken schwer und tief —:
Ach, in der finsternen Stunde entschlief
Mir meine Kose, die totenblasse!

Alfred Gassen.

Waldgeheimnis.

Blauer Rauch von Suchenscheiten
zieht am dunklen Tann vorbei,
Wo die weißen Schwäne gleiten,
Liegt vertäumt die Försterei.

Durch den Wald, den tauig-feuchten,
Hat sie still mich angeschaut,
Weiße Mauern seh ich leuchten,
Grüne Läden blinken traut.

Aus den kleinen Fensterscheiben
Lacht die Sonnenhüvin, — —
Fehlt nur bei dem stillen Treiben
Noch die junge Försterei.

Leise, moosgedämpfte Tritte — —
Sieh, und sieh — mit dunklem Zopf
Aus des grünen Waldes Mitte
Taucht empor ein Mädchenkopf.

Weiße Falter ihn umschweben,
— Laullos weht die Sommerruh —
Und dem stillen Hause fliegen
Heiße, schreue Blicke zu.

Mit dem hecken Sonnenscheine
Dringen sie durchs Fenster still,
Laulsch am Spalier im Weine,
Ob der Liebste kommen will.

Wieder nun von scheuem Schritte
Leis der moosge Grund erklingt,
Und in grünen Waldes Mitte
Schnell davon ein Khelein springt.

Sacht sich wiegend schwankt der Tanne
Flechtenbart voll Silberhaars —
Weiter träumt das Haus im Banne
Eines Mädchenaugenpaars.

Wilhelm Arminius.

Goethe — Schiller — Beine.

Mächtig braust ein gewaltiges Meer,
Tausendfältig formt sich die Woge,
Und kein Ufer hemmt ihre Spiele. —
Von der Höhe blickt ein Mann,
Kühl und lächelnd
Auf die hüpfenden Wellen herab,
Und sein Auge, voll Majestät,
Voll Ueberlegenheit,
Dringt in die Tiefen
Und gebeut den willigen Scharen.

Dort ein zweiter
Ringt mit den Fluten,
Ringt mit männlicher Kraft,
Siegesbewußtsein strahlt aus den Blicken.

Hertliches Schauspiel!
Trefflicher Schwimmer!
Und die Wellen,
Gerne bezwungen,
Heben ihn schmeichelnd
Und zeigen ihn stolz
Der erkaunten Sonne.

Und ein dritter schwingt sich,
Ein fröhliches Vöglein
Sald empor in jitzernen Aether,
Taucht bald schalkhaft
Die leichten Flügel
In die schäumende See.

Josef Adolf Gondy.

In dunkler Stunde.

Alltags kleines Mißgeschick,
Kann's mir Sorge bringen?
Kann mit Freude füllen mich
Kleinen Werks Gelingen?
Seid mir selbst ein Rätsel ja.
Eigene Gedanken:
Einst hochstrebend, habt ihr Raum
Nun in engen Schranken.

Seele, ins Unendliche
Wolltest einst du dringen —
Einem Vogel gleichst du nun
Mit gebrochenen Schwingen.
Erdenwärts sank seine Bahn,
Siehst im Staub ihn liegen,
Und vergessen hat er fast,
Daß er konnte fliegen!

Und den Wurm gleich, leert im Stau
Er zufrieden leben,
Bis Erinn'ung plötzlich ihn
Heißt die Flügel heben.
Weh! es schwand die stolze Kraft,
Doch selbst Staubunfangen
Bleibt nach freiem Fluge ihm
Tödtliches Verlangen.

Seele, bist der Vogel ja!
Ew'ge Schicksalsmächte —
Alles nahmst ihr — gebt nun auch,
Was mir Ruhe brächte!
Göttlich Glück, ich hab's gefühlt
Voll und unerneffen —
Alles, alles nahmst ihr dann —
Gebt mir nun Vergessen! —

G. Robertin.



Shakespeare's „Antonius und Kleopatra“.

Von Georg Brandes.

II.

Ging Shakespeare in „Antonius und Kleopatra“ wie im „Lear“ darauf aus, die Vorstellung eines Weltuntergangs hervorzurufen, so konnte er dies Drama hier nicht (wie in „Macbeth“ und „Othello“) allein um die Hauptpersonen zusammendrängen, noch konnte er die übrigen Anstretenden diesen beiden allzu sehr unterordnen. Es würde dies den Eindruck mächtiger Breite und einer, den ganzen damals bekannten Teil der Erde umspannenden Handlung, den er um der Schlußwirkung willen hervorzurufen wünschte, gänzlich unmöglich gemacht haben.

Er bedurfte der Gruppe, die sich um Caesar Octavian bildete, sowie der Gruppen um Lepidus, Ventidius und Sextus Pompejus als Gegengewicht zur Antonius-Gruppe. Er bedurfte der ruhig schönen, römisch streng gesinnten Octavia als Gegensatz zu der beweglichen, berauschten Ägypterin, des Enobarbus als einer Gestalt, die ab und zu als eine Art Chordiente und einen ironischen Ton in das Pathos des Stilles flocht; kurz, er bedurfte einer Masse von Personen und (um den Eindruck zu erzeugen, daß die Handlung nicht in einem abgeschlossenen Raume, irgendwo in einem Winkel von Europa, sondern auf dem Weltchauplatz sich abspiele) eines ewigen Gehens und Kommens, Absendens und Empfangens von Boten, deren mit Spannung erwartete, mit stockendem Athem angeführte Meldungen nicht selten mit einem Schlage die Situation der Hauptpersonen verändern.

Der Ehrgeiz, der die Vergangenheit des Antonius kennzeichnet, bestimmt sein Verhältnis zu dieser großen Welt. Die Liebe, die sich seiner nun ganz bemächtigt, bestimmt seine Stellung zu der Ägypterkönigin und hat damit auch den Verlust aller der durch den Ehrgeiz errungenen Vorteile zur Folge. Während in einer Tragödie wie Goethes „Clavigo“ der Ehrgeiz die Rolle des Versuchers spielt und die Liebe als die gute, berechtigte Macht aufgefaßt wird, erscheint hier umgekehrt die Liebe als verdammenswerth und der Ehrgeiz als der Verursacher der Pflicht des großen Mannes.

Antonius sagt daher (I. 2):

Die ägypt'sche Fessel muß ich brechen,
Oder in Wahnsinn untergeben!

Wie wir sehen, konnte Shakespeare ein Element seiner Künstler-Natur bei der Schöpfung seiner Antoniusgestalt wohl gebrachten. Er hatte einst selbst die Fesseln gesprengt, oder richtiger, das Leben hatte dies für ihn besorgt. Allein bei der Abfassung dieses großen Dramas durchlebte er nochmals jene Jahre, in denen er empfunden, im eigenen Namen gesprochen, was er den Antonius sagen ließ:

Und daß mein Herz nicht falsch, bezeuge Dir
Die Flut von Sensesern, die mir heiß entrinnt,
Allein denk' ich an Dich, so scheint es mir,

Daß Deine Augen doch die schönsten sind. (Sonett 131.)

Tag aus, Tag ein stand sie ihm als Vorbild vor Augen, sie, die seines Lebens Kleopatra gewesen, sie, der einst sein Wort über die Vollstätt gelolten:

Toll im Begehren, toll auch im Gemüß;
Gehabt, erlangt, erlangend — ohne Jamm;
Im Kasten Glück, gekostet Ueberdruß ... (Sonett 129.)

Er hatte seiner Zeit in ihr eine unwiderstehliche, entwürdigende Dalila erblickt, jene Dalila, welcher de Nigny Jahrhunderte später in berühmten Versen suchte.*)

Er hatte, wie Antonius hier, darüber getranert, daß seine Geliebte der Vielen Eigentum:

Wenn sie, verlockt von falschen Blicken, kamen
Zu jener Bucht, wohin so viele drangen.

Wie kann das Herz als einzig Gut verehren
Das, was man kennt als aller Welt gemein? (S. 137.)

Er hatte, wie jetzt Antonius, heftige Qualen durch ihr Liebängeln mit jederman, den sie gewinnen wollte, gelitten. Er war damals in Klagen ausgebrochen, wie Antonius in dem Drama in Wut ausbricht:

Das Du mich nicht mehr liebst, sag's unumwunden,
Doch blick' nicht seitwärts, wenn ich bei Dir bin;
Wozu die Täuschung? Nicht, mich zu verwunden,
Nicht Deine offne Stärke mehr als hin? (Sonett 139.)

Nun klagte er nicht mehr über sie, nun ließ er sie, das Königsdiadem um die Stirne, in großartiger

*) „Toujours ce compagnon dont le coeur n'est pas sûr, la Femme — enfant malade et douze fois impur.“

Naturtreue, auf der Bühne, die seine Welt war, atmen, leben.

Wie er im „Othello“ dem liebenden Manne ungefähr das Alter ließ, in welchem damals er selbst stand, so interessierte es ihn auch jetzt, diesen stattlichen, glänzenden Liebhaber, der nicht mehr jung war, darzustellen. Schon in den Sonetten hatte er sich über sein Alter geäußert. So heißt es in dem 138. Sonette:

Schwört meine Liebe, sie hält fest am Wahren,
So glaub' ich's ihr, obwohl ich weiß, sie läßt —
Damit sie glaube, jung und unerfahren
Sei ich, ein Menning, den man leicht betrügt.
So irrig wahnend, daß sie jung mich wähne.
Obwohl sie weiß, mein Frühling ist verflüht,
Glaub' ich ihr jedes Wort und jede Tyräne.

Als Antonius und Kleopatra miteinander zu Grunde gingen, trat sie in ihr 39., er in sein 54. Jahr. Sie war damals beinahe dreimal so alt wie Julia, er doppelt so alt wie Romeo. Shakespeare spricht die Uebereinstimmung mit seiner eigenen Altersstufe an, und das Paar scheint außerhalb des gemeinen Vofes des Erdendaseins dadurch zu stehen, daß die Zeit es nicht hindorren, hinwegeln ließ. Die Spuren, welche die Jahre den beiden aufgedrückt, verliehen ihnen nur eine um so tiefere Schönheit. Alles, was sie selbst in Wehmut, andere im Unwillen dagegen äußern, ist bedeutungslos. Der Gegensatz zwischen ihrem wirklichen Alter und dem, welches ihre Schönheit, ihre Leidenschaft ihnen zumessen, wirkt nur erhebend und pitant. Es ist nur ein Scheltwort, wenn Pompejus ausruft (II, 1):

Doch jeder Lebenszauber laße Dir,
Kleopatra, die welcke Epp' erbäh'n!

Es hat nicht mehr Bedeutung, als wenn sie selbst sich gerunzelt nennt. Und absichtlich, um das Alter des Antonius anzudeuten, dessen Plutarch nirgends Erwähnung thut, läßt Shakespeare seinen Helden selbst bei der gemischten Farbe seines Haars verweilen (III, 9):

„In Zwietracht sind die Haar auf meinem Hanp.
Das weiße schilt das braune unbekommen.
Dies jenes feig und thörig.“

Im Augenblick der Verzweiflung gebraucht er (III, 11) den Ausdruck:

„Schid' dies ergrau'nde Hanpt dem Knaben Caesar.“
Und wieder kommt er nach dem letzten Siege triumphierend darauf zurück. Jubelnd richtet er an Kleopatra die Worte (IV, 5):

„Ei, Kind! Ob

Auch grau sich etwas mengt in's jüng're Braun;
Mein Hirn nährt noch die Sehnen, Preis auf Preis
Der Jugend abzurufen.“

Mit großer Sicherheit zeichnet Shakespeare bei Antonius die Angst des reifen Alters, den Augenblick ungenüht vorübergehen zu lassen, die Leidenschaft, zu genießen, ehe für ihn die Stunde des Verzichts auf alle Genüsse schlägt.

Da kommt es, daß er die Notwendigkeit, sich los-

zureißen, fühlt. Er benützt Julia's Tod, um von Kleopatra leichter die Einwilligung zur Abreise zu erlangen. Doch er ist damit nicht frei. Shakespeare hebt, um den Gegensatz zwischen Octavian, dem Staatsmann, und Antonius, dem Liebhaber, zu veranschaulichen, hervor, daß, während jener sich allsündlich über die politische Lage Bericht errieten läßt, Antonius keine anderen täglichen Meldungen empfängt, als die regelmäßig von Kleopatra eintreffenden Briefe, die seine Sehnsucht ansachen, ihn nach Aegypten zurückziehen.

Um den gegen ihn aufgeregten Sturm zu beschwören und seine Königin in Ruhe lieben zu können, geht er darauf ein, die Schwestern seines Gegners zu belidien, bereit, ihr hinterher Schmach anzuthun und sie sich vom Halse zu schaffen. Nun rächt es sich jedoch an ihm, daß er so schmählich die Herrschaft über ein Drittel der zivilisirten Welt verpielte. Es rächt sich, daß er, den Arm um Kleopatras Leib geschlungen, sprach (I):

„Schmüz in die Liber, Rom! Der weite Bogen
Des letzten Reichs, zerbrich! Hier ist die Welt.“

Nun schmützt ihn aus den Händen. Rom erklärt ihn als Feind des Römerreichs, erklärt ihm den Krieg. Seine Macht, seinen Ruhm, seine Wohlfahrt bißt er bei der Niederlage ein, die er sich so schänderweise bei Actium zuzieht. Kleopatra möchte fliehen. Sie thut es in dem Drama (Plutarch und der Uebersetzung gemäß) aus Feigheit, in Wirklichkeit siob sie aus taktischen Gründen, aus Klugheitsrückichten. Allein Antonius verpflichtete die Ehre, zu bleiben. Er folgt Kleopatra in der Tragödie (wie er in Wirklichkeit gethan) hinfalos, schmählich, aus Mangel an Kraft zu bleiben, wenn sie geht, und läßt ein Heer von 112 000 Mann wie eine Flotte von 50 Turmischiffen im Stiche — ohne Führer. Keim Tage warteten seine Truppen auf seine Rückkehr, schlugen sie alle Angebote des Feindes ab, außer Stände, an die Treulosigkeit, die Flucht des bewunderten Feldherrn zu glauben. Als es ihnen endlich einleuchtete, daß er seine Feldherrn-ehre in Schmach ertränkt, gingen sie zu Octavian über.

Von nun an dreht sich alles um das gegenseitige Verhältnis von Antonius und Kleopatra und in bewunderungswürdiger Weise hat Shakespeare die Grade und deren Wechelspiel dargestellt. Nie zuvor hatten sie sich mit so wilder Verzückung geliebt. Nun spricht nicht nur er sie offen „Du Tag der Welt!“ an, sie antwortet mit dem Ausrufe:

„Verr der Herrn, o inbegrenzter Mut!“

Doch auch nie zuvor war ihr gegenseitiges Mißtrauen so groß wie jetzt gewesen. Sie, die außer als Virtuofin der Erotik und Kofetterie, in nichts groß angelegt, mißtrante ihm stets, nimmer doch genug. Denn seine Vermählung mit Octavia überwältigt sie, auf so vieles sie sich gefüht gemacht. Er wiederum, der ihre Vergangenheit kennt, der weiß, wie oft sie sich weggeworfen, mit ihrem Temperament vertraut ist, er hält sie für treulos, selbst wenn sie es nicht ist,

wenn sie, wie Desdemona, nur im Geringsten den Schein wider sich hat. Zuletzt sehen wir Antonius sich zu einem Othello entwickeln.

Es ist ein und das andere in seinem Wesen, das darauf hindeutet, Shakespeare habe eben vorher den „Macbeth“ angeführt. Kleopatra steigert bis in's Maßlose seine weichlichen Triebe, schürt seine Genußsucht, wie die Lady bei Macbeth die Ehrsucht schürt, und er scheidet in seinem letzten Kampfe mit eben der Bersekerwut wie Macbeth, sieht im Angesichte der siegesgewissenen Uebermacht mit dem Mute des Wahnwiges. In seinem Gefühlleben aber nähert er sich nach der Niederlage bei Actium Othello. Er läßt Octavian's Abgesandten Thyranus peitschen, nur weil Kleopatra sich von ihm zum Abschiede die Hand küssen ließ. Als einige ihrer Schiffe flüchten, glaubt er sofort an ein Bündnis zwischen ihr und den Feinde und überflüthet sie mit den rohesten Schmähworten, mit schlimmern sagt, als die, womit Othello Desdemona überhäuft. Und in seinem Monologe (IV, 10) raft er, ganz wie Othello, ohne Grund:

„O falsch ägyptisch Herz! o arger Zanber!
Du wulstest mich zum Krieg und rufft mich heim,
Dein Busen war mein Pladen, mein Ziel,
Und Du, ein echt Zigeunerweib, betrogst mich
Heim falschen Spiel um meinen ganzen Einsatz!“

Sie wollten Beide, ob auch gegen Andre treulos, sich die Treue halten. Doch im Augenblick der Prüfung haben sie kein Vertrauen zu einander. Und all' diese Gemüthsbewegungen erschüttern die Urteilsraft des Antonius. Je tapferer er in dem Unglück wird, je weniger ist er im Stande, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist. Sehr treffend schließt Enobarbus den 3. Akt mit den Worten:

... immer seh ich

Wie unserm Feldherren der Verstand entweicht,
Wächst ihm das Herz. Zehrt Mut das Urtheil an,
Kriegt er das Schwert, mit dem er kämpft.“ . . .

Um des Antonius eifersüchtiges Rajen zu besänftigen, läßt ihm Kleopatra, der eine Unwahrheit stets das geeignetste Auskunftsmittel ist, die falsche Bottschaft ihres Todes bringen. Aus Trauer über den Verlust fällt er in sein Schwert und verwundet sich lebensgefährlich. Er wird zu ihr getragen und stirbt. Sie bricht in die Worte aus:

„O ebeister der Männer! willst Du scheiden?
So sorg' Du nicht um mich? Anshalten soll ich
In dieser kalten Welt, die ohne Dich
Nicht mehr ist als ein Viehstall. Seht, ihr Frauen,
Die Krone schmiltzt der Erde!“

Die denkt bei Shakespeare doch nicht sofort daran, selbst zu sterben. Sie strebt nach Uebereinkunft mit Octavian, händigt ihm ein Verzeichniß ihrer Schätze ein, sucht ihn, um deren größeren Theil zu betrogen, und erst, als sie entdeckt, daß den kalten klugen Mann nichts, nicht Bewunderung ihrer Schönheit, noch Mitleid rührt, daß er vielmehr fest entschlossen ist, ihr

Unglück dem Pöbel Preis zu geben, indem er sie als Schanzstück zum Triumph nach Rom führt, giebt sie sich durch die Mißthat selbsten den Tod.

In diesem Punkte stellte der Dichter Kleopatra's Vergehen in ein weit unglückigeres Licht als der alte griechische Geschichtschreiber, dem er in allen übrigen Einzelheiten folgte, und zwar offenbar mit dem Bedacht, mit vollem Bewußtsein, um dem Frauentypus, den er in all seiner Gefährlichkeit in ihr geschildert, ein Brandmal aufzudrücken. Denn bei Plutarch unternimmt Kleopatra alle diese Schritte Octavian gegenüber zum Schein, damit die Wachsamkeit, mit der er sie umgeben, sie nicht an dem Selbstmord hindern, der ihr einziges Sinnen ist und der das erste Mal von ihm vereitelt worden. Sie thut, als hänge sie an ihren Schätzen, um ihm vorzuspiegeln, sie hänge am Leben, und es glückt ihr, durch ihren stolzen Vetrug ihn hinter's Licht zu führen. Shakespeare, dem sie durchans der Inbegriff alles dessen bedeutet, was am Weibe das Weibchen ist, setzte sie vorsätzlich herab, indem er die historische Auslegung ihrer Handlungsweise unterdrückt.*)

Der englische Kritiker Arthur Symonds schreibt: „Antonius und Kleopatra ist meiner Ansicht nach das wundervollste von Shakespeares Stücken, in es besonders deshalb, weil Kleopatra die wundervollste von den Frauen Shakespeares, ja nicht Shakespeares allein, vielleicht die wundervollste der Frauen überhaupt ist.“ Das heißt etwas weit in seinem Enthusiasmus gehen.

So viel indes ist wahr: der Hauptreiz dieses Meisterwerks liegt in der unvergleichlichen Gestalt der Kleopatra, in der menschlichen Erleuchtung und der künstlerischen Liebe, mit der Shakespeare sie gemalt. Die Größe dieses reichen, weltgeschichtlichen Dramas beruht jedoch auf dem Genie, mit welchem Shakespeare das Privatverhältnis der beiden Liebenden mit dem Geschehe der Staaten und dem Gange der Geschichte verschlungen. Wie Antonius durch die Verbindung mit Kleopatra zu Grunde geht, so geht die römische Republik durch die Verführung des genügsamen und gehärteten Abendlandes mit der Leppigkeit des Morgenlandes zu Grunde. Antonius ist Rom, wie Kleopatra der Orient. Indem er untergeht, die Bente der Verweichlichung des Ostens, ist es, als ob die römische Größe, die römische Republik selbst verrückelte.

Nicht Caesars Ehrgeiz oder Caesars Ermordung, erst diese Selbstauflösung der Römergröße, 14 Jahre später, erregt den Eindruck tiefen Falls der alten Weltrepublik, den der umfassenden Vernichtung, welchen Shakespeare hier, wie im „Pear“, dem Gemüthe des Lesers mittheilen wollte.

*) Goethe hat Shakespeare stark nachgeahmt (! Die Ned. der „D. D.“), als er die Weltschmerz im Götze dichtete. Weshalben stellte er überdies zwischen sie und Maria, wie Antonius zwischen Kleopatra und Octavia steht, an die erstere gebunden, die zweite als Gattin beiführend.

Dies ist keine Tragödie von häuslicher und begrenzter Natur, wie der Schluß im „Othello“; hier giebt es keinen freundigen, bessere Zeiten verheißenden Fortinbras, der im „Hamlet“ das Erbe übernimmt. Des Octavianns Sieg ist ohne Glanz, und keine

Hoffnung knüpft sich daran. Nein, das Schlußbild ist es, das zu malen, Shakespeare von allem Anfang an, da er zu dem gewaltigen Stoff sich hingezogen fühlte, ein mächtiges Verlangen trug — das Bild eines Weltuntergangs.

Litteraturgeschichte und Kritik im Zeitalter des Minnesangs.

Von Richard M. Meyer.

„Abgesehen von einzelnen Ansätzen, zu denen wir auch jene seine Charakteristik in der litterarischen Stelle des „Tristan“, die Notizen der Eimburger Chronik über Volkslieder, Nachrufe und Namensverzeichnis aus Minne- und Meistersang rechnen dürfen, hat das Mittelalter der deutschen Litteraturgeschichte nicht vorgearbeitet.“ So urteilt kein Geringerer als Erich Schmidt in seiner berühmten Antrittsvorlesung über Wege und Ziele der deutschen Litteraturgeschichte. Einem Manne, der im Vollbesitz aller Mittel moderner wissenschaftlicher Technik steht, verwächst wohl leicht dieser ganze Schatz von Methoden, Problemen, Hilfsmitteln mit dem Begriff seiner Wissenschaft so eng, daß er den Vorläufern das Recht abspricht, Vorläufer zu heißen. So, glaub ich, ist es auch Erich Schmidt hier gegangen. Wohl weiß ich selbst, welcher Mißbrauch mit jenem Begriff der „Vorläufer“ getrieben wird. Wie oft werden auf zufällige Anklänge, auf tastende Paradoxien, die wider Willen des Autors Wahrheiten wurden, auf unklare Andeutungen hin Männer zu Propheten gestempelt, die in Wirklichkeit dem ersten Heere der Forscher nicht wie Bahnbrecher vorauszogen, sondern nur wie die Kinder vor der Militärrückhut vor ihm herliefen. Dennoch meine ich, in unserm Mittelalter und besonders im Zeitalter des Minnesangs bleibe nicht gar so wenig übrig, was als Vorarbeit für die deutsche Litteraturgeschichte gelten darf. Vielleicht interessiert es die Leser dieses Blatts, von den Ahnen der Gerovinus, Hettner, Goedeke, Scherer ein flüchtiges Bildchen zu sehen. —

Der Dichter im Mittelalter sorgte in der Regel für die Verbreitung seiner Geisteserschöpfungen so wenig direkt, wie der moderne Schriftsteller. Er sang sein Lied und übergab es den Spielleuten; zog er selbst umher, wie Balthar von der Vogelweide, so hatte er fast überall neue Strophen zu erfinden. Währendes trugen die Spielleute berufsmäßig, geschäftsmäßig seine früheren Dichtungen umher. Sie sangen sie, traten einer dem andern im Umtausch, gegen Entgelt oder als Geschenk Stücke des eigenen Repertoires ab, sie verbreiteten die Lieder eines beliebigen Meisters über das ganze deutsche Reich und selbst zuweilen über seine Grenzen hinaus. Dabei war zunächst ihr gutes Gedächtnis der Hauptträger der Ueberlieferung. Doch konnte es hierbei auf die Dauer nicht bleiben.

Ein Spielmann will seinen Kindern den eigenen Viederbesitz als Erbe teil hinterlassen, sehr oft bleibt die Kunst in Familien bewahrt. Oder sein alterndes, vielleicht auch überlastetes Gedächtnis bedarf der Hilfe. Und so kommen die Spielleute dazu, Viederbücher anzulegen. Diese Viederbücher bilden nun aber nicht nur die Grundlage unserer ganzen Kenntnis vom Minnesang — sie stellen selbst schon ein respectables Stück Litteraturgeschichte dar. Wir können beobachten, daß die Anzeichnung nach bestimmten Prinzipien erfolgt. Die Lieder eines und desselben Dichters werden genau — genau oder annähernd — chronologisch geordnet. Das kann nur ganz ausnahmsweise dem Dichter selbst verdankt werden; unsere Sängler besaßen nämlich nicht, wie die französischen Troubadours, ein für allemal einen in ihren Diensten stehenden „jongleur“ — der provenzalische Name des Spielmanns —, sie mußten vielmehr wechselnd bald den, bald jenen gerade anwesenden Berufssänger in Anspruch nehmen. Außerdem verlangte von den älteren, ritterlichen Dichtern die höfische Sitte eine gewisse, halb naive, halb affektirte Geringschätzung ihrer „dichterijschen Nebenstunden“; ihre Liebesliedchen in sorgfältiger Ordnung selbst herauszugeben, hätte so vornehmen Herren wie Kaiser Heinrich VI. oder dem Burggrafen von Regensburg schlecht angestanden. Die Spielleute waren es also, welche die Liederreihen ordneten, sobald sie mehrere Stücke von demselben Verfasser besaßen. Sie schlugen dabei oft zwei verschiedene Wege ein: entweder legten sie die Strophen so aneinander, daß ein kleiner Roman mit Liebesfrühling, Erfüllung, Abschied entstand, oder sie stellten Gedichte, die durch Verstümmelungen, Verweise sich als besonders früh oder besonders spät entstanden kundgaben, an Anfang oder Ende der Reihe. Dies Alles ist nun schon ganz eigentlich Litteraturgeschichte, ist nicht möglich ohne Beachtung inhaltlicher, ja auch metrischer und stilistischer Kriterien.

Aber dabei bleiben die nicht stehen, die die Viederbücher angelegt haben. Auch die Gruppierung verschiedener Dichter in Einer Sammlung geschah nach bestimmten Gesichtspunkten. Gern wurde freilich ein rein äußerliches Prinzip gewählt: die Anordnung nach dem Rang der Dichter. So stehen in unserer größten Viederammlung, der nun wieder nach Heidelberg geretteten „Pariser“ oder Manessischen Handschrift,

Kaiser und König voran, dann folgen die großen Reichsfürsten, der hohe und der niedere Adel, endlich Bürgerliche und fahrende Leute. Aber selbst hier wird diese Hierarchie von anderen Prinzipien durchkreuzt: landschaftliche Gruppen werden gebildet, analogische Folge wird angestrebt und — was das Wichtigste ist — bestimmte Dichterschulen werden vereinigt. Eine Reihe von Poeten, die wirklich durch unmittelbaren Zusammenhang oder gleiche Tendenzen einen engeren Kreis bilden, finden sich auch in der Handschrift vereinigt und zwar in der, öfters aus ganz sichern Daten zu ermittelnden, zeitlichen Folge. Das kann nicht lediglich darauf beruhen, daß diese Gruppen, etwa wie in unserem Jahrhundert die „schwäbische Schule“, in gemeinschaftlichen „Dichterbüchern“ ihre Zusammengehörigkeit bezeugen hätten; öfters handelt es sich um Dichter, zwischen denen jede persönliche Verbindung unwahrscheinlich ist. Dies ist also das Resultat eingehender, im eigentlichen Sinn litterarhistorischer Beobachtungen.

Wie sollten auch diese Spielleute, deren Handwerk sie zwang, aufmerksam ihre Dichter zu studieren, nicht zu solchen größeren Beobachtungen hingeführt werden. Sie wanderten feruhin über das Reich; von Österreich, wo man einen ganz neuen halbepischen Ton ansah, kamen sie in die Schweiz, wo man noch für „reine Poesie“ schwärmte. Hier will ihr Publikum Poesie, wie Ulrich von Sickingen sie versteht; dort verlangt man die alte Manier Reinmars. Der Sänger muß seinem Publikum genügen, hier das singen und dort jenes, es kann wohl nicht fehlen, daß er unterscheiden lernt!

Den Sammlern unserer großen Liederhandschriften darf man erst recht große Gesichtspunkte zutrauen. Sie kauften Liederbücher und ließen sie in wohlüberdachter Ordnung abschreiben — nicht mehr bloß aus praktischem Interesse, sondern in rein ideller Liebhaberei. Jener Hildegar Manesse in Zürich, der uns in solcher Form eine unschätzbare Bibliothek von Lyrikern und Didaktikern der mittelhochdeutschen Zeit hinterließ, hatte schon das Gefühl, mit dieser Dichtung gehe es zu Ende; er sammelt, um zu retten, er sammelt, wie ein moderner Philolog, wie Menckebach, der Freund der Brüder Grimm, Drucke aus dem 16. und 17. Jahrhundert auflos oder wie der Dr. Bohn der „Verlorenen Handschrift“ Volkslieder sammelt. Und Volkslieder fand der Manesse — „Menschenfresser“ heißt der schreckliche Name des trefflichen alten Herrn — wahrscheinlich schon selbst in Sammlungen vor; so früh hatten die herrenlosen Dichtungen aus Volksmund Teilnahme erregt.

Aber nicht bloß der Spielmann und der Liebhaber, auch der Dichter treibt Litteraturgeschichte. Den großen Dichterkatalog in Gottfrieds von Strazburg „Tristan“ hat Erich Schmidt selbst hervorgehoben. Und der große Dichter beschränkt sich keineswegs auf ein Register von Namen: er verteilt seine Vorbeerkränze

sorgfältig, bezeichnet Heinrich von Veldeke mit sicherer litterarhistorischer Erkenntnis als den Bahnbrecher des Minnejungs, verkennt nicht in Wolfram von Eschenbach den Panneträger einer neuen, ihm unjympathischen Richtung. Dieser Wolfram ist nicht minder von dem Bewußtsein durchdrungen, einer großen aufsteigenden litterarischen Bewegung anzugehören und weiß ihre Rechte kräftig zu wahren. Was wir hier bei den Epikern sehen, wiederholt sich bei den Lyrikern. Walther von der Vogelweide fühlt deutlich herans, daß mit dem geistreichen, aber frivolen Stifter der „höfischen Dorfpoesie“, Heidhart von Neuenthal, der Minnesang an einen Wendepunkt gerät, und er weiß die Eigenart des damaligen „jungen Deutschlands“ in seiner poetischen Denunziation vortrefflich zu umschreiben.

Von dieser Höhe einer auf das Große gerichteten Litteraturbetrachtung, die im Grund erst mit Lessing wieder erreicht worden ist, sinken die Epigonen rasch herab; aber sie geben deshalb die litterarhistorischen Liebhabereien keineswegs auf. Im Gegenteil wird es bei ihnen Mode, kleine raisonnierende Kataloge von Dichtern und Dichtungen in ihren Poesien anzugraben, bei denen sie durchweg eine chronologische Anordnung anstreben. Das setzt aber schon eine nicht unbeträchtliche litterarhistorische Tradition voraus, die bei den geringen Hilfsmitteln doppelt achtungswert erscheint.

Freilich arbeiten auch die Dichter selbst in späterer Zeit solchen Versuehungen vor. Berühmte Meister, wie Heidhart von Neuenthal und Konrad von Würzburg suchten sich ihr Autorenrecht zu sichern, indem sie den eigenen Namen in die Dichtung verweben, wie ja bekanntlich noch Hans Sachs alle Erzeugnisse seiner Werkstatt im Schlußreim mit seinem Namen versiegelt hat. Ferner werden Bezugnahme auf Zeitereignisse, Nennung von Zeitgenossen, Angriffe auf Nebenbuhler immer häufiger und gestatten der zeitgenössischen Philologie bestimmtere Datierungen.

Der zeitgenössischen Philologie — denn wirklich, man kann von einer solchen sprechen. Auch ihre Träger sind die Spielleute; ihre Ergebnisse sind die „litterarhistorischen Legenden“ des Mittelalters. An ihnen — wie auch an den historischen — hat die Forschung soviel Anteil wie die dichtende Phantasie. Wir können es genau verfolgen, wie vor allem für den unglaublich volkstümlichen Heidhart von Neuenthal eine „quellenmäßige Biographie“ zusammengelesen wird: autobiographische Stellen werden kombiniert, gedeutet, ausgeschmückt, sogar die Dichtung seiner Gegner wird benutzt. Zugleich hat an der großartigen Taubhäuferfrage die Auslegung und Ausschmückung gewisser Verse einen bedeutenden Anteil. Wir sehen: das Publikum interessierte sich für seine Lieblinge, war nach ihnen zu fragen gewohnt; der Spielmann mußte antworten können, wenn man ihn nach Heidharts letzten Abenteuern oder nach dem Ende des Taubhäufer fragte, und er mußte sich hüten,

mit seinen Angaben den seinen Hörern wohlbekanntem Ansagen der Dichter selbst zu widersprechen.

Vielleicht die großartigste Leistung der mittelalterlichen Litteraturgeschichte gehört erst dieser Zeit sonst sinkender Kraft an: es ist das Gedicht vom Wartburgkriege. Mit genialem Blick ist hier ein großer Gegensatz poetischer Richtungen erfaßt: die volkstümliche, in Thüringen altheimische Poesie wehrt sich gegen die höfisch-gelehrte Art, welche Landgraf Hermann auf der Wartburg eingeführt hat. Es ist ein Gegensatz, wie er etwa in dem Münden König Maximilians herrschte, als die von dem künst- und wissensdürstigen Fürsten besetzte Tafelrunde der „Ausländer“, der Heise, Weibel, Dingelstedt, Bodensiedt von den „Altboiern“ angefeindet wurde. Der Konflikt wird — in Baiern wie in Thüringen — durch religiöse Gegensätze verstärkt: die naive, einheimische Frömmigkeit nimmt Anstoß an der heftigen, einseitigen Bigotterie, die von außen ins Land getragen wird. Die Tannhäuserjagd mit ihrem Protest gegen päpstliche Härte ist auch ein Protest gegen die ungarische Fürstentochter, die heilige Elisabeth, und gegen ihren Peiniger, den Kegerichter Konrad von Marburg. Aber während diese Sage nur einen einzelnen Dichter in wunderbarer Verkörperung vorführt, mißt der Wartburgkrieg eine ganze Reihe hervorragender Dichter an einander, wie die Sage des Altertums vom Wettkampf des Homer mit Hesiod oder die Künstlerjagd der Renaissance von Wettipiesen Dürers mit Kasel fabuliert hatte. Hierbei werden allerdings die Dichter mit sehr ungleicher Treue portraitiert — Wolfrant ist ganz mißraten —; aber der Versuch, die großen Jüge in dem Bild litterarhistorischer Gestalten wiederzugeben, ist nirgends zu verkennen. Auch hier sind — zumal für den sehr populären Walthar von der Vogelweide — Eitate und Reminiscenzen in die Gesänge verwebt, etwa wie die „historischen Romane“ unserer Tage solche urkundlichen Belege verwenden. Wichtiger bleibt doch, daß hier eine große Auswahl unter den zahllosen Dichtern der Zeit getroffen, und daß einem bedeutungsvollen Moment in der Entwicklung unserer Litteratur — der Verwindung des Minnesangs durch die neu erstarkte geistlich-gelehrte Poesie — ein bleibendes Denkmal gesetzt ist.

In jener Auswahl liegt zugleich eine Kritik, und eine solche wiederholt sich in all jenen Namenslisten, nicht zum wenigsten in den wechselnden Verzeichnissen der „Sieben alten Meister“, die die Singhale, die Kunstübung der Meisterfinger, begründet haben sollen. Die litterarische Kritik im Zeitalter des Minnesangs beschränkt sich aber keineswegs auf solche Feststellung eines Canons der „Klassiker“. Sie ist vielmehr recht vielseitig nach ihren Arten und Absichten. Kritik üben die Zuhörer, die Spielleute, die Dichter, die Sammler. Auf das Urteil des Publikums läßt die Anzahl der überlieferten Gedichte einen Schluß zu,

auch die Legenden, die sich nicht notwendig an die bedeutendsten, aber doch immer an charakteristische Persönlichkeiten heften. Im Ganzen dürfen wir aussprechen, daß die Kritik der Hörer in jener Zeit sicherer und zuverlässiger war als vielfach, ja meist in späteren Perioden. Die Dichter, von denen die größte Zahl von Gedichten überliefert ist, sind überwiegend dieselben, denen auch die neuere Kritik die Palme zuerkennt; so Reinmar von Zweter, Walthar von der Vogelweide, Reidhart von Neuenthal. Ähnliches gilt für die Epik: die Zahl der Handschriften ist bei den besten Werken durchschnittlich größer als bei geringeren. Solchen Thatfachen gegenüber kann man sich an die Erfolge eines Kogebue, an die Zahl der Anzeigen, die zu Goethe's Zeiten Lafontaine und Claurin erlebten, nicht ohne Beschämung erinnern; und wenn noch 1859 bei Begründung der Schillerstiftung der gute Liedge neben Schiller als gleichberechtigt gestellt wurde, so hätte das Publikum unserer Minnesänger eine solche Paarung kaum geduldet.

Die Kritik der Spielleute verrät sich zunächst gleichfalls in der Statistik der Ueberslieferung, hier aber blieben sie gewiß von ihren Abnehmern abhängig. Selbständig treten sie dagegen vor uns, wenn sie ändern, unreine Reime beseitigen, seltene Formen durch geläufigere ersetzen, sich verdeutlichende Zusätze gestatten. In all' dem liegt ein bestimmtes Urteil über Verskunst, Sprache, Stil des Autors. Diese mittelalterlichen Rezensenten führen nun aus, was die meisten Kritiker unserer Tage nur thun möchten: sie modeln alles nach ihrem Geschmack, trivialisieren das Originelle, messen alles an den hergebrachten Mustern.

Können wir die Kritik des Publikums und der Spielleute (und ebenso die der Sammler) nur erschließen, nur aus Anzeichen folgern, so sprechen dagegen die Dichter ihre Kritik oft genug deutlich aus. Bald richten sie sich gegen bestimmte Tendenzen, bald auch gegen einzelne Persönlichkeiten. Und ihre Kritik läßt sich auf bestimmte Prinzipien zurückführen. Vor allem wird eine gewisse Höhe des Gegenstandes verlangt, von den strenghöfischen Dichtern auch ein ernster, erzieherischer Ton. Sie haben eine ganze Reihe von Fiktionen zu beobachten, werden gescholten, wenn sie ihrer minnenden Ungebild zu heftige Worte leihen oder sonst die konventionellen Formen des Minnedienstes verletzen. Freilich fehlt da auch nicht die Reaktion: unbesangener Gemüter verspotten das Unwahre dieser Voraussetzungen, fragen den armen Reinmar, wie alt denn seine Geliebte jetzt sei, der er „von Kindesbeinen an“ gedient haben will, oder parodieren den Jammer unerhörter Liebe.

Zu solcher Schulkritik kommen Gegensätze der Stände: der adlige Sänger und der fahrende Feinden sich an; der gelehrte Dichter und der ungelehrte

wiesen sich ihre Schwächen vor. Weiter entartet dies zur Polemik der Personen, zu einer hämischen Kritik unter Standesgenossen, die oft genug ihre Wurzel im Brotneid besitzt. Ein Sänger verhöhnt den andern wegen seiner fahrigten Vielgewandtheit und der Erfolge, die er damit im engsten Familienkreise davon getragen habe; andere beschuldigen ihre Nebenbuhler des Plagiats, der Unverständlichkeit, des rohen Naturalismus; dies ist der Vorwurf, den Walther gegen Reidhart erhebt.

Man ersieht aber gerade aus diesem Beispiel, daß neben der persönlichen Anfeindung (und neben eben so persönlichen Lobsprüchen) eine sachliche Kritik nicht fehlt. Sie richtet sich fast immer auf die äußere Technik: Reimgewandtheit, Originalität der Form. Gottfried von Straßburg kritisiert an seinen Zeitgenossen besonders den Reim und preist die Gewandtheit, mit der Hartmann von Aue seine Reimwörter ohne jede Mühe erscheinen läßt, ganz ähnlich wie Boileau den Reim *Motières* entzückt lobt. Doch rühmt er auch die originelle Erfindung in einem uns leider verlorenen Epos. Heinrich von Veldke Vorliebe für breite Schilderungen kostbarer Gegenstände heben mehrere Zeitgenossen mit gutmütiger Spötereie hervor. Er gilt doch unbefritten als das Haupt, als der offizielle „poeta laureatus“. Für die *Lyrik* allein erbt Reinmar von Zweter, nach ihm Walther diese Stellung, ohne sie doch gleich unangefochten zu besitzen, und für die *Epik* hat der große Wolfram es nur in begrenzten Kreisen wieder zu gleicher Anerkennung gebracht.

Gern macht die Kritik der Minnesängerzeit sich in Parodien Luft, die bei genauer Nachahmung der Form den Inhalt durch Ueberspitzung seiner Schwächen lächerlich machen. Die Hyperbeln der getreuen Liebhaber, der Selbstruhm prahlerischer Poeten, gewagte Situationen und zu oft wiederkehrende Ausdrucksweisen werden karriert. So hat besonders gern Wolfram die Manieren hervorragender Dichter seiner Zeit, wie Reidharts, scherzhaft nachgeahmt. Bössartiger ward die Parodie, als gegen die ganze Minnedichtung eine Reaktion mächtig wurde, welche den versiegenden Reflexionen, dem toten Formeltram und den Unmaßungen der Epigonen Reinmars ein gesundes, realistisches Hülfen entgegenwarf. Da sprachen denn etwa Hirt und Viehmagd auf der Streu in Minnesfokeln oder die bewegliche Klage: „in unruhiger Bewegung fährt mein Herz hin und her“ wird von dem Nachdichter durch den derbomischen Zusatz „wie ein Schwein in einem Saß“ vervollständigt. Ganz ebenso hat der dänische Lustspieldichter Weffel die steife Alexandrinertragödie seiner Zeit kritisiert, indem er in seiner „Liebe ohne Strillunse“ die Personen und ihre

Sprache in lächerlichen Kontrast brachte; ganz ebenso hat A. W. Schlegel an Koyebues falscher Sentimentalität Kritik geübt, indem er das vielbewunderte „le coeur palpite“ der Naturtochter Gurli durch ganz andere Körperbewegungen ersetzte.

Aber diese Kritik ganzer Richtungen innerhalb der weltlichen *Lyrik* wird noch überboten durch andere Richter, welche alle weltliche Dichtung verwerfen, alle Poesie, die nicht Maria und den Heiligen gilt, verwerfen. Ebenso tief geht der Gegensatz zwischen den Freunden der Volkspoesie — unter denen die beiden größten Meister, Wolfram und Walther, voranstehen — und den Neueren, die vom Standpunkt der Aufklärung die „abgeschmackten Lügen“ der Volksepen verwerfen oder aber wieder vom strenggeistlichen Gesichtspunkt aus alles „mäßige Zaubuliren“ verbannen wollen.

Solche Kritik der Grundtendenzen wird oft ausgesprochen, öfter noch durch die That bewiesen. Dichter geben ihren weltlichen Sang auf und versprechen nur noch in geistlichen Tönen zu dichten; Wolfram läßt den Ritterromanen eine Heiligenlegende folgen. Nicht minder wird die rationalistische Kritik in That umgesetzt. Ulrich von Lichtenstein findet es unwahrscheinlich, daß in der uralten Gattung des „Tageliedes“ der Wächter auf der Zinne die Liebenden weckt und vertraut diese Aufgabe der Rose der Geliebten an.

Wie man sieht, fehlte es den Minnesängern auch nicht an Reflexion und Selbstkritik, mag diese auch am häufigsten in der Form ungemessenen Selbstlobs auftreten. Aber schon äußere Umstände nötigten die vom Beifall ihrer Zuhörer abhängigen Meister zur Selbstprüfung; so mancher klagt, daß der einst reichliche Lohn ausbleibt, daß andere Dichter oder Richtungen ihn verdrängen und merkt daran wohl auch, daß er alt geworden und seine frühere Geltung dahin ist. Andere entschuldigen sich wegen ihrer Schwächen, z. B. wegen ihrer dialektischen Sprache, wegen häufiger Wiederholung derselben Motive; so etwas thut aber kein Dichter, wenn ihn nicht die Kritik dazu nötigt. Und gleichzeitig fördert er dadurch die Kritik und nicht minder auch die Litteraturgeschichte. Die ersten Fingerzeige zu einer wirklichen Entwicklungsgeschichte des Minnesangs verdanken wir den alten Meistern. Manchem von ihnen gelang sogar die Selbstüberwindung, einen ihm unsympathischen Nebenbuhler in einem Kadrus in die gebührende Stelle einzusetzen; so that es Walther mit Reinmar. Und so dürfen wir dankbar mit den Worten an unsere Vorgänger schließen, mit denen er seine Totenklage auf Reinmar beendete: „Dank sei eurer Zunge gesagt“ — Dank nicht bloß für das, was ihr gerade heraus sangt, Dank auch für das, was bei euch zwischen den Zeilen zu lesen steht!



Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

Eine literarische Zeitschrift in Deutschland darf sich in ihrem zehnten Lebensjahre altherwürdig vornehmen, und ist's zudem eine, wie die „Deutsche Dichtung“, die alle ihre Tage keinen schlimmeren Feind gehabt hat, als den Raummangel, so darf man für die plötzliche Erweiterung ihres Programms ein Wort der Erklärung verlangen. Der schlimme Feind thut, was er kann; dies Wort kommt deshalb um ein Heft zu spät und nachdem ein Wiener Brief vorangegangen, aber deshalb mag es doch hier stehen bleiben, wie es für das vorige Heft gejetzt war.

Wenn eine Zeitschrift eine neue Rubrik bringt oder eine alte beseitigt, so geschieht dies immer in Erfüllung der vielen Wünsche, die ihr aus ihrem Leserkreise zugegangen sind. Ist genug ist Niemand darüber erstaunter als die Leser, aber es sieht gedruckt da und so wird es wohl auch wahr sein. In neun unter zehn Fällen ist's aber pure Spiegelfechtereie, und wenn ich mich bei diesen Theaterberichten darauf berufen wollte, so wäre es auch nur die halbe, nicht die ganze Wahrheit. Denn wohl hat es von dem Tage an, da im September 1886 das erste Heft dieser Zeitschrift erschien — nebenbei bemerkt, unter dem ermunternden Juraus vieler Mitarbeiter und fast aller Rezensenten, daß sie nach höchstens drei Monaten in ein besseres Jenseits einkehren werde, wo die Schatten ihrer Vorgänger, der rein literarischen und nach künstlerischen Grundzügen geleiteten Zeitschriften Deutschlands, verweilen und in wehmütvollem Chorus das Schlagwort vom „Volk der Dichter und der Denker“ rezitieren — wohl hat es, sag' ich, schon damals an Stimmen nicht gefehlt, die zu Theaterbriefen rieten, und ab und zu kam auch all die folgenden Jahre eine Postkarte geflattert, die grob oder fein den gleichen Wunsch aussprach. Aber es sind ihrer in letzter Zeit nicht viele mehr geworden, als bisher, und so hätte ich mich deshalb allein noch nicht zu der Neuerung bestimmt gefühlt.

Zu der Neuerung, die freilich ein alter Voratz ist, genau so alt, wie diese Zeitschrift. Als ich ihr Programm an die deutschen Schriftsteller versandte, war darin auch von solchen Berichten die Rede. Einige stimmten zu, Andere warnten. Als Erster Gottfried Keller. Das Programm, meinte er, sei für die sechs Bogen monatlich ohnehin weit genug; es würde wohl schon für die Litteratur-Kritik nicht viel übrig bleiben — und nun auch noch ein Brocken Theaterkritik?! Von Zürich ging ich in jenem Sommer nach Stuttgart und da war's nun gar kein geringerer Sachverständiger als Friedrich Theodor Vischer, der abriet, und auch noch aus anderen als formalen Gründen. Das Interesse für's Theater, meinte er, drohe heutzutage ohnehin das bischen Teilnahme für unser geistiges

Leben, das noch vorhanden sei, ganz zu absorbieren. „Und Sie wollen ja nicht in dasselbe Horn stoßen, wie die Ädern. Sind Sie ein seltsamer Kauz, der eine Zeitschrift ohne Essays über Kinderkrankheiten, ja sogar ohne Marittliaden“ — Verzeihung, aber so sagte er — „kurz ohne alle „Reizmittel“ durchsehen will, so haben Sie den Mut, es ganz zu sein, und sehen Sie völlig vom Theater ab. Bringen Sie lieber ab und zu ein gutes Drama, das der Auf-sführung wert ist und doch liegen bleibt. Damit ist zwar nicht viel gethan, aber etwas mehr Frucht trägt's doch, als die bloße Kritik.“ Von Stuttgart aber ging ich nach Berlin und machte auf dem Wege in Siebleben Halt, bei Gustav Freytag. „Das ist ein schmerz Dilemma“, sagte er lächelnd, „aus dem es nur einen Ausweg giebt. Dramen allein, wie bisher rät?! Nun, ich habe ja in den „Grenzboten“ ab und zu eins gebracht, sogar einmal ein eigenes, und es eigentlich nur deshalb bereut, weil mir so viel Manuskripte an den Kopf flogen, daß ich mich zuweilen unter den Schreiberisch ducken mußte. Aber — all-zuviel Dramen giebt's nicht, die man ganz gelesen haben muß, um zu wissen: „Das kannst du nicht drucken“. Auch läßt sich immerhin etwas Gutes damit bewirken, aber wenn Sie keine größeren Gutzthaten aufweisen können, so geben Sie deshalb allein doch schwerlich einst zu den Seligen ein . . . Auch wollen Sie alle anderen Gattungen nicht bloß durch die Produktion vertreten sehen; warum nur das Drama nicht auch kritisch? Weil es, wie Vischer meint, die Leute am meisten interessiert? Das scheint mir kein ganz genügender Grund. Gegen den Strom schwimmen ist ja hübsch, aber die reizendsten Stellen sucht man sich doch in der Regel nicht aus. Also — wissen Sie, was ich thäte?“ — „Nun?“ — „Ich würde“ — und der Schalk lachte ihm dabei ans den Augen — „vom Verleger für jedes Heft einen Bogen mehr verlangen!“

Nun war ich freilich auch damals schon zu alt, um mich aus so utopische Dinge einzulassen, aber doch nicht all genug, um nicht zu denken: „Da nun Drama und Dramen-Kritik regelmäßig nebeneinander nicht möglich sind, so wollen wir jenes von Beiden wählen, was den größeren idealen Nutzen verspricht. Und das ist doch wohl die Produktion. Es giebt unzählige Zeitschriften, die Theaterberichte bringen, aber keine, die auch Dramen zu bieten wagt! Auch dies gilt eben als gefährlich, als kein gewöhnliches Reizmittel für einen größeren Leserkreis, gerade wie die Pyrif. Es ist nicht viel, aber vielleicht etwas Gutes damit bewirkt, wenn mindestens eine Zeitschrift dem Drama höheren Stils eine Stätte bereitet, wo es ans Licht treten kann. Freilich nicht an jenes Licht, das ihm

einzig frommt, das der Lampen, aber auch ein schwächeres ist der Dunkelheit vorzuziehen."

Und so fand sich diese Zeitschrift, neben spärlichen, leider — wieder aus Raumnot — allzuspärlichen Besprechungen von in Buchform erschienenen Dramen, mit dieser Gattung durch neun Jahre nur durch die Veröffentlichung einzelner Werke ab. Ich habe keinen Grund anzunehmen, daß dies ein Mißgriff war, im Gegenteil, mir ist's und bleibt's eine Freude, daß ich's that. Eritlich deshalb, weil es für viele, ja zuweilen für alle Freunde dieser Zeitschrift eine Freude war. Die Reihe kann sich, was den Rang der Dichter betrifft, gewiß sehen lassen: sieben Werke von Adolf Wilbrandt, je vier von Bauernfeld und Pöjse, je drei von Ludwig Fulda und Otto Roquette, daneben solche von Franz Nissel, Ernst Wichert, Heinrich Kruse, Richard Voß u. A. Aber auch der litterarische Wert ist, wie ich glaube, keiner dieser Gaben ganz abzuspochen, so verschieden er auch sein mag. Endlich aber — und daß mir dies das Wertvollste ist, wird man mir nachfühlen — ist in einzelnen Fällen die Stimme dieser kleinen Zeitschrift doch stark genug gewesen, den Kärm des Tages zu übertönen und Werken, die sie brachte, die Aufführung zwar nicht allein zu erringen, aber doch erringen zu helfen. Ich will nur zwei Beispiele nennen: Franz Nissels „Nachtlager Corvins“, und Adolf Wilbrandts „Meister von Palmyra“.

Darum habe ich wahrlich keinen Grund, für die Zukunft kein Drama mehr zu veröffentlichen, und sie sollen auch ferner in dieser Zeitschrift zu finden sein. Wohl aber scheint es mir richtig, sie nicht mehr als ständigen Teil in jedem Heft zu bringen. Bequemer wäre ja das Gegenteil, denn das Angebot ist gerade da sehr groß und das Ablehnen oft nicht leicht; aber ich habe von Jahr zu Jahr klarer erkannt, wie viele Voraussetzungen sich zusammenfinden müssen, damit ein Drama, in Fortsetzungen veröffentlicht, doch seine Wirkung übe. Vor allem ist hier eins unentbehrlich, was für den gewöhnlichen Bühnenerfolg recht gleichgiltig ist: der litterarische Wert und namentlich die künstlerische Durchbildung der Sprache. Aber unentbehrlich ist auch die straffe Föhrung der Handlung, die kraftvolle Schürzung und Lösung des Problems, die Zeichnung in großen, deutlichen Strichen — kurz, alles, oder doch fast alles, was die Wirkung auf der Bühne bedingt. Solcher Dramen aber werden nicht allzuviel geschrieben, und von diesen wenigen kommt wieder eine gewisse Zahl aus einem äußeren Grunde für eine Zeitschrift nicht mehr in Betracht, der erst seit kurzem besteht und sich nun fühlbar macht. Der deutsche Schriftsteller ist nun auch in Nord-Amerika unter gewissen Bedingungen geschätzt: wenn er sein Werk vor dem Erscheinen in Deutschland in Amerika drucken läßt. Die deutschen Erzähler können sich dies bei dem bedeutenden Umfang ihrer Werke und der

Höhe der amerikanischen Druckerrechnungen selten, fast nie zu Nuge machen. Anders die Dramatiker. Bis aber das Werk in Amerika gedruckt ist und alle Formalitäten erfüllt sind, ist oft genug ein Jahr verfloßen, währenddessen das Drama in Deutschland natürlich nach dem vom Verfasser erworbenen Manuscript aufgeführt worden ist, und ein sehr bekanntes Werk nun als Neuheit zu bieten, geht nicht gut an.

Kann denn, der Raum, der dadurch frei wird, soll diesen Berichten dienen, denn Freitag hatte wohl Recht: das war wirklich eine Lücke, und der Umstand, daß die Bühnen-Produktion heutzutage am meisten interessiert, denn doch zu ihrer Entschuldigang nicht ganz hinreichend. Daß sich übrigens auch gegen solche Uebersichten in einer Halbmonatsschrift, die ihrer nicht viele bringen kann, manches einwenden läßt, verkenne ich nicht. Die Urteile hinken jenen der Zeitungspressen und des Publikums nach; die Gefahr, Bekanntes zu wiederholen, liegt ebenso nahe, wie jene, eben darum — anders zu urteilen, als die meisten gethan haben. Aber es wäre schlimm, wenn die Existenzberechtigung einer Kritik nur davon hinge, daß sie von Dingen spricht, über die der Leser noch keine andere oder doch gewiß keine ähnliche Meinung gehört hat. . . . Alle Kritik ist subjektiv; anders als nach seinem eigenen Kunstgeschmack kann Niemand urteilen; fragt sich nur, ob dieser Geschmack so beschaffen ist und sich so zu äußern vermag, um die Beachtung der Oeffentlichkeit zu verdienen, und ob die sonstigen Umstände so liegen, daß er sich ehrlich, unbedungen und nach reiflicher Ueberlegung äußern kann. Die Kritik der Zeitungen ist notwendig, aber daß sie, wie dies zuerst in Wien und nun auch in Berlin üblich geworden, zum guten Teil am Abend nach der Vorstellung hingeworfen wird, ist weder notwendig noch hübsch, im Gegenteil ein ganz abscheulicher Umgang, dessen Abschaffung ein Segen für die Kunst wäre. Man klagt oft über die Maßlosigkeit dieser Kritik; sie könne nur verdammten oder zum Himmel heben, und ein Korn Wahrheit ist ja darin, aber man vergißt, daß an diesem leidigen Umstand nichts so schuldig ist, wie dies kritische Schnellfeuer mit mildem Kopf und hungrigem Magen. Freilich, wer überhaupt seiner eigenen Meinung ist, der ist's auch schon, wenn er das Theater verläßt, aber etwas Andres ist's, sie sich nun ruhig zurechtzuliegen und über die Gründe seines Eindrucks klar zu werden, oder, dem Zwang gehorchend, sie häßig hinzuwerfen und im Drang, nur ja klar und fest zu erscheinen, zu überfippen. . . . Auch aus einem anderen Grunde dürfen die Rezensen ihre Theaterberichte neben denen der Journale nicht für überflüssig halten. Wer dem Tage dient, muß allem gerecht werden, was der Tag bringt; die Revue kann ihren Stoff sichten und nur behandeln, was sie von ihrem Standpunkte aus interessiert. Und für die „Deutsche Dichtung“ wird nicht bloß die „Tolle

Nacht" im Central-Theater, sondern auch die „Gräfin Fräsi" des Herrn Oscar Blumenthal sehr gleichgültig sein.

Will ich nun dieser Einleitung auch noch eine halbwegs eingehende über die Berliner Theater-Verhältnisse im Allgemeinen folgen lassen, so komme ich heut freilich nicht zu meinem Stoff: einen Blick auf jene, zuletzt in Berlin aufgeführten Stücke zu werfen, die künstlerisch etwas bedeuten oder doch wenigstens trotz aller Mängel beweisen, daß ab und zu doch immer auch noch Dichter für die deutsche Bühne schreiben. Einiges aber muß doch auch über diese Verhältnisse gesagt sein.

Als ich vor acht Jahren von Wien nach Berlin übersiedelte, war eben in beiden Städten eine Phrasen im Schwange, der man ebensowenig entgegen konnte, wie einst dem Cri-Cri verruchten Angedenkens. An der Donau seufzte man nämlich in klagendem Moll: „Wien ist seine Theaterstadt mehr!" und in Berlin klang es in fröhlichem Dur: „Berlin ist nun die deutsche Theaterstadt!" Klage und Jubel gründeten sich nur auf einen Umstand, der freilich von höchster Wichtigkeit ist: Den Besuch der Theater. In Wien machten die Direktoren allesamt schlechte und in Berlin die Meisten vorzügliche Geschäfte; darum wurde in Berlin fast alle Jahre ein neues Theater begründet, in Wien hätte sich für eine Wundbahn leichter das Kapital gefunden, als für ein derartiges Projekt. Schon aus diesem Grunde klopfen die Dichter nicht mehr im Süden, sondern im Norden zuerst an, eben da, wo ihnen rascher aufgethan wurde, noch mehr deshalb, weil Publikum und Direktoren der neuen Kaiserstadt die Ehre der entscheidenden Erstaufführung immer energischer für sich in Anspruch nahmen und die Dichter, doch zumeist Reichsdeutsche, sie ihnen schon aus Patriotismus, dann aber auch aus Klugheit gern gewährten. Denn ein Wiener Erfolg, noch bis in die achtziger Jahre hinein für halb Deutschland entscheidend, hatte nun fast nur noch lokale Bedeutung, und der Berliner entschied. So richtig und wichtig dies alles war — über die Berechtigung jener beiden Schlagworte konnte man doch seine eigene Meinung haben. Die Wiener Theater hatten magere Einnahmen, weil die Wiener der schlechten Zeiten wegen wenig ins Theater gingen und der Fremden-Zufluß stets ein bescheidener ist, aber wer ins Theater ging, sah zumeist vorzügliche Schauspieler, und, was noch schwerer wog, ein treffliches Ensemble. In Berlin aber fehlte es zwar auch an bedeutenden Schauspielern nicht, nur waren ihrer nicht genug für die vielen Bühnen da; neben trefflichen Künstlern standen schlechte Musikanten, und um das Zusammenspiel stand es zumeist, etwa nur das „Deutsche Theater" abgerechnet, gar nicht herrlich. Auch ein anderer Mangel fiel dem Kenner, der wahrlich nicht bloß unbefangener war, sondern das beste Vorurteil für die neue Heimat mitbrachte und sich herzlich freute,

so oft ihm am Berliner Leben ein neuer und schöner Zug bemerkbar wurde, unwillkürlich auf. Nicht bloß in Wien, auch in den meisten anderen deutschen Hauptstädten gab es doch mindestens eine vornehme Bühne mit reichem, sorglich erwogenem, abwechslungsvollem Repertoire, in welchem so Klassisches wie Modernes zu finden war und die Novitäten nur eben jenen Raum einnahmen, der ihnen von Rechtswegen gebührte. Das war selbst am Berliner Schauspielhaus nicht ganz so, die Zahl der Stücke, die wohl einstudiert waren und jederzeit dem Spielplan eingefügt werden konnten, viel geringer als am Wiener Burgtheater; auch diese Bühne führte erfolgreiche Novitäten sehr oft vor und dann, nachdem ihre Anziehungskraft dadurch vor schnell erschöpft war, gar nicht mehr. Wo dies am grünen Holze einer reich subventionierten Hofbühne geschah, durfte man sich nicht wundern, wenn es um die Privat-Theater nach dieser Hinsicht noch minder gut stand. Nun hörte man darauf freilich oft den Bescheid: „Das haben wir nicht nötig, weil es in Berlin so viel gute Bühnen giebt, während das Burgtheater für Wien das Ginz und Alles ist. Wer hier jeden Abend in ein anderes Theater geht, hat Abwechslung genug." Nun gab es, und giebt es auch heute noch in Berlin doch eigentlich nicht gar so viel gute Bühnen, und ein einseitiges Repertoire schädigt das Können der Schauspieler und den künstlerischen Geist der Bühne; nebenbei will auch nicht vergessen sein, daß doch jede Bühne darnach strebt und streben muß, sich ein Stammpublikum zu schaffen. Kurz, wer genothet war, sich sogar bei Schlagworten etwas zu denken, mußte sich damals sagen: Wien hat so viel tüchtiges Zeug dazu, eine Theaterstadt zu bleiben, daßes hoffentlich auch so kommt; was aber Berlin betrifft, so ist es auf gutem Wege, eine Theaterstadt zu werden. Und erfüllen sich diese Hoffnungen, so wird dies für das deutsche Theater ebenso gut sein, als ihm das Gegenteil schlimm bekäme. Das Beispiel von Paris ist nicht eben geeignet, uns alle, wo immer wir wohnen mögen, sofern wir es nur eben mit unserer Kunst ehrlich meinen, zu Schwärmern für eine stramme Centralisation auf diesem Gebiet zu machen."

Und heute? Die Hoffnungen haben sich nicht ganz erfüllt, aber doch immerhin zum Teil. In Wien sind zwei neue Theater entstanden und sie wie die älteren machen fast immer gute Geschäfte. Aber nicht bloß die materiellen, sondern auch die künstlerischen Ernten sind reicher, als einst; gespielt wird im ganzen so gut wie zuvor, ebenso wird noch immer auf ein reiches Repertoire gehalten, wenn sich auch ab und zu der Raubbau auf Novitäten sichtbar macht, als früher. Die alte Kaiserstadt ist also noch eine Theaterstadt, und der Mann, der es einst am lautesten in die Welt hineinrief, daß sie es nicht mehr sei, ist nun wohl auch besserer Meinung, da er Direktor eines der neuen Theater geworden ist. Berlin aber hat allen Grund, neidlos

zuzusehen, denn es ist gleichfalls auch nach dieser Hinsicht mächtig vorwärts gekommen. Nicht bloß äußerlich, wie man oft behaupten hört. Einige neue Theater sind ja hinzugekommen und können sich, das eine glänzend, die anderen recht gut behaupten; im Westen steigt eben wieder ein Neubau aus der Erde und auch an Projekten fehlt es nicht. Das ist viel des Segens, zu viel, meinen einige, und prophezeien noch vor, oder wenn sie gütiger gestimmt sind, wenigstens nach der Ausstellung von 1896 einen Theater-Strach. Ich glaube, damit hat es gute Wege, es ist in den Leuten dieser nagelneuen Niesenstadt eine ungeheure Kraft des Genießens und nicht bloß des Arbeitens; der moderne Berliner ist unendlich genussfähiger und genussüchtiger als der Wiener von heute; diese Ansicht geht gegen das Herkömmliche und ist deshalb doch unbestreitbar. Nun denn, schon diese äußerliche Blüte ist nicht zu unterschätzen; ohne Publikum giebt's eben keine Theater. Aber noch viel erfreulicher ist der künstlerische Fortschritt in den letzten Jahren; wir haben nun mehr gute Schauspieler und es wird zum mindesten auf ein anständiges Mittelmaß geachtet; auch das Zusammenpiel wird mehr gepflegt, die Inszenirung ist sorglicher. Daß die einst vornehmste Privatbühne Berlins, das „Deutsche Theater“, unter der Direction Brahm in dieser Hinsicht tiefer steht, als vor Jahren, wo sie der klügste und eigentlich auch gewissenhafteste deutsche Theater-Praktiker, P'Arronge leitete, ist ja wahr, ändert aber wenig an dem Gesamteindruck.

Nur eines ist leider nicht besser geworden. Noch immer ist die Sorge um ein festes, reiches Repertoire die allerletzte, die einem Berliner Theater-Leiter zu kommen scheint, noch immer leben die meisten von der Hand in den Mund: von einer Novität zur andern, und darum ab und zu, wenn eine Novität versagt, recht kümmerlich; noch immer wird jeder Erfolg rasch und rücksichtslos angepreßt, wie eine Citrone, daß dann auch kein Tropfen mehr nachfließt. Es ist eine Berliner Eigenthümlichkeit, daß Stücke von so ungewöhnlichem Erfolg, wie Zulda's „Talisman“ oder Sudermann's „Ehre“ im Repertoire der Bühnen, die sie zuerst brachten, nicht ihren breiten, sicheren Raum haben, sondern nur noch ab und zu als Lückenbüßer auftauchen, — anderwärts wäre die Erscheinung undenkbar. Man sagt, das Geschäft bringe das so mit sich, und vergißt, daß der Erfolg bei weiserer und maßvollerer Ausnützung auch länger gedauert und höchst wahrscheinlich mehr eingebracht hätte. Der materielle Gewinn ist zweifelhaft, der künstlerische Schaden zweifellos, und nicht bloß in der oben angegebenen Hinsicht. Ein guter Teil dessen, was an dem Berliner Theater-Leben minder erquicklich ist, stammt von dieser Novitäten-Hege.

Man darf dies nicht mißverstehen. Ich lehre mich gegen die Hege, nicht gegen die Novitäten. Die

zeitgenössische Produktion muß für jede Bühne eine Hauptsache bleiben; die Vernachlässigung dieser Produktion bedeutet eine grobe Pflichtverletzung, nicht weniger. Novitäten also sollen ausgeführt werden, sogar viele; es scheint mir durchaus kein Unglück, wenn dabei auch das unreife Werk eines talentvollen Anfängers oder das mißratene Werk einer reifen Kraft ans Licht kommt; wer was zu können scheint, soll zu Worte kommen; denn ob er wirklich was kann, wird erst dann ganz klar. Wie oft hat Heinrich Raube in der Abmessung des künftigen Erfolgs geirrt, von Geringeren zu schweigen! Selbst die Generalprobe giebt noch keinen zuverlässigen Maßstab der Beurteilung. Ich weiß nicht, ob jenes Geschichtchen, das man sich vor Jahren nach dem immensen Erfolg der „Ehre“ im Lessing-Theater erzählte, buchstäblich wahr ist. Als Sudermann nach der Generalprobe den Saal verläßt, fragt er Herrn Blumenthal, der schweigend und sichtlich mißgestimmt neben ihm hergeht, welchen Erfolg er sich verspreche. Und darauf der Direktor: „Mit Bestimmtheit kann ich Ihnen nur sagen: wir spielen das Stück zu Ende, es komme, was da wolle.“ Wie gesagt, dafür kann ich mich nicht verbürgen, wohl aber für einen ähnlichen P'ergang, der im Grunde noch drastischer war. Zulda las mir seinen „Talisman“ vor, ich war über den dichterischen Wert ehrlich erfreut, hatte aber bezüglich der Bühnenwirkung schmerzere Bedenken, als ich sie dem Autor, dem eben die ersten Proben ohnehin genug an den Nerven zupften, äußern mochte. Meine Hoffnung war nur, daß P'Arronge das Stück sonst nicht acceptirt hätte, und meine Besorgnis wuchs, als mir dieser einige Tage darauf sagte, auch er habe einige Sorgen. Das Schlimmste aber war die General-Probe. Da saßen wir, drei oder vier Schriftsteller und eben so viele Schauspieler, im Parfett, hörten zu und — wagten nicht zu sagen, wie Schlimmes wir befürchteten. Erst auf dem Heimweg durch den Berliner Tiergarten sagte mir einer der Herren, damals Kritiker eines großen Berliner Blattes: „Nun, Zulda ist jung, er wird den Mißerfolg verwinden.“ Und am nächsten Abend mußten wir schon nach den ersten Szenen, daß es ein großer, echter Erfolg sein würde.

Schon darum sollte man dramatischen Werken, die nicht etwa zweifellos ohne Wert sind, die Feuerprobe der Aufführung gönnen. Novitäten also — und sie sollen eine Hauptsache sein, aber nur eben nicht die einzige Hauptsache. Heute sind sie für eine ganze Reihe von Berliner Bühnen, die vornehm sind oder gelten wollen, der einzige Lebenszweck, ja das einzige Mittel zum Leben. Diese Zuspieler ist nicht bloß für die Direktoren vom Uebel — denn versagt eine Novität, so ist in der Zwischenzeit, bis eine neue herausgebracht werden kann, große Ebbe in der Kasse, und nicht bloß für die Schauspieler, die einige Wochen überaus angestrengt sind, und trotz allen Pflichtseifers

wenn mehrere Stücke hintereinander abgelehnt werden, Unreifes bieten müssen, um dann, wenn ein Stück einschlägt, durch Monate fünfmal wöchentlich dieselbe Rolle zu wiederholen, was ja auch nicht vom Vorteil für ihre Entwicklung ist, sondern auch für die Autoren und die dramatische Produktion, daneben aber auch für den guten Ruf Berlin's als Theaterstadt.

Das Berliner Premieren-Publikum wird außerhalb Berlin, und namentlich in jenem Berlin, das nicht dazu gehört, nicht eben schmeicheltast beurteilt. Man sagt ihm nach, daß es lieber ablehne als anerkenne und die Ablehnung in Formen kleide, die den guten Geschmack verletzen. Das scheinen mir keine begründeten Anschuldigungen. Im Ganzen und Großen wird nicht strenger geurteilt, als anderwärts, namentlich auch in Wien; geizigt wird ja hier ein wenig leicht und ein wenig viel, wohl etwas leichter und ausgiebiger, als in Wien, aber ist einmal der Mißerfolg sichtbar, dann äußern sich die Wiener, von ihrem Temperament hingerissen, oft genug viel drastischer, als die Berliner. Strenger also und böserartiger als anderwärts ist dies Publikum nicht, wohl aber spielen bei einer Berliner Premiere solche Elemente eine Hauptrolle, die anderwärts nur eben nicht ganz fehlen und von anderen gedeckt werden. Hält man in einem Berliner Theater bei einer wichtigen Premiere Umschau, so sieht man das ganze literarische Berlin und daneben eine Zahl gebildeter, ehrlich für die Kunst interessierter Männer und Frauen, aber die Mehrzahl sind sie nicht, kaum die Hälfte. Die Mehrzahl sind Leute, die überall dabei sind, wo das Billet teuer ist, oder wo es einen Nerven-Kickel giebt, die jeder Sensation nachjagen und sich nur deshalb zu jeder Premiere drängen, weil auch ihr etwas Sensationelles anhaftet. Es giebt hier, in dieser Stadt des ungeheuren Wachstums, der fieberhaften Arbeit, der unerfättlichen Genußsucht, der rapid erworbenen Vermögen mehr solcher Elemente, als in anderen deutschen Städten mit ruhiger Entwicklung; das ist naturgemäß und kein Unglück; es geht Niemand was an, wie und wo sich die Herrschaften amüßieren wollen, aber über das Schicksal der dramatischen Produktion in Deutschland sollten sie nicht mit entscheiden wollen. Dazu taugen sie nicht, schon weil ihnen jedes Interesse für die Sache fehlt. Sie kommen, um gesehen zu werden und weil es sie kitzelt, über ein Schicksal zu entscheiden; haben sie die erste Aufführung versäumt, so kommen sie zur zweiten oder dritten sicherlich nicht. Das ist gerade genügend, um ihre große, ja entscheidende Rolle bei diesen Gelegenheiten gefährlich zu finden; von dem Bildungsgrad, dem sittlichen Ernst wollen wir nicht erst sprechen. Das einzig passable an diesen Viveurs und Viveuses ist noch eine gewisse, freilich nicht eben warmherzige Gütnützigkeit; sie leben gern und lassen darum auch in Gottes Namen den Dichter leben, wenn er nicht etwa durch

allzuviel Ernst, geschweige denn durch eine Satire, die sie auf sich beziehen, ihren Unwillen erregt. Aber deshalb taugen sie doch nicht dazu, an dem Kunst-richteramt für ganz Deutschland teil zu nehmen.

Das aber than sie, denn wir sind nun so weit, wie in England und Frankreich: die drei Stunden der Berliner Uraufführung entscheiden über das Schicksal des Stückes. Und wie dies so zu gehen pflegt, der Mißerfolg findet eine noch stärkere Resonanz, als der Erfolg, sofern dieser nicht eben ein ganz ungewöhnlicher ist. Mit anderen Worten: gefällt ein Stück in Berlin, so wird es sofort von einer ganzen Reihe deutscher Theater erworben; ob es sich später überall behauptet, ist freilich erst die Frage; bei Halbe's „Jugend“ z. B., das in Berlin einen so starken Erfolg hatte, war dies nicht der Fall. Mißfällt es aber in Berlin, so wird es anderwärts überhaupt nicht aufgeführt und ist tot. So muß der Dichter die Arbeit eines ganzen Jahres und seinen Namen dazu — denn in Deutschland ist es Sitte, daß sich der Dichter alljährlich seinen Namen neu erkämpfen muß und für ein mißlungenes Werk geschädigt wird, wie ein Verbrecher — auf eine Karte setzen. Das wäre hart, selbst wenn das Spiel immer regelrecht abliefe. Daß dem nicht so ist, wie oft ein Fehler in der Besetzung, die Trägheit oder Gedächtnischwäche eines Schauspielers, ein Mißgriff des Regisseurs, kurz, irgend ein winziger Zufall ein Stück zu Fall oder doch um die volle Wirkung bringt, weiß jedermann. Und hart wäre diese Notwendigkeit auch dann, wenn das Premieren-Publikum durchweg aus gebildeten, ernsthaft für die Sache interessierten Leuten bestände. Und nun erst?!

Man sieht, hier ist thatsächlich eine dunkle, sehr dunkle Stelle in dem sonst wahrlich nicht unerfreulichen Gesamtbild des Berliner Theaterlebens, und sie ist gerade dunkel und groß genug, um gar nicht übersehen werden zu können. Das geschieht denn auch nicht, nur scheint es kein Mittel zur Abhilfe zu geben. Und doch giebt es sogar deren zwei. Aber nur das eine brächte wirkliche Abhilfe, und dies eine Mittel liegt leider in weitem Felde. Das andere aber, das scheinbar jedem Dichter und sofort zu Gebote steht, bedeutet für ihn eine fast ebenso große Gefahr, wie jene, die er dadurch bannen will.

Dies letztere Mittel scheint so recht das Ei des Kolumbus: der Dichter lasse sein Stück eben überall anderwärts früher aufführen, als in Berlin. Hermann Sudermann hat es eben so gemacht: sein „Glück im Winkel“ ist zuerst in Wien, dann in einigen deutschen Mittelstädten aufgeführt worden, und schließlich, im April, wird's auch in Berlin zu sehen sein. Es soll heute nicht eingehend erörtert sein, ob gerade Sudermann Grund dazu hatte; meines Erachtens er weniger, als irgend ein deutscher Dramatiker der Gegenwart; hat jemand

hier von Publikum und Kritik unendlich viel Günst und verschwindend wenig Ungünst erfahren, vor allem aber sicherlich niemals auch nur das geringste Unrecht erlitten, so war es dieser Dichter. Aber davon ein andermal, hier nur die Frage, ob dies das richtige Mittel ist. Gewiß nicht, meine ich, und zwar schon deshalb nicht, weil man nicht der Finger einer Hand bedürfte, um alle Dramatiker aufzuzählen, die das Gleiche versuchen könnten. In Berlin finden sie eben leicht eine Bühne, die ihr Stück aufführt, das anderwärts nicht; dort antwortet man ihnen: „Das Experimentieren ist nicht unsere Sache; wir haben gar nicht den Ehrgeiz, neue Talente oder auch nur neue zugkräftige Stücke erprobter Kräfte zu entdecken, wir gehen gern sicher; lassen Sie doch Ihr Stück zuerst in Berlin aufführen; gefällt es dort, so wollen auch wir es bringen.“ Ein Mittel aber, das von vornherein nur zwei oder drei Dichter anwenden können, zudem gerade die Dichter, die von dem Uebelstande am wenigsten getroffen werden — denn angenommen, daß ein Stück Sudermanns jemals in Berlin ungerührt behandelt worden wäre, so wäre es doch über alle deutschen Bühnen gegangen — ist gewiß nicht das rechte, eine Gefahr für alle zu bannen.

Das rechte Mittel ist einzig die Schaffung eines großen, gediegenen Repertoires, innerhalb dessen dann die Novitäten ihre gebührende Stelle finden. So lange die Theaterleiter alles selbst auf die Novität zuipisen, dürfen sie die Uebelstände nicht beklagen, die

sie aus diesem Grunde treffen, und nicht den Zug des Sentationellen und Angepispten anfragen, der diesen Abenden anhaftet. Sie müssen das Publikum gewöhnen, nicht bloß dann ins Theater zu gehen wenn ein großer Erfolg in allen Zeitungen widerdröhnt. Nur deshalb, weil das wiener Burgtheater diese Forderung erfüllte, hatten dort die Novitäten-Abende nie jenen Charakter, wie er ihm in Berlin anhaftet. Dieses Mittel wird freilich nicht heute oder morgen schon angewendet werden, aber auch dafür wird die Zeit kommen. Denn es ist etwas Urfundes in der gesamten Entwicklung dieser Stadt; es geht alles vernünftiger vorwärts; wie wir gesehen haben, auch das Theater in vielen Beziehungen, und darum wird auch dies Gute schließlich kommen.

Vorläufig freilich spricht man nur von Novitäten und geht nur zu Premièren ins Theater oder zu solchen neuen Stücken, die sehr gefallen haben. Das gilt zum Mindesten von jenem Teil des Publikums, der durch Besitz oder Bildung etwas bedeutet. Fällt die Novitäten-Ernte schlecht aus, dann stehen die Häuser leer und man spricht so wenig vom Theater, wie kaum in irgend einer anderen Stadt. Denn für die Schauspieler und für die Schauspielerkunst an sich interessiert man sich nicht sehr, jedenfalls unendlich viel weniger als in Wien. Auch dies ist eine Folge der Novitäten-Hege und der Vernachlässigung eines reichen Repertoires.

Wie die Novitäten-Ernte bisher ausgefallen ist, soll in einem nächsten Aufsatz gesagt sein.

Litterarische Notizen.

— Eigene Wege. Eine Geschichte nach Uebersetzungen erzählt von Ludwig Meinhart (Bremen. M. Heinicus Nachfolger. 1895.) Gottes Mühlen mahlen langsam, aber fein.“ Der Erweisung der Wahrheit dieses frommen Satzes ist der 500 Seiten starke Band gewidmet. Die Mittel, die der Autor — oder sollte es nicht vielmehr eine Autorin sein?! — dazu verwendet, erscheinen als keine ganz glücklichen. Das Verbrechen, das er seinen Helden begehen läßt, ist kein allzu schlimmes, durch mannigfaltige Umstände entschuldigbares; Niemand wird geschädigt und der Schuldige macht von widerrechtlich Erlangtem nur den dankbarsten Gebrauch. Die Beweismittel, die durch Verbrechen an ihm hängen, wären der Sühne übergenug; die endlich herbeigeführte Entdeckung ist ebenso unwahrscheinlich wie ihre Folgen es sind, und wie das Mißtrauen es ist, das den zu hohen Ehren Emporgewiesenen sein Leben hindurch begleitet. Die sehr langatmig erzählte Fabel ist, in nächstlicher Nähe wiedergegeben, die folgende: In der Völler'schlacht zu Leipzig wird der Rittmeister Freiherr Kurt von Saaleck, Sohn von Borsgala, schwer verwundet. Sein Sergeant, Hans Volkmar, der ihm durch ein merkwürdiges Spiel der Natur, welches sich freilich zum Schluß des Buches dahin aufklärt, daß die Beiden Vettern sind, wie ein Zwillingenbrüder gleich, rettet ihn, indem er den für tot Daliegenden vom Schlachtfeld entfernt und, da Saaleck das Bewußtsein wiedererlangt, in einer verlassenen Hütte pflegt. Saaleck erliegt seinen Wunden. Er hat seltsame Angehörigen und hinterläßt Volkmar, was er mit sich führt — weitere Habe besitzt

er nicht — darunter auch die genaueste schriftliche Aufzeichnung seines vergangenen Lebens. Volkmar, auf die täuschende Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Verstorbenen gerührt, eignet sich nicht nur die ihm hinterlassenen Habseligkeiten Saalecks, sondern auch dessen Namen an und steigt mit Hilfe desselben in einem kleinen deutschen Staate zu den höchsten militärischen Ehren, zum Vertrauten und Liebling des Fürsten empor und wird der Gatte eines vielunverwunden Mädchens. Er leidet entsetzlich unter der Rolle, die er sich selbst aufgebürdet — es ist ebenso unwahrscheinlich, daß er sich sie durch Jahrzehnte immer wie ein Schauspieler (der er übrigens war, bevor er Soldat geworden) vor Augen hält und sich nicht endlich in einem thätigen, erfolgreichen Leben gegen das Bewußtsein seines Betruges abjumpt, wie es unmöglich ist, daß eine Frau, deren Liebe er einst verschmäht hat, ihn dreißig Jahre später von dem seit ebenso vielen Jahren toten Saaleck zu unterscheiden weiß. Auch ist es durchaus unglaubhaft, daß er vom Fürsten, dem er mehr als ein Vierteljahrhundert treu gedient, verbannt wird. Von Bewußtseinsbissen jermalm, vom Sodne verlassen, liebt er gebrochenen Herzens in die Fremde. Der Verfasser hätte wohl besser gethan, für seinen frommen Son eine andere Erzählung zu erfinden oder seine Erzählung auf einen anderen frommen Satz hinzuzuführen — seine gute Absicht aber, die aufrichtigste und reine Gänbigkeit seines Gemüthes erweist auch dies Buch. Dingen leidet es an unendlichen Längen und dem Mangel, die Mittel zu suchen, durch die der Autor Verwicklungen und Lösungen zu Wege bringt.



Mann und Frau.

Novelle von Konrad Tselmann.

(Fortsetzung.)

Bei dem matten Flackerlicht eines blechernen Dellämpchens saß sie auf dem Holzschemel neben dem Klüchentisch und aß. Was sie aß, wußte sie garnicht. Sie hatte nach dem Erstbesten gegriffen, was ihr in die Hände gefallen war, nur um diesen Hunger zum Schweigen zu bringen, der sie quälte. Als die Gedanken dabei nun doch wieder ihren Cirkeltanz aufheben wollten, erinnerte sie sich des Zeitungsblattes in ihrer Tasche, zog es heraus und fing an zu lesen. Es würde sie zerstreuen. Ein Leitartikel über die Finanzlage Menica las und las. Sie verstand kein Wort davon. Die Zahlen, die Worte — alles schwirrite und flirrte ihr vor den Augen. Aber es war ja auch etwas ganz Andres, was sie hatte lesen sollen.

Was doch gleich? Richtig, da war's, auf der zweiten Seite, und mit dicken, blauen Strichen umrandet: „Die Ehe unsrer Offiziere.“ Menica stocherte mit einer Haarnadel, die sie sich aus den Flechten zog, den Lampendocht etwas höher heraus und las dann:

„Durch die neulich von uns mitgeteilte Ordre des Kriegsministeriums bezüglich der Offiziers-ehen ist der Schleier von sozialen Verhältnissen gelüftet worden, welche bis dahin in weiteren Kreisen völlig unbekannt waren und welche zu ernstem Nachdenken Anlaß geben. Sie predigen wieder einmal mit recht vernehmlicher Stimme den unglückseligen Zwiespalt zwischen Staat und Kirche, unter welchem unsere Monarchie leidet, und zeigen, zu welchen Ungeheuerlichkeiten derselbe führt, sowie auch, wo in erster Linie eine Reform unserer unhaltbaren Zustände wünschenswert und im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit, Ordnung und Gleichheit auf's dringendste geboten scheint. Durch den vielgenannten Erlass ist zur

allgemeinen Kenntnis gelangt, daß seit Jahren eine größere Anzahl von Offizieren, — besonders von jüngeren Offizieren — welche nicht in der Lage waren, die zu einer Verheiratung erforderliche, gesetzlich vorgeschriebene Kaution zu stellen und hierdurch die Erlaubnis zur Eingehung ihrer Ehe seitens der vorgesetzten Militärbehörde zu erlangen, eine Ehe allein vor der Kirche geschlossen haben, obgleich sie hätten wissen können, daß eine derartige, ausschließlich kirchlich eingeseignete Ehe keinerlei Rechtsgültigkeit bei uns hat. Ob in diesen Fällen häufiger eine Gedankenlosigkeit und Selbsttäuschung der betreffenden Offiziere vorlag oder sie im vollen Bewußtsein gegen die gesetzlichen Vorschriften gehandelt haben, starr an den alten Traditionen festhaltend, — in wie vielen Fällen es ihnen nur darauf ankam, ihre Geliebten zu täuschen und den Eltern derselben Sand in die Augen zu streuen, sowie den Nimbus des Rechtsgültigen und Ordnungsmäßigen um sich zu verbreiten und alle Bedenken damit einzulullen, das wird schwer zu entscheiden sein. In Wahrheit haben diese Offiziere alle —“

Menica fuhr mit glührotem Gesicht auf, weil es schon zum zweiten Male draußen an der Schelle gerissen hatte. Sie war noch ganz wie betäubt, als sie ging, um zu öffnen. Im letzten Augenblick öffnete sie aber nicht, sondern blieb horchend hinter der Korridorhür stehen. Wer konnte es denn sein? Besuch zu dieser Stunde? Und sie war ganz allein — allerlei wirre Gedanken kreuzten in ihrem Hirn. „Wer ist da?“ rief sie endlich, sich zusammennehmend, mit verzögernder Stimme.

„Ja bin's, Checca Cellani. Und mein Schwager, der Barbier, ist auch mit da. Machen Sie nur auf, Sora Menica.“

„Was wollt Ihr?“ Menica rührte sich nicht, sie dachte gar nicht daran, zu öffnen.

„Ich wollte doch fragen, ob es dabei bleiben soll?“

Checca Cellani's Stimme klang so herausfordernd, daß Menica nicht begriff, was das alles bedeuten sollte.

„Ob es wobei bleiben soll?“ fragte sie mit angenommener Kälte.

„Na, daß ich nicht wiederzukommen brauche.“

„Nein, Ihr braucht nicht wiederzukommen. Ich habe mit meinem Mann gesprochen.“

Ein häßliches zweistimmiges Gelächter erhob sich dranzen. „Na, Sora Menica, das sollten Sie sich doch noch überlegen! Eine wie Sie! Wenn die moralisch wird und sich auf's hohe Pferd setzt —! Wer, glauben Sie denn eigentlich, wird zu Ihnen noch in Dienst kommen?“ Und wieder wurde gelacht.

Menica griff sich mit beiden Händen an die brennenden Schläfen. Wer redete denn da eigentlich mit ihr? Seit wann wagte man denn, so mit ihr zu reden? Es drehte sich alles vor ihr im Kreise.

„Nacht jetzt, daß Ihr fortkommt,“ zwängte es sich über ihre Lippen. „Ich habe mit Euch nichts mehr zu reden. Mein Mann wird Euch morgen Euren Lohnrückstand auszahlen und Euch wegen Eures Benehmens zur Rede setzen.“

„Ihr Mann!“ hallte es ihr höhrend von dranzen nach. „Ihr Mann! Ein schöner Mann das!“

Menica schlug die Rüdenthür hinter sich zu. Aber das rohe Gelächter dranzen drang trotzdem noch eine Weile bis zu ihr herein. Erst dann wurde es still. Sie blickte wie verört um sich. Was war das gewesen? Welch' ein Spuk hatte sie da genarrt? Diese ruhige, anständige Person — Sie mußte betrunken gewesen sein oder die Kündigung heute hatte sie ganz von Sinnen, ganz außer sich gebracht und ihr Schwager, der Barbier, den sie sich zur Hilfe mitgenommen, hatte noch gehehrt. Sie hatte es erzwingen wollen, wieder angenommen zu werden, und gedroht und geschmäht, als ihr das nicht gelang. Aber diese Tonart — diese Worte — ihr!?

Sie beugte sich wieder über ihr Zeitungsblatt und las weiter. Wo war sie doch stehen geblieben? Wichtig: hier!

„In Wahrheit haben diese Offiziere alle keine Ehe eingegangen, selbst wenn sie oder ihre „Frauen“, bezüglich deren Angehörigen, sich das

eingeredet und sich damit getröstet haben, sondern leben im Konkubinat und die Kinder aus diesen Verbindungen sind uneheliche Kinder, welche den Namen des Vaters nicht tragen dürfen. Der Erlaß des Kriegsministers hat nun bestimmt, daß die Kriegskommandanten diejenigen Offiziere ihrer Truppengattungen, welche in einem derartigen Verhältnis leben, namentlich feststellen und denselben entsprechende Vorhaltungen machen sollen, um möglichst eine nachträgliche, gesetzlich gültige Eheschließung derselben zu veranlassen, oder, wo sich solche auch jetzt noch verbietet, die Betreffenden auf alle Folgen ihrer ungesetzlichen Handlungsweise aufmerksam zu machen, die sich auch dienstlich alsbald fühlbar machen würden. Die tief einschneidende Maßregel, welche wieder einmal einem alten, jahrelang geduldeten Schlenkerian bei uns ein Ende bereitet, muß zwar mit Freude begrüßt werden und die kommandierenden Herren Generale haben bereits die Offiziere aus den entfernteren Garnisonen an den Sitz des Kommandos berufen, um dem Kriegsministeriellen Erlaß Rechnung zu tragen; man fragt sich aber doch, wie solche Dinge überhaupt möglich geworden sind, und bei der Suche nach den Schuldigen wird man nicht zweifelhaft sein können, daß diese allein unter dem staatsfeindlichen und landesverrätherischen Mlerus zu finden sind, der, in voller Kenntnis seines gesetzwidrigen Thuns diese unethischen Verhältnisse armer Offiziere „zur höheren Ehre Gottes“ kirchlich eingegnet hat, um dadurch nur unabhäbares, soziales Elend hervorzuursen. Denn was, fragen wir weiter, wird aus den Frauen und Kindern, diesen unglückseligen, für ihr blindes Vertrauen und ihre fromme Fügsamkeit so schwer gestraften Geschöpfen, wenn der Gatte und Vater nicht nur außer Stande ist, die gesetzliche Ehe nun nachträglich einzugehen, sondern auch im Interesse des Dienstes oder aus anderen Motiven — sich von ihnen losragt, wozu er jeden Tag das Recht hat, ja, was man sogar „oben“ gern sehen würde? Was wird selbst dann aus ihnen, wenn alles beim Alten bleibt, aus der rechtmäßigen Ehefrau über Nacht aber plötzlich eine Konkubine, aus den Kindern Bastarde geworden sind? Welch' eine traurige, soziale Perspektive eröffnet sich hier! Und wieder betonen wir: die Geistlichkeit, welche dem Allen sehend und bewußt Vorwand geleistet hat, um dem Staat neue Verlegenheiten zu schaffen — —

Wieder ein langgezogener Klingelton dranzen. Menica schrak zusammen. Sollte Checca Cellani

noch einmal wagen —? Jrgend etwas Peinliches, irgend ein Unglück kount' es doch wohl nur sein.

„Wer ist da?“

„Zch.“

Die Stimme Sor Paolos, des Hauswirts. Sie klang noch mehr, als sonst, danach, als ob der Sprecher an einem Kloß in seiner Kehle zu würgen hätte. Menica erschrak.

Die Miete war doch noch nicht fällig? Es war also irgend etwas Unangenehmes, Kontraktwidriges vorgefallen. Welch' ein Tag heute? Als sie den Thürriegel zurückschob, hörte sie auf allen Hausfluren unten ein lautes, aufgeregtes Durcheinander von Stimmen, vorzugsweise von weiblichen; sie glaubte auch Checca Cellani's Stimme darunter zu erkennen.

„So spät noch, Sor Paolo? Bitte, treten Sie ein.“

„Können die Sache zwischen Thür und Angel abmachen, Sora Menica.“ Er kante gewaltig.

„Die Wohnung wird frei zum Ersten, nicht wahr?“

„Wenn wir nach Rom kommen, gewiß. Sonst —“ Sie sah ihn befreundet an.

„Sonst wücht' ich gleichfalls darum gebeten haben, Sora Menica.“

„Das heißt — ihre Stimme zitterte leicht — „Sie kündigen uns, Sor Paolo?“

„Ja. Weil heute doch der Fünfte ist.“

„Aber, mein Gott, warum denn bloß, Sor Paolo?“ Sie starrte ihm ganz fassungslos in's Gesicht.

„Du —“ machte er und seine Kinuladen mahkten. Von unten hörte man in diesem Augenblick ganz deutlich Sora Palmira's heifere Stimme aufgeregert schnarren: „Es ist 'ne Schande für'n anständiges Haus, sag' ich!“ und dazwischen schrillte es von Sora Gemma Dalverde's Lippen: „Zch habe ja immer so 'was geahnt; 'ne anständige Ehefrau händelt nicht mit so einem Schürzenjäger, wie dem da unten, gleich an.“

„Sie brauchen die Wohnung anderweitig, Sor Paolo?“ Aus Menica's Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen.

„Ja. Das heißt — Na, Sie hören ja: ich brauche anständige Leute d'rin. Unklare und unjanbare Verhältnisse dalb' ich bei mir nicht. Sonst gehn wir die Anderen fort. Was mich betrifft: hm, — lieber Gott, ich drück' gern ein Auge zu, ich bin nicht so, aber die Wohnungen will man doch nicht leer stehn haben. Also, wie gesagt — nichts für ungut! Zch für meine Person —“

Er lächelte mit der geringschätzigen Miene eines überlegenen Geistes.

Menica hatte sich kerzengerade aufgerichtet, ihre Züge hatten etwas Kaltes und Ebernes angenommen.

„Es ist gut,“ sagte sie in gemessenem Ton. „Für die Form Ihrer Kündigung wird mein Mann noch Rechenschaft von Ihnen fordern. Die Kündigung selbst ist angenommen. Zch hoffe, Sie haben mir weiter nichts zu sagen.“ Und sie schlug vor dem Verdunsten die Thür zu.

Als sie sich dann bis in die Küche zurückgeschleppt hatte, wäre sie beinahe zusammengebrochen. Ihr Gesicht glüht: vor Scham. Sie hatte die Empfindung, gleich auf der Stelle müsse sie zu Felice und Felice müsse ihr Genugthuung schaffen, müsse die Schmach, die ihr und dadurch auch ihm angethan worden, abwaschen, — gleichviel, wie? Sie fühlte sich als Offiziersfrau. Keinen Augenblick hätte sie von Rechtswegen mehr unter diesen Dache weilen sollen, wo so einer wagen durfte, sie zu beleidigen und zu beschimpfen. Aber Felice war fern. Und Unüberbrückbares war zwischen ihm und ihr.

Und was bedeutete das alles überhaupt? Wie kam dieser Mensch, der sonst die kriechende Ergebenheit in Person ihr gegenüber gewesen war, dazu, sie zu besudeln mit seinen gemeinen Worten? Und die Anderen — das ganze Haus war ja wie im Aufruhr gegen sie. Alle diese Menschen, deren zutraulicher Geschwägigkeit sie sonst kannu hatte aus dem Wege gehen können, fielen mit einem Male über sie her wie eine Horde von Hyänen. Was war denn in sie gefahren? Was hatte sie, Menica, denn verbrochen? Man wollte sie aus dem Hause haben. Weshalb bloß? Und der Ingenieur — Ihre Gedanken verwirrten sich. Wußte man, daß ihr Mann —? Aber wen in der Welt kümmerte denn das, als sie, — sie ganz allein? Ihr Blick fiel auf das Zeitungsblatt, das noch ausgebreitet auf dem Tische lag. Ihre Finger strichen darüber hin und berührten dann ihre Stirn. Es war etwas Geistesabwesendes in ihren Bewegungen.

Dann lachte sie leise vor sich hin und nickte. Das war's. Natürlich. Man glaubte, daß auch sie und Felice — alle Welt war ja jetzt voll davon, alle Zeitungen redeten davon. Jedes junge Offizierspaar, zumal wenn es nicht viel zu heißen hatte, galt als verdächtig. Nun begriff sie. Darauf hatte heute Sora Palmira hingedeutet, darauf bezog sich Zia Vice's Inquisitions-

verfahren und selbst der Ingenieur hatte wohl diese Dinge im Auge gehabt, als er ihr eine Zuflucht angeboten. Die ganze Welt war toll geworden. Jetzt wollte man sie Beide sogar schon aus dem Hause werfen, weil sie in Wahrheit garnicht Mann und Frau waren, und doch zusammen lebten. Lieber Himmel, wenn sie keine anderen Sorgen gedrückt hätten! Wenn Felice sie noch geliebt hätte! Sie nicht seine Frau, — seine rechtmäßige Frau! Und trug ein Kind von ihm unter dem Herzen! Und der Schloßkaplan von Ascoli selber hatte sie getraut! Sie nicht sein Weib! Wer war denn sonst eines Mannes rechtmäßiges Weib, wenn nicht sie Felice's? Daß man an solch' albernem Geschwätz, solch' Zeitungs-gewäsch glauben konnte! Und dann gleich Alles in einen Topf werfen! Aber das war Checca Cellami's Rache und nichts anderes. Ihr Schwager, der Barbier, hatte die Glocken läuten hören, und den willkommenen Anlaß benutzte, ihr, Menica, etwas anzuhängen. Und die lieben Freunde und Gevattern im Hause waren gleich mit aller Inbrunnst darauf eingegangen. Das gab eine Hauptkacke, da konnte man sich einmal wieder genugthun. Und Sor Paolo mußte auf-gestachelt werden, ihnen gleich zu kündigen, diesen liederlichen, unmoralischen, verworfenen Menschen, die selber garnicht Mann und Frau waren und sich noch dabei erdreisten wollten, über Andere den Stab zu brechen, weil sie sich sicher und un-angegriffen fühlten! Ja, ja, jetzt verstand Menica Alles.

Sie knüllte das Zeitungsblatt zusammen und warf es in die Ecke. Was ging sie das hier an. Vieles begriff sie gar nicht. Die kirchen-feindliche Schimpferei eines radikalen Winkel-blattes. Man wollte den Priestern wieder ein-mal etwas am Zeuge flicken. Staat und Kirche hatten einmal wieder einen Konflikt zusammen. Und da machte man ein paar Offizieren, — wahrscheinlich weil sie päpstlich gesinnt waren, — bange und wollte ihre Ehen, bei denen irgend welche Formfehler vorgekommen waren, annullieren. Bloß um sie zu zwingen, sich noch ein-mal mit staatlicher Genehmigung trauen zu lassen, — bloß um den Klerus die staatliche Uebermacht fühlen zu lassen. Was ging denn das sie an? Was man davon für ein Geschrei machte! Diese Klugbalgerei zwischen den beiden feindlichen Mächten konnte doch ihre Ehe mit Felice nicht berühren! Felice würde schon dafür gesorgt haben, daß man ihnen Beiden nichts anhaben konnte,

er würde alle äußeren Formalitäten schon erfüllt haben. Der wußte, was er dem Staate schuldig war, dem er diente, und gab Gott, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers war. Von einer blinden Parteinahme für eine der beiden feindlichen Mächte war bei dem keine Rede. Seine Pflicht thun, — das war die Devise seines Lebens. Und als ob ihnen irgend eine staatliche Macht, ein Kriegsminister, ein General die kirchliche Weihe hätte wieder fortnehmen können, die auf ihrer Ehe ruhte!

Menica überdachte noch einmal, was sie gelesen hatte. Wie das Alles klang! Als ob der Staat so allmächtig gewesen wäre, mit einem einzigen Federstrich, mit einem Wort, den Segen einer Ehe fortzulöschen und verheiratete Leute für unverheiratet zu erklären, bloß um der Kirche einen Streich zu spielen und sie wieder einmal fühlen zu lassen, daß er denn doch am Meisten zu sagen habe! Nein, so einfach ging denn das doch nicht. Es war sogar ein sehr grausames, ja, ein geradezu unsittliches Unternehmen des Staats, so viele Menschen in Sorge, in Unruhe und Angst zu stürzen, bloß um einen politischen, einen taktischen Zweck zu verfolgen. So und so viele ehrbare Offiziersfrauen plötzlich für Maitresses, für Dirnen zu erklären, so und so vielen Kindern ihren ehrlichen Namen, ihre ehrliche Geburt zu zu rauben, — erklären zu wollen, rauben zu wollen, — es war eigentlich unerhört! So etwas hätte nun und nimmer sein dürfen, auch nicht um vermeintlich hoher Zwecke willen. Welch' eine Fülle von Elend hätte daraus entstehen müssen, — kaum abzusehen —: Schmach und Schande, ehelicher Zwist, innerer Konflikt, Neid, Ratslosigkeit und Zweifel, — wahrscheinlich auch Selbstmord. Denn so etwas hätte ja nicht Jede überleben wollen. So im Handumdrehen zur Dirne degradiert werden, nachdem man jahrelang das rechtmäßige Weib eines Ehrenmannes gewesen, sich verhöhnt und geschmäht, seine Kinder bemakelt zu sehen, — bloß weil es dem Staat plötzlich so einfiel?! Und dann in seinem Zimmer wohl gar an dem Manne zu zweifeln beginnen, den man geliebt hat, — glauben, daß er das Alles vorher gewußt und dennoch diesen Schritt begangen hat — Und es konnte gewissenlose Männer geben, die den glücklichen Umstand aus-nutzten und sich von den Frauen los sagten, derer sie ohnedies überdrüssig geworden, sie in Elend und Schande hinausjagten, um an ihrer Statt eine Andere zu heiraten, — sich der Sorge für

ihre plötzlich vaterlos, namenlos gewordenen Kinder entledigten — Und das Alles unter dem Deckmantel des Staates, nach Befehl und Vorschrift! Es war eigentlich um den Verstand zu verlieren. Und solch' einem Staate sollte man dienen, für solch' einen Staat Blut und Leben jederzeit hinzuopfern bereit sein! Das Ganze sah eher nach einem Aprilscherz, als nach einer ernsthaft zu nehmenden Zeitungsnachricht aus. Aber es trug ja schon seine Früchte, — sie selber hatte es eben erst am eigenen Leibe erfahren. Welch' eine Saat für Verleumdung, Argwohn, Spott und Schmähung war da ausgestreut worden! Mit solchen unmoralischen Zwangsmitteln erwartete sich der Staat sicherlich keine Freunde, durch die arbeitete er nur seiner Feindin, der Kirche, in die Hände. Daß man das da „oben“ nicht begriffen hatte!

Menica hatte über all' diesen in ihr verwogenden Gedanken das Schlafzimmer aufgesucht und sich langsam zu entkleiden begonnen. Ein paar-mal horchte sie mit angehaltenem Atem auf. Sie hatte eine unbestimmte Angst, als könne noch einmal Einer kommen und wieder würden ihr Beschimpfungen aus irgend einem Munde, der ihr sonst immer nur Freundliches und Schmeichelehaftes gesagt, zu Teil werden. Ein Schauer überrann dabei ihre Haut. Sie konnte die Berührung mit etwas Häßlichem nun einmal nicht vertragen und sie war auch nicht daran gewöhnt.

Wie sie sonst immer auf Händen getragen worden war! „Sora Menica“ hier — „Sora Menica“ da; und als eine Ehre für das ganze Haus hatte es gegolten, daß der Herr Lieutenant mit seiner jungen Frau darin wohnte, und alle die braven Gevatterinnen hatten sich an sie gedrängt mit ihren kleinen Leiden und Freuden. Und nun — Diese ehrbaren Herrschaften wollten mit ihr nun nicht mehr unter dem gleichen Dache wohnen, weil — Es war zum Todlachen und Menica lachte wirklich. Es that so wohl nach diesem Tage voller Ver-ängstigung, Unruhe und Qual.

Und dann legte sie sich nieder und löschte die Lampe. Schlafen — Schlafen — Sie legte die Arme unter dem Kopf zusammen und schloß die Augen.

Es war ganz still umher, selbst drunten auf den Hausfluren schien man sich allmählig beruhigt und über das große Ereignis des Tages ausgerebet zu haben. Menica's Gedanken

flogen zu Felice hinüber. Was er jetzt treiben, was er jetzt denken mochte? Ein heißes Einsamtheitsgefühl durchschauerte sie. Und die Sehnsucht steigerte sich allmählig zur Angst, zu einem fieberischen Verlangen in ihr. Hier ganz allein ließ er sie, den Schmähungen einer rohen, gemüthlosen Sippschaft wehrlos preisgegeben — bloß weil er für einen Andern die Wache übernommen hatte — und für diesen de Sanctis, den sie verachtete, von dem Felice wußte, daß sie ihn verachtete! Deshalb nicht bei ihr — in dieser Stunde, wo man über sie herfiel, sie ängstigte, sie marterte! Das sah ja beinahe aus wie Absicht, wie eine Herausforderung! Er wollte ihr also sagen — Aber nein, nein, das war's nicht, er schämte sich ja nur vor ihr. Und er konnte in ihre Verachtung dieses de Sanctis nicht miteinstimmen, weil er sich sagte, daß ein Mann, der eine Andere liebt, obgleich er verheiratet ist, um nicht viel besser ist, als Einer, der sich eine Geliebte hält, weil er sie nicht zu seiner Frau machen kann. Darin täuschte er sich freilich, sein Ehygefühl war zu stark entwickelt. Er hätte sich auch klar machen müssen, daß mit diesem Hintern-Berge-Halten nichts gewonnen wurde, daß man hier den Kopf nicht verdeden durfte, wie der Vogel Strauß, sondern ehrlich und männlich seine Schuld bekennen mußte, — wenn es eine Schuld war! — um dann gemeinsam weiter zu beraten und zu beschließen.

Warum that Felice das nicht? Er, der sonst immer so wahrhaftig war, wie kein Anderer! Er hielt sie wohl für ein Kind, mit dem man über solche Dinge nicht reden durfte, das solche Dinge nicht verstand? Ja, das glaubten sie im Grunde Alle: ein fröhliches Kind, das sich über alles Ungemach des Lebens harmlos fortlachte. Aber wenn man mit einem geliebten Manne zwei Jahre sich lachend durchgehungert hat, wird man ja auch wohl das Recht haben, seine Sorgen und seine Qualen zu teilen, — das Recht und das Verständnis dafür. Das hätte er wissen können, und das wollte sie ihm sagen, da er es nicht wußte. Nein, nein, sie war kein Kind mehr! Und weil sie's nicht war, gerade deshalb hatte er es nur wagen können, sie über dieje unerhörten Vorkommnisse in der Militärverwaltung, über diesen Ullas in Sachen der Offizierskassen in völliger Unkenntnis zu belassen. Denn sonst hätte sie ja stutig werden können, hätte sie ja Verdacht schöpfen können, — ein Kind, ein unwissendes Kind — Wie sie das Alles hätte er-

schrecken, verwirren, ängstigen können, wenn sie es noch gewesen wäre! Aber er konnte ja ruhig sein. Und tapfer und unerschrocken wollte sie nun auch diesem Andern, diesem Ungeheuerlichen entgegenreten, so oder so es zu Ende bringen. Mit Heimlichkeit und Bertuschung war da nichts gethan. Lieber entfangen, — lieber zu Grunde gehen!

Ihr fiel ein, daß Felice sie davor gewarnt hatte, gerade in dieser Zeit dem unlaufenden Geklatsch ihr Ohr zu leihen. Er mußte also glauben, daß man schon über ihn und die Andre sprach. Oder hatte sich seine Warnung nur auf das Zeitungsgewäsch bezogen, das sie im Himmelswillen nicht für Ernst nehmen sollte? Dann hätte er sie ja freilich vorbereitet gehabt und sie dürfte sich nicht beklagen, daß er sie schuldig allein lasse. Es wirrte sich ihr mit der Zeit alles durcheinander. Und die Thränen kamen ihr, — sie wußte nicht recht weshalb? Aber sie war ja allein. Und es war doch alles so traurig, — so traurig. Zwei glückliche Jahre, — trotz allen Hungern glücklich — und nun —

Wie ein Kind weinte sich Menica in den Schlaf. Es war freilich kein tiefer, erquicklicher Schlaf. Oftmals fuhr sie auf und lauschte in die Nachtsille hinaus, weil ihr vorkam, es habe Jemand nach ihr gerufen. Und dann träumte sie auch allerlei wirres, tolles, aufregendes Zeug. Der Schweiß perlte ihr in kalten Tropfen auf der Stirn, wenn sie emporschrak. Und ihr Herz klopfte laut. Bis Vice brachte ihr auf einer schwarzen Bahre, die sie ganz allein trug, einen schwarzen Priester herangetragen, dem der Kopf vom Kinnpf abgetrennt war, — abgefägt, wie man nach den ungleichartigen, zackigen Wundrändern des Halses annehmen mußte, — mit einem scharfem Messer, sagte sie ihr. Und die Augen aus diesem losgetrennten Kopf stierten sie an, mit einem entgegensoffenen, durchbohrenden Blick, der nicht von ihr wich. Da sagte sie eine ungeheure Angst. „Felice! Felice!“ rief sie. Und mit diesem Schrei wachte sie auf.

Alle Pulse klopfen ihr noch und ihr Herz hämmerte wild. Sie mußte sich eine Weile darauf besinnen, daß sie ja nur geträumt habe. Das Entsetzen und die Zucht bebten noch in ihr nach. Und sie hatte auch keine Ruhe jetzt mehr im Bett. Zwar war es noch fast dunkel, aber an Schlafen hätte sie nicht mehr denken können, sie hätte auch gar nicht mehr schlafen wollen — aus Angst vor ähnlichen Schreckensträumen, wie

vorhin. Mit müden, lahmen Gliedern erhob sie sich. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß Felice irgend ein Unglück drohe. Wozu sonst dieser Traum? Niemals hatte sie Aehnliches geträumt, niemals war sie mit solchem Grauen erwacht. Die heilige Jungfrau hatte sie doch wohl warnen wollen. Sie mußte zu ihm, — gleich — auf der Stelle. Es gab da gar keine Bedenken, gar kein Zandern. Thöricht, daß sie nicht gestern Abend gleich zu ihm gestürzt war. Es kam ihr jetzt alles so unnatürlich vor, dies Schwanken und Ueberlegen und Sichbesinnen.

Sie kleidete sich an, stieß das Fenster auf und lehnte sich hinaus. Ein herber, kühler Frühluftstrom schlug ihr entgegen und reizte sie, tief anzutreten. Es war ihr, als fielen etwas von ihr ab, als würde es klar und hell in ihr. Ihr Blut pulste ruhig, wie ein Flor sank es vor ihren Augen ab. „Ja, ich muß zu ihm“, sagte sie noch einmal zu sich selbst und nickte. Und wenn es auch bloß war, um zu sehen, daß er lebte und gesund war. Und dann mußte sie doch endlich Klarheit haben, — mochte es auch eine traurige Klarheit sein.

Menica hüllte sich in ihren Mantel, ein leises Frösteln ging ihr über den Leib. Als sie die Korridorthür aufstieß und das dunkle Treppenhause ihr kalt und öde entgegengehaut, zanderte sie noch einen Augenblick. Es war ihr, als wollte sie blindlings in ein ungewisses, grausames Schicksal hineinrennen und zu Hause habe sie ein warmes, behagliches Nest, in dem sie sich niederhocken könne, um geschlossenen Auges abzuwarten, bis das Unwetter vorübergezogen. Thörichte Einbildung! Jetzt würde sie wenigstens unangefochten alle diese endlosen Stiegen hinaufgelangen, so früh regte sich das Leben hier im Hause nicht. Und wenn sie zurückkam, würde sie nur an Felice's Arm zurückkommen. Da würden sie ihre Zungen im Zaum halten.

Vor ihren Füßen lag etwas Weißes, das beim Deffnen der Korridorthür, in deren Spalten es eingeklemmt gewesen, herausgefallen sein mußte. Menica hob es auf. Eine Zeitung. Sie erkannte am Format und an den großen, schwarzen, verzacktesten Kopflettern, daß es der „Diritto del popolo“ sein müsse, ein kleines, halb anarhistisches Arbeiterblättchen der Stadt, das viel im Hause gelesen wurde und aus dem man sich auf den Plätzen mit halblauter Stimme und unter allerlei Ausrufen der Empörung schredliche Stellen vorzutragen pflegte. Wie das nur hierher kam?

Jrgend jemand mußte es gestern Abend noch heraufgebracht haben und sicherlich war es für sie bestimmt. Was würde es enthalten? Wohl etwas, worüber sie sich ärgern oder enttäuschen sollte, denn seit gestern hatte sie ja nun noch lauter Feinde hier im Hause. Sie steckte das Blatt zu sich, da es zum Besen hier zu dunkel war, und hinstete geräuschlos die Treppen hinunter. Wie ein Dieb kam sie sich dabei vor. Und bei jeder geschlossenen Korridorhür hatte sie auf's neue ein Gefühl der Erleichterung, fast der Schadenfreude. Es war ihr, als überlistete sie alle diese da. Und nun schob sie den schweren Riegel des Handthors, das noch nicht offen war, mit aller Kraftanstrengung zurück und hinter ihr donnerte der Flügel wieder ins Schloß. Sie war auf der Straße. Und nun zu ihm — zu ihm! Sie hätte laufen mögen, nicht eher Atem schöpfen, als bis sie ihn sah, ihn wiederhatte.

„Sora Menica! Sora Menica!“

Ein Fenster klirte hinter ihr und der Ingenieur Enrico Brunelli lehnte sich hinaus. Er war völlig ungeteilt, es sah aus, als wäre er eben erst nach Hause gekommen. Er machte mit seinen Armen winkende Bewegungen, und riß die etwas müden, glasigen Augen weit auf, wie vor Schreck.

„Warten Sie doch, Sora Menica!“ rief er, als sie unwillkürlich stehen geblieben war, „wo wollen Sie denn hin? Ich gehe mit Ihnen. Warten Sie doch!“ Und er machte Anstalten, aus dem Fenster zu klettern, so wie er da war.

Menica mußte lächeln mitten in ihrer zornigen Verwirrung. „Der weint, ich will mir ein Weid anthun,“ dachte sie. „Warum nur?“ Und dann rief sie ihm zu:

„Ich gehe zu meinem Manne auf die Wache. Ich brauche keine Begleitung, ich danke Ihnen.“ Und sie winkte ihm freundlich mit der Hand ab und ging rasch weiter. „Wenn er mir nur nicht nachkommt!“ dachte sie an der Straßenecke und fing an zu laufen.

Sie kam aber gleich außer Atem und mußte wieder langsamer gehen. Er schien es auch angegeben zu haben, ihr zu folgen, denn sie hörte keine Schritte hinter sich. Diese verrückte Idee! Wie er nur darauf gekommen war, sie könnte — Sah sie denn so verstört aus? Unwillkürlich griff sie nach dem Zeitungsblatt in ihrer Tasche. Hier draußen war es jetzt hell genug zum Lesen. Und da drin mußte etwas stehen, was Enrico Brunelli konnte glauben lassen, sie würde aus Verzweiflung

darüber — lieber Gott, wie wenig der sie kannte! Selbst wenn Felice eine Andere liebte und von dieser Anderen nicht lassen wollte, — das — das würde sie niemals thun, vor solcher Sünde würde sie in der Stunde der bittersten, seelischen Not und Hilflosigkeit immer noch zurückschrecken. Und das hier — was konnte das ihr anhaben?

Sie hatte das Blatt aneinandergefaltet und suchte in den Spalten entlang. Da war's ja. „Zweierlei Maß“ hieß die Ueberschrift. Langsam weitergehend las sie. Es wurde da von einem Fabrikarbeiter erzählt, einem armen Tensel, der sofort entlassen worden war, als man in Erfahrung gebracht hatte, er habe sich kirchlich trauen lassen, weil er zu einer gesetzlich gültigen Verheiratung den erforderlichen Konsens des Fabrikherrn nicht hatte erhalten können, der seinerseits das Ueberwachen des hungernden Proletariats unter seinen Arbeitern durch seine Weigerung verhindern gewollt, und es wurde die Forderung hieran geknüpft, daß in genau der gleichen Art, wenn anders man in einem Rechtsstaat lebe, jetzt auch alle die Offiziere sofort aus dem Dienst entlassen werden müßten, welche heimlich, ohne Kantionsleistung und Konsens eine sogenannte kirchliche Ehe geschlossen hätten, zumal diese bewußt ungesetzliche, nur auf grober Täuschung basierende Handlungsweise bei einem vom Staat besoldeten Offizier zweifellos ein viel schmälicheres Vergehen darstelle, als bei einem simplen Arbeiter. Uebrigens seien die Namen jener Offiziere namentlich festgesetzt worden und auch in der kleinen Garnison hier an Orte befände sich einer derselben, der Lieutenant F. B., von dem es sogar heiße, er solle in den Generalstab versetzt werden. Unter solchen Umständen könne man denn freilich nicht verlangen, daß das Volk den Respekt vor den Gezeiten, die anderen Orts mit Füßen getreten würden —

Menica zerriß das Blatt in lauter kleine Fetzen die sie um sich austreute. Wenn es weiter nichts war! Damit schreckte man sie nicht. Giftige Tendenzmacherei und nichts mehr. F. B.? Das konnte ebenjogut auf irgendeinen Andren gehn. Und selbst wenn man wirklich Felice damit meinte. Sie lachte darüber. Sie wußte ja, wie es stand. Verleumdung, — Neid, — Klassenhaß hatten diesen Artikel diktiert. Es war zum Lachen. Als ob sie übrigens unglücklich darüber gewesen wäre, wenn Felice die Uniform ausgezogen hätte! Ein Mann, wie der, konnte in jedem Berufe das Höchste leisten. Und sie

wäre an seiner Seite geblieben, wäre glücklich geblieben, wenn er die Arbeitsbluse angezogen hätte. Wenn nichts Schwereres in ihr glückliches, friedliches Dasein plötzlich hereingebrocht wäre!

Sie war in den letzten Minuten, von jäher Angst angepackt, wieder rascher gegangen. Zuletzt lief sie, obgleich es ihr wie mit Eisenlast auf der Brust lag. Gott sei Dank, da war die Thorschwache. Und nun klangen doch mit einem Male Schritte hinter ihr. Sie blickte sich um. Wahrhaftig: Der Ingenieur! Also war er ihr doch gefolgt.

Ihre Brauen zogen sich zornig zusammen. Sie wollte umkehren, wollte auf ihn zu und ihm sagen — Aber da blieb er stehen, er rührte sich nicht mehr. Der Anblick des Wachthauses schien seine Schritte zu lähmen. Wahrscheinlich hatte er sich nur überzeugen wollen, daß sie wirklich hierher ging, daß sie ihn vorher nicht belogen hatte. Seine Besorgnis nun sie rührte sie nun doch wieder. Er meinte es wohl wirklich gut mit ihr. Wie eine Steinfigur lehnte er an der Straßenecke, während sie selber nun mit raschen Schritten auf die Wache zuging.

Der Soldat, der verschlafen vor seinem Schilderhaus lehnte und in den erwachenden Tag hinausgähnte, dessen erste Lebensregungen sich in den Gassen spüren ließen, riß sein Gewehr fester an die Schulter, als Menica herankam. Er mußte sie wohl kennen und sie nickte ihm freundlich zu.

„Leutnant Valbi —?“ fragte sie.

„Der Herr Wachthabende ist drinnen. In einer Stunde ist die Ablösung.“ Der Soldat lächelte dabei.

Menica wußte was er mit seiner Mitteilung ihr sagen wollte. Da die Ablösung so nahe und eine Inspektion der Wache also schon vorüber oder nicht mehr zu erwarten war, hatte der Herr Wachthabende sich schlafen gelegt. So ungefähr sollt' es heißen.

Und auch sie lächelte, als sie nun eintrat.

Im Wachtlokal wollten die auf den Bänken an der Wand und auf dem nackten Erdboden hingelagerten Soldaten aufspringen, als Menica erschien, aber sie winkte ihnen zu bleiben und durchquerte rasch den großen, düstern Raum, um drüben leise die Thür zu öffnen, die zu dem

Offiziersstübchen führte. So vorsichtig sie aber auch dabei zu Werke ging, gab die schiefe in den Angeln hängende Thür dennoch ein knarrendes Geräusch von sich und Felice Valbi, der mit dem Rücken gegen die Eintretende an einem Tischchen neben dem Fenster stand, die Uniform aufgeschöpft, ohne Säbel, drehte sich hastig zusammenzuckend um.

Ein paar Sekunden lang starrten sie sich in die Augen, ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich zu rühren, — fremd, entsetzt, angstvoll. Felice sah bleich und übermächtig aus, sein Haar hing ihm wirr um die Stirn, die schlaff herabhängenden Schnurrbartspitzen veränderten seinen Gesichtsausdruck vollständig. Die eine Hand hielt er in seiner Hosentasche, während die andre nach rückwärts in der Luft fingerte, als wollte sie heimlich dort irgend etwas thun oder ergreifen. Sie zitterte aber dabei. Und dies Zittern theilte sich allmählich dem Arm und dem ganzen Körper mit. Die Augen gingen an Menica vorüber ins Leere.

„Du?“ stotterte er dann mit versagender Stimme, „Du kommst —?“

Menica antwortete nicht. Sie trat zwei Schritte weiter vor und heftete ihre brennenden Augen auf den Tisch, vor dem er stand, immer noch wie bemüht, ihn mit seinem Rücken vor ihr zu verdecken. Er zitterte jetzt noch heftiger, hinstierte sie aber nicht. Sie sah auf dem Tisch einen geöffneten, dunklen, länglichen Kasten, den sie kannte.

Es war Felice's Pistolenkasten. Und daneben lag die Waffe, die er eben gereinigt und geladen hatte.

Sie sah alle Vorkehrungen dazu und sie wußte Alles. Woher auch sonst sein tödtliches Erschrecken vor ihr, ein Erschrecken, das ihn immer noch daran hinderte, auch nur ein Wort des Willkommens für sie zu finden, das ihm jetzt wie eine Lüge vorkommen mußte? Dahin also war es gekommen!

„Felice!“ All' ihre Angst, all' ihr Entsetzen, all' ihre Liebe drängte sich in den Ruf.

Er konnte auch jetzt noch nichts sprechen. Wie ein Gerichteter stand er neben ihr, mit hängendem Kopf, mit zuckenden Lippen. „Felice, das — das wolltest Du thun? Felice!“

(Schluß folgt.)





Gedichte

von

Herrmann Lingg.



Schwannmädchen.

Wirklich gestogen
Kamst du hierher?
Ueber die Wogen?
Sah dich denn wer?

Drüben vom Walde
Ueber den Hag,
Ueber die Halde
Kamst du vor Tag?

Sicher ist jedenfalls,
Unter der Eiche
Mit einem Schwannenhals
Schließt du beim Teiche. —

Als ich dich kügte,
Sahst du mich an,
Ob ich auch wüßte,
Was ich gethan!

Daß du nicht wieder
flögest davon,
Wag ich mich nieder
Trotz Deinem Droh'n.

Unter dem Kosen
Ward ich ein paar
Schneeweißer Rosen
Blühend gewahr!

Und wie mit Schwingen
fühlt ich zugleich
Dich mich umschlingen
Wonnig und weich.

Sonnwendfeuer.

Schließt auf den Ring,
Ihr Mädchen und Knaben,
Geht acht, ich spring'
Durch Feuer und Graben.
Ich würde für dich
Durch jedes rennen,
Nur lasse du mich
Nicht immer so brennen!

Und daß ich im Lauf
Nicht stürze, so fange
Du Schönste mich auf,
Nach der ich verlange.
Auf deinen Schooß,
Da stürz' ich nieder,
Ich laß dich nicht los,
Ich laß dich nicht wieder!

Liebeszauber.

Säh! auch mich zu jenen Thoren,
Die um Frauenlieb und Hund
In der Schönheit Reiz verloren,
Sich verstrickt in Schmach und Schuld.

Ob sie Blumenkränze trugen
Oder Kronen schwer von Gold,
Fielen oder Feinde schlugen,
Götter waren ihnen hold.

Herrlich war ihr Loos, erhaben,
Die besiegt von Liebesmacht
Eine Welt verloren gaben,
Glück und Ruhm für eine Nacht.

Nur nach Laune werden Ehre,
Gold'n'e Güter zugekost,
Doch den Schiffern auf dem Meere
Bringt der Stern der Liebe Trost.

Verföhnung.

Von deinen Thränen besiegt,
Bewältigt von deinem Schmerz,
Reiß ich dich an mein Herz,
Halt' dich an mich geschmiegt.

Alles was Liebenden droht,
Was so furchtbar schien,
Trennung, Entfernung und Not
Ist überwunden, verzieh'n!

Phonographie.

Etwas auszugraben
Aus Vergangenheit
Wird noch immer haben
Jede fernste Zeit.

Wie man aus den Gräften
Schmuck und Kronen hebt,
Wird man einst auch lästern,
Was vordem gelebt.

Längst ersticktes Wehe,
Schreie, hoch empört,
Die verstummt sind, ehe
Jemand sie gehört.

Mit dem Laut der Klage,
Die sie einst gestöhnt,
Treten sie zu Tage
Heilig und verföhnt.

Auferstehung werden
Wird mit Ruhm geschmückt
Allen, was auf Erden
Je war unterdrückt.

Worte, kaum geschrieben
Und auch schon verbannt,
Die verhöhnt geblieben,
Seh'n sich anerkannt.

Wie sich freuen werden
Die Gedanken dann,
Die nun blüh'n auf Erden
Nach so langem Bann.

O sie werden funkeln
Wie ein schön Geschmeid,
Nicht mehr wird verdunkeln
Ihren Glanz der Neid.

Das Geschrei der Thoren
Schlägt sie nicht mehr töd,
Nicht mehr geht verloren,
Wahrheit, dein Gebot!

Aus der Jahre grauen
Ecken fliegt der Staub,
Eieblich blühen Auen
Mit verjüngtem Laub.

Einverständnis.

Vom Mondlicht hatte sich geschlichen
Ein Strahl in deinen Busen ein,
Er hätte gern sich ihm verglichen
Dem jugendlichen,
Wie frisch gefallener Schnee so rein.

Mein Blick ist ihm gefolgt, gefangen
In Fesseln eines Traums von Glück,
Da schreckte mein zu kühn Verlangen
Ein zart Erbangen,
Dein trauernd Antlig mich zurück!

Ach, so wirst du mir stets erscheinen,
So winkst du mir in Trauer zu,
Mit deinem herben Lächeln, deinen
Von immer'm Weinen
Schwermüthig dunklen Augen Du!



Litterarische Reliquien.

Ungedruckte Briefe von Franz Grillparzer, Gustav Freytag und Berthold Auerbach.

Von den folgenden Briefen eines großen und zweier bedeutender deutscher Dichter enthält keiner eine verblüffende Enthüllung über Leben und geistiges Wesen der Schreiber, aber sie sind insgesamt in Ton und Inhalt für den Menschen und den Dichter bezeichnend.

Franz Grillparzers meisterhafte Novelle „Der arme Spielmann“ ist bekanntlich erst durch den Heftkurz'schen „Novellenschatz“ zu jener Anerkennung gekommen, die ihr gebührt. Der erste Abdruck in der „Zris“, Taschenbuch für 1848, das, von Johann Graf Majláth redigiert, bei Gustav Heckenast in Pest erschien — erweckte wohl die Aufmerksamkeit, ja das Entzücken litterarischer Kreise, drang aber nicht in's große Publikum. Gleichwohl war der deutsch-ungarische Verleger Kenner und — Geschäftsmann genug, um sich auch für den nächsten Jahrgang um einen solchen Beitrag zu bemühen. Der Dichter lehnte jedoch durch nachstehendes Schreiben ab:

Verehrter Herr!

Sie haben mich in Ihrem werthen Schreiben aufgefordert, Ihnen einen Beitrag für die Zris von 1849 zu liefern. So sehr mich dieses Begehren erfreut, da es beweist, daß Sie mit der heutigen Leistung zufrieden sind, so muß ich nur bemerken, daß Erzählungen überhaupt nicht mein Fach sind und der alte Spielmann wirklich nur durch ein eigenes Erlebnis veranlaßt worden ist, ich auch bei meiner leider vorherrschenden Stimmung mich auf eine bestimmte Zusicherung nicht einlassen kann. Wenn mir übrigens ein Stoff vorkommt, der mich zur erzählenden Behandlung anlockt, so sehn Sie überzeugt, daß ich immer der Zris den Vorzug geben werde, einmal der Persönlichkeit des Eigentümers, dann selbst des Druckortes wegen, der für mich eine erwünschte Mitte zwischen In- und Ausland einnimmt.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

Grillparzer.

Der Brief — laut Poststempel am 19. Dezember 1848 in Wien aufgegeben — enthält einige

sehr bezeichnende Einzelheiten. So den Hinweis, daß es nur „ein eigenes Erlebnis“ gewesen sei, das Grillparzer zu der Erzählung bestimmt, nachdem er seit 1827, wo er sein „Kloster von Sendomir“ veröffentlichte, keine Prosadichtung mehr geschrieben, ferner die Betonung seiner Stimmung; sie war bekanntlich im „wilden Jahr“, das dem oesterreichischen Patrioten Grillparzer die schwersten Sorgen und Bekümmernisse schuf, eine besonders erregte, ja schmerzvolle. Eigentümlich berührt auch die Bemerkung, er wolle schon um des Druckorts willen, der für ihn „eine erwünschte Mitte zwischen In- und Ausland“ einnehme, gelegentlich gern wieder an die „Zris“ denken. Sie ist gewiß nicht ernst gemeint. Daß Pest nun nicht mehr oesterreichisches „Inland“ sein wolle, — sich darüber zu freuen und darin einen Vorzug zu erblicken, fiel gewiß Grillparzer am wenigsten ein.

Der folgende Brief von Gustav Freytag ist an einen Darmstädter Schriftsteller, Karl Buchner, gerichtet und bezieht sich auf Robert Griepenkerl's „Robespierre“:

Leipzig, 11. März 50.

Sehr verehrter Herr!

Mit Bedauern bin ich genöthigt, Ihre sehr richtige Beurtheilung des Robespierre zurücksenden zu müssen, da die Grenzboten bereits in Nr. 4 dieses Jahrgangs ihre Ansicht über das Drama ausgesprochen haben. Sie werden finden, daß unser Urtheil noch herber war, als das Ihrige. Es ist meine Ansicht, daß das Stück weit eher ein Verlust, als ein Gewinn für unsere Bühne ist. Seine Wirkung wird nicht über den Druck herausgehen. Ihre Kritik würde ich dennoch aufnehmen, wenn nicht unser Urtheil — das einzige entschieden verwerfende, welches, soviel ich weiß, bis jetzt erschienen, schon so sehr gewirkt hätte, zunächst Erbitterung der Freunde hervorruhend, daß eine zweite Besprechung uns entschieden in den Ruf persönlicher Feindseligkeit gegen den Verfasser setzen würde. Da für die Kunst vorläufig aus dem Stück noch kein Hinderniß besserer

Richtungen und Kräfte — die wir übrigens nirgends sehen — hervorgeht, so wird ein weiteres Besprechen in unserem Blatt unter diesen Umständen unnöthig. Heut wird es in Leipzig gegeben.

Erhalten Sie uns Ihr Wohlwollen.

Ihr
ergebener

Freitag.

Der Brief äußert sich schärfer und rückhaltloser, als dies sonst in Freytags kluger, kühler Art lag. Daß ein Dichter seiner Art, dem damals eben die behaglichen Gestalten der „Journalisten“ aufzugehen begannen, zu Gripenkerls „kraftgenialischem“ Revolutions-Drama schwer ein Verhältnis finden konnte, wird man begreiflich finden, gleichwohl klingt durch das ablehnende Urtheil ein Ton hindurch, der unwillkürlich den Gedanken an persönliche Gerechtigkeit nahe legt. War Freitag der Meinung, daß die Wirkung nicht über den Druck hinausgehe, daß also das Stück nichts für das deutsche Theater bedeute, so ist schwer zu verstehen, warum er darin gerade einen „Verlust“ für die deutschen Bühnen erblickte, besonders da er gleichzeitig betonte, es bedeute kein Hindernis besserer Richtungen und Kräfte, die eben seines Trachtens überhaupt nicht da seien. Auch nach anderer Hinsicht ist der Brief für den Redakteur Freitag bezeichnend. Er lehnt den Artikel ab, um nicht den Schein persönlicher Gehässigkeit auf sich zu ziehen. Das war in den ersten Jahren der „Grenzboten“, wo das Blatt noch nicht die beherrschende Stellung errungen hatte, die es einige Jahre später einnahm und dann länger als ein Jahrzehnt behauptete. In der Folge, als es zur Macht gelangt war, scheuten Julius Schmidt und Freitag vor einer solchen Vermutung nicht zurück. Wie hagedicht fielen z. B. ihre Hiebe auf Karl Gutzkow, der freilich auch mit Angriffen nicht fargte.

An denselben Adressaten sind auch die beiden ersten von den drei hier mitgetheilten Briefen Berthold Auerbachs gerichtet. Karl Buchner war ein fleißiger Rezensent, der zu guten Blättern Beziehungen hatte; der junge, damals 26jährige Auerbach beistellte sich, Fühlung mit ihm zu gewinnen und überfandte ihm seinen Roman „Spinoza“ mit nachstehendem Schreiben:

Geehrter Herr!

Durch unsern gemeinschaftlichen Freund, Dr. Weil, erfahre ich, daß Sie die Güte haben wollen, meinen Roman in den Blättern der „Bürnenhalle“ zu beurtheilen. Ich dürfte und möchte es nicht wagen, Sie durch dieses Schreiben zu persönlichen Rücksichten zu bestimmen, nur bitte ich Sie, möglichst bald und möglichst ausführlich mir mein Prognostikon zu stellen. Ich weiß, wie viel ich mit diesem Buche gewagt habe, da ich ein

durch und durch jüdisches Gemälde aufzustellen beabsichtigte, ohne den gewöhnlichen Romanfeiern Concessionen zu machen; man hat sich in die detaillirtesten Verhältnisse schottischer, indischer, mittelalterlicher Lebensweise u. s. w. hineinwerfen lassen. Darf man das mit den jüdischen nicht auch wagen?

Ich sehe, daß ich mich trotz meines Vorsatzes doch in eine oratio pro domo eingelassen habe, und da ich nun anfangen, will ich Ihnen nur noch Einzelnes bemerken. Es wäre mir lieb, wenn Sie hervorheben würden, daß ich in diesem Buche einzelne Fäden fallen ließ, um sie vielleicht in einem weiteren Gewebe („Spinoza's Tod“ etwa) wieder aufzunehmen. Auch einige sinnentstellende Druckfehler bitte ich Sie, in Ihrer Beurtheilung zu bemerken. So z. B. Bd. 2. S. 56, Z. 5 v. u. ist „er“ zu streichen. S. 88 Z. 5 v. u. Westen statt Norden zu setzen und einige andere. Ich bin es von Ihrer Wahrheitsliebe überzeugt, daß Sie das Buch ganz lesen werden, und dann muß ich mir jedes Urtheil gefallen lassen. Nur wäre mir ein baldiges deshalb sehr erwünscht, weil ich den längst vorbereiteten zweiten Theil des Ghetto bald möchte folgen lassen. Sie würden mich zu großem Dank verpflichten, wenn Sie mir ein Exemplar des Blattes, in dem Ihre Rezension enthalten ist, zuwenden könnten. Ueber Mangel werden wir wahrscheinlich nicht gleicher Ansicht sein; verfolgen Sie indeß seine Verfabrungsweise in der letzten Zeit, wie er eine Flige über die Juden noch immer ausbeutet, obgleich sie längst widerlegt ist, so werden Sie meinen Grimm doch einigermaßen rechtfertigen.

Sehr lieb ist es mir, wenn Sie Herrn Dr. Duller mein Buch zur baldigen Rezension übergeben; vielleicht kann er, wenn es seinen Beifall erhält, es auch anderwärts nach Gutdünken benützen.

Ich hoffe, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie in den nächsten Monaten in Darmstadt zu besuchen, da ich, im Rückblick auf den schönen Tag, den wir zusammen verlebten, mich hiezu berechtigt glaube. Ich freue mich sehr auf dieses persönliche Zusammentreffen, da ich mich wohl einige Tage in Darmstadt aufhalten werde.

Es grüßt Sie herzlichst Ihr
mit wahrer Hochachtung ergebener
B. Auerbach.

Stuttgart, den 27. Okt. 1837.

Solcher eingehender — sagen wir — Ratschläge für seine Kritiker, hat Auerbach auch in der Folge und bis an sein Lebensende unzählige geschrieben; schwerlich zu seinem Nutzen. . . .

Auch der folgende Brief geht aus ähnlicher Tonart; er begleitete den oben angeführten zweiten Teil

der Sammlung „Das Ghetto“, den Roman „Dichter und Kaufmann“:

Fraunfurt, den 26. Febr. 1840.

Wenn ich erst heute, geehrter Herr, Ihren Brief vom 18. Dezember beantwortete, so können Sie sich hiefür die verschiedenartigen Gründe denken, und alle werden passen, nur der nicht, daß es mir nicht immer zur herzlichsten Freude gereicht, an Sie zu schreiben; vielmehr fühle ich mich stets dadurch erquickt, wenn ich an Sie schreibe, oder einen Brief von Ihnen erhalte, denn es ist ein freudiges Bewußtsein, bei dem Jammer und charakterlosen Wirrwarr unierer Zeit mit den Besseren in Verbindung zu stehen. So erstens es mir daher auch war, daß Sie meine Kraft für die von Ihnen angeregte Zusammenkunft deutscher Journalisten in Anspruch nehmen, so bin ich doch nicht im Stande, Ihnen und der gewiß mannichfach guten Sache zu willfahren. Vor Allen ist mir die Unmöglichkeit der Ausführung fast eine Gewißheit, die Naturforscher, Philologen pp. sind nicht an den Tag gebunden, aber die ganze Journalistik würde stocken, wenn die Redacteurs alle aus ihren Büreaus wanderten. Leider schadet's nicht viel, wenn die deutsche Journalistik einmal acht Tage stockt, aber eine allgemeine Zusammenkunft scheint mir unthunlich; vielleicht wäre es besser, wenn zuerst die süddeutschen Journalisten zusammenträten, ich dachte Anfangs, mich hiefür öffentlich aus zu sprechen, aber ich siehe so sehr außerhalb der Journalistik, daß ich meine Stimme für zu unbedeutend hielt. Wenn Kolb etwas dafür schriebe, wäre das meiner Ansicht nach am besten, vielleicht auch (Name unleserlich), der sich jetzt so wacker hervorthut.

Sie werden hoffentlich nicht glauben, daß ich mich aus irgend einer Rücksicht von etwas Gutem zurückziehen will und werden diese meine unumwundene Ansicht freundlich aufnehmen, vielleicht kann ich Ihnen, wenn wir uns bald sprechen, Weiteres mittheilen.

Anliegend überende ich Ihnen meinen neuen Roman, den Sie gütigst bald in den Blättern der Börsehalle beurtheilen wollen. Ich will nicht lange eine oratio pro domo halten, nur das erlaube ich mir zu bemerken, daß ich unter „Lebensgemälde“ nicht das Leben eines einzelnen Menschen sondern das mit dem aller seiner Umgebungen verschmolzene und verknüpfte verstand. Leider haben sich viele Druckfehler eingeschlichen. So S. 6 Z. 4 v. u. l. poetische st. politische.

Entschuldigen Sie gütigst, daß ich Ihnen das Buch erst jetzt und in diesem Zustande sende. Haben Sie die Güte, Herrn Dr. Duller freundlichst von mir zu grüßen.

Ich werde bis in einigen Monaten wahr-

scheinlich Frankfurt verlassen und vielleicht mich in Leipzig ansiedeln. Wir haben uns, da wir so nahe waren, so wenig gesehen, daß ich damit fast alle Hoffnung dazu verliere, aber in der Nähe wie in der Ferne werde ich mich stets mit Freude nennen

Ihren
mit freundschaftlicher Hochachtung
ergeben

Berthold Auerbach.

Der Grund, warum Auerbach einen Journalisten-Tag für undurchführbar hält, klingt sehr drollig. Wäre er zutreffend, dann dürfte es auch keine Naturforscher- oder Philologen-Tage geben, denn auch da sind Viele durch Berufspflichten ferngehalten. Der Gedanke, daß er dies nicht ernst gemeint und nur einen Vorwand für die Ablehnung seiner Beteiligung gesucht, liegt nahe, ist aber schwerlich zutreffend. Wer Auerbach gekannt hat, weiß, daß ihm solche Naivetäten immer wieder unterliefen. Und naiv ist wirklich auch der letzte, an einen einst berühmten Dichter gerichtete Brief:

Lieber Karl Bed!

Durch sofortige Beantwortung Deines mir heute zugekommenen Briefes will ich Dir vor Allem sagen, wie sehr es mich freut, wieder einen Zuruf von Dir zu erhalten und Kunde von Deiner frischen Bethätigung. Aber keinen Beitrag für die neu zu gründende National-Zeitung? fragt Du.

Sieh, lieber Alter, es ist mir von je her schwer geworden, auf freundliche Anmuthung, wo ich etwas leisten konnte. Nein zu sagen und nun doppelt schwer, einem alten Genossen gegenüber. Dennoch kann ich im vorliegenden Falle nicht anders.

Ich habe ganz bestimmte Pläne und Pflichten, denen ich vor Allem gerecht werden muß, ich bin alt genug, um mich dafür zusammen zu halten. Ueberdies wäre ich für Alles, was sich journalistisch eignet, der N. Freien Presse, der Allgem. Ztg. u. der Kölnischen von früher her verpflichtet.

Ich will Dir ein Beispiel erzählen. Ich habe die Freude Julius Rodenberg zur Redaktion des Bazar gebracht zu haben. Nun wünscht er und der Verleger Schäfer unter den größten honorariellen Versprechungen einen Beitrag oder auch nur vorläufige Nennung meines Namens als Mitarbeiter. Ich mußte leider ablehnen, da ich nicht absehe, wann ich dem nachkommen kann.

Und so muß ich auch Dir gegenüber, so leid es mir thut, ein Gleiches. Ich bin der Zuversicht, daß Du das gerecht erkennst und nach wie vor in gleicher Weise zugethan bleibst

Deinem alten
Berthold Auerbach.

Wir nannten den Brief naiv. Und dies ist er

auch, keineswegs anmaßend oder großsprecherisch gemeint. Es spricht nur eben das Selbstgefühl des vielbegehrten Dichters offen heraus, während es Andere, die im Grunde viel eitler sind, als Auerbach war, klüglich zu verbergen verstehen. Zu berücksichtigen ist ferner, daß der Brief in eine Zeit fiel, wo Auerbach Erfolge hatte, wie sie wohl wenigen Dichtern beschieden waren und heute keinem beschieden

sind. Er ist offenbar im November 1865 geschrieben. Damals hatte Karl Beck die Redaktion des *Zeitungers* der „National-Zeitung“ übernommen. Das war das Jahr, wo „Auf der Höhe“ erschien, und auf der Höhe stand damals auch der Dichter. Es war ein Erfolg, der in demselben Maße ehrlich verdient war, als die Vernachlässigung oder gar Verfekerung, der Auerbach nun anheimgefallen, eine unverdiente ist.

Memento.

Den sommergrünen, dichtbelaubten Hag,
Achlos durchschrittest Du ihn manchen Tag.
Nun erst, am frühen Morgen, fühlst Du klar,
Wie Dich dies Grün gelabt, wie lieb Dir's war.

Was hat sich denn verändert über Nacht?
Noch steht der Wald in voller Sommerpracht;
Und wie zum Schmach nur schimmerl hier und da
Ein buntes Blatt . . . und mahnt: der Herbst ist nah.
Ernst Lenbach.

Novembernacht.

Nachtwind's Flatterflügel legen
An die Fenster leuchten Staub
Und hernieder mit dem Regen
Kiesel blaßes, nasses Laub:

Blaßes Laub mit blaffen Zweigen
Auf der Erde Angstgesicht
Und in's Herz ein dunkles Schweigen,
Ohne Liebe, ohne Licht! . . .
H. A. T. Gielo.

Beim Gastmahl.

Mögen die Kön'ge ihren Sängern geben
Goldene Stellen, mag das Volk den feinen
Lohnen durch Händeklatschen und durch heßer
Lärmenden Beifall:

Mir gönn' als Preis des Liedes, das sich mutig
Von der Erinnerung zur Zukunft aufschwingt,
Freundschaft nur einen vollen Becher, und ihr
Lächeln die Schönheit.

Wie das Erinnern eines Frühlingmorgens
Kein und voll Milde ist der Schönen Lächeln,
Wenn unser neuntes Lustum schon zum Ende
Flüchtig sich neiget;

Und um das Glas, das Freundschaft hold bekränzel,
Schwebet des Todes heil'res Bild, wie Du es
Unter Platanen am Nilos schautest,
Göttlicher Plato!

Aus dem Italienischen des *Giosuè Carducci* von *Valerie Matthes*.

Leise Lieder . . .

Leise Lieder sing' ich dir bei Nacht,
Lieder, die kein sterblich Ohr vernimmt,
Noch ein Stern, der etwa spähend wacht,
Noch der Mond, der still im Kelch schwimmt.

Denen niemand als das eigne Herz,
Das sie träumt, in tiefer Wehmut lauschl,
Und an denen niemand als der Schmerz,
Der sie zeugt, sich kummervoll berauschl.

Leise Lieder sing' ich dir bei Nacht,
Dir, in deren Aug' mein Sinn versank
Und aus dessen tiefem, dunklem Schacht
Meine Seele ewige Sehnsucht trank.

Christian Morgenstern.

Der Thürmer.

Den Thürmer seh' ich ängstlich spähn.
Er lauscht hinaus, erschrocken,
Wenn Stöße zündend niedergehn,
Schwingt er des Sturmes Glocken.

Dich grüß' ich, Thürmer! Euren Klang
Ihr Glocken — dange Lieder!
Ich sing' wie Ihr der Nacht den Sang,
Schlägt wo ein Schicksal nieder.

Paul Wertheimer.

Erstes Verfärben.

Leise — leis' ist sie hingegangen
 Heber die Wipfel, die mah nende Zeit —
 Itternd weisen mit herblichem Prangen
 Silbernde Blätter das Sterbeleid.

Wolltest im Lenz du mit scheuem Erbeben
 Schätze werben und Liebesold?
 Laß dich berauschen, alterndes Leben,
 Nimm den Glanz nur für echtes Gold!

Laß dich berauschen vom herblichen Prangen,
 Fallen magst du trotz deinem Geschmeid!
 Leise — leis' ist sie hingegangen
 Heber die Wipfel, die mah nende Zeit.

Wilhelm Arminius.

Sichere Kunde.

Niemals unter dieser Sonnen
 Hab' die Frage ich gewagt,
 Ob Du je mich lieb gewonnen,
 Und Du hast mir's nie gesagt.

Doch — war's Deiner Blicke Leuchten? —
 War's ein Ittern Deiner Hand? —
 Du verstandest wohl zu beichten,
 Wie das Hörcchen ich verstand!

Hans Müller.

A Bäumle seha.¹

(Schwäbisch.)

Muach! doch no' a Bäumle seha!
 's geit² im Garta drunt a Plähe,
 Wo der Grund am besa laugel,
 Wo die rauhe Wind it blauel.³
 D' Sonna bleidit de ganja Tag.
 Muach! doch 'no a Bäumle seha!
 So a jungs jungs Apfelbäumle,
 Grab am Stamm, mit frische Wurja,⁴
 Un de Zweig mit g'sunde Ruga
 Und au von der besa Art. —

So, jah Nats⁵ ja scho' im Soda!
 Gual versorget ist dös Blämmle,
 Daß ihm nix passiere ha'.
 Fleißig will i jeden Morga
 Nach'm Bäumle wieder gucka;
 Dös muach nell sei', wenn die erste
 Anospa aus der Kinda schiebel,
 Wenn si' d' Blättla so g'häl⁶ färbel
 Und am End kommt d' Apfelbluah!⁷
 Freile, freile! dös ist sicher:
 's Bäumle wächst und kommt ju Kräfta,
 Streckt si' all weil mehr zur Sonna,
 Brotlet d' Äst weit ausenander,
 Bringt all Tauhr mehr süaße Äpfel,

Die ganz roote Backa hand.⁸
 Aber mei'! bei mit gal's ruckwärts,
 Mir weards⁹ trüber voar de Ruga,
 's kömmel oft gar schwere Stunda
 Und vielleicht ist's heit¹⁰ scho's lehtmal,
 Daß mi' freut a Apfelbluah.

Bäumle, wach's nu lustig weiter!
 Mir ist au der Saft scho' g'hiega,
 Mi' hat's g'freut und g'freut hat's andre.
 Mancher denkt vielleicht im Stilla:
 Ha' si' 'm Sepp! gar it freind sei',
 Fassch ist nix am ganja Kerle,
 Und es lebl wohl a guats Wärtle
 Oder so a lustigs Versle
 Au no' weiter, wenn er lang scho'
 Ganz still unter'm Soda leit.¹¹

Bäumle, wach's nu lustig weiter!
 Will au no' it ganz verschrecka;
 Bin it bei recht guate Krutla,
 Oder still vergnüagt am Tischeck,
 Rühret si's Leba doch no' kräftig,
 Sieh! am Baum geits grüame Blättla
 Und es kommt sogar a g'sunda
 Silberweiße Apfelbluah.

Hyazinth Wäckerle.

¹ pflanzen; ² giebt; ³ blasen; ⁴ Wurzeln; ⁵ heit's; ⁶ langsam; ⁷ Apfelblüte; ⁸ haben; ⁹ wirbs; ¹⁰ heuer; ¹¹ liegt.





Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

Seit langen Jahren ist in Berlin nicht so wenig vom Theater gesprochen worden, wie in diesen Spätherbst, und es soll, sagt man, den Berliner Theater-Directoren garnicht gut gehen. In's Central-Theater strömen ja die Leute, um sich an der „Tollen Nacht“ das Gemüth zu erlaben, auch Adolph Ernst wird zwar den „Kleinen Lord“ — in Amerika 3240 mal, in London 1862 mal aufgeführt — nicht eben so oft geben können, ja nicht einmal gleich oft, wie „Charley's Tante“ unsterblichen Angedenkens, aber doch oft genug, und die „Reichshallen“, „Americans“ und „Apollo-Theater“ und wie die Tangel-Tangel sonst heißen mögen, sind jeden Abend gedrängt voll. Aber die Theater halbwegs edlerer Richtung wollen sich selten füllen, nur das „Schiller-Theater“, diese brave dramatische Volksküche ausgenommen, die es verstanden hat, sich durch ihre billigen Preise ein Stammpublicum zu ziehen, und es nun durch kluge Abwechslung zu fesseln weiß: Goethe, Schönthan, Schiller, Moser . . . Mitten in der Saison werden Gastspiele abgehalten: im „Neuen Theater“ die Judic und im „Vossing-Theater“ Schweighofer — ach, es ist Herrn Oscar Blumenthal zu glauben, wenn er neulich drucken ließ, ihm seien nicht die Fische im Theater unangenehm, sondern nur jene Leute, die überhaupt nicht kämen.“ Die anderen Theater-Leiter lassen dies nicht drucken, sie denken es nur. Das Alles aber kommt daher, weil die „großen“ Novitäten noch nicht oder nicht mehr zu sehen sind und von den „Kleinen“ auch wenige recht eingeschlagen haben. Wie gefährlich es ist, das Interesse des Publicums ganz auf die Novität hin zu drillen, haben die Berliner Theater noch selten so deutlich gespürt bekommen, wie in den letzten Wochen. Wie viel sie aber daraus lernen werden, ist freilich eine andere Frage.

Die „große“ Novität — der Begriff bleibt derselbe, aber die Autornamen wechseln mit unheimlicher Raschheit. Wie ein Märchen muthet es heute an, daß es Zeiten gab, wo ein Stück von Paul Lindau diese Rolle spielte, und nicht ganz so, aber doch wie eine Stunde aus alter, alter Zeit klingt es uns heute in's Ohr, daß Ernst von Wildenbruch der spannungsvoll

erwartete Dichter war. Heute giebt es drei solcher Glücklichen, also mehr, als je vorher — und das ist gut; auch sind sie alle jung — und das ist noch besser — je zwei von ihnen fast zusammen eben so alt, wie früher einer dieser Herrschenden, denn der Älteste ist noch nicht vierzig und der Jüngste wenig über dreißig Jahre alt. Gerhart Hauptmann, Ludwig Fulda, Hermann Sudermann. Ob sie alle drei lange diesen Platz behaupten werden und wer von ihnen zuerst weichen wird, soll hier nicht erörtert sein. Genug, heute sind sie's eben, nur sie. Und nun zögert Hauptmann noch immer, mit seinem „Florian Geyer“ hervorzutreten; Sudermann will sein neues Stück überall früher aufführen lassen, als in Berlin, weil er sich hier unbegreiflicher Weise von Voreingenommenheit bedroht glaubt und Ludwig Fulda's neue Komödie: „Robinson's Eiland“ hat sich auf dem Repertoire des „Deutschen Theaters“ nicht halten können.

Das ist bedauerlich, denn es ist ein lustiges und geistreiches Stück. Daß der geringe Erfolg seine guten Gründe hat, soll deshalb nicht bestritten sein. Aber der wichtigste dieser Gründe ist doch einer, dessen sich der Dichter nicht allzusehr zu schämen braucht, obwohl schon sein im vergangenen Winter aufgeführtes Werk: „Die Kameraden“, unseugbar dasselbe Gebrechen aufwies: er ist der Dichter des „Talisman“. Denn wir haben andere literarische Moden, als die Engländer oder die Franzosen; dort gilt es nicht bloß als ein Verdienst, ein vortreffliches und erfolgreiches Drama gedichtet zu haben, sondern dies Verdienst wird auch bei dem nächsten Stück nicht vergessen; auch dort stellt man an einen solchen Poeten besondere Anforderungen, aber man weiß, daß es ungerecht wäre, von einem Talent zu verlangen, was nicht einmal das Genie leistet: daß es stets auf der einmal errungenen Höhe bleibe; man hat Geduld mit ihm und giebt dem guten Namen Kredit. Wir aber haben für einen solchen Dichter auch nicht ein Quentchen Geduld übrig; wir verlangen von ihm sogar, daß er sich immer von neuem selbst überbiete, und thut er's nicht, so bißt er dafür. Fulda nun schon zum zweiten

Male. „Die Kameraden“ waren ein hübsches, witziges, amüsantes Stück; in technischer Hinsicht — und wer hätte mehr Grund, auch solche Vorzüge anzuerkennen, als das Land, wo sicherlich dreimal mehr Dramen an ihrem Aufbau als an ihrem Inhalt scheitern? — sogar ein vorzügliches Stück; der letzte Akt scheint mir technisch der beste, der Fulda je gegliedert ist. Aber es waren Chargen und Situationen darin, die an die Pöste streifen; die Satire ging nicht allzu tief und war obendrein leicht mißzuverstehen — und das wären für jeden Autoren läßliche Sünden oder gar Vorzüge gewesen, dem Dichter des „Talisman“ wurden sie als Verbrechen angedreht. Und beiläufig ebenso, nur etwas schlimmer, kam es mit der vieraktigen Komödie „Robinsons Exil.“

Das ist sehr zu bedauern. Ich sage dies nicht aus weicherzigem Mitleid mit dem Dichter — er ist jung, unabhängig und dabei von so seltener Lebensklugheit, daß ihn kein Erfolg oder Mißerfolg verwirren kann — aber im Interesse des Theaters und des Publikums. Ist ist sogar das ganz mißlungene Stück eines Künstlers erquicklicher, als das gelungene eines Handwerksmanns: man hat mehr davon, schämt sich nicht hinterdrein, gewinkt oder gelacht zu haben. Nun kann hier vollends von gänzlichem Mißlingen gar nicht die Rede sein. Die Grundidee ist sogar die beste, die Fulda bisher je ausgedacht hat; sie ist tiefer, als der Kampf gegen die Gesellschafts-Hege in der „Wilden Jagd“, oder das Epigramm gegen das Gottesgnadenthum, auf welches der „Talisman“ hinausläuft. Aber nicht bloß tiefer ist diese Idee des neuen Stücks, sondern auch für den Dramatiker dankbarer, sie läßt sich viel leichter in Handlung umsetzen — und um wie viel fruchtreicher ist sie vollends für den Poeten!

Es reizte Fulda, zu zeigen, was am Kulturmenschen Kern und was Schale ist, wie weit sein Können und seine Ohnmacht, sein Gutes und sein Schlimmes ein Ergebnis der überfüllten modernen Verhältnisse und wie weit sie Natur sind, was von ihm übrig bleibt, wenn er Reichtum oder Armut abthut und plötzlich wieder nur Mensch ist. Man wird zugeben, an Probleme dieser Art haben uns die deutschen Lustspiel-Dichter nicht gewöhnt; durch Geist zu blenden, ist überhaupt nicht ihr Ehrgeiz; man vergleiche unsere deutschen Komödien mit denen der Franzosen oder der Italiener, und wird bekennen müssen: es ist ihnen nicht anzusehen, daß sie für das „Volk der Denker“ geschrieben sind. Nun blieb es aber hier nicht bei der guten Idee, auch die Fabel war in ihren großen Zügen vortrefflich ausgedacht.

Der Großspekulant Castor vereinigt in seinem mit fabelhaftem Luxus eingerichteten Hause eine Gesellschaft, die genau ebenso modern und ebenso bizarr zusammengesetzt ist, wie dieser Luxus: Fürsten und Abenteurer, Gelehrte und Schwärmer, Leute, die etwas

sind, wenn auch nur Millionäre, und solche, die nichts sind, als mit modernen Kleidern behängte Puppen, kurz — dies Haus ist eine Arche Noah, in welcher jede Spielart des Großstadt-Menschen durch ein Exemplar vertreten ist, sogar das Fräulein Doktor fehlt nicht. Von armen Teufeln, an denen nichts modern ist, am wenigsten der Rock, ist nur ein Exemplar vorhanden, der Stenograph Castors, Palm, der, nebenbei bemerkt, mittels Schreibmaschine stenographiert — ein komisches Versehen des Dichters über der Regie. Diese ganze Gesellschaft nun (Palm freilich nur als Heizer) tritt auf einem riesigen Salon-dampfer Castors, seiner Einladung folgend, eine Reise um die Welt an; der Dampfer scheitert im Stillen Ozean; die Gesellschaft rettet sich mit Mühe und Not auf ein unbewohntes Exil und muß nun über ein Jahr dort bleiben, jeder völlig auf die eigene und der Anderen Kraft angewiesen; Geld, Titel, Wissen — alles ist Chimäre geworden; wie Essen und eine Schlafstätte zu beschaffen, wie eine Ordnung anzurichten ist, damit nicht der Mensch dem Menschen zur Pest werde, das einzige Problem, das zu lösen ist. Wird dies gelingen und wie — und wer wird dies Problem lösen, die Aristokraten der Geburt, des Wissens, des Geldes oder der einzige Proletarier unter ihnen? Nun kann aber die Handlung natürlich nicht auf der Insel schließen; die Gesellschaft muß in die Welt zurückkehren, der sie entstammt ist, — was wird sie auf Robinsons Exil gelernt haben, was davon in die Kulturwelt mitnehmen können und wollen?

Gewiß, nicht bloß die Idee ist vortrefflich, auch das Gerüst der Fabel stark und kraftvoll gezeichnet. Dazu der Reiz des Contrastes: das Leben auf der wüsten Insel, eingerahmt vom Bild überfeinerter Kultur. Soweit stimmt Alles auf's Beste und es bleibt nur für eine Sorge Raum: wird der Dichter nicht daran scheitern, daß er zu viel geben, das Problem ausgiebiger ausschöpfen will, als sich mit der Dekonomie eines Theater-Abends verträgt?

Nun, es ist anders gekommen; er hat zu wenig davon gegeben. Nicht so wenig, als dann verschiedene Zeitungen ihren Lesern erzählt haben, aber doch wirklich nicht genug. Nur der erste Akt kann nach dieser Hinsicht genügen: er leistet, was er soll, schildert die Gesellschaft, wie sie ist, übertreibt nur so weit, als eben der Komödie gestattet ist, bereitet durch seine Züge wirksam auf die phantastische Stimmung des Ganzen vor. Anders der zweite Akt: die plötzliche Hilflosigkeit der Geheilten ist ja wirksam und lustig genug geschildert, aber man hätte tieferes erwartet: den Naturtrieb, das ungesittliche Hervorbrechen der Naturtriebe, der eine nicht gellend, das andere nicht schreckhaft, aber doch deutlich, eben mit den Mitteln der phantastischen Satire ausgedrückt. Es ist zu viel Witz in diesem Akt, zu viel harmlose Laune und zu wenig Satire. Der dritte Akt, der uns (nach Jahres-

früht den kleinen, weltabgeschiedenen Staat zeigt, ist von diesem Fehler gleichfalls nicht ganz frei, bietet jedoch wenigstens einige Szenen, die ganz in den höheren Stil der freien, großzügigen Satire hineinragen, so die geistvolle Verhöhnung des Duells, vor Allem aber die Verschwörung der unterdrückten Aristokraten gegen den Proletariat, der sie durch seine praktische Tüchtigkeit beherrscht. Man hat dem Dichter Unklarheit der Tendenz vorgeworfen, sogar, wenn ich mich recht besinne — denn zum Glück ist ja dem Menschen doch für Dichtwerke ein besseres Gedächtnis gegeben, als für Kritiken — ein Schwanken zwischen den Parteien; gegen Kritik mit Unrecht; seine Satire ist ganz vorurtheilslos, nur daß sie eben leider oft an der Oberfläche haftet; Szenen, wie die eben genannten, sind spärlich gefäet. Am schwächsten ist der vierte Akt; ein passabler amüsanter Lustspiel-Akt, der aber nichts von dem zeigt, was wir von ihm erwarten: eine Wirkung jenes auf der Insel erlebten Jahrs auf den Charakter der handelnden Personen; es ist nicht einmal scharf hervorgehoben, daß sie, wie anzunehmen, zumeist genau dieselben geblieben und mit dem Lamafell, das sie in der Wildniß getragen, auch den Charakter des arbeitenden, jorgenden Menschen abgelegt haben.

Woher diese Mängel rühren mögen, soll hier nicht erörtert sein; daß sie der Dichter bei der Ausführung selbst empfand, scheint mir zweifellos. Zulda ist ein Künstler von feinstem Stillsesühl; es sieht ihm nicht ähnlich, in den spöttisch sichernden oder großend lachenden Ton der Komödie so tiefenste, ja pathetische Accente zu mischen, wie er es hier durch einige Dialoge, namentlich zwischen dem Priebspaar (der Richte Castors und Palm) gethan hat. Ich glaube, er that dies, weil er — vielleicht nur instinktiv, vielleicht auch bewußt — fühlte, daß seine Satire selten jene Wucht gewinne, die er ihr verleihen wollte, und seinem Werke diesen Stempel des Ernstes nun eben durch das Pathos ausdrücken wollte. Das war dann freilich ein Mißgriff, der sich gerächt hat. Die künstlerische Schwäche, die beseitigt werden sollte, bleibt bestehen und eine andere tritt hinzu: das Stück ist im Stil so wenig einheitlich, wie kein anderes desselben Dichters.

Das war so sichtlich, daß alle Beurtheiler darin einig waren. Und die meisten Kritiker waren es auch in der Ansicht, daß Zulda sein Stück nicht in Prosa hätte schreiben dürfen, sondern in Versen. Die Ansicht liegt nahe und mußte sich jedermann aufdrängen, der das Stück sah — die phantastische Syenerie der beiden mittleren Akte schreit nach dem Vers. Nun wiederholt sich aber auch hier die alte Erscheinung, daß die Einwendungen der Kritik zumeist Punkte betreffen, die der Dichter selbst reiflich erwogen und dann nur eben anders entschieden hat. Zulda hat „Robinsons Eiland“ nicht bloß in Versen zu schreiben gedacht, sondern auch zwei Akte in metrischer Form geschrieben. Warum er davon abkam, weiß ich nicht; ein richtiger Calcul war

es schwerlich. Denn im Gegensatz zu einigen anderen Beurtheilern des Werks glaube ich, daß sich dadurch die Einheitlichkeit des Stils gleichsam von selbst hergestellt hätte. Von Jedem, der in Versen schreibt, würde ich dies nicht ohne weiteres voransetzen, wohl aber von Zulda.

Habe ich meine Bedenken nachdrücklich betont, so möchte ich zum Schluß ebenso nachdrücklich wiederholen: Es ist doch schade, daß sich das Stück nicht gehalten hat, schade für das Publikum. Es ist so viel seine Lanne, so viel Wit und Grazie darin; ich glaube, man kann sich, alles in allem, doch besser dabei unterhalten, als bei einer so groß gezimmerten, unliterarischen Fosse, wie Robert Misch's „Nachruhm“, die volle Häuser gemacht hat. „Man?!“ — wird mir vielleicht eingewendet, „da steckst eben der Irrthum, man unterhält sich eben bei Fossen besser!“ Gewiß, aber es läßt sich auch dagegen etwas thun. Etwas mehr Wohlwollen der Kritik, etwas mehr Gebuld der Direction, und das Stück hätte sich doch vielleicht durchgekämpft. Mir bedeutet es trotz seiner Schwächen den künstlerisch lohnendsten Abend dieser Saison.

Auch als Nachdichter hat Zulda diesmal geringeren Erfolg gehabt, als sonst: seine metrische Uebertragung von Edmond Rostans „Unspiel. Die Romantischen“ hat im Vessing-Theater nicht recht gewirkt, und es sind ihm sogar bei dieser Gelegenheit über seine sonst unbestrittene Verdienst Spitzigkeiten genug gesagt worden. Das Erste ist begrifflich; diese lebenswürdige, witzige Travestie von „Romeo und Julie“, in der daneben auch so viel Wärme und Anmuth des Empfindens stecken, daß man damit ein Duzend grober, kalter Stücke verfeinern und befehlen könnte, wird vielleicht niemals oder doch nur bei ganz ausgezeichnete Darstellung wirken. Es wird namentlich alles darauf ankommen, daß die Schauspieler Verse sprechen können, welche diesen Namen verdienen, die eben als Verse gedacht und geformt sind und daher eine geheime Melodie in sich tragen, die der Sprecher reden muß. Die Schauspieler des Herrn Blumenthal können es nicht; ihnen ist die klassische, krystallklare Prosa der „Grünen Trübe“ gekniffener. Das ist weder verwunderlich, noch ihnen ins Schuldbuch zu schreiben, aber dem hübschen, feinen Lustspiel hat es sehr geschadet. Ob sich alle oder doch viele Hörer dessen bewußt waren, mag freilich dahingestellt bleiben; ist doch meines Wissens von Niemandem auch nur die Thatfache hervorgehoben worden, um wie viel leichter die Schauspieler mit den Versen eines anderen Stückes fertig wurden, das am selben Abend den „Romantischen“ vorausging: Paul Lindau's „Benus von Milo“. Es ist über den Einakter nicht viel zu sagen, noch weniger dagegen, wenn man ihn als das nimmt, wozu er geschrieben ist: als eine Programmrede zu dem neuen Amt Lindaus als Meininger Intendant. Er will wieder den „Alten“, noch den „Jungen“, sondern

der „Kunst“ dienen; das hört sich hübsch an, jeder kann sich dabei denken, was er selbst will und wünscht, und es verpflichtet zu nichts; mehr kann man von einer solchen Programmrede nicht verlangen. Auch ist die Fabel gut ausgedacht und sehr geschickt mit dem Namen des großen Praxiteles verknüpft. Gespielt wurde es nicht schlecht, und sogar gut gesprochen. Wie nun mag es kommen, daß z. B. derselbe Herr Stahl, der Lindau'sche Verse gut sprach, den Zuldaischen gefährlich wurde?! Die Antwort mögen Proben geben.

Vin dan läßt seinen Ekopas sagen:

„Ach! Die Jungen! Alten!
 Braucht' ich den Hundreim nimmermehr zu hören!
 Dem Pludias, unser Aller großem Meiner,
 Der nun seit ichtzig Jahren in Esthon
 Den hügan Streit der Schulen mild belächelt,
 — Schau ihm lang gellend, freudlich in den Ohren
 Das dumme Lied von Alten und Jungen!
 Was in der Kunst ist alt? ist jung? Sieh Antwort!
 Am Ende altert auch Unsterblichkeit?
 Und in nur wahr, was unsere Augen sehen?
 Sieh! nur hinaus, Freund, zur Atropolis,
 Stracht' am Parthenon das Bild des Zeus,
 Und sag' mir: ist das wahr, in Deinem Sinne?
 Das Bild hat freilich Mund und Stirn und Nase
 Und Ohren jut wie wir — menschliche Nase!
 Und doch ist's anders — was? Wir fehlt das Wort,
 Doch fühl' ich's deutlich: nemn's das Göttliche,
 Das übermenschlich Schöne, schaurig Hehre,
 Kenn's wie Du willst! Ach wenn' es einfach: Kunst!
 Und sich ich vor des großen Gones Bildnis,
 Dann fühl' ich wohl, wie hinter diesen Brauen
 Der Donner ichtlummert, wie das mächtig' Auge
 Im Jern entstammend Feuerblitze spieit,
 Und wie die Fluth sich haut und grollend schäumt,
 Und die beschürzte Erde furchsam bebt.
 Wenn er des Hauptes schwere Locken schüttelt,
 Das in das Göttliche, das ist die Kunst! —“

Der Schluß der „Romantischen“ lautet in Zuldais Uebersetzung:

Eulvette. Und jetzt mag vor den Hören, den Geduldigen
 Ein kurzer Hundreim nimer Spiel entschuldigen.
 Stelle Kleider, leichter Keine Klänge,
 Amor, der die Flöte bläst im Hain . . .

Bergamin. Ein Quinnet muntwilliger Geiange,
 Fasquinos, Jwiste, die nicht allzuehr entwiein,
Etraforel. Commecionenkränzen, Vollmondsthecin,
 Spiegelflechterkranz und Schaugeränge.

Eulvette. Stelle Kleider, leichter Keine Klänge,
 Amor, der die Flöte bläst im Hain . . .

Fercinet. Sonne Nacht nach Follredamencinen,
 Mit Must und ein'gen Schelmercin,
 Unersänglich, von brscheidner Länge,
 Zwei Papas, ein blumig Mauerlein
 Und ein Liebespäthen im Gedränge.

Eulvette. Stelle Kleider, leichter Keine Klänge.

Der Unterschied springt in die Augen: Zuldaische Verse, Lindau in Jamben gebrachte Prosa, nebenbei bemerkt, macht er auch dies, wie das Meiste, was er ansagt, geschickt genug, viel geschickter als Mancher, der weit mehr Uebung darin hat, als er. Diese Uebersetzungen sollen sich also nicht gegen ihn kehren, auch nicht gegen die Schauspieler dieses einen Theaters; ich wüßte derzeit keine Berliner Bühne zu bezeichnen, wo es den „Romantischen“ besser gegangen wäre. Und das scheint mir allerdings ein arger Uebelstand; er beraubt eine ganze Gattung

von Dramen der Möglichkeit einer künstlerischen Darstellung. Im „Deutschen Theater“ konnte man Verse sprechen, so lange L'Arronge dort regierte; jene Mitglieder, die von ihm gedrückt wurden, können es noch heute, die neu hinzugekommenen nicht mehr.

Kehren wir zu unserem Thema zurück, den Novitäten der Saison. Die meisten gehen uns hier freilich nichts an, weil sie, um ein russisches Sprichwort zu zitiren, so viel mit der Kunst zu thun haben, wie die Klage mit dem Christenthum, wenn sie die Finten trennt. Das gilt von den Darbietungen jener Bühne, die von Rechtswegen unbesritten die vornehmste Berlins sein sollte, während man ihr heute diesen Rang nur noch einräumt, weil man in Verlegenheit wäre, ihn einer anderen zuguthellen: dem Königlichem Schauspielhaus. Es bekommt die schlimme Theaterzeit minder zu spüren, weil es ein getreues Stammpublicum hat und noch relativ am meisten auf die Pflege eines Repertoires hält; mit seinen Novitäten hat es geringes Glück gehabt. Da waren zu sehen: „1812“, die brave, gewissenhafte Arbeit eines Dilettanten, Herrn von der Fjordten, dann ein, wie man sagt, nicht uninteressantes, aber in der Composition verunglücktes Stück eines jungen Berliner's, der nun in Paris lebt, Theodor Wolff, „Niemand weiß es“, „Drei Bilder“ aus Japan — „wie man sagt“, bemerkte ich, denn ich habe es nicht zu sehen bekommen und zwar aus einem dröhligen Grunde. Das Blatt, dessen Pariser Korrespondent der Autor ist, brachte eine so begeisterte Rezension und betonte den Erfolg so sehr, daß ich mir mit dem Besuch Zeit ließ; die Druckerzwärze jener Nummer war noch nicht ganz getrocknet, als das Stück bereits abgeleht war — wie sich der Kritiker über den Erfolg so täuschen konnte, „Jeder weiß es.“ — Als lustig und anspruchlos erwies sich ein Lustspiel „Frauenlob“ von Rudolf Lothar, dem Wiener Berichteratter dieser Zeitschrift; ich werde gelegentlich darauf zurückkommen, im Zusammenhang mit anderen Werken des Autors, deren Tonart für ihn bezeichnender ist. Der größte Erfolg dieser Bühne wurde durch eine „Novität“ errungen, die nun mehr als zwei Menschenalter zählt: Grillparzer's „König Ottokar's Glück und Ende.“

Auch einer anderen Berliner Bühne hat der große Oesterreicher Heil gebracht; wie das „Deutsche Theater“ im vorigen Jahre das einst bei seiner Wiener Erstaufführung (1838) so unerhört mißhandelte Lustspiel: „Weh' dem, der lügt“ 31, das herrliche Fragment: „Esther“ 11 Male aufführen konnte, so bringt ihm dies Jahr „Die Jüdin von Toledo“ mehr Glück, als manche Novität. Erfrenlich war der schöne Erfolg von Adolf Wilbrandt's „Meister von Palmyra“: daß es acht Jahre bedurfte, bis sich eine Berliner Bühne zur Aufführung entschloß, ist, nebenbei bemerkt, auch ein Beitrag zur Charakteristik der Berliner Theater-Verhältnisse und

kein erfreulicher. Mit stiller Heiterkeit entsann ich mich, während der Beifall durch's Haus scholl, eines Gesprächs, das ich zur Zeit, da das Stück eben in der „Deutschen Dichtung“ erschienen war, mit einem Theater-Direktor hatte. Er hatte die Feste von mir gewünscht, sie waren ihm zugegangen. „Wir scheint“, begann er, als uns der Zufall kurz darauf zusammenbrachte, „das ist so etwas wie eine Apothekose des Todes. An eine Aufführung ist natürlich gar nicht zu denken. Nach dem ersten Akt gähnt das Publikum und nach dem zweiten verläßt es das Lokal.“ Und der Mann ist keiner von den Schlimmeren, mindestens was seine literarische Bildung betrifft.

Dieselbe Bühne dankt dem Stück einer sehr begabten Frau einen warmen Erfolg. Es sind nun vier Jahre her, daß mir Ludwig Fulda ein längeres Gedicht, „Eine Mutter“ überschrieben, mit der Frage vorlegte, ob ich es veröffentlichen wolle. Es war von seiner Hand geschrieben. „Von mir ist's deshalb doch nicht“, erwiderte er auf meinen fragenden Blick, „das werden Sie sofort sehen. Der Verfasser will nicht genannt sein, und es liegt ihm so viel an der Wahrung seiner Anonymität, daß er mich sogar gebeten hat, nie ein Manuskript in seiner eigenen Handschrift aus der Hand zu geben.“ Ich las das Gedicht und war mir zunächst über zweierlei klar: daß es sehr talentvoll sei und daß ich es mit Vergnügen drucken wolle; ferner aber, daß es offenbar von einem bisher unbekanntem oder doch von einem Autor herrühre, dem die metrische Form ungewohnt sei, denn die Sprache war rau und uneben. Aber wie wohl ausgedacht war die Erfindung, wie kraftvoll der Vortrag! Das Gedicht ist in Band XIII, S. 161 der „Deutschen Dichtung“ abgedruckt; es ist „Ernst Kosmer“ gezeichnet; das erste Mal, daß der Name gedruckt wurde; kein Leser, auch ich nicht, ahnte damals, daß dies das Pseudonym einer Dame sei, der jungen Gattin des bekannten Rechtsanwalts und Schriftstellers Max Bernstein in München. Warum das Pseudonym damals so ängstlich gehütet wurde, weiß ich nicht, jedenfalls wurde es in der Folge sehr bald und durch Werke geklärt, bei denen die Geheimhaltung des bürgerlichen Fraucennamens mehr eingeleitet hätte. Denn diese Werke, Dichtungen in dem von Bierbaum herausgegebenen *Widernern* Museumalmanach und die Dramen: „Wir Drei“ und „Dämmerung“ wiesen als gemeinamen Zug ein Hinneigen zu Stoffen auf, die nicht etwa gesund sinnlich, sondern sexuell bedenklich waren; namentlich in „Wir Drei“ gab es Stellen im Dialog, die man geradezu cynisch nennen mußte. Zum Glück war dies nicht das einzig Gemeinsame dieser Arbeiten, sondern auch die große Begabung; neben halb oder ganz mißlungenen Gestalten waren da auch Menschen hingestellt, die volles Leben hatten; eine seltene Fähigkeit, durch eine Fülle kleiner, bezeichnender Einzelheiten zu charakterisieren, erfreute den Leser immer wieder.

Wie sich diese Kleinkunst auf der Bühne ausnehmen würde, war freilich eine andere Frage und durch das Beispiel Ibsens und Gerhart Hauptmanns, die offenbar die Vorbilder der jungen Frau waren, nicht gelöst; freilich charakterisieren auch diese beiden geborenen Dramatiker durch kleine Züge, nur daß ihnen daneben auch die großen nicht fehlen — im Gegenteil, und diese großen starken Striche stellen eben ihre Gestalten vor uns hin, die dann durch die kleinen Details nur mehr Reiz und Leben gewinnen. Hier fehlten noch diese großen Züge, und daß sie fehlten, sah sich bei einer Aufführung von „Dämmerung“ auf der Berliner freien Bühne im Frühling 1893 deutlich erwiesen. Diese Aufführung leuchte zuerst die Aufmerksamkeit größerer Kreise auf die junge Frau; man begann sich für sie zu interessieren, und neben dem warmen Beifall fehlte es auch an recht kühlen Einwendungen nicht; namentlich meinten einige sehr verständige Leute, es müsse sich erst erweisen, ob dies Wandeln in den Spuren Gerhart Hauptmanns tatsächlich der Individualität der jungen Frau entspreche oder bloße Nachahmung sei. Auf diese Frage hat das „Leben“ theilweise bereits Antwort gegeben; die frühere Art lag der Dichterin doch nicht so ganz und sie begnügt, ihre eigene zu gewinnen. Das ist unter allen Umständen gut, selbst wenn dabei minder Süßes zu Tage käme, wie wir es diesmal gesehen haben. Frau Bernstein — es scheint mir, wenn ich die junge blonde Dame mit dem scharf geschnittenen Profil vor mir sehe, wie sie an die Rampe tritt und sich anmuthig vor dem Publikum verneigt, komisch, immer „Ernst Kosmer“ zu schreiben — die junge Frau also hat diesmal, was die Erfindung betrifft, vielfach mit den Mitteln der „alten Schule“ gearbeitet; der Goldfisch aus Amerika, der alle Konfekte durch Dollars schlachtet und alle Menschen glücklich macht, stammt sogar aus dem verstantesten Requisitenwinkel der deutschen Bühnendichtung. Ein ähnliches Mittelchen ist die Anwendung verschiedener Dialekte. Aber nach wie vor ist die Dichterin bemüht, wirkliche Menschen zu schaffen und es gelingt ihr besser als früher; die Hauptgestalt, ein edler, unpraktischer, verbitterter Mustus ist durchaus gelungen, bei aller Fülle von Details fehlen auch jene starken Striche nicht, die man früher vermissen mußte, und das Detail ist noch viel lebendvoller als früher; nun hat man nirgendwo die Empfindung, dies und jenes könnte wohl nur angelesen sein, es ist oder scheint doch durchweg beobachtet. Auch stehen der Verfasserin nun Gemüthsstöne zur Verfügung, nach denen man früher vergeblich spähte; das Kokettiren mit dem Bedenklichen ist vermieden; der kleine Stoff mit wohlthuender Wärme und Reinheit behandelt. Daß dieser Stoff nicht eben allzu neu, die Charakteristik einiger Gestalten minder gelungen ist — ganz widerspruchsvoll z. B. ist die Gattin des Mustus gezeichnet — hat dem Publikum mit Recht die Freude an der be-

haglichen, jauberer, lebensvollen Komödie nicht getrübt. Nach diesem Werke zu schließen, hängt das künftige literarische Schicksal der Verfasserin mehr von ihrem Willen, als von ihrem Können ab; sie hat das Zeug dazu, sich auf der deutschen Bühne einen dauernden Platz zu erkämpfen.

Auch einem andern Stück, welches das Lessing-Theater zur Aufführung brachte, hat das Publikum bei der Premiere den verdienten Beifall nicht versagt, nur daß dann die Nachwirkung dieses Erfolges ausblieb, weil der düstere Stoff die Menge schreckte — „warum soll ich mich erschüttern lassen?“ erwiderte mir ein hiesiger Kommerzienrat auf meine Empfehlung, das Drama enthalte einige erschütternde Szenen. Es ist Felix Philippi's dreiaktiges Schauspiel: „Der Dornenweg“. Es ist technisch eine vorzügliche Arbeit; nicht bloß das beißgeimmerte Stück des Bühnenkundigen Autors, sondern auch nach dieser Hinsicht überhaupt eines der gelungensten deutschen Stücke, die ich in neuerer Zeit gesehen habe. Auch ist die Fabel sehr klug und sehr spannend erfunden, das Problem ernst und von ethischem Gehalt. Gleichwohl wäre es unrichtig, die geringe Nachhaltigkeit des Erfolges nur eben der Dürftigkeit des Stoffs zuzuschreiben; sehr

wesentlich hat der unklare Schluß, vor Allem aber die Sprache des Dramas dazu beigetragen, die nicht einfach, nicht natürlich, nicht kraftvoll genug ist. In andern deutschen Städten ist das Stück überall auf dem Repertoire geblieben.

Von Georg Hirschfeld's Schauspiel: „Die Mütter“, das sich dauernd am „Deutschen Theater“ erhält, dürfte das Gegenteil gelten, es wird schwerlich irgendwo anderwärts so gefallen, wie in Berlin. Aber auch sonst ließe sich fast Alles, was ich von Philippi's Stück gesagt habe, von diesem Drama aussprechen, nur eben Lob und Tadel ins Gegenteil verkehrt. Der Hauptreiz liegt in der natürlichen Sprache, der guten Beobachtung, der lebensvollen Charakteristik; der technische Aufbau hingegen erweist überall die unsicher tastende Hand des Anfängers, und wohl nicht das Szenarium allein. Man hat davor gewarnt, diesen Schüler Hauptmann's nicht zu überschätzen; das steht mir ferne, aber unterschätzt darf die dichterische Begabung, die hier zu Tage tritt, auch nicht werden.

Mehr und Anderes wäre über die Novitäten dieser Saison vom Standpunkt der „Deutschen Dichtung“ wohl nicht zu bemerken.

Goethe-Biographien.

Es war ein mehr boshafter, als geschmackvoller Scherz, als Jemand neuerlich drucken ließ, die Biographien unserer Klassiker hätten mit anderen Unglücksfällen das gemein, daß sie selten allein kämen. Die Thatfache ist ja richtig. Minor, Weltrich, Prachin begannen ihre Bücher über Schiller zur selben Zeit oder ließen doch die ersten Bände im selben Jahre erscheinen; nachdem es lange an einem Werk über den Dichter gefehlt, das die Ergebnisse der neuen Forschung für einen größeren Leserkreis erweiterte, hatten wir nun ihrer drei, die den gleichen Anspruch erhoben. Nebenbei bemerkt, mit sehr verschiedenem Recht, so daß es uns als kein Unglück erschien, wenn eines oder das andere dieser Werke ein Torso bliebe, so namentlich das eisdalte Buch von Prachin, der bekanntlich „in seiner Jugend ein Schiller-Hasser war“ . . . Und nun haben wir vollends fünf Biographien von Goethe; trügen uns gewisse Mitteilungen nicht, so kommen nächstens drei andere hinzu. Acht Bücher über Goethe, nachdem Bewes durch so lange Jahre nahezu der Alleinherrscher gewesen!

Das kann natürlich nicht bloß von der Nachahmungssucht oder dem Konkurrenztrieb kommen — obwohl es nicht bloß Verleger, sondern auch Gelehrte geben soll, die solchen Empfindungen zugänglich sind — sondern es muß jene besonderen Gründe haben. Sie sind denn auch in beiden Fällen sichtlich genug. Nachdem das Schiller-Archiv aus Schloß Weissenstein der Benutzung erschlossen, die Einzelnenforschung im Großen und Ganzen beendet war, lag der Gedanke einer Schiller-Biographie ebenso nahe, wie das Gleiche bezüglich Goethe's der Fall war, nachdem ein kleines Heer fleißiger Werkleute — die

Mehrzahl natürlich Kärner, aber das geht in solchen Dingen nicht anders — die wesentlichsten Schätze des Goethe-Archivs aus Licht gefördert hatte. Eine neue Biographie Goethe's war auch aus inneren Gründen ein Bedürfnis. Zudem fehlte ein früherer Anstoß nicht, daß das Buch bald und von mehreren geschrieben werde. Der Dresdner Verlag von V. Ehlertmann, der damals eine Sammlung von Biographien unter dem Titel „Führende Geister“ herausgab — sie ist seitdem unter dem neuen, aber gewiß nicht geschmackvolleren Titel: „Geisteshelden“ in den Berliner Verlag von Ernst Hoffmann & Co. übergegangen —, schrieb einen Preis für die beste Goethe-Biographie aus. Diesem Anstoß verbandt eines der drei Bücher, auf die wir uns heute beschränken wollen, seine Entschung — „Goethe. Von Richard M. Meyer. Preisgekürzte Arbeit“ — aber vielleicht nicht dieses allein. Weigstens besagt ein Gerücht, das sich seit Jahren in jenen Kreisen erhält, die sich für solche gelehrte Antiquitäten-Geschichten interessieren, daß jene beiden Konkurrenten, über welche der Berliner Dozent den Preis davongetragen, eben dieselben waren, die ihn dann mißbeisens durch das Erscheinen ihrer Arbeiten überholten. Eugen Wolff's „Goethe's Leben und Werke“, Kiel, Voss's und Tischer, und S. M. Prem's „Goethe“, Leipzig, Gustav Fock, waren früher zur Stelle, als Meyer's Buch.

Wir wissen nicht, ob das Gerücht begründet ist, aber wenn dem so ist, dann hätten sich die Preisrichter eine bessere, kräftigere Besichtigung ihres Urteils gar nicht wünschen können.

S. M. Prem ist ein sehr fleißiger Mann, und wir finden es höchst anerkennenswert, daß er trotz seines an-

strengem Amte als Lehrer an einem oesterreichischen Gymnasium die Ruhe findet, um kleine Detailforschungen zur Biographie großer Dichter zu veröffentlichen; z. B. über Goethe's und Heine's Aufenthalt in Trost. Aber zu einer richtigen Biographie Goethe's gehört doch mehr Quellenkenntnis, als sie der Lehrer einer Mittelschule, der an einen kleinen Ort gebannt ist, erwerben kann, und vor allem gehört ein weiterer und schärferer Blick dazu, als er Prem zu eigen ist. Ein „dem jetzigen Stande der Forschung entsprechendes Buch“, wie er es liefern wollte, liegt hier nicht vor, wobei wir weniger einzelne Lücken oder Irrtümer im Auge haben, als eben die Hauptfache: auf Grund dieser Forschung läßt sich doch mehr, läßt sich besseres und tieferes über unseren größten Dichter sagen, sofern man eben das Zeug dazu hat, es zu erfassen und darzustellen. Dieser Geist, der über dem Detail schwebt und es bündigt, fehlt dem Buche, und darum ist es auch sichtlich nicht als „kritische Biographie für weitere Leserkreise“ zu bezeichnen. Auch um den Stil ist es nicht gut bestellt; er ist zumieist trocken, ab und zu aber durch Ausdrücke gewürzt, die in keine reuße Darstellung literarischen Charakters gehören, so wenn Prem z. B. — sachlich allerdings mit Recht — gegen Froitzheim schreibt: „Er (Froitzheim) ergänzte den Marisch durch das oberflächliche Werk des Feinesremdes Alexandre Weill in Paris und dessen Schweißer, durch einen Bericht des Theologen Gombé, aus dem überall der Bodfuß bildet, und durch einzelne Stellen bei dem verrückten Venz und in den bekannten vier Briefen Goethe's aus Seseenheim an Salzmann.“ Ein Umstand, für den Prem wohl nichts kann, der aber das Buch wahrlich auch nicht empfiehlt, ist die Art, wie es illustriert wurde: durch zumieist schlechte Abbildungen, von denen gudem viele mit dem Gegenstand in der denkbar fernsten Beziehung stehen. So werden uns z. B. als „Goethestätten“ vorgeführt: die Burgvine Labude, der Staubdachfall bei Lanterbrunnen, das Posthaus am Brenner, Torbole am Gardasee, die Marienkirche in Krakau u. s. w. Es ist ja ohne Weiteres zuzugeden, daß Goethe an allen diesen Orten war, aber er hat viele Reisen gemacht, und so lassen sich für eine neue Auflage dieses Buches mit genau denselben Reicht die künftigen Vorschläge machen, wenn wir den Autor verspotten wollten. Dies aber wollen wir durchaus nicht und nehmen darum mit dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns von seinem Buche Abschied, daß so viel Fleiß keine erquicklichere Frucht getragen hat. Nur ab und zu finden sich unrichtige Angaben; so wenn z. B. auf S. 424 die Todes-Anzeige Goethe's als bisher unbekannt wiedergegeben wird, während sie in letzter Zeit wiederholt (zuerst in dieser Zeitschrift reproduziert wurde.

Viel kürzer können wir uns über das Buch von Eugen Wolff fassen. Es ist ein sichtlich sehr reich und flüchtig geschriebener, im ungenauen Sinne des Wortes „populärer“ Essay über Goethe, von dem schwer zu sagen ist, für welches Publikum er bestimmt ist: für den ganz Ungebildeten greift er den Ton denn doch zu hoch; der Gebildete wird denn doch mehr Enttäuschung der Darstellung, tieferes Eindringen in den Geist des Dichters verlangen dürfen. Man braucht sich doch z. B. wahrlich nicht eist in dem Buch eines deutschen Literaturhistorikers nutzlos, um als bleibenden Gewinn seine originelle Auffassung des Gretchens in sich aufzunehmen: „Das Ideal natürlicher Unschuld, jungfräu-

licher Reinheit, aber auch weltlicher Sehnucht nach Hingabe — so tritt Gretchen vor Faust's berauschtem Blick.“ O wie wahr! Um Ueberflus noch eine Probe des Stils und der Auffassung: „Noch während sich Faust zu diesem Ausfluge (in Auerbach's Keller) rüstet, giebt die Scene zwischen Mephisto und dem Schüler Gelegenheit zu ergänzender Abrechnung mit den Häuptern der Unberührt. Ein vernichtendes Strafgericht gegen die zünftige Wissenschaft, gegen die institutsmäßige Kafenzierung der Forderung, wie es nicht zum zweiten Male gehalten ist!“ Wir kennen von Eugen Wolff manche fleißige Mittheilung und manchen hübschen Essay; daß er ein solches Buch schreiben könnte, hätten wir nicht geglaubt.

Unter diesen Umständen wäre es nicht eben ein starkes Lob für Richard M. Meyer, wenn wir nur ausprechen wollten, daß er seine Vorgänger übertroffen hat, es läßt sich auch mehr und anderes Gute seinem Buche nachsagen. Es ist die Arbeit eines sehr fleißigen und geschmackvollen Mannes, der sich genau bewußt war, was er wollte und dieses Ziel seinen Moment aus den Augen ließ, und das bezeichnendste, was sich darüber sagen ließe, wäre wohl, daß hier ein kluger Mann ein kluges Buch geschrieben hat. Meyer hat sich zur Aufgabe gestellt, dem geübtesten Leser mitzutheilen, was wir heute, auf Grund unzähliger Einzeluntersuchungen, von Goethe's Leben und Charakter, von der Entstehungsweise, der Tendenz, der Wirkung seiner Schriften wissen und nach doppelter Hinsicht hat er diese Aufgabe trefflich erfüllt. Es steckt sehr viel Fleiß in dem Buche, aber nirgendwo wird damit geprunkt; wir erfahren nicht, welcher Quelle diese und jene Einzelheit entnommen ist; nirgendwo wird vor unseren Augen Meinung gegen Meinung, Thatsache gegen Thatsache abgemessen; dies Alles macht der Autor ab, ehe er die Feder ansetzt und giebt das Ergebnis. Wahrlich eine rara avis: ein Geschichtler, der nicht mit seinem Schwelz prunzt. Schon dazu gehört viel Takt und Klingheit, nicht minder deutlich erweist die ganze Art der Darstellung diese Eigenschaften. Wie Wolff's Buch im ungenauen, ist dieses im guten Sinne des Wortes populär geschrieben; durchaus klar und Jedermann verständlich, ohne doch je trivial zu werden, aber auch ohne darauf zu verzichten, eigentümliche Auffassungen und geistvolle Urteile auszusprechen. Ab und zu hört eine gewisse Geistesreichheit, eine Hängung charakteristischer Ansätze, welche sich gegenständig in der Wirkung auf den Leser befinden, das Streben, durch ein Dymoron zu wirken, wo ein klarer, ruhiger Ausdruck besser am Platze gewesen wäre; der Stil ist nicht überall einfach und ruhig genug. Das will nicht verschwiegen sein, aber es übermäßig zu betonen, wäre ungerecht. Von Gleichnissen ist im Ganzen nicht mehr Gebrauch gemacht, als es sich mit dem guten Geschmack verträgt; der literatur-historischen Parallelen sind wohl etwas zu viele und hier und da wird ihr Gebrauch beschränkt. Zwei solcher Stellen seien hier angemerkt. Nachdem der Autor mit mühsamer Arbeit und schöner Wärme geschildert, wie sich Goethe und Schiller endlich gefunden, schließt er: „Was war geschehen? Ernst von Wildenbruch hat in seiner Tragödie „Christoph Marlowe“ den Kampf geschildert, der aus Eiserjucht und freudiger Anerkennung geschieht, in der Brust eines Dichters entbrennt, der seines Nebenbüblers Ueberlegenheit anerkennen muß; er schlägt das Drama mit den tiefgefühlten Worten

des von Schatepeare überwundenen Marlowe: „Ihr Götter, seid gelobt, ich liebe ihn!“ Es ist dieser Ausruf, der durch Schillers berühmten Brief vom 23 August 1794 hindurch klingt — jenen Brief, der die Brücke zwischen den beiden hochragenden Bergen geschlagen hat. Es wäre nach unserem Gefühl viel angemessener gewesen, wenn Meyer seinen Bericht über den geschlossenen Bund der beiden Großen mit einigen „tiefergefühlten“ und darum schlichten Worten beendet hätte, und nicht mit diesem, obendrein weit hergeholt und wenig zutreffenden Hinweis. Ebenso möchten wir meinen, daß der Hinweis auf Berthold Auerbachs Vorle und ihr Schicksal in der Stadt doch nicht die richtige Antwort auf die Frage ist, ob Goethe wohl daran gethan, Friederike Brion zu verlassen. Alles in Allem aber: hier liegt ein Buch vor, dem man sehr viele Leser wünschen mag und der Wunsch wird sicherlich Erfüllung finden, denn es lag ein Bedürf-

nis nach einer guten Goethe-Biographie vor und diese hier ist gut. Sie ist es auch in der Hinsicht, daß sie dem aufmerksamsten Leser thatsächlich ein Gesammtbild des Menschen und des Dichters giebt, die geistige Einheit dieser großen Individualität klar macht. Schön sind die Schlussworte des Buchs, mit denen auch diese Anzeige geschlossen sei: „Nicht ein Meister wollte Goethe selbst sein, aber ein Vorseher. Die besetzt er, die sich ihm willig ergeben. Das ist das Letzte und Höchste, was ein großer Mann seinem Volke zu schenken vermag: daß er alle lehrt, unablässig zu streben, im Dienste der Ideale ohne Hast aber auch ohne Raft“ zu streben, wie er. Nie war ein Leben wie dieses eine kunstschnön aufsteigende Entwicklung; so viel Hohes er schuf, das Höchste bleibt sein Bild —

Und alle seine hohen Werte
Sind herrlich wie am ersten Tag.“

Litterarische Notizen.

— Die beiden Romane, aus welchen Adalbert Meinhards neues Buch: „Norddeutsche Leute“ (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt) besteht, sind in der „Deutschen Dichtung“ erschienen; „To Dns is best“ zu Beginn dieses Bandes, „Auf dem Heimweg“ vor mehreren Jahren — was vernachlässigen da wir, ohne gegen den Takt zu verstoßen, zum Lobe des Bäckchens zu sagen?! Aber wir gestehen uns, daß es einer solchen Empfehlung des Werkes für unsere Leser auch gar nicht bedarf und bemerken nur für jene, welche „Auf dem Heimweg“ nicht kennen, daß sie der Novelle, die wir eben in dieser Zeitschrift veröffentlicht haben, nachträglich nur an Umfang nachsteht.

— Der erste Beste. Die Reuenhofer Kunde. Maria Reander. Drei Erzählungen von D. Verbeek. Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow. 1895. Das starke, elegant ausgestattete Buch ist das erste, das der Verleger auf den Markt bringt — aber sein Inhalt hat nichts von einem Erstlingswerk an sich. Da ist keine ungezügelter Leidenschaft, keine verschwommene, unklare Darstellung, kein Tadel nach Mitteln und Mitteln, um den Gedanken zum Ausdruck zu bringen, kein Klagen nach dem richtigen Wort. Ein ruhiges, zielbewusstes Schreiten, klare, sichere Auseinandersetzung und vor allem eine wichtige Treffsicherheit der Sprache, wie sie nur reifem Denken, ernsthafter Arbeit eignet. Und noch eines: Mit so lebenden Augen sieht kein Verbecker, sieht nur ein Fertiger. Alles, was in den drei Erzählungen geschildert ist, erzieht lebhaftig vor dem Leser, weil auch das Kleinste davon getannt und erfährt ist — dabei ist aber das Detail an die richtige Stelle gerückt, drängt sich nicht vorlaut vor, überwiehert nicht die Hauptsache, sondern begleitet nur als Erläuterung den Text. In zwei Sätzen ist zuweilen ein ganzes Bild hingestellt, wie die folgende Stelle aus der Erzählung des Malers in Maria Reander beweisen möge: „Ich hatte ihr eine Mandoline gekauft, die hielt sie da im Schoß, griff darauf hin und her, huschte um eine Melodie herum, sang sie dann so vor sich hin — es war ein pausendes Liebesspielchen — mit ihrer sonderbaren Stimme, so tief, wech, dunkel — bordeaurother Sammet, wissen Sie. Und dazu die Bezeichnung, der glühende Abendhimmel über den Cypressen, über der weißen Balustrade, über dem dunklen Köpchen — toll, sag ich Ihnen — ein Bild!“ Maria Reander hat vor den anderen beiden Erzählungen eines voraus, es wird ein interessantes Problem in ihr aufgeworfen: die Frage, kann ein Mann sich dazu entschließen, ein Mädchen zu seinem Weibe, zu Mutter seiner verwaisenen Kinder zu machen, das nicht nur gefallen ist, sondern sich auch vom Kinde ihrer Schande getrennt hat, ohne sich je wieder darum zu kümmern? „Der erste Beste“ erzählt mit viel feiner Persönlichkeits-

wie eine junge Frau erst in der Ehe den Mann, den sie, nach einer herben Enttäuschung, ohne Gefühl geliebt hat, lieben lernt. Eine Fülle prächtig gezeichnete Figuren, mit überaus feiner Sachkenntnis geschildertes Treiben auf einem Gute beleben die einfache Fabel. Die Reuenhofer Kunde“ ist kaum eine Erzählung zu nennen, es ist eine Skizze, die aber auch die Vorzüge dieses neu auftretenden Talents erweist — vielleicht gehen sie sogar am klarsten aus dieser schmucklosen Terzinegeschichte, die jeder Spannung entbehrt, hervor.

— Karl Emil Franzos' neue, im November d. J. zur Ausgabe gelangte Erzählung: „Der kleine Martin“ (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt) ist eben in zweiter Auflage erschienen.

— Im Verlage von E. Bierjon in Leipzig sind neue Bücher dreier Oesterreicher erschienen. Nicht nur das Vaterland ihrer Autoren ist ihnen gemeinsam, sondern auch, daß sie alle drei Sammlungen kleiner Geschichten sind. Aber während Baldini Grollers „Zehn Geschichten“ gerade schlecht genug sind, um mit der müßigen Stunde, die sie ausgefüllt haben, gern verzeihen zu werden, und auch A. G. von Suttner's „Nichts Ernsthaftes“, wenn auch besser als das Buch Grollers, nichts enthält, was zu einem Wort ernsthafter Kritik veranlassen würde, ragt Carl von Vincentis „Aus goldenen Wandertagen. Erlebtes und Fabuliertes“ vermöge der Schilderungen orientalischer Sitten und Inhände über das Maß gewöhnlicher Unterhaltungslitteratur hinaus. Die fremden Sitten und Verhältnisse sind mit ungewöhnlich satten Farben und in seltener Ausfasslichkeit dargestellt. Die Erzählungen freilich, um die sich diese Kultur-Schilderungen ranken, machen oft den Eindruck, nur diesem Beiwerk zu Liebe erfunden worden zu sein, so daß, wenn man die beiden Elemente von einander scheiden wollte, nur das „Erlebte“ als wahrhaft wertvoll gelten könnte, während das „Fabuliertes“ nicht schwerer wiegt, als die Gaben sehr vieler anderer Erzähler. Dennoch können wir das Buch warm empfehlen. Der Autor handelt, da er seine Schilderungen von Land und Reuten in breitere Schichten tragen will, richtig, sie in die Form der Erzählung zu gießen; das schafft ihnen den Zutritt in Kreise, die nach kulturhistorischen Essays oder nach einem ernsthaften Reise-Werk niemals greifen würden und bringt solchen Lesern, gewissermaßen hinter ihrem eigenen Rücken, neue Kenntnisse und Anschauungen bei. Uebrigens fehlt es auch im „Fabulierten“ keineswegs an Jügen, die das Talent verbergen; wohl aber ist nicht immer das rechte Maß geübt; auch ist Einzelnes, was sorgfältiger Ausarbeitung bedürfte, nur eben hingeworfen. Würde es der Autor nicht verdienen, ernst genommen zu werden, wir hätten diese Bemerkung nicht gemacht.

— Konrad Tilmann's Novelle „Sagar“ (Breslau, S. Schottländer) ist eine der interessantesten Arbeiten des produktiven Autors. Wollten wir hier kurz und trocken den Inhalt erzählen, man würde sie vermisslich für eine fittlich — nicht bloss moralisch — bedeutliche Erzählung halten. Das aber ist sie nicht, und keineswegs bloss deshalb nicht, weil die Lösung eine so strenge und tragische ist, wie sie selbst ein puritanischer Sittenrichter nicht herber wünschen könnte; auch in der Ausföhrung erwacht es sich, daß der Dichter lebhaftig das merkwürdige Problem interessirte, und daß ihm der Wunsch, plattant Lectüre zu bieten, fern lag. Macht die Erzählung gleichwohl keinen künstlerisch ganz reinen Eindruck, so geschieht es, weil die Vorbereitungen nicht überzeugend genug entwickelt sind; schon daß eine Vollblut-Italienten aus dem Volke durch das Lesen des Alten Testaments zu einem Entschluß schwerwiegendster Art geführt wird, will uns nicht recht glaubhaft erscheinen, noch mehr, daß die Schwefel der Heldin ihr das ungeheure Opfer bringt, das diese ihr zummindest Innerlich gebührt auch diese Arbeit Tilmann's zu jenen, denen man gern einen großen Verehrer wünschen mag.

— Man muß nicht den Redakteur einer Zeitschrift sein, die auch lyrische Gedichte bringt, um zu wissen, wie schrecklich viele schlechte Verse in Deutschland geschrieben werden. Aber vielleicht gebührt ein derartiges Amt dazu, um recht zu erkennen, das nicht die schlechtesten Verse die schlimmste Plage sind, sondern die mittelmäßigen: weit und breit kein fasslicher Reim, kein Verriß gegen die Metrie, kein Mißbrauch, aber auch, so viel man finden mag, keine Spur von eigenthümlichem Empfinden, selbständigem Denken, individueller Welt- und Menschens-Beurtheilung. Der Eine singt wie Getheil, der Andere wie Feine, der Dritte wie Baumbach — wenigstens bis vor etwa zwei Jahren lang. Einem noch diese Tonart entgegen, die selber freilich fast ganz verstummt ist, der Vierte wie Villeneiron und der Fünfte gar (auch dieses ist nicht etwa ein schlechter Scherz) wie Richard Dehmel, aber Keiner, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Indeß, so pfeulich es auch die Dauer wird, schlechte Variationen nach guten oder doch mindestens eigenthümlichen Mustern zu lesen, auch diese Perren sind noch nicht die ärgsten Qualgeister; die ärgsten sind nach unserer Empfindung jene mittelmäßigen Leute, die sich nicht einmal von anderen etwas Farbe geborgt haben, sondern deren Verse eben Wasser sind, völlig ohne Geschmack und Geruch — und ach, nichts weniger als frisch, erquicklich's Wasser. Wer solche Leiden lange ertragen hat, weiß, daß seine Nerven ihnen auf die Dauer widerbegeben können, wenn einem solchen geprüften Dulder nicht auch ab und zu Freuden beschlehen wären, die ihn erquickten und ihn erkennen lassen, daß auch diese Stunden seines Lebens nicht unnütz sind. Das sind die Momente, wo er eine neue Bekanntschaft macht, die sich lohnt, wo sein Auge auf dem Blatt in seiner Hand haften bleibt und er sich aufatmend sagt: „Endlich auch ein Neuer, der was kann!“ So ist es uns vor Jahren mit den ersten Liedern von Otto Eppermann ergangen und daß wir nicht gegrißt haben, wissen unsere Leser. Darum bedarf es nicht vieler Worte, um ihnen seine Sammlung, schüchti „Gedichte“ überschrieben, die vor kurzem in Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt erschienen sind, zu empfehlen. Wir wollen den Dichter nicht anpreisen: was wir ihm nachsagen, wird ihm jeder gerechte Beurtheiler zuerkennen müssen. Vor Allem gehört er zu den wenigen

jugenen Poeten unserer Tage, die künstlerisch Maß zu halten wissen; ein sicheres, warmes, harmonisches Empfinden spricht aus diesen Versen. Und darum kann er wohl nicht bleiben, aber erwarren. Und was die Hauptfrage ist: er hat seinen eigenen Ton und ist ein wirklicher Lyriker. Schon der Form nach ist er dies; nicht Alles ist gleich wohlklingend, aber aus jedem Vers kann der Reimende erkennen: der Mann hat Herzgefühl — sit venia verbo, es giebt ja kein zutreffenderes Wort dafür — und weiß, was ein Lied ist. Noch mehr aber ist er dem Inhalt nach ein echter Lyriker zu nennen: jedes Gedicht giebt thatsächlich eine Empfindung, eine Stimmung, ein Lied wieder. Sein Grundton ist ein erster, eine leise Resignation klingt immer wieder durch, selbst die Lieber aus der Brustheute sind nicht gellend lustig, dafür aber um so inniger und herzlicher. Diese Lieber, dann einige Liebeslieder würden hinreichen, der kleinen Sammlung, die der Dichter mit größter Strenge gesichtet hat, Wert und Bedeutung zu geben. Die Ausstattung entspricht dem Inhalt; sie vermeldet allen Feind, aber sie ist geschmackvoll.

— Auf dem Titelbilde des Buches „Santta Raunen, Erzählungen von E. v. Freidenbach“ (Berlin, Richard Taendler 1895) fehlt entschieden der Zusatz „für Badische“, denn diese allein könnten allenfalls durch diese harmlosen, durchaus unfeindlichen erzählten Geschichten gefesselt werden. Auch wären sie in erzieherischen Zwecken durch die fromme und tugendhafte Gesinnung, die in ihnen herrscht, sehr wohl geeignet, wenn nicht sündliche Sentimentalität sie entstellen würde und der unnatürliche Stil, in dem sie geschrieben sind, ein nichts weniger als gutes Vorbild gäbe. Die Verfasserin meinet es gewiß gut, aber zur Schriftstellerin gehört eben doch mehr, als der Wunsch, es zu sein.

— Aus Holland, von van Marcken's Druckerij-Genootschap in Delft, geht uns ein Bündel deutscher Gedichte: „Zum Licht“ 3., das so liebenswürdig, warmherzig und aufpruchlos ist, daß ihm gern ein freundlicher Willkomm gegönnt sei, obwohl es sich da wahrlich um nichts Großartiges handelt. Als Anonyma steht: A. Behrens auf dem Titel; wir vermuten, es handelt sich um eine „Anna“, „Auguste“ oder „Adolfine“; die liebevollen Schilderungen aus dem Kinderleben, die sanfte Resignation, welche die kleinen Lieber durchweicht, drängt uns diesen Schluß an. Alles in Allem, muß es Dilettanten geben, und müssen sie ihre Gedichte drucken lassen, so ist uns diese feinsinnige und aufpruchlose Spielart einer sonst schlimmen Gattung noch am liebsten.

— Durch ein Versehen der Drucker erschien auf Seite 111 eine Stelle der Novelle „Mann und Frau“ von Konrad Tilmann nicht richtig wiedergegeben. Die correcte Fassung hat zu lauten:

„Völlig überfließ sie mitten in ihren treibenden Gedanken wieder ein qualender Heißhunger. Und nun schämte heißer Schreck ihre Glieder. Daran hatte sie ja gar nicht mehr gedacht! Mehr und mehr wurde ihr's zur Gewißheit, daß sie Mutter werden würde. Gerade jetzt! Und ihr Kind sollte keinen Vater haben! Wenn sie Jezich freilich sagte — aber nein, nein! Ihn zwingen moralisch zu zwingen, — während sein Herz ihr nicht mehr gedürte — ans Nichtig sollte er bei ihr bleiben?“

Sie schüttelte mit einer energischen Bewegung den Kopf. Dafür war sie zu stolz u. s. w.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Beigel, Karl v. Der Sänger. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.

Witting, Emil. Paul und Katharina. Schauspiel in 4 Acten. Berlin. Edmund Neapel. o. J.

Güller, Carl. Aus einem Mai. Dresden, Leipzig und Wien. F. Vieweg. 1895.

Dehmel, Richard. Lebensblätter. Gedichte und Anderes mit Handzeichnungen von Josef Sattler. Berlin. Genossenschaft Van. 1895.

Moltke-Hatunund, Siegfried. Gedichte. Leipzig. 1895.

Yndan, Pant. Eine Nachfahrt nach Norwegen. Breslau. S. Schottländer. 1895.

Tilmann, Konrad. Sagar. Breslau. S. Schottländer. 1895.

Nachdruck ohne Verantwortlichkeit des Herausgebers Hans Emil Junge in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafrechtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Paß & Gaster in Berlin.



Minchens und Pinchens Sommerfrische.

Novelle von Marie von Olfers.

I.

Minchen und Pinchen waren zwei ältliche Fräulein. Durch ansehnlichen Fleiß hatten sie das kleine Vermögen, welches ihnen die Eltern in einem Wollgeschäft hinterlassen, verdoppelt. Nie hatten sie sich eine Freude, eine Erholung gegönnt. Vater und Mutter gaben ihnen das Beispiel, sie kannten von Kind auf nichts Andres als treueste Pflichterfüllung.

Dem Minchen, das um fünf Jahre jünger war, gingen zwar in letzter Zeit wunderbar hochfahrende Gedanken durch den Kopf. Sie wolle auch etwas von der Welt sehen, meinte sie, etwas Schönes erleben.

Bis jetzt hatte Pinchen diese Lustschlösser derb zerstört, mit den Worten: „Schöner als zu Haus ist es nirgends.“

Diesen Sommer aber siegte Minchen im Verein mit ihrem alten Hausarzt, der die Zaubersprüche: ‚Nerven‘ und ‚Meerluft‘ aussprach.

‚Nerven!‘ Dies unfasbare Leiden dünkte Pinchen der Inbegriff aller Schrecken. Nerven in ihrer Familie; — undenkbar!

Erst suchte sie dem Gespenst mit einer Flut von Drohworten beizukommen, da aber Minchen zum ersten Mal mit Thränen antwortete:

„Ich kann ja auch hier sterben, mir ist es ganz einerlei!“ gab sie nach. Gleich morgen wollten sie fort.

Zum ersten Mal in ihrem Leben eine Sommerfrische!

Die Reise — das kleine Seebad war nur eine Stunde entfernt — schien ihnen ein Weltereignis. Was sollten sie mitnehmen, was hier lassen? Würde es warm oder kalt sein? Regen, Sonnenschein, oder alles durcheinander?

Am liebsten hätten sie das ganze Haus mitgenommen.

Endlich waren sie in ihrer kleinen Meeres-Idylle mehr gestrandet als gelandet; Minchen ganz sinnenverwirrt von der Unruhe auf den Bahnhöfen.

Schon beim ersten wollte sie umkehren. „Ich glaubte, du brächtest mich tot an,“ seufzte sie, als sie endlich ihr Ziel erreicht hatten.

„Ei was!“ antwortete Pinchen, „wer A sagt, muß auch B sagen. Ich fand's übrigens herrlich. Rutsch, rutsch, hinter Einem, vor Einem fährt's wie der Teufel! Das muß man der Neuzeit lassen, die Dampfmaschine ist eine großartige Arbeitskraft.“

„Sie macht so viel Spektakel“, seufzte Minchen weiter. „Und warum hast Du uns nur in dies elegante Hôtel eingemietet, wo jeder Kellner wie ein Graf ansieht! Und nun gar dies aufdringliche elektrische Licht, das uns bis in den Magen leuchtet und alle Schäden aufdeckt. Zu Hause sah mein Mantel noch ganz gut aus, aber hier —“

„Zu Hause kann man sein wie man will, Minchen, man hat seinen Hintergrund; auswärts muß man sich seine Stellung schaffen. Ich wollte, wir hätten unsre Mäntel umgedreht. Ich hatte auch nicht gedacht, das mir so runzlig und schabbig aussehen. Morgen zieh' ich mein Bestes an. Die Hauptsache ist übrigens doch das Meer, und da ist es ganz gleich, wie man ansieht.“

Es war Abend; in gedrückter Stimmung betraten sie den unheimlich hellen Ejsaal. Welch' ein Geschrei! Welch' ein Glanz! Welch' eine Fülle lustiger übermüthiger Menschheit. Bunt wie Schmetterlinge, eine ganz andre Art schien's, als die Leute, die in ihrem abgelegenen Seitengäßchen verkehrten.

Hier sollten sie essen — öffentlich! Ihnen

war zu Mut, wie einer Primadonna bei der ersten Vorstellung.

In der dunkelsten Ecke fanden sie noch zwei Plätze. Es saßen dort schon Freunde, Mutter und Tochter; offenbar ebenso verschüchtert und scheu, wie die Schwestern. Südländer, dunkel-äugig, zigeunerhaft, rabenschwarze, wirre Haare.

Pinchen hatte dem Kellner gegenüber sofort ihr Selbstvertrauen wieder.!

„Der Mensch soll sehen, wer wir sind“, flüsterte sie Minchen zu und bestellte erst eine Menge Dinge, von denen sie wußte, daß sie nicht da waren, und dann achselzuckend ein theures Abendbrot.

Die Fremden hatten es nicht so gut. Das Kind, etwa dreizehn Jahr alt, guckte sehnsüchtig nach den guten Dingen, und als nun gar herrliche rote Kirschchen kamen, seufzte es. Das ertrug Minchens Herz nicht; sie reichte ihr lächelnd eine Hand voll hin.

Hocherröthend nahm sie die Kleine.

„Bedanke Dich doch, Ninetta“, sagte die Mutter. „Du kannst ja besser deutsch als ich.“ Und zu den Schwestern gewendet: „Ihr Vater war ein Deutscher; er ist lang' tot und wir leben in Italien. Ich gebe nächster Tage ein Konzert, und dann geh'n wir wieder zurück. Ich hoffte hier noch Verwandte zu finden, aber die Tante, an die mich mein Mann gewiesen, ist gestorben, und mit den Andern stand er sich schlecht. Ach, ich wollte, wir wären erst wieder zu Hans“, fügte sie seufzend bei, „das Geld zur Rückreise muß ich mir aber erst durch das Konzert verdienen.“

Wieder erbarmte es Minchen, obgleich die Schwester sie strafend anblickte.

„Wir lieben Musik“, sagte sie, „wenn Sie noch zwei Billette hätten . . .“

„O, so viel Sie wollen“, rief die Italienerin und breitete eine bedauerliche Menge davon vor ihr aus.

Alles sah auf den Tisch hin, aber Niemand fühlte sich zur Nachahmung angeregt.

Würdevoll und mißbilligend stand Pinchen auf. „Wenn Du mit solchen Leuten gleich Freundschaft schließt“, flüsterte sie, „wirst Du bald eine ganze Bande hinter Dir haben. In Badeorten muß man vorsichtig sein.“

Sie hatten einen hehheitvollen Abgang durch die Menge, nur dadurch gestört, daß ihre Erscheinung sich in all' den Spiegeln wiederholte, und sie sich dabei von ganz neuen Seiten kennen lernten.

Draußen empfing sie die wundervolle Meeresluft.

„Noch einen Atemzug am Strand“, bat Minchen, „deshalb sind wir ja gekommen.“

„Aber es stehen dunkle Wolken am Himmel!“

„Was schadet das uns, haben wir nicht Regenmäntel?“

„Es ist sonst Niemand hier, weil es so drohend aussieht.“

„Natürlich, bei dieser Affenkomödie würden die seidnen Fähnchen übel zugerichtet werden.“

„Ich hab' Dich nicht für so tapfer gehalten, Minchen.“

„Reinst Du? Aber davon kommt's nicht, weil ich nicht in mein heimliches Stübchen kaun, sondern in ein Bett mit rotem Damast, über dem eine rote Lampe mit mir unerklärlichen grauen Schlang baumelt.“

„Menschenwerk scheint meist kleiner als man gedacht“, erwiderte die Schwester philosophisch, „Gottes Werk immer größer.“

Schimmernd lag das Meer da. Wechselvoll, bald licht, bald dunkel, durchzuckt von fernem Wetterleuchten. Wolken jagten wie düst're Vorboten über den Himmel — ein feuriger Mond tauchte auf und begann seine Bahn.

Staunend, sprachlos saßen Pinchen und Minchen im Sand.

„Mir ist zu Mut, wie dem Vogel vor der Klapperschlange, Pinchen.“

„Ja, das muß sehr nervenstärkend sein,“ entgegnete diese.

Plötzlich — sie fuhrn ordentlich zusammen — erscholl ein wilder Zauchzer, und, fast über sie hinweg, sprang Ninetta die Düne herab, als wolle sie sich in das Meer stürzen. Langsamer folgte die Mutter.

Sonst war der Strand ganz einsam.

Die Fremden stimmten einen wilden melancholischen Wechselgesang an, von dem die Schwestern nichts verstanden.

„Hier scheint mir der Mond ganz anders als zu Haus, Pinchen,“ flüsterte Minchen, „er ist so grell, ich fürchte mich vor ihm.“

Als hätte das Himmelsgestirn es gehört und übel genommen, verschwand er jetzt, und es wurde ganz finster.

Das Meer hatte sich auch aufgemacht, es brauste und rollte. Blitz und Donner näherten sich.

„Ich will nach Haus!“ stotterte Minchen und sah sich ratlos nach einer Straßenbeleuchtung um.

Das Gewitter kam herauf, ein eilender

Sturmwind flog voran und warf ihnen ganze Händevoll Sand in das Gesicht. Ninetta jubelte; sie tanzte vor Freuden, es konnte ihr garnicht toll genug sein. Jeden Blitz begrüßte sie.

„Schreien Sie doch nicht so lästerlich,“ rief Pinchen ärgerlich, das Mädchen schüttelnd, „Sie ziehen das Gewitter an mit Ihrer seidnen Fahne. Zeigen Sie uns lieber den Weg, meine Schwester fürchtet sich.“

Sie warf die wirren Locken zurück und schlug eine helle Lache auf.

Die Mutter verwies es ihr und tröstete: „Wir kennen den Weg genau, wir bringen Sie nach dem Hôtel.“

Wie ein drohendes Verhängnis zog sich das Wetter über ihnen zusammen und entlud sich auf ihren Häuptern, als wär' es grad' nur für sie bestellt.

Ein strömender Regen fiel, der sich bald in Fluten verwandelte. Die Regenmäntelchen der Schwestern umflatterten sie wie unnütze Pümpchen: grelle Blitze machten sie blind, das brausende Meer taub. Der hohe Sand hinderte jeden ihrer Schritte und füllte ihre Schuhe bis oben an.

Ninetta lachte noch immer, sogar jetzt recht, aber sie hatte Minchen am Arm und schleppte sie mit Anspannung aller ihrer Kräfte die Düne hinauf, bis vor das Hôtel, das ihnen jetzt wie Noah's Arche vorkam.

Die Sängerin folgte mit Pinchen, die fortwährend über die mangelhafte Kultur des Seebades schalt. Für anständige Straßen müßte doch wenigstens gesorgt sein.

Sie bedankte sich bei den Fremden. Minchen war so glücklich, wieder unter Dach und Fach zu sein, daß sie Ninetta einen Kuß gab und versprach, ihr gleichfalls beizustehen, wenn sie in Not käme.

„Da sieht man“, sagte sie zu Pinchen, als sie in ihrem Nachtcamiol vor ihrem Bett saß, während eine ganze Reihe nasser Gegenstände vor ihnen hing, „daß man nie weiß, wo man seinen rettenden Engel hat; es ist doch unsere Rettung gewesen, daß ich mit ihnen anband.“

„Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um“, erwiderte die Aeltere streng. „Ich hatte wie immer recht, was hatten wir heut' Abend noch am Meer zu suchen! Wir hätten es weit besser morgen früh gesehen. Uebrigens sind die jetzigen Regenmäntel auch nur zum Staat! Das kommt von der Unsolidität des Handels. Na, die Frau bekommt es von mir. Was hat sie mir nicht alles versprochen!“

„Am Meer ist auch zu viel Wasser“, entgegnete Minchen, die alles Geschmähte, selbst wenn es nur ein Regenmantel war, in Schutz nahm. „So toll regnet es in den Städten nicht.“

„Wird es uns zu arg“, schloß Pinchen, „so reisen wir wieder ab.“

II.

Das Unwetter tobte die ganze Nacht; alles knackte und krachte. Es war den Schwestern zu Mut, als führen sie auf hoher See in führerlosem, abgetafeltem Schiff.

Zimmer wieder frug Pinchen: „Schläfst Du, Minchen?“ und immer wieder antwortete Minchen: „Wie kann man da schlafen? Mir ist zu Mut, als hätten wir die Vorkehrung versucht, weil wir uns ohne Not aus unserem sicheren Heim in diese Schauder begeben.“

„Ohne Not! und Deine Nerven!“

„Ach Pinchen! erst seit ich hier bin, fühl' ich, was das ist.“

„Wenn die Sonne nicht sofort wieder scheint, reisen wir Ende der Woche wieder ab“, entschied die Aeltere. „So lang' hab' ich gemietet, und es wäre sündlich, das Geld wegzurwerfen. Jetzt schlaf' aber.“

Minchen schlief nun wirklich wie ein gutes Kind. Die Aussicht, nächsten Sonntag wieder daheim zu sein, wirkte wie ein beruhigender Schlaftrunk.

Am nächsten Morgen fauste und brauste es noch gewaltig, aber die Sonne schien herrlich warm.

Sie suchten ihre zerkausten Kleidungsstücke zusammen.

„Ein Jahr hätt' es noch gehalten, und nun!“ lamentierte Minchen.

„Man muß sich zusammen nehmen,“ mahnte Pinchen. „Das ist gewiß gesund, gerad' für Dich, Minchen.“

Aber die Jüngere jammerte wieder: „Ohne Ninetta wär' ich gestern nicht nach Haus gekommen.“

„Ach was! ich hätt' es auch noch fertig bekommen. Es ist mir sehr fatal, daß wir mit der Sippchaft so nahe aneinander geraten sind. Das wäre freilich in der Reezengasse nicht passiert.“

„Es ist doch ein sehr hübsches Mädchen,“ verteidigte Minchen, „wild aber gutherzig.“

„Gefällt mir doch nicht. Zigeunerhaft. Seidene Narrenjacke und Loch im Strumpf.“

Am Strande war heut' frühliches Treiben.

Die Wellen gingen zwar hoch, aber das schien das Vergnügen nur zu erhöhen.

„Ich kann nicht begreifen“, sagte Minchen, „mit welcher Kühnheit sich die Menschen diesem Ungeheuer anvertrauen, nachdem sie den gestrigen Abend erlebt.“

„O, ich desto besser!“ rief Ninetta, die eben triefend wie eine Wassernige aus den sich überstürzenden Wellen auftauchte. „Auch die Mutter geht schon zum dritten Mal hinein; die schwimmt immer weit hinaus in das Meer. Die Badefrau ist ganz zornig darüber und sagt, sie thut es auf ihre Gefahr. Nun ja, wir lieben die Gefahr.“

„So sagen alle, eh' sie darin ungelommen“, äußerte Pinchen strafend.

„Mir bleibt das Meer unheimlich“, meinte Minchen, „es ist so groß und wir so klein.“

„In acht Tagen gehen wir heim“, sagte Pinchen streng. „Ich finde es eine tolle Zeitverschwendung, den ganzen Tag im Sand zu liegen und Nichts zu thun.“ Und sie holte aus ihrem großen Beutel einen Strickstrumpf für sich und einen für Minchen.

Ninetta, die neben ihnen lauerte, sah erstaunt zu. Hier arbeiten! Nicht immer auf das Meer seh'n, die Wolken, die Möven, die Schiffe! —

Pinchen, die ihren Blick verstand, antwortete: „Man kann doch nicht ohne Arbeit sein.“

„O ja, ich kann“, entgegnete das Mädchen stolz, als sei das ein besonders schätzenswertes Talent.

„Schlimm genug!“ meinte Pinchen, „die Mutter sollte es nicht leiden.“

„Meine Mutter? Die thut auch nichts als singen.“

„Das ist ja ihre Arbeit“, entschuldigte Minchen.

„Da versteh' ich die Sache anders“, sagte Pinchen. „Man singt zum Zeitvertreib, wenn das Tagewerk gethan ist. Uebrigens ist bei uns Jeder dann so müd', daß er keine Lust mehr dazu hat.“

„Reichfertiges Gelichter“, künfterte sie Minchen auf dem Heimwege zu, „gut, daß sie morgen abreisen.“

Eh' sie den Strand verließen, wandten sie sich noch einmal um. Der ganze Strand war bedeckt mit Leuten, sie wimmelten durcheinander, wie ein verstorter Ameisenhaufen, Männer und Frauen. „Das begrei' ich nicht“, bemerkte Pinchen, „es ist doch noch Badezeit. Alles läuft in Babelaken herum, wie Gespenster, und dazwischen die Herren. Wunderbare Sitten!“

„Es muß etwas besonders Lustiges sein“, meinte Minchen. „Sieh' nur die rote Flagge. Nun geht sie schon wieder herunter.“

„Ich möchte doch seh'n, welch' ein Spaß los ist!“ rief Pinchen neugierig.

„Spaß?“ wiederholte ein vorbei Laufender entrüstet. „Es ist Jemand ertrunken.“

Nun kamen ganze Trupps verstorter Leute, welche die Sache besprachen. „Man bringt sie, sie ist tot.“ — „Es ist ihre eigne Schuld! Warum schwimmt sie hinaus gegen das Verbot?“ Andere stimmten ein.

„Und zum dritten Mal schwamm sie hinaus“, rief händeringend die Badefrau, „mein Mann hat sie zu retten versucht, er kann den Tod davon haben, er liegt im Fieber — das Bademädchen ist auch halb ertrunken. Es ist unverzeihlich. Dabei hat sie ein Kind, das Mädchen ist aber auch nicht anders, es wollte mit Gewalt nach und geberdete sich wie ein wildes Tier, wir haben sie in eine Badezelle eingesperrt. Hören Sie sie brüllen? Es ist ganz schauerlich.“

Klüfternd stand die bunte Menge. Man trug die Ertrunkene an den Schwesternen vorüber, sie konnten nicht ausweichen; sie wußten längst, wer es war. Die Sonne funkelte auf dem schwarzen Haar, den nassen Gewändern.

„Wer wird für das Kind sorgen?“ raunte man sich zu. „Sie war ganz fremd — ganz arm.“ Ohne Antwort darauf schlich sich einer nach dem andern fort.

Minchen und Pinchen standen erschüttert vor der Badezelle, in der noch immer Wiederbelebungsvoruche gemacht wurden. In langgezogenen Zaunertonen hallte die Klage Ninetta's über die Düne. „Laß uns fort gehn“, sagte Pinchen raub. „Was sollen wir hier? Die Unsinnige!“

„Ach Pinchen! wenn wir helfen könnten! Wenn wir das Kind nähmen!“

„Wahnsinn! Das ist wieder einer von Deinen tollen Träumen.“

„Ich habe mir immer so etwas Beiges gewünscht zum Lieben!“

„Nimm Dir einen Hund oder eine Kaze“, entschied Pinchen und zog die Schwester davon.

III.

Am Nachmittag saßen sie aneinander gedrückt, wie verscheuchte Tauben, die den Geier gesehen. Keine Macht hätte im Augenblick Minchen zu-

rückgebracht zu dem Ungeheuer, welches Ninettas Mutter verschlungen.

Am liebsten nichts mehr davon hören und seh'n! Und dabei war ihnen schon von ihren Herzen, dann aber auch vom Schicksal eine Rolle in diesem Trauerspiel bestimmt.

Pinchen hatte in ihrem praktischen Kopf schon alles geordnet: „Das Reisegeld wird gesammelt. Wir geben eine anständige Summe. Ninetta wird zu ihren Verwandten nach Italien zurückgeschickt.“

Minchen antwortete auf alles nur: „Das arme Kind, das arme Kind!“

Da wurde ihnen der Bade-Kommissarius gemeldet. „Siehst Du!“ meinte Pinchen, „das Sammeln beginnt.“

Ein mächtig dicker Herr schob sich würdevoll herein, stellte sich vor und setzte sich.

„Sie haben mit der unglücklichen Frau verkehrt?“ begann er.

„So weit der Zufall uns zusammenwarf“, beeilte sich Pinchen zu bemerken. „Trotzdessen sind wir bereit, ein Opfer für sie zu bringen. Es werden allerlei Kosten entstehen.“

„Das ist das Wenigste“, entgegnete er würdevoll. „Zu einem Bad mit solchem Publikum fehlt es nicht an klingender Teilnahme. Aber das Kind, das unglückliche Mädchen!“

„Wir sind nicht in der Lage, etwas Anderes für sie zu thun; sie kehrt auch am besten in ihre Heimat zurück, dies arme verwahrloste Geschöpf, dieser bunte Papagei.“

„Sie scheinen nicht zu wissen, welchen Namen sie trägt.“ — Und er nannte ihnen den Mädchennamen ihrer eigenen Mutter.

Sprachlos vor Entsetzen starrten sie ihn an.

Pinchen sagte sich zuerst. „Wer kann für alle seine Verwandten einsteh'n“, jagte sie. „Und dann — wo sind die Papiere?“

Er holte eine Mappe mit vergilbten Blättern hervor und breitete sie auf dem Tisch aus, eins nach dem andern erklärend. Pinchen ging ein schauerliches Licht auf. Ja, der Bruder der Mutter war ein lieberlicher Schlingel gewesen, hatte wer weiß wo geendet. Die Mutter hatte viele Thränen um ihn vergossen, und aller Streit, der je mit dem Vater gewesen, war seinethalbs entstanden. Dies war nun seine Familie, die Frau seines Sohnes, Ninetta seine Enkelin.

„Run“, schloß Pinchen endlich, „das ändert nichts an der Sache. Man schickt sie zurück, freilich auf unsere Kosten.“

„O Pinchen!“ rief die Schwester fast schreiend, „dies Kind, das uns Gott schickt —“

„Ober der Teufel“, sagte die unwirch.

„Wohin? wohin?“ sagte der Badelkommissarius, seine dicken beringten Finger ausbreitend. „Sie hat Niemand mehr in Italien. Deshalb kam die Mutter her. Zu Ihnen wagte sie sich wohl nicht, obwohl der Brief des sterbenden Bruders an die Schwester, Ihre Mutter, gerichtet war.“

„Am Ende hat sie sich mit Willen in das Meer gestürzt“, sagte Pinchen, „um uns das Mädchen aufzuhalsen.“

Der Dicke zuckte die Achseln.

„O die unglückliche Mutter“, jammerte Minchen. „Ich nehme das Kind, Pinchen, auf mein Teil. Du sollst gar keine Sorgen davon haben.“

„Sei still“, herrschte Pinchen sie an, „Du bist selbst ein Kind. Da es nicht anders ist, schicken Sie uns das Geschöpf.“

„Im Augenblick ist das schwer“, erwiderte er, „sie ist fortgelaufen. Ich hatte so streng befohlen, sie fest zu halten, aber sie soll gekragt und gebissen haben, wie eine wilde Katze. Es ist mir sehr unlieb, daß Sie in diese leidige Angelegenheit verwickelt sind. Das Begräbniß wird aber ein sehr stattliches werden“, fügte er zum Trost hinzu, „man erschöpft sich in Aufmerksamkeiten, der Kränze sind fast zu viel. Falls es Ihnen recht ist, wählen wir den Sonnabend, mittags 12 Uhr.“

Die Schwwestern bejahten stumm, und der Dicke verschwand.

Minchen fiel Pinchen um den Hals. „Ich danke Dir, gewiß, es wird Dich nie gereuen, und die Mütter, ihre und unsere, freuen sich droben im Himmel.“

„Mütter!“ rief Pinchen grollend, „bringe doch die beiden nicht zusammen. Uebrigens hoff ich, werden wir sie bald wieder los, diese Pantherkatze.“

„Wir werden sie zähmen!“

„Panther zähmt man nicht. Ich habe Dich gewarnt. Es ist gräulich, als Verwandte dieser Person vor den Leuten zu erscheinen, in der Neckengasse wäre uns das nie passiert. Hätte sie nicht etwas weniger auffallend sich empfehlen können? Ich bin gewiß, sie hat gewußt, wer wir waren.“

„Die Unglückliche! In mir soll sie sich nicht geirrt haben, Pinchen. Ich geh' Ninetta suchen.“

„Ich dachte, Du wolltest nie wieder an das Meer?“

„D, jetzt ist das ganz etwas anderes“, erwiderte Minchen und ging; die Schwester folgte ihr.

Die untergehende Sonne schickte einen mächtigen Glanz über den glitzernden Strand. Er war wieder gedrängt voll. Der Sarg konnte nicht in die Zelle gebracht werden. Neugierig drängte sich die bunte Menge.

„Nur nicht dahinein!“ bat Minchen, „da ist Nina gewiß nicht!“ Sie warteten, bis der Sarg fortgetragen wurde, gefolgt von einer ganzen Schar. Die andern zerstreuten sich.

Es wurde dunkel und einsam am Strand. Die Badefrau erzählte wohl zum hundertsten Mal, wie es zugegangen. Mit über der Brust gefalteten Händen hatte man sie herausgezogen. Der Arzt hatte Herzschlag als Todesursache angegeben. Von Minetta wußte sie nichts. „Erst schlich sie noch hier herum. In der Zelle Nummer 9 hat sich die Mutter entkleidet. Ich lasse sie offen. Vielleicht kommt das Mädchen dorthin, wo soll sie sonst bleiben in der Nacht?“

Der Mond ging still und klar über den Himmel. Droben alles Licht; drunten gespenstige Schatten.

Minchen war nicht fortzubringen.

„Du kannst doch nicht die ganze Nacht hier sitzen“, rief die Aeltere. „Wenn Du nicht vernünftig bist, kommt das Mädchen gleich zu fremden Leuten.“

„Daß mich nur noch einmal in die Zelle sehen.“

„Meinethalb“, brummte Pinchen. „Es wäre noch nicht das Dämmste“, fügte sie in Gedanken bei.

Und wirklich — Minchen hätte fast aufgeschrien, dort lag Minetta wirklich, ganz in einen Winkel gekauert, das Gesicht verschwollen vom Weinen, das Haar zerzaust, die Kleider zerrissen. Sie schlief ganz fest.

Pinchen sogar wurde weich bei dem jammervollen Anblick.

„Das Beste wär', man ließe sie schlafen“, meinte Minchen, „ich bleibe bei ihr.“

„Damit Du Dich auch auf den Tod erkältest.“

Sie weckten die Badefrau. Sie holte ihren Mann, den Bademeister im Herrenbad. „Denn wissen sie, die greise ich nicht mehr an“, meinte sie, „die ist mir zu wild.“

Ihre Vorsicht war aber unnütz. Kaum daß das Mädchen ein Zeichen der Besinnung gab, es hing schlaff in den kräftigen Armen, und der Blick, den sie auf die Schwestern richtete, war leer und abwesend.

Man legte sie im Hôtel gleich auf ein Bett. Eine grenzenlose Müdigkeit schien alles, was sie fühlte. Sie dehnte sich wie wohlthig aus und schloß wieder die Augen.

Minchen streichelte sanft ihre Hand, alles was weiblich, mütterlich in ihr war, erwachte, und sie gelobte sich, das Kind zu pflegen und zu lieben wie eine Mutter. —

IV.

Am nächsten Tag lag Minetta in hohem Fieber und wußte von nichts.

Minchen und Pinchen mußten allein, von großer Menge umdrängt, hinter dem blumengeschmückten Sarg hergeh'n. Pinchen murzte bedenklich. „Es ist grad', als gäben wir eine Vorstellung im Zirkus.“

Minchen dachte nur an das arme kranke Wesen zu Hans, und wie gut es sei, daß sie nicht dabei wäre.

„Wunderbar“, äußerte sie, „wer hätte vor acht Tagen gedacht, daß wir hier so nahe Verwandte finden würden, Verwandte aus Italien!“

„Das ist eben das Tolle“, entgegnete Pinchen gereizt, „wären wir nur zu Haus geblieben, wie Eltern und Voreltern. Das wirbelt jetzt so für durcheinander wie Glasstückchen in einem Kaleidoskop, nur kommen selten hübsche Zusammenstellungen heraus. Diese paßt mir gar nicht.“

Das Mädchen wurde langsam besser, und das Wetter auch. Köstliche warme Luft setzte ein, erfrischt durch stärkende Brisen. Eine Lust, in der man das Leben lieb gewinnen mußte. Die acht Tage waren längst verstrichen. Minchen hatte sie ganz in der kleinen Kammer an Minettas Bett zugebracht. Pinchen war schon ganz wild und eifersüchtig.

„Wenn das Deine Erholung sein soll!“ rief sie. „Wir sind nie so verwöhnt worden; waren wir krank, wurden wir so gelangweilt und ausgehungert, daß wir uns spüteten, gesund zu werden.“

„Wir waren nie unglücklich, Pinchen.“

Darauf konnte die Erzürnte nichts erwidern; die selige Zufriedenheit ihrer Kindheit tauchte vor ihr auf.

Endlich kam der Tag, an dem Minetta hinaus durfte.

Minchen wollte sie in den Wald bringen, durchaus nicht an das Meer; aber sie bat so flehentlich, daß Pinchen sagte:

„Warum auch nicht? Es ist gesund, wenn man derlei Dingen gleich in das Gesicht sieht.“

Das Mädchen wartete ausgetauscht. Niemand hätte sie jetzt mit einer wilden Katze vergleichen mögen. Bleich, abgemagert, die Augen erloschen, das Haar glatt gefämmt, statt der malerischen Farben und Kleider ein enganschließendes schwarzes Röckchen.

Sie schlich mühsam, auf Minchen gestützt, zum Strand.

Kein Wort, kein Laut kam über ihre Rippen, als sie die schillernde Fläche erblickte. Regnungslos lag sie auf der Decke und starrte in die Ferne. Die Möwen flogen ab und zu, silberne Segel zeigten sich in der Ferne.

Die Schwestern saßen wohl eine Stunde strickend an ihrer Seite. Das Mädchen schwieg. Sänger hielt es Pinchen nicht aus.

„Bist Du stumm geworden?“ rief sie. „Schrei doch lieber, Du konntest es ja so gut.“

Ninetta sah sie böse an. „Ich kann nichts mehr, ich will nichts mehr, warum habt Ihr mich nicht sterben lassen?“

„Sterbt sich nicht so leicht“, entgegnete Pinchen scharf. „Ist das der Dank für Minchens Pflege?“ „Ach laß doch“, bat Minchen, „wer spricht von Dank? Ich war froh, daß sie sich's gefallen ließ.“

Das Mädchen rückte nah' an sie heran. „Dich“, sagte sie mit Nachdruck, „Dich hab' ich lieb.“

„Und mich kannst Du nicht leiden“, ergänzte die Ältere. „Wird mich aber doch nicht abhalten, Dir die Wahrheit zu sagen. Es ist auch eine Art, die Menschen lieb zu haben, und vielleicht die beste. Morgen pack' ich euch Beide auf und wir fahren nach Hans. Dort wird ein anderer Ton angestimmt, mein Fräulein.“

„Wir geben Dir das nette Sonnenstübchen am Dach, Ninetta“, tröstete Minchen. „Das muß Dir gefallen, da siehst Du nichts von dem bösen Meer.“

Neden und Thaten waren bei Pinchen eins. Sofort wurden die Reiseanstalten getroffen. Alle Lumpen der Sängerin, wie sich Pinchen ausdrückte, wollte sie da lassen, aber Minchen bat: „Es ist das einzige Andenken der Mutter, sie wird danach fragen.“

„In unserm anständigen Haus zieht sie kein Stück davon an!“

„Es ist ja in Exner, wir stellen alles auf den Boden, sie soll jetzt nichts davon seh'n“, versicherte Minchen.

Dem Mädchen schien alles gleich, sie frug nicht einmal nach dem Grab der Mutter. Nur als sie in die Stadt einfuhr und die Gassen immer enger wurden, senkte sie tief auf. Minchens Mund versuchte sie mehrmals zu küssen, worauf Pinchen jedes Mal bemerkte: „Das hilft zu nichts, Du mußt anders werden, das ist der einzige Dank.“

„Anders! als ob das möglich wäre.“

„Hast Du nicht noch einen andern vernünftigen Namen? Dein Vater war doch ein Deutscher?“ forschte sie weiter.

„Man nannte mich Giovannina, das heißt Johanna.“

„Gut, ich werde Dich Hannchen nennen. Niese und Heilmann, unsre Leute, würden sich mit dem fremden Namen auch nicht befreunden.“

Das Mädchen stotterte: „Ich heiße lieber Nina.“

„Jetzt bist Du eine Deutsche und keine Italienerin. Je schneller Du das einsehst, desto besser.“

„Ich werde Dich immer Ninetta nennen“, sagte Minchen begütigend.

Das Häuschen der Schwestern war hoch, aber schmal, mit einem Giebeldach und Vorbau; unten der Boden. Seit Menschengedenken hatte es so dagestanden, eine Ehre der Familie, geachtet von allen, die es kannten. Kein Stäubchen, keine äußere oder innere Unordnung wurde dort gelitten.

Neben ihm tauchten große Geschäfte auf in hellen, lichten Räumen, die meisten waren bald wieder zerplatzt wie Seifenblasen, oder mit dem Gelingen in eleganten Gegenden gezogen. Dies Häuschen überdauerte alle. Sein Hof war eng und eingeschlossen; wäre nicht oben drüber noch ein Stückchen Himmel gewesen, man hätte ihn für einen Kasten halten können.

Vor diesem Haus hielt der Wagen. Niese stand mit dem Faktotum Heilmann in der Thür. Es waren zwei verwiterte runzlige Gestalten.

Nach der Mitteilung, die ihnen Pinchen über Ninetta gemacht, erwarteten sie einen Orang-Utang oder derlei wildes Getier, und nun froh mühsam solch' ein elendes Würmchen herans.

„Na, Hannchen, sei kein Waschlappen,“ ermutigte Pinchen.

„Geschwind etwas Stärkendes, Niese,“ bat Minchen.

„Na, was wir mit solchem Zimmerbild hier

sollen“, bemerkte diese später zu Heilmann, „das ist mir ein Kästfel, wir sind hier an brauchbare Dinge gewöhnt.“

„Still, Mamsell Rieke, es ist ja unsere Nichte.“

„Das macht mir keiner weis. Von der Sorte ist sie nicht und wird es auch nie.“

„So, nun schlaf“, befahl Pinchen an Ninettas Bett, „morgen Punkt sechs wird aufgestanden, das ist hier Hausordnung.“

Die Schwestern saßen stumm eine Weile beieinander, keine mochte sagen, was sie auf dem Herzen hatte; endlich fing Pinchen an: „Diese kostspielige Reise wird uns noch teurer zu stehen kommen, als ich dachte.“

„Ach, Pinchen, mir hat sie einen Schatz gebracht, für den ist mir nichts zu kostbar. Ich bin ja so glücklich! So glücklich, wie noch nie! Ein Kind! Dent' doch, wir haben ein Kind!“

„Ich verlange kein Teil daran; mir ist das Ding durchaus unympathisch.“

„Wenn Du sie etwas an Dich herankommen ließeßt“, bat Minchen. „Aber Du bist ja wie ein Egel.“

„Und Du eine weiße Salbe.“

„Solche Ausdrücke haben wir noch nie voneinander gebraucht, Pinchen.“

„Eben darum. Wäre uns doch dieser Zankapfel nie vor die Füße gerollt.“

Minchen konnte den Wunsch nicht teilen. — Draußen in der Küche war auch Streit.

„Das fehlte noch“, meinte Rieke, „hatte man nicht vollauf genug zu thun? Und wenn sie sich noch glücklich fühlte bei unsern Engeln von Fräuleins. Hören Sie nur, wie sie greint.“

„Es hat nicht jeder eine so starke Natur, wie Sie, Fräulein Rieke“, erwiderte Heilmann. „Schöne Augen, nicht? Dunkel, wie Aurteln.“

„Ach was! Verlieben Sie sich nur nicht gleich; Sie gehören auch auf die Seite der Schwächlinge.“

„Nun ja, das zarte Geschlecht.“

„Die Zartheit wird ihr hier Fräulein Pinchen schon austreiben“, schloß Rieke grimmig.

V.

Natürlich erschien Ninetta nicht um sechs, auch nicht um sieben, nicht um acht, obgleich Pinchen und Rieke abwechselnd donnernd an die Thür gepöcht. Das Mädchen hatte sich eingeschlossen; es war so still im Zimmer, als wäre sie tot.

Minchen beschwor die Schwester: „Laß mich mit ihr reden, sie hat solchen Schrecken vor Dir, das arme Lamm —“

„Nach Schrecken sieht das nicht aus!“ erwiderte Pinchen. „Dein Lamm ist ein halsstarriger schwarzer Bock; aber ich werde sie schon klein kriegen. Ist das eine Manier?“

Auf Minchens Bitten öffnete sich die Thür. Das Mädchen fiel ihr um den Hals, drückte sie zum Ersticken; sie hatte eine stürmische Zärtlichkeit an sich, die Minchen wohl that; sie war nicht verwöhnt darin. „Laß mich fort! Laß mich fort!“ bat sie schluchzend, „ich will nach Haus, ich kann hier nicht leben.“

Minchen zog das Mädchen auf ihre Kniee. „Dein „Haus“ ist jetzt hier, Ninetta, und es liebt Dich auf der ganzen Welt Niemand so wie ich. Kannst Du mich denn nicht ein wenig in Dein Herz lassen? Erst nur ein klein wenig, dann komme ich schon ganz hinein. Ich habe mich so nach Dir gebangt, von Dir geträumt. Ich glaubte, ich sehnte mich nach schönen Vätern! Ich sehnte mich nur nach Liebe, nach Dir, und nun willst Du fort, willst nichts von mir wissen!“

Das Mädchen senkte den Kopf. „Ich will es versuchen, Tante Minchen, aber ich fürchte, es kommt auch für Dich nichts Gutes dabei heraus.“

Am nächsten Tag erschien zu allseitigem Erstaunen punkt sechs Minchen, ihren Schützling an der Hand. Sie hatte ihr die krausen, widerspenstigen Haare so fest als möglich in zwei Mäuseschwänzen geflochten und ihr eine weiße, hausmütterliche Schürze vorgebunden. Das mußte doch Pinchen gefallen. Aber all die milde Schönheit der kleinen Zigeunerin war dahin.

Pinchen freilich war wirklich zufrieden. „So ist es recht“, sagte sie. „Unter verständigen Leuten wirst Du bald lernen, Dich verständig zu benehmen.“

Von dem Tag an stand also Ninetta hinter dem Ladentisch oder stopfte und nähte — wie Penelope, denn meistens trennte es Pinchen über Nacht rückwärtslos auf.

„Sie ist und bleibt unbrauchbar“, erklärte sie, „aber da Du Dir durchaus diesen Luxus gönnen willst — obgleich sie mir mit ihrer Leidensmiene allen Appetit verdirbt.“

„Du bist ungerecht!“ erwiderte die Jüngere. „Giebt sie sich nicht alle Mühe mir zu Liebe?“

„Was nutzt das mir? Vielleicht ein Ananas! Aber aus einer Ananas wird nie eine Kartoffel, und wir brauchen hier Kartoffeln.“

„Ich brauche mehr, Pinchen, ich brauche dies Kind, diese Ananas, wie Du sie nennst.“

Pinchen riß ihre runden Augen groß auf. „Unerhört! Brauchen nennst Du das?“

„Ja,“ erwiderte Minchen mit ungewohnter Festigkeit.

Abends, wenn die Schwestern lang' schliefen, saß das Mädchen am Fenster ihres kleinen Gefängnisses, wie sie es nannte, und rang die Hände. Sie begriff nicht, wie man hier lustig sein könne, begriff nicht das fröhliche Gesehe der Kinder in dieser dunklen, schmutzigen Gasse. Schönheitsdurstig, blickte sie träumend und wachend hinüber nach ihrem herrlichen Heimatland; sie suchte es festzuhalten, aber immer wieder entschwand es vor dieser widerlichen Wirklichkeit ihrer sehnüchtigen Seele. Fast instinktiv ergriff sie ein Stückchen Kohle und versuchte die Linie eines Berges — eines See's. Zuletzt gar die Profillinie ihrer Mutter. Es gelang über Erwarten, und nun benutzte sie jeden Augenblick, jedes Stückchen Papier, um das, was sie ganz erfüllte, auszudrücken.

Das waren seltsame Minuten und Stunden, abgetrohlen diesem elenden Dasein.

„Ich weiß nicht,“ sagte Pinchen strafend, „was Dein Schützling wieder ausheckt! Sobald sie kann, schleicht sie sich fort, hinauf in ihre Kammer.“

„Sie weiß, daß sie Dir ein Dorn im Auge ist, Pinchen!“

„Ach was, an mich denkt sie garnicht, nur immer an ihr altes Italien. Ich kann schon nichts mehr davon hören. Jeder Commis reißt hin. Es ist schon ganz abgeklappert. Mit dem Einwickelpapier könnte sie auch spariamer ungeh'n, sie verbraucht grad' doppelt so viel als wir.“

„Weil man gern bei ihr kauft; sie ist jetzt so gedulbig und freundlich.“

„Ich merke nichts' davon; man kommt um sie anzustarren, grad' als hätten wir einen Neger in einer Schaubude. Mir ist das alles gegen den Strich. Ich visitiere nächstens droben. Du hast ihr doch den Schlüssel genommen?“

„Ja, Pinchen, aber laß lieber nich' geh'n.“

„Du kannst mitkommen, und das gleich, sie denkt, wir schlafen jetzt, es wäre auch Zeit, aber das dumme Ding läßt einem keine Ruh.“

Erstrocken stand Ninetta auf, als sie eintrat, sie zeichnete bei einem Stümpfchen Licht. Um sie her lagen viele Bogen des vermißten Einwickelpapiers.

„Sag' ich's doch,“ bemerkte Pinchen triumphierend, die einzelnen Kunstwerke an's Licht ziehend, „alles beschmiert! Die kann nichts thun, als vergeuden, Zeit sowohl wie Papier.“

Minchen dagegen hielt gerührt die Blätter in Händen, die, wenn auch ungeschickt, immer wieder erkennbar die Züge der Mutter darstellten.

„Du wirst eine Künstlerin werden,“ sagte sie, das ganz bestürzte Mädchen an sich ziehend, „so viel in meiner Macht liegt, will ich dazu helfen.“

„Das fehlte noch!“ schrie die Schwester, „dann mag sie ihrer Wege geh'n.“

Minchen richtete sich entschlossen auf: „Du vergißt, Pinchen,“ sagte sie, „daß mir das Hans zur Hälfte gehört, in meiner Hälfte behalt' ich sie! Ginge sie, ginge mein Herz mit.“

„Mir also hat sie es schon ganz gestohlen?“

„Ach, Pinchen! wenn Du uns doch Beide lieben könntest.“

„Das kann ich nicht, ebenso wenig kann ich aber Dich hindern, Dein tolles Vorhaben auszuführen.“

Das Mädchen fiel Minchen entzückt um den Hals: „Künstlerin! Die Mama sagte auch: Ninetta wird wie ich, eine Künstlerin!“

„Bedenke nur,“ rief Pinchen streng, „daß ich keinen Groschen dazu gebe, und daß wir keine reichen Leute sind.“

„Der alte Maler, unser Nachbar, ist auch nicht reich,“ erwiderte Minchen, „aber das ist auch nicht nötig. Er soll Ninetta lehren, was er kann. O ich bin so froh, daß Du es nur gestattet! gleich morgen sollen die Stunden anfangen.“

„Der Laden und die Arbeit verliert wenigstens nicht dabei.“ Damit ging Pinchen hinaus und warf die Thür zu.

VI.

Signor Pelegrino, ein alter Italiener, hatte sein Atelier, wenn man die Dachkammer so nennen durfte, hoch über der Menschheit. Wer schmal genug war, um aus dem kleinen Bodensienster zu kriechen, kam auf eine Mauerdecke, die er die schwebenden Gärten der Semiramis gestaut. Dort zog er die merkwürdigsten Pflanzen. Bohnen bildeten eine Laube, Kapuzinerkätzchen, bunte Widen kommen an kunstvollem Drahtgesteck empor. Seine Hauptkultur bestand aber in Dattelpalmen, Orangen und Myrthen, wie

er sagte, denn an diesen dürftigen Keimchen hätte sie kaum ein Naturforscher erkannt.

Dort hauste er mit seinem einzigen Freund, einem alten buntgefleckten Kater Menozzo, wie er ihn getauft, und er wollte damit dem Künstler seine Ehrfurcht bezeigen. Dieser Kater war aber auch kein gewöhnlicher Kater. Signor Pelegrino schwor darauf, er diene einer hohen Seele zum Absteigequartier auf der Seelenwanderung. Er redete zu ihm als verstände er jedes Wort, freilich nur italienisch — aber das war ja das Beste an der Sache, ihm konnte er all' seine kleinen Kümmernisse und Enttäuschungen mittheilen, er sagte sie nicht weiter und hatte auch ein italienisches Herz.

Pelegrino hatte einst als Knabe die Mutter Menozzo's in den Armen nach Deutschland mitgebracht; die Kage war bald sein einziger Gefährte, denn der Vater, ein wandernder Portraitmaler, starb auf der Reise. Fremde Leute nahmen sich seiner an. Man hoffte, er sollte es weit bringen, aber das Talent reichte nicht. Jetzt

malte er, was so vorkam oder bestellt wurde. Bald ein Schild, bald eine Etikette, ein Diplom oder ein Carmen. Nichts war ihm zu gering und mit der Sparsamkeit und Nüchternheit seines Volks kam er aus und war zufrieden.

Ob die Sehnsucht nach dem schönen Land seiner Kindheit noch in ihm lebte, wußte Keiner. Er schien zufrieden in seinem kleinen Leben. Das einzige Große an ihm war die echt römische Nase. Er war stolz auf sie.

„Dort wird Ninetta wohl sein“, dachte Minchen, als sie miteinander die hohe Stiege erklimmen, „schon weil sie einmal wieder ihre Mutterprache hört. Es wär' grad' genug, um mich kreuzunglücklich zu machen, wenn ich mal nur Chaldäisch hören und sprechen müßte.“

Ninetta schwankte immer zwischen Weinen und Lachen, als sie Signor Pelegrino mit den lieben langentbehrten Lauten als Landsmännlein begrüßte. Sie hätte ihn geradezu umarmt, hätte Minchen sie nicht noch zu rechter Zeit zurückgezogen. (Fortsetzung folgt.)

Epistel.

Von Ludwig Fulda.

Weit von dir getrennt und überlassen,
Herzgeliebte, meinen stillen Seufzern
Und den bittern Tagen des Entbehrens
Träum' ich gerne mich in deine Nähe,
In das kleine Reich, darin du webest,
In die schlichte, wohlbekannte Stube.

Zwar kein fürstlich schwebelgerischer Wohnraum,
Nur erfüllt von den verdorr'nen Möbeln,
Welche lieblos jedes Miethers harren,
Ohn' auch nur an einen sich zu fetten
In persönlich innigem Verhältniß;
Doch für mich ein Festsaal und ein Tempel
Und ein trautes Heim, weil du's bewohnest.

Alles steht mir greifbar vor den Augen:
Knallroth hier das Sopha mit den Sesseln,
Hier der Tisch mit Büchern, Briefen, Karten
Und dem Kasten voll von Conterfeien;
Dann die Staffelei ihm gegenüber,
Die das Bildnis trägt der Herzgeliebten,
Wohlgemeint, doch ganz und gar nicht ähnlich.
Etwas rechts davon der harte Divan,
Dessen anatomische Gebrechen
Schonend einhüllt der farbige Teppich.
Zwischen beiden Fenstern dort der Spiegel,
Ihm zu Füßen auf dem Marmor Sims

Das Porträt von Jemand, dessen Ehrgeiz
Keinen andern Lohn so heiß erstrebet
Als den Titel deines Liebblingsdichters . . .
In der Ecke dort das Wäschechränken,
Dessen wohlgeordnet weiße Einnen,
Schön verziert mit selbstgestickten Säumen,
Zeugen von dem fleißigen Mädchens.
Aber zu des Sopha's anderer Seite
Jener Schreibtisch, dran ich alle Tage
Seine Herrin gern beschäftigt wüßte,
Süße Briefe schreibend ihrem Liebsten . . .
Rings verteilt die wesslen Kränz' und Sträuße:
Freilich, könnte gleich zur Blume werden
Jeder meiner zärtlichen Gedanken,
Dann führwahr mit ewig frischen Blüten
Würde sich der ganze Raum umflechten. —
Auch nicht zu vergessen auf dem Ofen
Jener Musterversammlung leerer Körbe,
Fast genug schon, um mit sichrem Vorteil
Schwunghaft einen Handel zu betreiben;
Und der Ofen selbst, das braune Monstrum,
Dran gelehnt, die Hände auf dem Rücken,
Du so gern mit großen summen Augen
Grübeln magst und träumen . . .

Doch beim Himmel
Nun ich so die Stube mir gezeichnet,

Möcht' ich mir das Bild noch schöner malen,
 Möchte mir den Schauplatz reich beleben
 Mit zwei glückvereinten Menschenkindern.
 Siehe da, mich trägt der Zauber mantel
 Durch die Wolken schnell zu meinem Ziele:
 Sink, in ungeduldig langen Sähen
 Spring ich aufwärts die vertraute Stiege;
 Lebend drückt der Finger auf das Lantwerk,
 Und man öffnet: „Fräulein ist zu Hause,
 Bittet, einen Augenblick zu warten.“
 Durstig schlürf' ich die willkommen' Worte,
 Freue mich der lieblichen Verheißung,
 Hänge meinen Mantel an den Haken,
 Und gestiftet meinen Hut in Händen
 Trete' ich ein. Nicht lange muß ich harren.
 Horch, die süße Stimme, lustig trällernd,
 Hör' ich auf dem Gang und leichte Schritte:
 Nun — o Glück — nun öffnet sich die Thüre,
 Und du fliegt an meinen Hals und lächelst —
 Jenes märchenhafte, holde Lächeln,
 Das mir völlig den Verstand geraubt hat —
 Und ich halte dich in meinen Armen,
 Küsse deinen Mund, die beiden Augen,
 Deine Stirn und wieder deine Lippen,
 Bis du wehrend sagst: Zu viel des Guten! —

Und wir setzen uns vernünftig nieder
 Wie zwei alte gute Kameraden,
 Hand in Hand und Auge fest in Auge,
 Schwatzen weidlich über dies und jenes;
 Was auch wär' in aller Welt vorhanden,
 Daß wir nicht darüber schwatzen möchten?
 Alles wird bedeutam und gefällig,
 Wenn aus liebem Mund es lieb hervorflingt;

Leichten Scherz verklärt und weicht die Liebe,
 Rosig wird der Ernst von ihrem Hauche. —

Und dann plötzlich vor mir hingekauert,
 Zwischen meinen Knien, zart und schmiegsam,
 Schaut du auf und ich zu dir hernieder,
 Und wir schweigen — und mir dünkt dies Schweigen
 Wie ein Strauß von unberührten Blüten,
 Wie ein Meer von ungesung'nen Liedern.

Du erhebst dich, und ein dunkler Schatten
 Ueberstreift dein sonnenlieblich Antlitz,
 Und es schleichen sich zwei große Thränen
 Aus den Augen, deine Wangen feuchend.
 Ich jedoch, an meine Brust dich schließend
 Und die Thränen füssend von den Wangen
 flehe sanft und innig: Sag mir, Liebchen,
 Sag mir, was die Seele dir belastet!
 Ist es schwer, so will ich's mit dir tragen,
 Ist es schmerzlich, will ich mit dir weinen;
 Aber zeig' nicht an meiner Liebe,
 Die so groß und rein und allbezwingend,
 Hab' Vertrauen zu dem ernstest Hergen,
 Das sich dir geschenkt hat und ergehen;
 Schau in ihm den Hafen deines Glückes,
 Deiner Leiden sich're Zufluchtstätte;
 Willst du, Liebchen, willst du? . . .

Und du lächelst

Unter Thränen; deine weichen Lippen
 finden zu berauschem Kuß die meinen,
 Und die feuchtklärten Blicke sagen
 Rührender bereit als arme Worte,
 Sagen einem glückverwirrt'n Choren,
 Sagen ihm, daß er von dir geliebt ist.

Sam 18. Januar 1896.

Von felig Dahn.

Der Saal, gewidmet „allen Ruhmesglanz
 Von Frankreich“ strahlt in Wahrheit hell von Ruhm:
 Dem Großen hat in Frieden und in Krieg
 Dies Volk gethan vierzehn Jahrhunderte,
 Seitdem des Kelten Wiß und Kampfesluste
 Sich Römerkraft gemischt und Franken-Raschheit! —
 Und blöde sind sie nicht dort an der Seine:
 Was sie geleistet, wissen sie zu würd'gen:
 Drum zahllos, zur Ermüdung auch des freundes
 Siehn an den Wänden sich die Reihen hin
 Der Bilder, welche Frankreichs Ruhmesthaten
 In jedem Erdteil grell verherrlichen. —

Alein kein Bild in Vernets buntesten Farben —
 Vermochte doch so Großes darzustellen
 Als farblos, ohne Bild, die Spiegel zeigten

Im Spiegelsaale zu Versailles, da
 Sie spiegelten den schlichten Sohn Louisens,
 Den Barbablanca, und den großen Visinard
 Und all' die deutschen Fürsten und die Feldherrn,
 Die jenem greisen König, dem bescheidenen,
 Den schwer erkämpften Preis von zwanzig Siegen,
 Die deutsche Kaiserkrone brachten dar,
 Der deutschen Einheit strahlendes Symbol.
 Es fiel dabei kein Wort der Selbstberühmung:
 Das war ein Bild, lebendig, nicht gemalt,
 Wahrhaftig, nicht geprahlt, in schlichter Größe,
 Viel herrlicher als aller Ruhmesglanz
 Von Frankreich! — Daran denkt, ihr Deutschen
 Und, ohne alles Rühmen, thut die Pflicht
 Die Barbablanca und die Paladine
 Sie thaten: dann wirds wohl stehn um das Reich,
 Und ob die Welt ringsum voll Teufel wär.

Die Geschichte des Erstlingswerks.

(Neue Folge. *)

Die erste Novelle.

Von Adalbert Heinsdorf.

Ce n'est pas moi, qui ai conduit ma vie, c'est ma vie qui m'a conduit. Je ne suis pas le fils de ma volonté, je suis l'élève de mes affections; c'est à dire des amis que ma bonne chance m'a fait rencontrer. . . si jamais j'écris mes mémoires, je devrai les intituler: Les mémoires des autres.

Legouvé: Soixante ans de souvenirs.

Obige Worte, die ich schon vor ein paar Jahren las, sind mir im Gedächtnis haften geblieben, weil sie mir damals gleich erschienen, als hätte ich sie selbst schreiben können. Und da K. E. Franzos mir jetzt die große Ehre erweist, mich in die Reihe deutscher Schriftsteller, die von ihren Erstlingen erzählen, aufnehmen zu wollen, fiel mir dieses Bekenntnis ein, das ich nur wiederholen kann. Nun über mein Erstlingswerk gut zu berichten, müßte ich vor allen Dingen ganz genau zu sagen wissen, was daran „mein“ war. Und das weiß ich nicht. Ich habe nie über mich und meine Besonderheit viel nachgedacht, die Anderen schienen mir jederzeit viel interessanter. In meinen Erzählungen habe ich geschildert, was ich mit ihnen gesehen und erfahren. Mein Leben wurde wie es ist, weil meine Umgebung, weil die Meinen mich so und nicht anders werden ließen.

Gleich das erste, was auf meine Denk- und Anschauungsweise wohl von bestimmendem Einfluß war, die Uebersiedelung meiner Eltern von Wien nach Hamburg mit ihren Folgen, dem Gefühl einer gewissen Fremdheit hier, dem Zurückgehen nach dort, nach Süden, Helle, Reichtum, Schönheit — das habe ich selbst nicht einmal erlebt. Daß wir ohne Verwandte hier waren, daß wir als Juden geringer geachtet wurden als dort, wo unsere Familie zu einem großen, sehr angesehenen Kreis gehört hatte, das bedrückte die Anderen, das hat auch auf mich vielleicht eingewirkt, bevor ich es wußte. Mir ist nicht wie meinem Bruder, auf dem Klassenhof des Johanneums der hohe Hut eingetrichtert worden, weil er von einer Form war, die man hierzulande damals für elfjährige Jungen nicht statthaft fand. Ich habe nicht, wie meine Schwester, mit frühgeschärften Kinderfinnen das erste norddeutsche S—t in dem Wort Sterne so schwerlich gehört, daß ich dagegen gekämpft hätte, meinen Wiener Dialekt in diesem harten untergehen zu lassen. War ich doch überhaupt erst um etliche Jahre später als jene zur Welt gekommen: in der

*) Die Reihe selbstbiographischer Skizzen, die wir 1890—94 unter obigem Titel veröffentlicht, hat sich des lebhaftesten Interesses unserer Leser erfreuen dürfen und ist auch von der Kritik fast ausnahmslos warm begrüßt worden. Das Gleiche gilt von der Buchausgabe: „Die Geschichte des Erstlingswerks.“ Selbstbiographische Aufsätze von Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff. Eingeleitet von Karl Emil Franzos. Mit den Jugendbildnissen der Dichter. (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt): es sind noch nicht viele ernsthafte Bücher in Deutschland erschienen, die es binnen einem Jahre zu gleicher Verbreitung gebracht hätten. Aber nicht dieser äußere Erfolg bestimmt uns, nun eine „Neue Folge“ zu eröffnen, sondern ein innerer Grund; eine Reihe von Dichtern, welche in die Reihe gehören, sind bisher nicht zu Worte gekommen, und wir sind gewiß, uns den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir nun auch ihre Aufzeichnungen folgen lassen. Den Beginn mag eine Dichterin machen, welche, wenn nicht schon früher, dann sicherlich durch ihr eben erscheinendes Novellenbuch „Norddeutsche Leute“ erwiesen hat, das sie einen Platz in der ersten Reihe unserer Prosadichter verdient. Niemand wird den Zufall scheitern, der gerade ihre Aufzeichnung als erste der „Neuen Folge“ erscheinen läßt; daß aber die Reihenfolge der Aufsätze — wie das erste Mal, so auch nun — nicht etwa unsere Meinung von der künstlerischen Rangordnung der vertretenen Dichter ausdrücken soll, sei, wie bei der ersten Serie, so auch nun ausdrücklich betont.

Nun. d. Red.

Johannisstraße zu Hamburg. Diesen Unterschied gegenüber den Geschwistern empfand ich durch meine ganze Kindheit bitterlich als einen Nachteil, einen Mangel an persönlichem Adel. Sonst aber war, was sie erlebt hatten, was sie gesehen, in Oesterreich und hier, so ganz in mich übergegangen, daß ich oft unwillkürlich dachte, mein Leben habe auch schon um so viel früher angefangen.

Von meinem Bruder lernte ich die genaue Einteilung eines künftigen deutschen Heeres, die ihm als Knaben, lang bevor das Reich existirte, bereits fix und fertig in seinem Kopf stand, lernte ein einiges Deutschland erkennen. Daß meine Lehrer infolge ihrer Beteiligung am schleswig-holsteinischen Aufstande auf der „Dronning Maria“ gefangen gefessen hatten, das betrachtete ich als eine Ehre für mich. Wir sprachen von Politik zu Hause, ich las die Zeitungen und schämte mich, so zwischen 10 und 12 Jahren etwa, wenn ich einmal nicht ganz au courant war, in großen Weltthändeln wie in städtischen Angelegenheiten vor meinem Bruder schlecht bestand. An jeglichem, was in unserer Hanja-Republik, die auch ihm inzwischen zur Heimat geworden, sich zutrugen mochte, an Verfassungsgreiftigkeiten und neuen Gesetzen, nahm ich mit ihm Anteil. Und eine Vorliebe für logisches Denken und ein bisschen Pedanterie, wie sie sich für einen Juristen wohl gehört — für mich weniger —, das ist mir alles von ihm gekommen.

Aber wenn ich ein schönes Bild sehe, ein regelmäßig edles Gesicht, eine Kopfform, die durch ihre Linie allein schon erfreut, oder wie der Mond über den Kastanienbäumen groß und still hervorleuchtet und allmählig das steinerne Balkongeländer so weiß und fabelhaft versilbert, oder vom Eisenbahzug aus, gen Süden fahrend, die ersten rosa Mandelblüten, den tiefblauen Himmel, die scharfen Zaden der Berge davor, dann muß ich mich fragen: Hätte denn ich allein das bemerkt? Ist es nicht vielmehr meine Schwester, deren Schönheitsinn Alles so lebhaft erfäßt, die für malerisches Anschauen, für Kunst, mir erst die Augen geöffnet hat? Seit sie, als ein noch ganz junges Mädchen, nach dem frühen Tode unserer Eltern die Führung des Haushaltes und meine Erziehung übernahm, sind wir trotz unserer recht verschiedenen Charaktere so ineinander gewachsen, daß ich kaum mehr unterscheide, was sie sieht und was ich, was sie freut, was mich.

Ist aus diesen beiden also mein Wesen und mein Denken entstanden, zu dem was ich vom

Leben erlebte, haben Andere noch beigetragen. Eine achtzehnjährige Freundin mit den braunen Augen und den rötlichen Streifen im braunen Haar, die all' ihren jungen Ballherren und Verehrern den Rücken wandte um eines viel älteren Mannes willen, — sie machte mich bittere Thränen vergießen. Ich war empört, daß sie so gewählt, verzweifelt, daß sie von uns fortging. Und dann, am Abend vor ihrer Hochzeit, — sie stand in der Ehürbrüstung, streckte ihm beide Hände entgegen und hielt die seinen und blickte ihn an, — da begriff ich sie und noch so Manches und habe ihr vergehen. Oder die Kleine, die Witwe wurde und die meinte, das kurze Glück sollte ihr genügen, ein langes Leben nützig zu tragen. Oder jene, die man fortgebracht hatte, damit sie den Mann, den die Eltern nicht wollten, vergessen sollte und die nur auf ein paar Tage zurückkam, um die letzten Kisten zu packen, als ihre Mutter ihrtwillen die Stadt verließ, nur zum letzten entscheidenden Abschied ihr einmal noch sehen durfte, — und blieb und seine glückliche Frau ward. Und wieder die andere, die heimkehrte, verarmt, verwitwet, ihr Kind den Eltern lassen mußte, um allein in die Fremde zu gehen, sich zur Künstlerin auszubilden . . . — Wenn ich sie alle aufzählen wollte, die Romane, die ich in meinen Freunden erlebte, ich könnte ganz allein manche Bände füllen!

Auch zum Schreiben hat mir eine Freundin verholfen. Es war am Rhein, in Laubbach; wir saßen vor der Thür im Dunkeln an einem melancholisch stillen Augustabend. Da fuhr ein Wagen vor mit Koffern. Der martialisch vornehme Vater, die Mutter stiegen aus und zwei Töchter, fremd und schön. Als ich die jüngere von den Beiden dann kennen lernte, Limeña von Geburt, in Paris erwachsen, voll von spanischem Feuer, von französischer Grazie, von Geist und Wissen- und Verzensgüte, da kam es mir kaum begreiflich vor, wie dies entzückende Geschöpf mir ihr Vertrauen, ihre Freundschaft schenken konnte. — „Verne spanisch“, — sagte sie ein paar Jahre später in Clarens am Genfersee, wo sie uns mit ihrem Vater besuchte, — „und ich lerne deutsch, dann können wir beide einander unsere Lieblingsdichter verständlicher machen.“ Und sie ging mit mir nach Montreux zu Vendo, wir kauften den Ollendorf, sie erklärte mir die Aussprache, noch vor ihrer Abreise in aller Eile. Jeden Tag lernte und überlegte ich mein Penjum; als der Winter um war, da

las ich ihre Dichter. Aber die meinen? Sie hat sie bis heute nicht kennen gelernt. Bald darauf hat sie zuschreiben begonnen, Abhandlungen, Novellen, einen Band geistvoller Aphorismen. — „Schreibe Du auch“, sagte sie mir, „wolle nur, Du kannst es, habe nur Vertrauen zu Dir selber!“ —

Seit ich denken konnte, war es immer mein höchster, mein brennendster Wunsch gewesen, etwas zu leisten. Ich las und las, und las immer weiter, mit dem deutlichen Gefühl, daß ich einen recht egoistischen Lebenszweck verfolge, wenn ich nur mich bilden, nur an mir allein arbeiten wollte. Ich hätte so geru etwas Rechtes geschaffen, um auch Anderen Freude zu machen. Aber wie anfangen. Und weit mehr noch — würde ich es können?

Daran zweifelte ich stark. Denn wie vermöchte Einer Vertrauen zu sich zu fassen, der gewohnt ist immer zu thun, was er lieber nicht thun sollte, zu sagen, was um so viel besser ungesagt bliebe; gewohnt, daß, wo er aufsteht, der Stuhl wie von selber umfällt und das Kleid zerreißt, und das Glas zerbricht, und das Buch verloren wird!

Meine spanische Freundin konnte diese „Tüde des Objekts“ freilich nicht bannen. Aber sie gab mir durch ihre Freundschaft was mir die Anderen mit Erziehen, Necken, Tadeln genommen hatten. Wenn sie mich lieb hat, so folgerte ich, wenn sie mir es zutraut, daß ich etwas kann, vielleicht hat sie recht, und es wäre doch möglich! —

Auch den Anfang half sie mir finden, indem sie mir die Werke G. A. Becquers, des jung verstorbenen spanischen Dichters zuschickte. — „Nies dich in ihn hinein und lerne ihn nachfühlen, in seiner Dir so fremden Weise“, schrieb sie mir, „Du kannst daraus etwas Tüchtiges machen, arbeite nur.“

Und ich that's, und es ging. Mein erster im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“ gedruckter Artikel behandelte Becquer, mein erstes Buch enthält eine Auswahl seiner Legenden und Gedichte.

Es sind aber nicht Uebersetzungen, noch frühere Kritiken, noch Jugenversuche, über die ich hier zu berichten habe, sondern wie die erste eigene Arbeit der freien Erfindung entstanden ist.

Auch für die bin ich mehr durch einen Zufall als aus bewußter Wahl hingeführt worden.

In Lübke's „Geschichte der Renaissance in Deutschland“ hatte ich über den Bau des Schlosses Porcia zu Spittal an der Drau gelesen, hatte mir gewünscht es zu sehen, inmitten der Alpen dieses lebenswürdige Werk eines italienischen Architekten. So waren wir von Landro aus durch das Pustertal dorthin gekommen und meine Schwester stizzerte im Hofe. Ich habe es sehr gern, wenn sie auf der Reise malt oder zeichnet.

Das Stillitzen, das sonst meine besondere Force nicht ist, wird dann zur Pflicht, ich gewinne Zeit, den Ort, an dem wir sind, die Straße, die Menschen anders, viel intimer zu betrachten, lese, träume, fühle mich heimisch, und durch ihre Arbeit überkommt mich eine Ruhe, die mir schon oft zu meinen Arbeiten später zu Hause die Grundidee brachte. Damals, also im Schloßhof von Porcia, betrachtete ich mir die Säulen, die Treppe, freute mich an den reizenden Ornamenten rings an den Wänden; ich nahm das Buch, das ich lesen gewollt, Chamfort, und anstatt dem geistvollen Franzosen bei seinen Plaudereien zu folgen, kopierte ich mir so gut ich es konnte, auf die letzte leere Seite des kleinen Bandes ein Relief von der Treppenbrüstung, das mir auffiel — ein altdeutsches Köpfchen mit Federhut und hochstehender Kränze. Ein italienischer Bedienter führte uns oben durch die Säle. Gegenüber den drei venetianischen breiten Fenstern zeigte er uns das unheimliche Bild der Gräfin im Nonnenkleid, die drohend einen Pantoffel schwingt, und den Mönch daneben im Hinterrunde.

Ueber Ursprung und Anlaß des Bildes konnte ich keine Auskunft erlangen.

Zit mir nun dort schon gleich der Gedanke gekommen, in einer Novelle mir selbst die Geschichte dieses Gemäldes zu erklären? Oder auf der Weiterreise in Villach, am Wörthersee, in Veldes, in Venedig, in Wien? Oder habe ich erst zu Hause an meinem kleinen, schmalen Schreibtisch mir alles erdacht? Und weshalb gerade so? und weshalb nicht anders? Ich müßte es wohl zu sagen wissen, ich weiß es nicht. —

Nur dessen entsinne ich mich deutlich, daß ich die Schloßnovelle damals in einem Zuge, ohne viel Besinnen hinschrieb. Und wenn der Styl einer mittelalterlichen Chronik, in dem ich sie verfaßt hatte, mir gelang, so ist das nicht nur, weil Chroniken und Sagen zu lesen mir von jeher

die größte Freude war, ich verdanke es vor Allem Paul Heyse, meinem Jugend- und Lieblingsdichter, dessen Sprache mir immer im Ohr lag. Nachdem ich gebessert, gereiht und selbst das Ganze reinlich abgeschrieben, schickte ich das Ding beherzt an „Westermanns Deutsche Monatshefte“. Natürlich bekam ich es schleunigst zurück. Ich hatte aber in weiser Voraussicht solcher Rückkehr in meinem Brief mich angeboten statt der Novelle, falls man es wünsche, einen Aufsatz mit Illustrationen über dasselbe Thema zu liefern. Und den bestellte man bei mir. Das Anerbieten war ein wenig tollföhn gewesen. Außer den Illustrationen nämlich, den Details die wir beide dort im Schloßhof aufgenommen, besaß ich an Vorstudien für diesen geschichtlich-kunstkritischen Aufsatz ganz einfach — nichts! Ich wandte mich nach Spittal, nach Klagenfurt, an dortige historische Vereine um die nötigen Daten, holte mir von der hiesigen Stadtbibliothek des Hieronymus Megiserus Annales Carinthiae von 1612, kopierte die Wappen, las, verglich und verfaßte ganz fröhlich meinen Artikel, ohne mir über den Grad meiner Berechtigung zu solcher Arbeit viel Sorgen zu machen.

Damals! — Heute ist mir dieser leichte Wagenhut beim Schreiben längst abhanden gekommen. Seit mir eines gelungen war, sind Gewissen und Ehrgeiz erwacht, daß ich wäge, zögere, sichte, und bei jedem Wort mich frage: ist das auch richtig? kann ich es vertreten? ist es begründet und hat nicht vielleicht schon ein Anderer vor mir ganz dasselbe und besser gesagt?

Der Artikel war für die „Deutschen Monatshefte“ angenommen worden, während die Novelle friedlich bei mir zu Hause in der Schreibtischschublade ruhte. Wer weiß, sie wäre wohl liegen geblieben, hätte nicht wieder eine Freundin mir beigestanden. Es wußten damals und noch manches Jahr nachher, da ich unter dem Schutz und Schirm meines Pseudonyms verborgen schrieb, außer den Meinen nur etwa vier Menschen um mein Thun. Darunter eine Freundin, der ich es gestanden, nachdem ich ihr Fogazzar's poetische Dichtung Miranda entliehen hatte, um sie zu überleihen.

Diese nun hatte auf einer Reise den Schrift-

steller Heinrich Homberger getroffen. Gesprächsweise hatte er ihr erzählt, er sei mit Dr. Julius Rodenberg befreundet und könne wohl die Lesung einer Novelle bei der „Deutschen Rundschau“ vermitteln. — „Hast du etwa eine Novelle?“ fragte sie mich im Herbst bei ihrer Rückkehr. — Ob ich eine hatte! Wer hätte das nicht, wer zu schreiben anfängt. Das Manuskript ging wohlverschlossen vor ihren Augen, nur durch ihre Hände nach Berlin. Ich habe mich immer, besonders bei noch nicht druckreifen Sachen, weit mehr vor dem Urtheil von befreundeten Laien gescheut, als vor dem der allgeringsten und mir unbekanntesten Größen. Also ward die Novelle „Schloß Polia“, — ich hatte den Namen abändern müssen, seit ich gefunden, wie wenig die wahre Geschichte der Gräfin mit meiner selbsterfundnen stimmte, — auf die Empfehlung D. Hombergers hin, der nicht wußte, wer ich war, von Julius Rodenberg geleitet und wirklich acceptiert für die „Rundschau“.

Ich war in die verbreitetste deutsche Revue als Mitarbeiter aufgenommen ohne eigenes Bemühen, ohne Wartezeit, ohne Sorgen.

Wenn es mir seitdem auch nicht immer so leicht ergangen, wenn ich freilich nur zu genau den fatalen Ton kenne, mit dem der schwere Postwagen um die Straßenecke raffelt und vorfährt und hält, ein Manuskript zurückzubringen, ich kann doch nur sagen, ich hatte Glück und sie halfen, helfen mir alle. Mit den alten Freunden erlebte ich ihre Schicksale. Jetzt sind ihre Kinder mir Freunde geworden, ich habe mir andere dazu gezogen, Junge, Glückliche, und sie leben und lieben, und lassen mich teilnehmen, miterleben, so viel ich nur kann. Das Dasein ist so ernst und schwer, es ist so reich und sonnig wieder, — vermöchte man nur alles zu schildern, wie man es sah.

An Stoff kann mir's nicht fehlen. Wenn er auch nicht „mein“ ist. An Wollen auch nicht, an redlichem, das ist wirklich mein eigen. Aber das Können? Das zwingt kein Wille. Es ward mir zu Teil, scheint's, als ich selbst nicht daran glaubte, — ob es mir bleiben wird, wie lang noch, ob es nachlassen wird oder wachsen, — das müssen eben die Anderen entscheiden. —



Tied des Gefangenen.

Als mir die Base prophezeit,
Groß' Ehr' würd' ich gewinnen,
Schuf ich den Eltern Herzeleid,
Lief aus der Stadt zur Frührothzeit,
Lief auch Feinslieb darinnen.

Der Lanzknecht rafft viel Geld und Gul,
Tägt in den Tod das Leben;
Die Rabensfeder schwenkt am Gul,
Das rothe Trumf-Rh deutet Blul,
Herz-Dame schlägt daneben.

Und über einer Spanne List
Ward ich gar hoch geehret . . .
Ach, daß der Base Trug und List
Mich armen Christ
Das Niegen hält' gelehret.

Ich flög' mit Kunst und Zauberei'n
Empor zur Morgenwende,
Gen Straßburg durch Sturm und Welterschein,
Ein flatternder Wicht; Feinslieb, laß ein —
Ied Herzeleid nähm ein Ende.

Da wach' ich auf . . . der Morgen loht,
Die Glocken gellen und läuten,
Die Stube starrt von lauter Noth;
Maria, Helferin der Noth,
Der Traum will Arges deuten.

Der Würfel fiel, der Krug zersprang,
Und aus dem Wachtwerliche
Sehts morgen früh den letzten Gang
Bei Pfeifenklang
Und Trommelschlag in die Spieße.

Emil Schönaich-Carolath.

Ein Vöglein fliegt zum Himmel auf . . .

Ein Vöglein fliegt zum Himmel auf,
Nimm meine Sehnsucht mit!
Trag sie hinauf,
Droben in ewiger Helle
Lege sie nieder auf goldener Schwelle!

Sing, was ich litt,
Was ich gelebt und geträumt,
Sing es, von ewigem Glanz umsäumt!
Darfst auch in Jubellaut,
Vöglein, dort oben künden,
Was dir vertraut!
In Lust und Schmerz
Ein irrendes Herz
In dunklen Gründen. —

Wo bliebst Du? Schwandest du schon
Glanzverloren in reine Höhen,
Wo all der Menschen unstillbares Sehnen
Himmelan wogt in gewaltigem Wehen,
Wo sich wandeln die Thränen
All in verklärtes Glänzen?
Wo von ewigen Lenzen
Träumt der winterliche Gram?

Vöglein wohin? „Woher ich kam,
Zur Erde nieder!
Nimm deine Sehnsucht wieder.

Droben im Licht
Hil sie nicht kaum,
Wo der irdische Traum
Zergeht und zerbricht.“

Vöglein im grünen Geäst
Wo bist Du verschwunden?
Im traulichen Nest
Hast du Raß gefunden
Vor Sturm und Noth?
Ach, und das Morgenrot
Löst dir die Schwingen wieder.

Aber zur Erde nieder,
Wo die Blumen nicken,
Wo die Falter spielen um Blüt' und Blatt,
Kerne zu blicken,
Irrendes Herz,
Des Sehnsens satt.

Lust und Schmerz
Laß dich umwinden
In dunklen Gründen.
Sehst du in Wonne,
Sehst du in Leid,
Allezeit
Findet dich Gottes Sonne.

Heinrich Lübner.

Sonette.

I.

Auf dem Fenster See.

Ich lieg' im Kahn, und vor mir auf den Anie'n
Ein Buch Rousseaus. Doch von dem Schwermetallkrankten,
Reizpollen Zauberer fühl' ich die Gedanken
In's ruhvolle, sel'ge Nichts entflieh'n.

Ich sehe nichts, als weiße Wolken zieh'n;
Nichts hör' ich, als die Welle an den Planken;
Ich fühle nichts, als nur des Rahmes Schwanken,
Ich denke nichts, als weiche Harmonie'n.

Ist das noch Leben? Nein. Es schläft der Wille
— Der sonst so regt Schöpfer aller Leiden —
So tief, so fest, als wollt' er nie erwachen.

Ich aber liege wie im Grab so süße.
Kaum weiß ich Sehn vom Nichtsein noch zu scheiden.
Es treibt der Wind, wohin er will, den Nachen.

II.

Entsagung.

Ich hab' es lang genug mit Dir gehalten
Du arge Welt, und trieb es toll wie Einer!
Des Einfach-Edlen oftmals ein Verneiner,
Ließ fessellos ich mein Begehren wallen!

Dies nannst' ich dann: das eig'ne Ich entfallen!
Doch still zu wachsen, ward ich klein und kleiner,
Verwor'ner, dunkler ward mein Herz, statt reiner,
Mein Inn'eres fühl' ich durch und durch gespalten.

So brachtest Du, o Welt, mir nichts als Leiden,
So lang' ich trieb auf Deines Strudels Schaume;
Trotzdem am Schmerz reißt' ich empor zur Klarheit.

Nichts kostet's mich, vom Nüchternen zu scheiden,
Seitdem erwacht mein Geist aus wirrem Traume
Zu flegender Erkenntnis ew'ger Wahrheit.

J. Schubert.

Das Schwarzwaldbkind.

Ein Schwarzwaldbhaus; voll Moos das Schindeldach,
Darunter Stall und Scheune; schmal Gemach
Nur für die Leute, die darinnen hausen.
Der Kachelofen hat den Ehrenplatz;
Er ist des Wälders bester Freund und Schatz
Und Schirm, wenn durch den Tann die Stürme sausen.

Das Mütterlein siß auf der Ofenbank
Und betet: „Kleber Herrgott, habe Dank,
Daß du mein Kind so gnädig hast gehalten.
Erst heute schickte sie mir zwanzig Mark
Und schreibt im Brief, sei sie gesund und stark
Und in Berlin auf's beste aufbehalten.“

... Und in Berlin das Eingellangel ist
Zum Brechen voll; ein Mädchen singt zur Kirch
Ihr Schwarzwaldblied, wie tönl es im Theater! —
Sie ging umsonst nach Arbeit manchen Gang;
Sie hat gehungert mutig tagelang
Und wär' verhungert! — ohne einen Kater.

Der brachte sie hierher. Nun, in der Tracht
Der Heimat muß sie singen jede Nacht,
Will sie nicht untergeh'n in Noth und Mangel.
Schon lernte sie versteh'n der Augen Spiel;
Bald lernt sie auch, bevor der Vorhang fiel,
Nach Käufern werfen ihrer Reize Angel.

Jans M. Grüniger.

Ueber die Wasser, über die Wogen . .

Ueber die Wasser, über die Wogen
Ist erbleichendes Dämmerlicht,
Und der Himmel, von Wolken umflogen,
Tiefer noch hüllt er sein Angesicht.

Von dem sandigen Ufer leise
Kollert ein losgespülter Stein;
Areisende Wirbel und wirbelnde Kreise
Kauschen ihn abwärts mit schillernendem Schein.

Und da leuchtet's herauf und hernieder,
Und es lockt mit schmeichelndem Mund,
Als ob verklungene Nigenieder
Wieder erwachten im stillen Grund . . .

Aber mächtig die Stimmen fluchen,
Und die Seeose sehndend neigt
Ihre schauernden Blüthenglocken
Und die Möve zum Lande streicht.

Und zum Lande sich recken und rollen
Geißler-Schatten in schwellendem Sturm —
Und ich starre wie waltverhollen,
Wie geschieden aus Zeit und Raum;

Wie ergriffen und fortgezogen,
Selbstvergessen, erloschen die Blut,
Ueber die Wasser, über die Wogen,
Ueber die salte, matte Flut . . .

A. S. U. Fielso.



Mann und Frau.

Novelle von Konrad Tilmann.

(Schluß.)

Mit finster gerunzelten Brauen stierte er zu Boden. „Was bleibt mir denn Andres?“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Menica mußte plötzlich an ihren Traum denken, der sie nun doch zur rechten Zeit gewarnt und aufgerüttelt hatte, und an Zia Vice, die ihr gestern von dem Manne erzählt hatte, der sich den Hals abgeschnitten, weil er eine Andre liebte, als seine Frau, mit der er unauflöslich zusammengekoppelt war. „Es blieb ihm ja nichts Andres“, hatte Zia Vice gesagt. Und so ungefähr sprach Felice jetzt auch. Menica schüttelte den Kopf. „Nein, nein,“ sagte sie mit trauriger Bestimmtheit, „Du brauchst das nicht zu thun, Felice. Ich gehe in's Kloster.“ Sie wollte sich sogar zu einem Lächeln zwingen, aber das gelang ihr nun doch nicht.

Er hob die Augen zu ihr auf und ließ einen leeren, trüben Blick über sie hingleiten. „Ich habe mir so etwas gedacht. Aber glaubst Du denn, dann wäre Alles ausgeglichen und gut?“

„So gut, wie es jetzt eben noch werden kann, Felice.“ Sie sprach ganz milde und ruhig.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, ich will's nicht — ich kann's nicht. Du in's Kloster! Eher — Glaubst Du denn, ich ertrüge das? Und ich könn' überhaupt noch leben, ohne Dich?“

Er ging mit hallenden Schritten in der kleinen Kammer auf und ab, die beiden Häufte jetzt in die Hosentasche gehohrt, seinen Schnurrbart nagend, mit zuckenden Brauen.

Menica sah ihm eine Weile zu und wußte nicht, was sie sagen sollte. Die Gedanken gingen irr in ihr um. Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand, ihre Hände griffen nach dem Revolver auf dem Tischchen; ihr war, als müßte sie ihn bei sich bergen. Und ganz wie geistesabwesend wiederholte sie dabei:

„Nicht leben ohne mich? Ja, wie ist denn das zu verstehen, Felice?“

Er blickte düster an.

„Wie das zu verstehen ist? Meinst Du denn, das hätte mit der Liebe etwas zu thun, — das? Ich — ich liebe Dich eben. Und heute mehr, als je. Und deshalb kann ich Dich auch nicht in's Kloster gehen lassen und weiterleben. Unmöglich kann ich das. Tausendmal lieber sterben!“

„Felice!“ Sie schrie auf, daß nebenan die Soldaten, mit ihren Waffen rasselnd, von den Bänken emporsprangen. „Du — Du liebst mich noch?“

„Hab' ich Dir Anlaß gegeben, daran zu zweifeln?“

„Aber — Ich denke: Du liebst eine Andre!“ brach sie aus.

„Ich? Wer hat Dir das vorgelogen? Ein Schurke? Oder ein Dummkopf?“

„Nein. Niemand. Aber ich dachte — Ich konnte mir Dein verändertes Wesen gegen mich durch nichts Andres erklären — Felice! Du liebst keine Andre?“ Sie legte ihm ihre beiden Arme auf die Schulter und sah ihm mit tiefer Zärtlichkeit wie erlöst in die Augen. „Du liebst keine Andre?“ wiederholte sie noch einmal, nicht mehr fragend, nur noch fassungstos erkannt, weich und hingebeud. „Aber dann — dann —“

Er sah ein paar Sekunden verblüfft, rathlos vor sich hin. „Das dachtest Du“, murmelte er und schüttelte langsam, mit traurig-gutmütigem Lächeln den Kopf. „Also dann weißt Du noch gar nicht — O mein Gott!“ Er legte die beiden Hände vor's Gesicht. Dann ging er, ihre Arme von seinen Schultern abhüttelnd, mit raschen, ungleichmäßigen Schritten wieder weiter durch den schmalen Mann hin und her.

Menica hatte sich auf dem Rand der Lager-

statt an der Wand niedergeknert und starrte ihn an. Was war denn nun eigentlich vorgefallen? Er liebte keine Andre, er konnte nicht ohne sie leben, und doch dies verstörte Aussehen und doch diese Vorkehrungen, um das Aeußerste zu thun? Er hatte also Ehrenschnlden, die nicht bezahlt werden konnten? Weshalb hatte er denn angenommen, sie wüßte das? Der Kopf brannte ihr, sie fand sich in diesem auf sie einstürmenden Wirrwarr nicht mehr zurecht. „Felice,“ sagte sie mit schüchternen, bittender Stimme, „was — was ist denn eigentlich geschehen?“

„Du weißt garnichts?“ Er sah sie mißtrauisch von der Seite an.

„Garnichts.“

„Aber die Spayen pfeifen es ja bereits von den Dächern. Im ‚Dritto del popolo‘ hat man mich öffentlich an den Pranger gestellt und gefordert, ich sollte entlassen, statt befördert werden. Und alle die Klatschschweftern und Geschichtsträger bei uns im Hause sollten Dich verschont haben? Das sieht ihnen garnicht ähnlich. Uebrigens — es ist ja auch alles ganz gleich. Du hast ja gesehen, wie ich mich entschieden habe, — wie ich mir selber mein Urtheil gesprochen habe. Was kann ich Dir denn sonst für eine Entschädigung — für eine Genugthuung beibringen?“

Ihre Lippen hatten sich geöffnet, ohne ein Wort vorzubringen, und schlossen sich nicht wieder. Aus ihren Wangen wich langsam das Blut, Tropfen für Tropfen. „Das?“ kam es dann tonlos heraus. „Das also? Sie haben doch Recht gehabt? Und deshalb —?“ Ihre Gedanken verwirren sich wieder, sie stierte ihn wie hilflos an, sie rieb mit ihren schmalen Fingern an ihren Schläfen.

„Deshalb, ja,“ sagte er, fast brüsk. „Weil wir nicht verheiratet sind! Und weil Du bei einem Manne nicht bleiben willst, der garnicht rechtmäßig dein Mann ist. Weil Du eher sterben möchtest — Das hast Du mir gestern erst gesagt. Und weil ich Dich nicht in's Kloster gehen lassen will und nicht ohne Dich leben kann. So, nun weißt Du Alles. Und nun sag' mir, ob es noch weiter 'was für mich giebt, als das da!“ Und er riß ihr den Revolver vom Schooß, auf dem er lag, ohne daß sie es mehr wußte, und warf ihn wieder auf den Tisch.

Plötzlich hörte er sie hell anlachen. „Aber Felice! Nicht verheiratet! Besinne Dich doch! Du bist ganz wirt im Kopf, glaub' ich. Wir

nicht verheiratet! Ja, wieso denn nicht? Was geht denn uns der Staat an? Der Kaplan von Ascoli hat uns ja doch getraut.“

„Das gilt ja nicht!“ sagte er dumpf.

„Das gilt nicht? Was redest Du denn da? Ein Priester! Der Kaplan des Fürsten!“

Felice wurde ungeduldig. „Ich denke: Du weißt Alles? Man hat Dir's eingeladen, Dich mit Zeitungsartikeln gefüttert —? Wolte doch schwören, daß sie's gethan haben!“

„Ich glaub' aber kein Wort von dem, was ich gelesen habe. Schimpfereien und Gotteslästerungen, — weiter nichts. Damit können sie doch eine rechtsgültige Ehe nicht aus der Welt schaffen.“ Sie blickte mit ihrem stillen, vertranensseligen Lächeln zu ihm hinüber.

Er seufzte und machte eine verzweifelte Gebärde. Wie sollt' er diesem eigensinnigen Kinde denn nun das Fürchterliche ihrer Situation klar machen! „Der Staat erkennt diese Ehe aber nicht an“, rief er endlich, „und ich diene doch dem Staat. Für den Staat bin ich also nicht verheiratet. Für den Staat bist Du nichts, als meine —“

Sie war aufgesprungen und hatte ihm die Hand auf den Mund gelegt. Sie lächelte immer noch. „Für den Staat!“ wiederholte sie in verzächtlichem Ton. „Das kann er halten, wie er will. Ich weiß doch, was ich weiß. Ich hab' den Segen.“ Sie sah ihn verliebt an. „Wenn ich nur begriffe, was Dich eigentlich so aufregt, Felice! Und nun gar —“ Sie wies nach dem Tische, auf dem der Revolver lag; ihre Augen umflorten sich, sie schüttelte trübe den Kopf. Dann warf sie sich ihm an die Brust. „Daß doch nun Alles gut sein! Es ist ja nun Alles gut.“ Sie schluchzte leise an seiner Schulter.

„Das halt' ich nicht aus“, stieß er zwischen den Zähnen hervor, „das ist ja zum Verrücktwerden! Menica, Fran, — begreift Du denn nicht? Ich bin ja ein schlechter Mensch, ein elender Betrüger — Ich hab' es ja gewußt, daß das gar keine wirkliche Ehe ist; aber weil wir Beide arm waren und ich den Konfens also nie bekommen hätte — Und weil ich Dich so lieb hatte — Andre machten es gerade so; und Dein Vater und der Fürst steiften sich darauf, daß die kirchliche Trauung allezeit gültig sein müsse. Anders besorgen konnt' ich Dich ja nicht. Und weil ich mir dachte: vor dem lieben Gott würden wir ja doch wohl als Mann und Frau gelten, so oder so, wenn wir uns nur recht lieb hätten

und eine rechte Ehe mitammen führten — Kurz: ich hab' mir gar kein Gewissen darans gemacht. Und nun neulich in Rom — wie man uns eröffnet hat — Es war gerade, als ob man mir einen Schlag vor den Kopf gäbe. Ich hatt's schon ganz vergessen gehabt, daß wir ja eigentlich gar nicht Mann und Frau waren Und dann schämt' ich mich, Dir überhaupt noch wieder in die Augen zu sehen, Menica. Hab's auch nicht gekonnt. Und wie Du mir gestern noch zu Allem sagtest, Du hättest Checca Cellani aus dem Hause geschickt, weil ihre Tochter — Und würdest nie bei einem Manne bleiben, der Dich nicht heiraten könnte, wenn Du ihn auch noch so sehr liebtest — Da wußte ich, daß Alles anders war, daß Du mir nie vergeben würdest, geschweige denn — Ja, und da — da wußt' ich denn keinen andren Ausweg mehr — Was siehst Du mich so an, Menica?"

Ihre Augen standen voll Thränen, aber sie blickte ihn trotzdem mit einer gewissen, schenen Schalkhaftigkeit durch diesen feuchten Schleier an. „Du,“ sagte sie und spielte in einer gewissen Art von Verlegenheit mit seinen Schnurrbartspitzen, „so 'was redet man wohl, aber wenn's dann d'rauf ankommt —“

„Du vergiebst mir also doch? Menica! Menica!“

„Ich wüßt' garnicht was? Ich bin nach meinem Gefühl ganz genügend verheiratet. Und was der Staat darüber denkt, danach frag' ich nichts. Der kann mir diese zwei Jahre doch nicht auslöschen. Und unsere Liebe auch nicht. Ich mücht' doch einmal sehn, wie ein Mensch das scheiden wollte, was Gott zusammengefügt hat.“

Felice ließ die Arme wieder schlaff herabsinken. „Was soll aber nun werden?“

„Du Felice — Sie sah ihn treuherzig an — „Kann denn nicht alles so bleiben, wie es war?“

Er schüttelte finster den Kopf. „Dann bist Du vor der Welt ja nicht meine Frau. Und wenn es nur Einer wagte, Dich scheel anzusehen, wird' ich ihn niederstießen müssen. Und immer müßt ich auf der Wacht sein, daß man Dich nicht kränkt oder beleidigt. Ich hab' mir etwas anderes ausgedacht. Wenn der Staat seine Offiziere nicht so besoldet, daß sie heiraten können, wie alle andren ehrlchen Staatsbürger, — wenn er sie zwingen will, unverheiratet zu bleiben oder nach Geld zu heiraten, — wenn er sie in solch' eine Gewissensnot hineintreibt, — dann soll er sehen, wie er ohne die armen Teufel fertig

wird, die ihn gerne dienen müchten, aber dabei doch auch nur Menschen sind und wie Menschen leben und glücklich sein wollen. Ich zieh' diese Uniform da aus, Menica.“

„Felice!“

„Ja, ja. Und such' mir einen bürgerlichen Beruf. Der Fürst giebt mir gewiß eine Stelle auf einer seiner Besitzungen. Und unsere Ehe wird staatlich eingeseget. Und —“

„Felice! Das wolltest Du alles für mich — Aber Du hältst es ja nicht aus, Felice. Und gerade jetzt, wo Du nach Rom kommen sollst — in den Generalstab —“

„Ich bin Dir's schuldig, Menica,“ murmelte er düster.

„Eher lauf ich von Dir fort, Felice.“

„Versuch's! Zeigt, wo Du mir nicht zürnst, mich nicht verachtest, — wo ich weiß, daß Du mich noch liebst, jetzt laß' ich Dich nicht mehr.“

„Armer Felice!“ Sie weinte, als sie ihn jetzt umarmte. „Um meinetwillen nehm' ich es nie an,“ schluchzte sie endlich ansbrechend; „nie — aber —“

Es hatte schon zweimal an der Thür geklopft. Felice knöpfte in Hast seine Uniform zu. „Die Ablösung,“ murmelte er, „wir verschwagen die Zeit —“ Er suchte nach Säbel und Mütze.

Da wurde geöffnet und ein Soldat reichte einen versegelten Brief herein. „Für den Herrn Lieutenant!“ Dann ging er wieder.

Felice hatte das Schreiben genommen und aufgerissen. Die finstern Mienen erhellten sich plötzlich, er richtete sich höher auf, brach in einen jubelnden Schrei aus und rüttelte die Säbelloppel zurecht. „Menica! Menica!“

Sie stand in einer Ecke und trocknete sich die Augen und versuchte zu lächeln. „Was giebt's denn?“

„Ein Schreiben vom Oberst. Um einem so tüchtigen, jungen Offizier die Carrière nicht zu erschweren, und den Anarchisten im Ort jeden Vorwand zu agitatorischen Hegerien gegen das Militär zu nehmen, will er die Kaution — Menica! Er selber will sie hinterlegen — Reich genug ist er ja freilich dazu und angreifen werd' ich sie ja nie — Der Konsens, mitanant einen Dispens vom Aufgebot wird heute noch eintreffen und morgen — Es steht wirklich da, Menica! Morgen sollen wir auf's Standesamt, damit wir übermorgen schon als verheiratete Leute nach Rom — Menica! Menica!“ Der Brief fiel ihm aus den zitternden Händen.

„Na,“ sagte Menica, „das war der Staat Dir aber doch auch wirklich schuldig, Felice. Und einen Offizier, wie dich, konnte er ja gar nicht entbehren. Meinetwegen wollen wir ihn den Gefallen thun, und uns nochmal verheiraten. Wegen der Anarchisten!“ Es klang halb gutmütig halb verächtlich.

Felice sah sie erst ganz verblüfft an, dann lachte er aus vollem Halse. „Dul Du!“ Und er legte ihr die Arme um den Hals und rief sie ein paarmal im Kreise herum. „Du willst also so gnädig sein, es anzunehmen? Sieh' mal an — kleine Braut!“ Und er schwenkte sie übermütig durch die Luft. „Nun heirat' ich Dich noch 'mal, — meinetwegen alle paar Jahre wieder. Nicht?“

Und nun kam die Ablösung. Felice mußte hinaus und Menica blieb allein. Sie kniete neben dem Tischchen nieder, auf dem der Resorver lag, und neigte die Stirn. „Heilige Mutter Gottes, ich danke Dir.“

Draußen erklangen die Ablösungscommandos, dann wurde die Thür wieder aufgerissen. „Und nun vor allen Dingen meine herzlichsten Glückwünsche, Herr Kamerad!“ sagte eine Stimme, „Sie haben die Generals-Epauletten ja sozusagen nun in der Tasche, Sie Glückspilz!“

„Nun,“ erwiderte Felice lachend, „bis dahin werden wir uns noch gehörig durchhungern müssen, nicht, Menica?“

„Wollen wir auch!“ sagte sie tapfer und hing sich an seinen Arm.

Dann waren sie draußen. Der Tag war aufgestiegen, das Frühgold lag auf allen Dächern. Die engen dunklen Gassen schienen in einem lichten Duft zu schwimmen. Die Gesichter der Vorübergehenden sahen so fröhlich aus, als ob ihnen allen ein großes Glück widerfahren sei. Dem jungen Paar wenigstens, das durch die herbe Frische des Morgens dahinschritt, kam es so vor. Sie sprachen nichts, aber sie meinten, die Leute sähen ihnen überall voller Neid nach, und sie gingen Arm in Arm und Schulter an Schulter weiter. Die Brust war ihnen sonderbar geschwellt und ihre Augen schimmerten feucht.

„Du, Felice,“ sagte Menica dann plötzlich mit einem Ruck, den sie sich gab, „ich habe mir gedacht, — nehmen kann ich sie ja doch nicht wieder, schon weil wir doch fortgeben — aber ich will ihr allerlei schenken, was sich beim Ausziehen gewiß vorfindet, Kleidungsstücke und dergleichen, und — ein gutes Wort will ich ihr

zum Schluß auch noch sagen. Ich bin doch wohl etwas schroff gewesen — meinst Du nicht, Felice?“

„Wenn ich nur wüßte, von wem Du überhaupt redest, mein Herz!“

„Ach Du! Von Cherca Cellani doch natürlich.“ Sie stieß ihn sanft mit dem Ellenbogen an.

„Hm,“ machte er und ein eigentümliches Lächeln flog ihm um die Mundwinkel, „gewiß, mir ist's recht.“

Und wieder gingen sie eine Weile stumm, gedankenverfunken und glücküberwogt weiter durch die Gassen. Dann fing Menica noch einmal an:

„Du Felice“ — Ihre Augen waren am Boden.

„Nun?“

„In's Kloster hätt' ich aber doch nicht gehn können.“

„Nein,“ sagte er, „Du hättest natürlich den Ingenieur geheiratet.“

„Aber Felice! Und Du schämst Dich nicht?“

„Ich habe allen Ernstes daran gedacht, mein Herz. Du wärst dann doch versorgt gewesen. Und er ist gehörig verliebt in Dich. Ich will mich drauf todtichlagen lassen, daß er spekuliert hat, Du würdest mir davonlaufen, sobald Du erfahren, daß Du garnicht meine rechtmäßige Frau wärest und dann hätte er leichtes Spiel —“

„Nicht Deine rechtmäßige Frau?“ Sie sah vor sich hin und es leuchtete ihr um Augen und Stirn. „Gerade deshalb, weil ich's war, hätte ich ja nicht in's Kloster gehn können, Felice. Frauen in meinem Zustande nimmt man dort nicht an.“

Die letzten Worte kamen nur noch wie ein Flüßtern über ihre Lippen. Felice aber hatte seinen Schritt gehemmt und ein heißes Erschrecken schien ihm sekundenlang den Atem zu nehmen. „Menica“, stammelte er dann, halb angstvoll, fast zag, und halb in seliger Hoffnung, „Du — Wie soll ich das verstehen? Das soll doch nicht gar heißen —? Und gerade heut — jetzt —“

„Es soll heißen, daß wir von jetzt an noch viel mehr werden hungern müssen, Felice!“

„Du — Du —“ Er fand keine Worte.

„Herr Gott,“ schrie er endlich, nach Atem ringend, „ist denn die ganze Welt heute toll geworden! Das — das hab' ich ja garnicht verdient. Das — Menica, ich glaube: ich werde verrückt vor lauter Zübel!“

„Sei still!“ mahnte sie, da sie nun in die Nähe ihres Hauses gekommen waren, „jetzt müssen wir Spießruten laufen. Du weißt noch garnicht, wie sie jetzt über uns denken und reden.“

„Du Spießruten laufen?“ lachte er, „daß wollen wir erst einmal sehen.“ Und plötzlich riß er sie von der Hausschwelle in seine Arme empor und trug sie die vier Treppen hinauf. Sein Fuß stampfte auf jeder Stufe fest und trotzig auf, damit sie an allen Korridordüren sehen könnten, was er that und daß er diese Frau, die ihm das Leben gerettet hatte und ein neues Leben von

ihm unter dem Herzen trug, wie im Triumph und wie einen Siegespreis heimführte. Und daß er sie heilig halten wollte, wie — wie seine rehtmäßige Frau, sein Leben lang!

Die Gevattern und Gevatterinnen im Hause standen mit offenem Munde da und wußten nicht, was sie denken sollten.

Schicksal.

Ich hatt' zum Lustschloß mir erkoren
Die wunderhübe Einsamkeit.
In seinen hohen, kühlen Hallen
Ließ ich verträumt die Laute schallen,
Indeß vor seinen Thoren
Vertauschten Lust und Leid.

Es war der Stolz mein guter Wächter
Sah früh und spät am Gitter dort;
Wer nur den strengen Thorwart schaute,
Nicht mehr zu pochen sich getraute,
Und that er's — mit Gelächler
Wies ihn mein Treuer fort.

Ich kann den stolzen Sinn nicht wenden,
Nicht wiederstehn der Holden Stut;
Wohl hab' ich hart mit ihm gerungen
Und doch bis heut ihn nicht bezwungen.

O Gott, wie mag es enden! . .
Es giebt kein schöner Gut.

Künftig kam der Mai in's Land gegangen
Mit buntem Schimmer und Getöse;
Ich sah es blühen und glühn im Thale,
Ich sah einhücht mit einem Male
Fern, fern ein Köselein prangen —
O Gott, wie war's so schön!

Mach' auf, der Süßen muß ich fröhnen,
Auf Erden giebt's kein schöner Gut! —
Da hielt verkümmert und verdrossen
Mein Thorwart mir das Thor verschlossen
Und traf mit bitterm Höhnen
Mein Herz und dämpft' mein Blut.

J. G. Oswald.

Abschied.

Wenn, holde Herrin, ich Lebewohl dir sage,
So scheint sich Erd' und Himmel zu umnachten,
Des Uhus Ruf vereint sich meiner Klage.
Und Geistern gleich die Bäume mich betrachten.
Mit blödem Antlitz, wie gebannt vor Grauen,
Sie unverwandl' zu mir herüberschauen;
Dann schütteln sie das Haupt, zur Flucht entschlossen,
Und bleiben doch mir traurige Genossen.

Was wollt ihr, Leidgenossen, düst're Bäume?
Wir halten hier bei dir die Totenwacht;
Wir sind die Schallen deiner Glückesträume
Und der Gedanken, die ihr brid' gedacht.
Noch gekern Blumenduft und Lenzenweben —
Ach, wie so schnell entfliehen Lieb und Leben!
Heut wollen wir zum Kirchhof dich geleiten!
Wie kalt und lang sind, ach, die dunklen Zeiten!

Nach dem Italienischen des *Giosuè Carducci* von *Valerie Matthes*.

Der Alpenwanderer.

Der Du ausgerichtet Gebirge und im
Kampf der wetterschaffenden Urgewalten
Tagwärts hobest Massengestein, zu stolzer,
Schwindelnder Höhe,

Der Du rauschst im Wildbach, dem ungejähnten,
Durch des Sturms Unmut gebor'n'ne Blöcke
Niederstürztst über die jäh'n Galden,
Furchtbaren Armes,

Der Du Wetter jagst durch des Friedens Tale,
Flammenschleud'rer! Sagende Waldeshö'n'ge
Niederschmetterst, daß sie hinsällgen Salmen
Sind zu vergleichen;

Du haßt unbarbarisch dem blinden Schicksal
Ueber hühen Häupter von Myriaden
Menschen einen ewigen Thron gegründet,
Den sie nicht schauen.

Sprich! Wenn Schaffenotrieb Vernichtung bringt,
Lebensfreud' wie Vorwih' erscheint, warum dann
Senkst Du den Funken der Lieb' so tief in
Al' deine Schöpfung?

Ernst Freiherr Schilling v. Canstatt.

Kondwiramur.

Aus Wolfram von Eschenbachs „Parzival“.

Nachgedichtet von Wilhelm Herß.

Durch hoher Berge wild Gewirre
 Kam er, als tief die Sonne stand,
 Gen Brobarz in das Königslaud.
 Ein Wasser tobt mit lautem Schall
 Von fels zu fels in jähem Fall;
 Drau ritt er hin, bis fern sich wies
 Die Stadt, die Petrapeire hieß.
 Gleichwie ein Volz, der wohlbeschwüigt
 Von der geschwellten Sekne springt,
 So dieser Fluß, der reißend schoß
 Und krausend sich ins Meer ergoß.
 Der Steg, der sich darüber streckt,
 War ganz mit flechtwert überdeckt,
 Und wie wir oftmals unsre Jungen
 Auf Schaukeln hin und her geschwungen,
 So schwanck der Steg hier ob der flut,
 Doch nicht aus Jugendübertunt.
 Und jenseits war ein Hausen
 In Helmen hergelaufen,
 Wohl sechzig Ritter oder mehr.
 Die schrieten: Wag dich nicht hieher!
 Indem sie Schwerter schwangen,
 Mit Kampf ihn zu empfangen,
 Sie hielten ihn für ihren feind.
 Doch er war nicht zu siehn gemeint;
 Er stieg im Angesicht der Reute
 Vom Roß, das vor der Brücke scheute,
 Und zog es hinter sich am Zaum.
 Er achtet ihres Drohens kaum
 Und fürchtet nur des Rosses Fall.
 Da stillte drüben sich der Schall;
 Die Ritter zogen sich zurück
 Mit manchem klanken Waffenstück
 Und schlossen in die Stadt sich ein:
 Sie sorgten, er sei nicht allein.

Er kam zum Wahlsfeld vor dem Thor,
 Wo mancher schon den Tod erkor,
 Wein Palas, dessen stolzer Bau
 Emporstieg in der Lüfte Mau.
 Den Ring, den er am Thore fand,
 Nährt er und klopft mit starker Hand.
 Doch niemand hört, so laut es hallt,
 Als eine Jungfrau wohlgestalt.
 Aus einem fenster sah die Magd
 Ihn draußen halten unverzagt.
 Da sprach die Schöne fein von Sitten:
 Kommt Ihr als feind uns zugeritten,
 Das wär' ein überflüss'ger Hohu;
 Genug des Hasses ward uns schon.
 Aus drängt zu Land und auf dem Meer
 Ergriimter feinde mächtig heer.
 Frau, sprach er drauf, hier hält ein Mann,
 Der gern Euch dient, sofern er kann.
 Euer Gruß sei all mein Sold;
 Ich bin zu jedem Dienst Euch hold.

Die Jungfrau ging zur Königin
 Und sprach ihr zu mit klugem Sinn;
 So ließen sie den fremdling ein.
 Das wandte später ihre Pein.
 Zu beiden Seiten auf den Gassen
 Sah er gewaffnet Volk in Massen,
 Viel Pfländler, Schleudrer mit den Schlingen
 Und Schützen, die den Wurfser schwingen,
 Auch fertig zum Gefechte
 Des Landes beste Knechte
 Mit ihren scharfen ganzen
 Gewaltig laugen Lanzen,
 Wei denen manch ein Kaufmann stand
 Mit Art und Wurfspieß in der Hand,

*) Es wird Jedermann, der die schöne Nachdichtung von „Tristan und Isolde“ und das „Spielmannsbuch“ desselben Dichters kennt, freuen zu erfahren, daß er nun mit einer Nachdichtung des „Parzival“ beschäftigt ist und man wird der Arbeit von vornherein das günstigste Urtheil entgegenbringen. Daß es gerechtfertigt ist, mag die hier mitgetheilte Probe erweisen, eine Episode aus dem vierten Buch der Dichtung, die keiner Erläuterung bedarf.
 D. Red. d. D. D.

Wie es der Herrschaft Ruf befahl.
 Sie waren alle schlaff und fahl.
 Der Marschall drängt sie auf die Seite,
 Daß er zur Hofburg ihn geleite.
 Die war zur Abwehr wohlberaten:
 Da gab es ob den Kemenaten
 Kampfhäuser, Thürn' und Erker mehr,
 Als jemals er gesehen bisher.
 Hier kam geritten und gegangen
 Manch' edler Held, ihn zu empfangen.
 Doch farblos grau wie Asche war
 Auch diese jämmerliche Schar
 Oder gelb wie Lehm zu schaum.
 Mein Herr, der Graf von Wertheim, traun,
 Wär' ungern Söldner hier im Haus;
 Mit ihrem Sold kün' er nicht aus.

Denn sie verzehrt des Hungers Not.
 Da war nicht Käse, Fleisch noch Brot;
 Das Jähnelochern ließ man sein.
 Fettig wurde da kein Wein
 Von ihrem Mund, wenn sie getrunken.
 Der Bauch war ihnen eingesunken,
 Und spitze Hüften zeigte jeder.
 Eingeschrumpft wie ungräth Leder
 Hing die Haut um ihre Knochen.
 Zu selten troff beim Ueberkochen
 Ihnen etwas in die Kohlen,
 Und nie vergossen sie beim Holen
 Den Met aus Zuber oder Kann.
 Von keiner trübendinger Pfann
 Mit Krapsen hörte man den Schrei;
 Der Ton sprang ihnen längst entzwei.
 Doch wollt' ich sie darob verlaßen,
 Würd' ich mich selbst zum Toren machen.
 Denn wo ich oft hin eingekehrt
 Und wo man mich als Herren ehrt,
 Daheim in meinem eignen Haus
 Erlaubt sich selten eine Maus.
 Die mußte ihre Speise stehlen;
 Mir brauchte niemand sie zu hehlen:
 Da ist ja offen nichts zu sehn.
 Nur gar zu häufig ist's gesehn,
 Daß ich, Wolfram von Eschenbach,
 Erduldete solch Ungemach.

Nun hört mehr von den Armen!
 Die sollten euch erbarmen,
 Wie sie dem Gast entgegengingen.
 Schamhaft verlegen ihn empfangen.
 Ein Teppich ward ins Gras gelegt;
 Dort stand mit Stützen breitgehegt
 Ummauert eine schatt'ge Kude.
 Entwaffnet ward er vom Gesinde,
 Der ihnen nicht an Farbe glich.
 An einem Brunnen wusch er sich
 Vom Harnisckreuz das Antlitz rein;

fast trübt er nun der Sonne Schein.
 Ein Mantel deckt ihm dann das Heud;
 Der Hobel dran roch frisch und fremd.
 Sie fragten: Wollt Ihr mit uns gehn,
 Um unsre Königin zu sehn? —
 Und führten zu des Palas Thor
 Auf vielen Stufen ihn empor.
 Da schon von ferne grüßt ihn licht
 Ein minnigliches Angesicht;
 Das leuchtete dem jungen Degen
 Zu süßer Augenlust entgegen.
 Zwei Fürsten führten grau von Haar
 Die Maid, die ihre Nichte war.
 Die Helden hatten hochbetagt
 Ihn Gottes Huld dem Schwert entragt.
 Sie kamen nach der Sitte
 Bis an der Treppe Mitte.
 Die Herrin küßte Parzival
 Und führt' ihn an der Hand zum Saal.
 Sie setzten sich und um das Paar
 Des Hofes freudentlose Schar.
 Doch was seit alten Tagen
 In Liedern und in Sagen
 Von Kraneschönheit man erfuhr,
 Die Schönste bleibt Kondwiramur.
 Bezauhert saßen Weib und Mann
 Und blickten nur die beiden an.

* * *

Er neigte sich der Königin
 Und gieng zu seinem Lager hin;
 Das war mit Königspracht bereitet,
 Davor ein Teppich ausgebreitet.
 Die Ritter sandt' er gleich zur Ruhe;
 Kint lösten Kinder ihn die Schuhe.
 Nicht lange währ't's, daß er entschlief,
 Bis ihn der wahre Jammer rief
 Und lichter Augen Herzensregen;
 Die weckten bald den werten Degen.

Ich will euch sagen, wie das kam:
 Nicht gegen Weibes Jucht und Scham,
 O nein, die junge Fürstin war
 Im keuschen Sinn unwandelbar.
 Sie zwang des wilden Krieges Not
 Und lieber Helfer blutger Tod;
 So lag in ihrer Kammer
 Sie wach im Herzensjammer.
 Da glitt sie aus dem Bette leis
 Im Seidenhemd wie Schnee so weiß.
 Vorüber sie zum nächstgen Gang
 Den langen Sammetmantel schwang.
 Sie ließ im Schlaf, wer um sie war,
 Der Kämmerer und der Mägdelein Schar,
 Und gieng, auf Mimme nicht bedacht,
 Die zum Weib die Jungfrau macht:

Sie suchte Hilf' und Freundesrat.
So schlich sie nach der Kemerat,
Wo Parzival lag ganz allein;
Taghell war's vom Kerzenschein.
Zum Bette ging die Königin
Und kniete auf den Teppich hin,
Und ihres Jammers Tränen flossen,
Daß seine Wangen sie begossen.
Er hört ihr Weinen und erwacht
Und sieht sie bei sich in der Nacht.
Indem's ihn wohl und weh durchdrinnt,
Setzt er sich aufrecht und beginnt:
Frau, treibt Ihr mit mir Euren Spott?
Knien sollt Ihr nur vor Gott. —
Dann war sein Bitten und Begehre:
Geruht und seht Euch zu mir her
Oder legt Euch, wo ich lag,
Und laßt mich bleiben, wo ich mag! —
Sie sprach: Wollt Ihr Euch ehren
Und Mäßigung bewahren,
Daß Ihr nicht ringen wollt mit mir,
Leg' ich mich Euch zur Seite hier. —
Er gab ihr Frieden feierlich,
Und in das Bette schwingt sie sich.

Es war da in der Nacht schon spät;
Doch hatte noch kein Hahn gekräht:
Der Hühnerbaum war längst geleert,
Vom Hunger alles aufgezehrt. —
Herr, wollt Ihr hören meine Klage?
Ich fürchte, wenn ich sie Euch sage,
Raubt's Euch den Schlaf und schafft Euch Weh.
Mir hat der König Klamüde
Und auch Kingrun, sein Seneschall,
Verwüstet Land und Burgen all
Bis hier auf Pelrapeire.
Mein Vater Tempenteire
Hinterließ durch seinen Tod
Mir armen Waise Schreck und Not.
Von Vettern, Fürsten, Mannenschar,
Vom Volk, das mir ergeben war,
Von all dem großen starken Heer
Erlag die Hälfte oder mehr.
Was darf ich Arme hoffen?
Ein Weg nur steht mir offen:
Ich ende lieber selbst mein Leben,
Als ihm mein Magdthum hingeben.
Frau, giebt es etwas, das Euch tröste?
Ja, Herr, wenn jemand mich erlöste
Von diesem schlimmen Seneschall.
Er fällt mir im Tanzenprall
Schon manchen tapfern Kämpfen nieder,
Und diesen Morgen kommt er wieder
Und meint, es soll ihm noch gelingen,
Mich in des Königs Arm zu zwingen.
Herr, meinen Palas saht ihr doch:

Bei Gott, und wär' er höher noch,
Ich stürz' vom Dach mich in den Graben.
Er soll mich nicht lebendig haben!
Da sprach er: Wer der Feind auch sei,
Frau Königin, ich steh' Euch bei
Und thu', was meine Kraft vermag.
Die Nacht ging hin; es kam der Tag.
Die Maid mit warmem Dankeswort
Stand auf und schlich sich wieder fort,
Und wie sie sich von dammen stahl,
Sah nur der lichte Parzival.
Der aber schlief nicht wieder ein.
Schon stieg empor der Sonne Schein,
Der strahlend aus den Wolken drang.
Er hörte mancher Glocke Klang;
„In Kirch' und Münst'er strömt die Menge,
Der Bürger trauervoll Gedränge.
Auch er sprang auf, dem Ort zu nah,
Wo schon die Messe der Kaplan
Gott und der Königin begann.
Die ganze Zeit sah er sie an.
Dann eilt er, nach dem Segen
Den Harnisch anzulegen;
Er prangt in voller Manneswehr.
Schon zog heran des Königs Heer;
Manch Banner sah man wallen.
Weit vor den andern allen
Kam Kingrun, der gewaltig Held.
Auch Parzival ritt aus ins Feld,
Indessen im Gebete
Das Volk zum Himmel stehete.

Das war sein erster Schwerterstreit.
Er nahm den Anlauf mächtig weit,
Daß, wie die Speere sie verflachten,
Den Rossen ihre Gurte brachen,
Und jedes auf den Hefßen saß.
Sie aber liefen durch das Gras
Mit Schwertern sich entgegen.
Vald sprühte da von Schlägen
Aus Kingruns Brust und Arm das Blut.
Gebändigt ward sein Uebermut.
Sechs Männer hätt' er leicht gefällt:
Nun zwang ihn dieser eine Held.
Wie's auf ihn niederschmettert!
Er meint, er sei unverttert
Von der Geschütze Wurfgestein;
Doch wein, es war ein Schwert allein,
Wodan im Krach sein Helm erklang.
Parzival ihn niederschwang
Und seht' ihm auf die Brust ein Knie.
Da muß' er thun, was er noch nie
Gethan in seinem Leben:
Er mußte sich ergeben.

* * *

Die Feinde wagten keinen Streit.
Den Retter führt des Volks Geleit

Zu ihr, die ihm entgegen ging
Und ihn mit süßem Gruß empfing.
Sie drückt ihn fest an ihren Leib:
Werd' ich je eines Mannes Weib,
Gehör' ich keinem bis zum Grabe
Als ihm, den ich im Arme habe.
Sie machte dienend sich zu schaffen

Und half ihn selber aus den Waffen.
Für all sein Mühn im heißen Streit
War keine Labung ihm bereit.
Doch drängen sich um ihn mit Schalle
Zur Huldigung die Bürger alle,
Er müß' ihr Herr und König sein,
Und liebend stimmt die Herrin ein.

Zur Frauenfrage.^{*)}

Von Oswald Schmidt.

Schlummer Tausch.

Der ihres Glückes schönste Krone war,
Den Kranz der Liebe streift sie aus dem Haar
Und stüßt den Sitz darauf, den Doktorhut?! —
Vergieb ihr, Herr! sie weiß nicht, was sie thut

Nutrimentum spiritus.

Wie sie nach Griechisch und Latein,
Der „voerenhaltenen“ Nahrung schrein! —
Den Menschen nährt nicht, was er kaut,
Ihn nährt allein was er verdaut. —

Strikt!

Der Mann ist roh, die Welt ist schlecht,
Noch immer geht Gewalt vor Recht.
Ertroßt die Gleichheit ist mein Kat,
Erkämpft sie mit entschlossener That:
Ihr müßt nur hundert Wochen
Nicht küssen und nicht kochen!

Zwischenruf.

„Du höhnt die Frau'n und ihre No!,
Dem Elend und dem Hunger blind?“
Ihr wollt den Stein! Ich will das Brod
Für jedes arme Menschenkind —
Und wächle nicht der Spötter sein,
Der statt des Brodes reicht den Stein.

Frauen-Würde.

Und auf's Gewissen möcht' ich fragen:
War eurer Mütter Lebensloos
Denn wirklich jener „Würde“ blos,
Um die man kämpft in unfern Tagen?
Mich dünkt, es dürste kühnlich wagen
Die Frau aus unsrer Väter Zeit
Mit ihrer Enkelin den Streit,
Gewiß, den Preis davon zu tragen
Der Ehre, die kein rechter Mann
Der echten Frau verlagern kann,
Die aus des Hauses „engem“ Kreis
Weit in die Welt zu wirken weiß,
Mit Liebeswort und Liebesthal,

Mit leidgeprüftem Herzensthal, —
Die ihres Mannes Bier und Krone,
Die Stolz und Vorbild jedem Sohne,
Die, als der Feind im Vaterland,
Erst recht am rechten Fleck stand:
Selbst mit dem Schwerte dreinzuschlagen!
Und keine Zeit fand mit Schagen
Zu „aller Männer Schmach und Schand“
Der Frau'n „Bedrückung“ zu beklagen.

Dem Manne.

Sort mit der Gleichheitslehre!
Geht Mann und Weib im Reich
Sein Recht und seine Ehre —
Ihr Kullen sind sich gleich.

Der sei im Voth der Erste,
Der ihm in's Leben schafft
Das Edelste, das Schwerste:
Im Anfang war die Kraft!

Was auch an Lügenmären
Ein Weiberknecht erfann,
Im Kampf wird sich's bewähren:
Die Kraft, das ist der Mann.

Der Erstgeburt, dem Sohne
Des heil'gen Keises Er;
Dem Mann gehört die Krone,
Dem Weib des Mannes Herz!

Und sollt' es anders werden, —
Wie der Entmannen glaubt, —
Dann steigt von euren Pferden
Und scheidet das Schlovenhaupt!

Kriegt ab die Siegeszeichen,
Ihr seid nicht ihrer weht,
Laßt ihr der Aunke weichen
Das ritterliche Schwert!

Neigt es vor eurer Schönen
Und schmückt's mit ihrem Band,
Doch gebt es euren Söhnen
Und keiner Weiberhand!

*) Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat vor nun zwanzig Jahren sein Glaubens-Bekenntnis in der Frauenfrage öffentlich dahin formulirt, daß der Frau in dem immer schärferen Kampf ums Dasein auch mehr und zuedienlichere Waffen als bisher gegönnt sein müssen, und daß ein prinzipieller Grund, die Frauen vom akademischen Studium auszuschließen, nicht vorhanden sei. Er hat seither oft genug Gelegenheit gehabt, zu erklären, daß ihm dieser Standpunkt nach wie vor der einzig richtige erscheine. Gleichwohl glaubte er den vorliegenden freireibaren Berichten die Aufnahme in diese Zeitschrift nicht verwehren zu sollen; es stünde schlimm um die Berechtigung einer Anschauung, wenn sie sich scheuen würde, einen Gegner zu Worte kommen zu lassen.

Litterarische Notizen.

— Gottes Narr. Eine Koopfsader Geschichte. Roman in drei Theilen. Von Maarten Maartens. Berlin, Adl., Leipzig, Albert Arn. 1895. Maarten Maartens ist ein Holländer, der sich, um zu einem größeren Publikum zu reden, als Autor der englischen Sprache bedient. Er hat durch das vorliegende Werk die Litteratur dieses Volkes um einen der bedeutendsten Romane der letzten Jahre bereichert. Es liegt nun auch in einer vortrefflichen deutschen Uebersetzung vor; der anonyme Uebersetzer verdient viel eher genannt zu werden, als viele andere, deren Namen auf Buchtiteln prangen. Neben einigen wenig sidrenden Anglisten ist es nur die Verdienstung des Titels, an der ernstlich etwas auszufehen ist. „Gottes Narr“ gibt den Sinn des englischen „Good's fool“ durchaus unzutreffend wieder, es mßte etwa heißen — im Raguerschen Sinn — „Der reime Thor“ oder noch besser, natrlich ersthaft gemeint „Heilige Einfalt.“ Die Vorgzge des Maartenschen Werkes sind so eigentmliche und mannigfaltige; es beleuchtet so viele Seiten des menschlichen Lebens mit scharfem satirischen Licht, schildert Zustnde und Personen mit so tiefer, zum Teil erschtatternder Herzenskenntnis, das es schwer fllt, ihm in Krze nach allen Richtungen hin gerecht zu werden. Das Gerst der Fabel ist mit sicherer Hand gezeichnet. Der Erbe eines reichen Kaufmannshauses, ein blhendes, gesundes Kind wird durch einen Blumentopf, den sein kleiner Tiefbruder ihm im Ueberrnuth auf den Kopf schlndert, auf das Krankenbett gestreckt. Sein Vater — der Enzige, dem es bekannt ist, das aller Reichthum der Firma Bolderdoes' Jonen, laut Testament seines Schwiegervaters auf dessen einzigen Enkel, seinen Hendrik Vossels, eigenen lrtstehenden Sohn bbergeht — sagt dem Arzt in drren Worten: Entweder Du rettst ihn vollstndig, er wchzt zu einem aller seiner Sinne mchtigen Mann und dem Chef von Bolderdoes' Jonen heran oder Du lssest ihn sterben. Im zweiten Falle wrde dann Henry Vossel seines Sohnes Erbe. Keines von beiden geschieht — Elias erbt sich nur seinem Schmerzenslager, doch ist er des Gehrs vollstndig beraubt. Darber sucht sich der Vater zu trsten, auch ein Tauber kann ein großes Unternehmen leiten. Aber dabei bleibt es nicht. Es ist eine der ergreifendsten Schilderungen, wie der kleine Elias, mit seinen Brdern nach einem mit aller Kunst der Anschauungskunst bestrichenen steifen, langweiligen Gedtschneider im Hause seiner Eltern, vor den Wsten erscheint und pltzlich aufsteht: „Ich kann nicht sehen!“ Wie der Vater sein Kind in die Arme reist und es zu trsten sucht und seinen Weg findet, um sich dem Tauben und Blinden verstndlich zu machen, dann das ganze Verhltnis dieses Lebens zu seinem Sohn, der das Unglck seines Vaters und der Firma bedeutet, gehrt mit zu den feinsten Szenenmaterialien. Keine Sentimentalitt, ja kein Wort von Liebe — und doch, wie sieht man in diesem berechnenden Kaufmann das Gefhl fr die Blinden, Tauben, Schwachsinningen Wurzeln fassen, feimen und sprossen! Denn Elias wird schwachsinmig, er bleibt in seinem geistigen Vermgen auf der Stufe eines quatzigen Kindes liegen, das nur die einfachsten Dinge begreifen kann. Sein Krper entwickelt sich dabei zu grter mnnlicher Schbnheit. Seine Pflgerin, eine Frau aus dem Volke, weilt (er hat gelernt, durch eine Falschprache zu verstehen), in ihm alle Zufuhrt fr das Gnte, so weit sie sich bberhaupt in ihm weiden lassen, sie bringt ihm besonders eine tiefe Frdnmigkeit und Freude am Wohlthun bei und bleibt an seiner Seite, bis er sich selbst den Wechten stellt. Sein Tiefbruder Hubert hat nmlich den eigenen Zwillingbruder Hendrik erschlagen, weil dieser Bolderdoes' Jonen schdigen und Elias durch ein gefschftes Dokument, welches des armen Blinden Zurechnungsfgigkeit bezengt, ganz in seine Hand bringen wollte. Der Vater ist zu diesem Zeitpunkt lngst tot. Elias aber kann nicht unterscheiden zwischen Willen und That, — er selbst wollte Hendrik tten, weil dieser ihn geschlagen. Nun hlt er sich der Strafe fr schuldig, obwohl er erfahrt, das nicht er, sondern Hubert den Mord

thatfchlich begangen und rettet damit den Menschen, der ihn eintr durch den Schlag auf den Kopf fr immer unglcklich gemacht hat. Jede einzelne Figur dieses Romans ist mteressant gezeichnet, vielleicht mit Ausnahme des Bosenwichts Thomas Alers, — vielleicht — aber Bsewichter gelingen so selten in Bchern! Hervorragend sind auch die Schilderungen des Lebens in der hollndischen Stadt, die den Schauplatz dieser Geschichte bildet. Denn ist Maartens auch Engländer der Sprache nach geworden, so wurzeln seine Einbrde und Gestalten doch im Boden seiner Heimat.

— Paul Vin duu, der Unermldliche, unermdlich im Vergnigen — oder sollen wir da Plaisier sagen? — und unermdlich in der Arbeit — oder wrde da Schreiben besser passen? — ist nun auch, wie dies ja heutzutage modern ist, in Norwegen gewesen, und zwar sogar, was nun vollends das allermodernste ist, was sich aber nicht viele leisten knnen, an Bord einer Privat-Yacht. Und zwar heist diese Yacht „Maid of honour“, hat 150 Tons und eine vorzglichste Maschine, lustige Salons, bequeme und gerumliche Kajüten, und gehrt Herrn Ludvig Neuer in Dresden, als dessen Gast Vin duu die Fahrt gemacht hat und dem daher auch, wie billig, die Beschreibung: „Eine Yachtfahrt nach Norwegen. Tage und Nchte im milden Norden“ (Breslau, Salsische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlander) zugeeignet ist. Das Bchlein ist flott und anmutig geschrieben, erbt aber scharflich selbst den Anspruch, als ein neuenwertiger Beitrag zur Charakteristik Norwegens zu gelten. Das interessante Kapitel ist ein Bericht bei Jben, das die Arbeitsweise des merkwrdigen Mannes schildert. Diese Partie des Bndes ist vor Erscheinen desselben so oft abgedruckt worden, das sie wohl auch vielen unserer Leser bekannt ist und wir daher von einer Witeilung absehen mssen. Daneben hat uns eine Bemerkung ber einen der genialsten norwegischen Erzhlter, Alexander Kielland, sehr interessiert. „Selue municipale Wrde“, erhlst Vin duu, — Kielland ist Brgermeister von Stavanger — „entfernt ihn der Schriftsteller. Kielland, der in der Mitte der Vierziger steht, ist ein ungemein lebenswrdiger, herzergnter Mensch, aber ein sonderbarer Kauz. Er hat eine unbegreifliche Passion fr Kleider und Put. Er componirt eigene Trachten, in voller Unabhngigkeit von den Herrschern der Mode. Er trgt Wamslein, die er eigens erdichtet, wunderlich geschnittene Westen aus Sammet und Seide mit reichhaltigen Zidereien. Wenn der Fremde diesen Mann in seinem ergbligen Pflanzhofstern inwoboll durch die Straen von Stavanger daherschlendernd sieht, so bleibt er stehen und bldt voll Erstaunen auf diesen standinavischen Brgermeister von Rottenburg. Die guten Brger von Stavanger haben sich aber an den Anblick schon gewndt und weisen mit Stolz an ihn, denn Kielland ist bei allen seinen Schullen nicht nur ein sehr begabter Schriftsteller, sondern auch ein vortrefflicher Mensch.“ Wir gestehen, das wir uns der Verfasser des dsteren, energischen „Gist“ und anderer Wachtstle aus dem norwegischen Leben ganz anders vorgestellt haben, denn als einen Kleidermann. Aber Vin duu hat die gestellten Westen selbst gesehen und so wollen wir es ihm glauben. Was wir ihm aber nicht glauben, ist, das er mit dem Schlußkapitel des Bndes, der Schilderung zweier geftrgter Franzenzimmer, die er bei der Wschfahrt nach Kiel (nicht mehr auf der Yacht) beobachtet hat, heute wohl zufrieden ist, oder doch in einigen Jhren zufrieden sein wird. Da wir er eingesehen haben, das es solche fastige Kammsfllerei ist, die uns immer wieder den Geschmack an der leichtesten Kost, die er bietet, und die sich sonst leicht verdauen liee, verdirbt.

— Aus Rab und Fern. Von Irene Neuber-Prokess, Graz, Mr. Moier 1895. Aus einem jetzigen Gemisch von allerlei Elementen besteht die Buch: aus ein wenig Naturalismus, so viel Sozialismus, wie er jungen, angeregten Damen der besten Kreise zngnlich ist, viel frommen Glauben und einer Erfindung, deren Zwecken mehr in ausgedehnter Velleitrischer Vektüre, als

in eigener, ursprünglicher Phantasie oder der Beobachtung zu suchen sind. Die drei Stücke, welche die erste Abtheilung bilden: „Zelena“, „Ein Stück Leben“, „Zwivolata“ lobnen kaum ein näheres Eingehen — sie sind das Stammein eines Schülers, der vor der Schwelle des Tempels steht. Weit besser ist die zweite Abtheilung: „Europa in Aegypten“. Hier ist auch die Sprache eine reinere und natürlichere. Das mag zum Teil daher kommen, weil sich die Erzählung in der Verfasserin gewohnter Kreise bewegt, erklärt sich aber wohl noch mehr aus dem Umstand, daß die Arbeit einer späteren reiferen Zeit zu entstammen scheint. Die Fabel selbst ist übrigens vollkommen Nebenache. Auch die handelnden Personen verdienen keine rechte Körperlichkeit zu gewinnen, doch sind die Schilderungen aus ägyptischer Umgebung recht anschaulich und anmuthig — zweifellos zeichnen sie Selbstgehebenes — und weisen darauf hin, daß die Begabung Irene Kerpers-Prosch nach dieser Seite hinneigt, nicht nach der, bewegte Handlungen plastisch darzustellen.

Der Roman einer Träumerin. Von Maria Solina. Dresden, Leipzig und Wien. C. Perion. 1895. Ein erster Versuch, in die Tiefe einer Frauenseele hineinzufragen, von den Dämmerungen unersfger Jugend an, durch das Streben rein äußerlicher Vöflichterfüllung hindurch, im Beweige einer unerwünschten Leidenschaft bis zum klaren Erkennen: nur Liebe ohne Leidenschaft, selbstloses Aufgehen in einem anderen Wesen — hier ist es ein hübschbedürftiges kleines And — bringt Besidebigung. Das Wollen in diesem Buche sieht weit über dem Können, aber nun jenes Wollen verdient dieses Milde beurteilt zu sein. Geschicknisse, die sich tagtäglich im wirklichen Leben abspielen, werden durch überflüssig absonderliche Voraussetzungen motiviert, so zum Beispiel die Vernunftbeirat, die von der „Träumerin“ geschlossen wird. Da muß ein verwittweter Jugendfreund des Vaters so sehr in Vertegenheit mit eine zweite Frau sein, daß er an seinen alten Kameraden schreibt, er möchte ihm doch eine seiner sechs Töchter geben, ganz gleich wohl, wenn sie nur über zwanzig Jahre alt und nochmäßig blond wäre. Und der Vater General, ohne irgendwende viellet in einer Rothlage zu sein, giebt den Brief seinen Mädchen: „Nacht das untereinander an“, sagt er, „Eine muß aber selbstverständlich, ja“ sagen.“ Erneute wird dem werdenden Manne als rechtliches Eheverw ausgeliefert, weil keine

der anderen Schwester sich für dieses Glück eignet, oder doch es auf sich nehmen will. Auch ist sie blond und über zwanzig Jahre alt. Daß so eine Vernunftbeirat kein gutes Ende nimmt, weiß Jeder, der je einen Roman gelesen hat. Nur geht es hier ohne Ehebruch oder derartige starke Mittel ab — es bleibt bei einem Perzeusroman und zwar bei einem einseitigen. Er bringt freilich die „Träumerin“ in starke Gefahr, bei den Feiern i eine Maria zu gelten. Der Gatte, den sie um des inneren Treubruchs willen, sehr gegen seinen Wunsch, verläßt, i Geliebte, den sie, weil er ihre Liebe zu ihm dadurch angefaß daß er einst nicht geradezu unehöflich gegen sie gewesen, n den bittersten Vorwürfen überschüttet, gehen dem Leser dieser betrüblichen Ansicht voran. Zum Schlusse sieht man Erneute an der Wiege des Sohnes ihrer verstorbenen Schwester Nummer sechs sitzen. Den Schwager läßt die Verfasserin einfach nach Bosunen verschwinden, er könnte doch sonst leicht neue Stürme im leicht erregbaren Herzen ihrer Helbin hervorrufen. Aber so wenig es glaubhaft gemacht ist, daß die „Träumerin“ sich zu einem wirklichen, dauernden Seelenfrieden duragerungen, sind doch manche früheren Stationen ihres inneren Lebens kein beobachtet, gut angeordnet, und mit vieler Sorgfalt dargestellt. Es ist im Ganzen ein Buch, das sich nicht müheelos liest. Wie schon bemerkt, nun dem, was Maria Solina anstrebt gerecht zu werden, muß man mit ihrer poetischen Kraft Nachsicht üben. Vielleicht zeigt sie ein späteres Werk in größerer Reife.

„Erntlinge“. Gedichte von Otto Lang. Bern. Schmidt, Franke & Co. 1894. — Die Sammlung ist nicht geföhrt; es finden sich auch Reineren darin, die, erntlich, so sogar sentimental gemeint, doch nur komisch wirken können, und da ihrer nicht wenige sind, so hat sich der Autor selbst in die Gefahr begeben, veröhrt, statt gewöhrt zu werden. Er verdient aber beides. Der Mangel an Selbstkritik ist so groß, wie man es nicht alle Tage gewöhrt, aber auch das Talent ist unverkennbar. Wohlthunend wirkt bei Lang vornehmlich eine starke Föhre der Empfindung; unter den Naturbildern sind mehrere, die uns herzlich erfreuen haben. Andere Gedichte sind durch kleine Unarten, Nachahmung fremder Muster, die der eigenen Individualität des jungen Dichters offenbar nicht entsprechen, entstellt, und entwerthen dadurch die Begabung. Ein unreflexes Talent, aber ein Talent.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezenfion zugekommen:

- Schmitt, Christian. Malteeder. Zweite, vermehrte Auflage. Zabern i. S. A. Juchs.
 Trandi, Valentin. Auf einamem Pfad. Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. Zabern i. S. A. Juchs.
 Zweigenthal, Arnold. Taute Susanne. Aus den vergilbten Wätern einer alten Jungfer. Wien und Leipzig. W. Breitenstein. 1895.
 Goethe, Faust. Für die Bühne in drei „Abenden“ eingerichtet von A. Wilbrandt. Wien. Verlag der Uiterarischen Gesellschaft. 1895.
 Schack, Adolf Friedrich Graf von. Nachgelassene Dichtungen. Herausgegeben von Georg Winkler. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896.
 Hofstad, Edmund. Die Komatischen. Vers-Aufspiel in drei Aufzügen. Deutsch von Ludwig Fulda. Stuttgart J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896.
 Mooste, Johannes. Alcibiades. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin. Richard Taendler. 1895.
 Goethe's Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Voigt. Erste Vferierung. Leipzig. Karl Z. Vfan.
 Herbrod, Otto. Frauenbilder aus der neueren deutschen Literaturgeschichte. Mit zehn Porträts in Lichtdruck. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.

Meißner, Dr. Leopold Florian. Weihnachtsspiele. Bilder aus der deutschen Geschichte zu scitlichen Auführungen. Erstes Heft. Aus der Zeit der Babenberger. Schäßl, Emilie. Bilder im Wetterleuchten entworfen und allen Friedensfreunden gewidmet. Wien und Leipzig. W. Breitenstein. 1895.

Vemmermayer, Fritz. Kurzes Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte. Zum Gebrauche für Lehrer und Lernende. Zweiter Teil. Vom Ausgange des 18. Jahrhunderts bis zum dreißigjährigen Kriege. Leipzig und Wien. W. Breitenstein.

Silberstein, August. Klingensand. Dritte, sehr vermehrte Auflage. Wien. Carl Gerolds Sohn. 1895.

Schützer, Rameel. Ist das die Liebe? Berlin. Deutsche Schriftstellersgenossenschaft. 1896.

Vammerg, Joseph. Nymphenpiel. (Eine dramatische Dichtung.) Freiburg i. B. Lorenz & Proebel. 1895.

Ucharin, A. Korische Klänge. Russische Dichtungen in deutscher Ueberrtragung. Riga. Jons & Pöbervsky. 1894.

Struer, Clara von. Schneefäden. Sing und Sang aus dem Waldthal. Leipzig. Robert Claußner. 1895.

Abontanus. Dramatische Handwerkslehre. Berlin. Hermann Walther. 1895.

Vohmeyer, Julius. Auf Fäden des Glücks. Lebenssprüche. Leipzig, Georg Wiegand. o. J.



Minchens und Pinchens Sommerfrische.

Novelle von Marie von Olfers.

(Fortsetzung.)

Von dem Tage an verwandelte sich das Mädchen sichtlich. Es war bald nicht mehr möglich, die krausen Haare in Zöpfe zu zwingen. Sie umflatterten wieder wild die blihenden Augen, Farbe und Kraft kehrte zurück. Man hörte durch das ganze Haus ihr Lachen und Singen.

Minchen war selig. „Freust Du Dich nicht, Pinchen? Nun haben wir endlich ein fröhliches Kind im Hans!“

„Vögel, die zu früh singen, holt die Kage,“ war die grimme Antwort. „Was hat sie schon geleistet, um so lustig zu sein? Nieke klagt bitter, alle Thüren, alle Schemel bemalt sie, immer muß sie nachputzen. Gestern hat sie das brave Mädchen sogar als Hexe auf dem Besenstiel abkonterfeilt, man konnte sie erkennen; der alte Heilmann, der Narr, stand davor und hielt sich die Seiten vor Lachen. Man ist nie sicher vor ihren tollen Streichen, mit ihr ist alle Zucht aus dem Hause verschwunden.“

„Ich werde sie schelten!“

„Du, Du lachst mit.“

„Ich bin so glücklich!“ entschuldigte sich Minchen demüthig.

Signor Pelegrino empfand bald Achtung vor dem Talent seiner Schülerin; nach kurzer Zeit konnte er ihr nichts mehr lehren. Sie hatte die Begabung, die ihm gefehlt. Er war nicht neidisch darüber, sondern sah im Voraus in ihr verkörpert, was er nie erreicht, wovon er immer geträumt.

„Dann reisen wir nach Italien!“ rief er oft, „ich zeige Dich und sie werden stolz auf Dich sein.“

Fürs Erste träumten sie nun Beide von dem gelobten Land, sie nannte ihn „Väterchen“ und pries sich jeden Tag glücklich, daß sie nun zwei Menschen so lieb haben könne.

Minchen kam oft herauf, und sie sahen dann seelenvergnügt beisammen.

Pinchen, erbozt und neidisch, kam auch einmal nachzusehen. Sie war aber sehr unzufrieden mit der Einrichtung des Ateliers. Mit Abscheu erklärte sie es für ein Staubnest.

„Ich versteh Dich nicht, Minchen,“ rief sie, „Du trinkst Wein aus diesem zerfprungenen, schauderhaften Glas! Was hilft's, daß es aus einem Palazzo stammt, wie der Alte sagt, es ist ein lieberlicher Scherben. Ueberhaupt ist ja fast Alles kaputt da droben. Deine Hände hängen herum und dem Mann mit dem Suppennapf auf dem Kopf mücht' ich schon das Gesicht waschen. Natürlich, Ninetta ist dort in ihrem Element, das reine Zigennerlager. Aber Du?“

Beschämt senkte Minchen den Kopf. „Du hast recht, es ist etwas staubig da droben und all die Feyen und verdorrten Zweige gefallen mir auch nicht, aber ich vergesse alles, wenn wir so froh zusammen sitzen.“

„Ja, Du vergißt Alles, sogar mich. Ich bin allein unten. Wie oft!“

„Weiber. Signor Pelegrino käme gewiß gern, wenn wir ihn nur einluden.“

„Hier zu uns, damit es hier auch wie in einer Tabagie riecht?! O nein, davor ist er sicher. Er soll nur auch auf seinen Kater besser aufpassen; der war schon zwei Mal in der Küche. Nieke sagt, kommt er ein drittes Mal, schlägt sie ihn todt.“

„Er läßt Ninetta nach, er ist ganz verliebt in sie, wie Jeder, der sie sieht.“

„Gut, daß es nur ein alter Narr und ein Kater ist, ich halte das Mädchen der tollsten Streiche fähig. Paß nur auf!“

Alle Tage gab es jetzt Streit zwischen den Schwestern. Pinchen wurde immer eifersüchtiger.

Herr Heilmann schüttelte seinen weißen Kopf. „Wie kann mit solchem schönen lustigen Kind lauter Unheil in das Haus kommen?“

„Die alte Geschichte,“ meinte Kiefe, „zwei lieben sich, drei zanken sich. Zummer giebt's Parteien.“

„Na, ich bin bei Fräulein Minchens Partei, da geht's lustiger zu.“

„Und ich steh' zu Fräulein Pinchen,“ entgegnete Kiefe zornig. „Was soll uns dieser Paradiesvogel, den wir unisonst füttern und anstößieren. Malen! als ob das eine Arbeit wär! Eine Arbeit ist's, ihr die Palette und die Pinsel sauber zu machen, ich hab' es längst satt. Ordnung ist auch nicht mehr, stundenlang muß ich das Essen aufheben. Nichts als Flecken in den Kleidern, in den theuren Kleidern, für die Fräulein Minchen spart und zusammenkragt. Und all' die kostbaren Farben und der Himmel weiß was noch. Dabei merkt der Nichtsnutz nicht einmal, wie viel Sorgen er macht. Trällert und lacht. Hören Sie nur wieder, da ist sie! Wenn Fräulein Pinchen wüßte, wie wir berechnen und sicken an Fräulein Minchens Kleidung, nur damit das Geld herans kommt, es würde ihr das Herz abstoßen.“

Pinchen merkte es genau. Sie wußte sehr gut, so könne es nicht fortgehen, und hoffte auf den Moment, in welchem Minchen es einsehen mußte; kam er nicht bald, so wollte sie dem jungen Störenfried „die Augen aufthun.“

VII.

„Bäterchen,“ sagte Ninetta — sie saßen am Ofen, wärmten sich und brieten Kastanien; es war kalt, draußen tanzten die Schneeflocken, und das Gärtchen war erfroren — „wie schön muß es jetzt drüben bei uns sein. Wann werden wir endlich Geld genug haben, um nach Italien überzusiedeln?“

„Und Minchen —?“

„Die nehmen wir natürlich mit!“

„Das würde eine konijche Wirtschaft werden! Aber, Pinchen, was wird aus der?“

„Die fühlt sich ganz wohl hier allein. Die ist ja selbst wie Eisluft. Deshalb frier' ich so in ihrer Nähe.“

„Du bist doch warm wie Sonnenschein — thau sie auf.“

„Das geht nicht, sie verschließt ihre Kammer, damit auch nicht ein Ritzen eindringt. Laß uns fort.“

„Bis jetzt können wir glücklicherweise noch nicht so schlecht sein. Es ist kaum die Hälfte des Reisegelds beisammen.“

Das Mädchen seufzte. Es war nun gar zu viel Streit im Haus. Mit jedem Tag wurde es schlimmer, und Pinchen sah sie mit so bösen Augen an, daß ihr ordentlich Angst wurde.

Als sie wieder heimkam, hörte sie Pinchens erhobene Stimme: „Und ich leid's nicht, daß Du das Kapital angreiffst, um dies Bettelkind mit Geschenken zu überschütten. Das Geld, das die Eltern durch schwere Arbeit Groschen auf Groschen erwarben!“

„Ich bin doch nicht unmündig“, entgegnete Minchen scharf, „und kann mein Geld, wenn ich will, aus dem Fenster werfen! Wenn es das Kind glücklich macht, ist mir ganz gleich, was aus mir wird.“

„Es ist zu toll. Aber, freilich, den Verstand hab' ich immer für uns Beide haben müssen.“

„Dafür fehlt Dir auch, wie es scheint, das Herz.“

„Grad' weil ich ein Herz für Dich habe, leid' ich's nicht.“

„Das wollen wir doch seh'n.“

Darauf stürzte Pinchen mit rotem Kopf aus der Stube, sie hätte fast das Mädchen umgerannt.

„Du hier?“ rief sie, „und hast gehorcht! Natürlich! Nun, es kann mir nur lieb sein!“

„Was wirst Du Tante Minchen thun? was hast Du vor?“ frug Ninetta angstvoll.

„Was soll ich ihr thun? Du richtest sie ganz allein zu Grunde. Sie wird von Almosen leben, wie Ihr es thatet. Dir war's nicht bitter, Du warst es gewohnt, aber sie? Sie weiß nicht, was das heißt.“

Vor Ninetta stand ihre trostlose Kindheit auf. Geldnot, Schulden, ja, darin war sie aufgewachsen.

„Ich glaubte, Ihr wärt reich!“ stotterte sie.

„Wenn man über seine Verhältnisse lebt, wird der Reichste arm.“

„Ich will fort!“ stammelte Ninetta. „Ich will nicht mehr von Euren Almosen leben.“

„So? und wohin denn?“ herrschte sie Pinchen an. „Nein, werde wie wir sparsam, fleißig, ordentlich.“

„Ich kann nicht!“ schluchzte das Mädchen; „ich bin nun einmal unbrauchbar für Eure Arbeit. Ich kann nur fort. Tante Minchen weiß es.“

„Grad' ihrethalb darfst Du nicht fort. Darfst ihr auch nicht verraten, was Du von

mir weißt. Aber es war an der Zeit, wenn ich Euch Beiden helfen wollte. Sag', Du möchtest nicht mehr droben Stunden nehmen, Du hättest genug gelernt. Laß Dir keine teuren Sachen und Kleider mehr schenken, schone die alten. Zieh' sie Dir, wie wir es thun. In solchen unnützen Lappen steckt mehr Geld als man denkt."

Mit schwerem Herzen stieg Ninetta am nächsten Morgen zu Signor Pelegrino hinauf.

"Ich komme nicht mehr, Väterchen!" sagte sie und erzählte den ganzen Vorgang. "Ach, ich wollte, ich wäre tot, dann würde Minchen gewiß wieder Pinchen lieben, denn etwas lieben muß sie."

"Wenn Du Dich ändern könntest!" sagte er schüchtern.

"Du glaubst es auch nicht, Väterchen!"

"Schmutz und schöne Kleider brauchtest Du nicht, Ninetta, aber die Kunst! Die Kunst, wer die einmal liebt, der kann nicht wieder von ihr lassen, und lebte er auch nur im Vorhof, wie ich."

"Mir ist," erwiderte sie, "drunten zu Mut, als hätt' ich zu enge Schuh und Handschuh an, daran gewöhn' ich mich nie! Das leidige Geld! — Immer fehlt es in dem Augenblick, wo man es am meisten braucht."

"Wir sammeln weiter, Ninetta, und machen uns dann auf nach Italien. Siehst Du, Menozzo schnurrt dazu. Er ist ganz zufrieden hier, so lang wir ihm gut sind, und er sein bißchen Feuer hat. Komm nur immer herauf, es soll Minchen nichts mehr kosten."

Signor Pelegrino hatte aber doch Menozzo falsch beurteilt. Er war ebenso begehrlieh nach den Dürsten der Küche, wie Ninetta nach den Draugen Italiens. Viehlich stiegen sie ihm vom Nachbarhof in die Nase. Es war nicht das erste Mal. Das Mädchen hatte ihn dort heimlich manchen Vederbissen zugesteckt, von dem Niese, empört, nicht begriffen, wo er geblieben.

Auf leisen Sohlen kam er ihr nachgeschlichen. Dies Mal bemerkte sie ihn nicht; sie war zu sehr mit ihren Kümernissen beschäftigt.

Da es auf Weihnachten gieng, war im Laden viel zu thun. Sie sah und maß endlose Stücke blaues Zeug ab, von deren Bestimmung Pinchen sie umständlich unterrichtete, und befestete Zettel an mit dem Kostenpreis. Minchen sah sie von Zeit zu Zeit liebevoll und ermutigend an. Das Kind gefiel ihr heut nicht. Was wollte sie hier? was sollte dieser Eugendießer, der doch nicht echt sein konnte?

Plötzlich erhob sich ein großes Geschrei in der Küche. Nina ahnte Unheil; das Zeug zu Boden schleudernd, über Pinchen hinweg, die sich ihr entgegen stellte, stürzte sie hinaus. Sie hatte Menozzo's Stimme gehört, und wie einem oft nachträglich ein Bild erscheint, sah sie den Kater ihr auf der Treppe nachschleichen.

Es gab eine wilde Jagd in der Küche, zerbrochenes Geschirr lag am Boden, Herr Heilmann hatte sich auf einen Schemel gerettet. Viele dagegen, wie eine vom Amazonenheer, mit der Feuerzange bewaffnet, verfolgte den unglücklichen Räuber, der längst seine Beute hatte fahren lassen und nur ein Voch suchte, um zu entschlipfen.

"Du läßt ihn geh'n!" schrie Nina.

"Erst bekommt er noch einen Denzettel," rief Niese, "damit er nicht wiederkommt. Ich habe mich schon zu oft über ihn geärgert."

Damit fiel die Feuerzange schwer auf den Schuldigen.

Er brach zusammen. Nina schrie laut auf und kauerte sich neben ihn. Sie hob seinen Kopf auf, sie suchte noch nach Leben, aber er war tot.

Wie eine Rasende stürzte sie auf Niese los und schüttelte sie, daß ihr Hören und Sehen verging.

"Nu, nu", sagte die, sich los ringend, "was für ein Aufhebens! und das wegen solchem alten nichtsnüßigen Kater. Was hatte er hier zu suchen, hier ist mein Reich, und Sie gehören auch nicht hinein, wenn ich Sie nicht rufe. Sie gehörten ganz wo anders hin, wenn nicht Fräulein Minchen solch einen Narren an Ihnen gefressen hätte."

Pinchen erschien in der Thür.

"Schlagt mich nur auch tot", schluchzte Ninetta, "Ihr habt mich wie ihn."

Auch Signor Pelegrino war tief betrübt, als er seinen Viebling tot vor sich sah.

"Schämt Euch," sagte Pinchen, "Ihr thut grad', als ob Euch ein Mensch gestorben wär."

"Ich weiß nicht, ob es eine Sünde ist", antwortete der Alte, "ich hatte ihn lieb, und so betraure ich ihn."

"Väterchen", meinte Nina am Abend — ihr Gesicht war bleich und entschlossen — "es ist besser, wir gehn fort. Siehst Du es auch ein?" Er nickte betrübt.

VIII.

Am nächsten Tag war eine ungeheure Aufregung unter den Bewohnern des kleinen Hauses und den Nachbarn.

Signor Pelegrino war verschwunden, Ninetta mit ihm. In dem verlassenen Atelier sammelten noch die Gipsbeine und Arme. Der Meister sah kläglich auf sein ausgeräumtes Heim herab, sich seiner Göttlichkeit bewußt und doch sehr unsicher, wie ihn die anderen, die neuen Besucher ansehen würden.

„Ohne Abschied“, jammerte Minchen. „Der schlimme alte Sünder, was mag er ihr nur vorgeredet haben?“

„Darüber kannst Du sicher sein, der hat nicht das tolle Kind mitgenommen, sondern Ninetta ihn. Mag sie es verantworten.“

„Und bei der Kälte und im Winter,“ meinte Herr Heilmann, „ausgeflogen wie zwei Kanarienvögel, man wird sie wohl erfroren wiederfinden.“

„Ach was, die kommen zurück in das Bauer, sobald sie Hunger haben,“ meinte Niede, „bei denen ist alles Komödie. Nichts anständiges hat sie mit, nichts warmes, nur die bunten Lumpen der Mutter.“

„Am Ende will sie ihn heiraten“, meinte Herr Heilmann, „ein Mann bleibt immer ein Mann.“

„Na, das war auch etwas rechtes! Er ist ja so alt, daß er zweimal ihr Vater sein könnte. Aber Sie sind immer mit frivolen Gedanken bei der Hand, wenn von uns Frauenzimmern die Rede ist.“

„Ich möchte schon solide sein“, sagte er, Niede anschmachend.

„Ach was, Dummeheiten. Ruhig und bequem soll es jetzt wieder werden. Jetzt hat Fräulein Pinchen wieder die Oberhand und die leidet keine häuslichen Störungen.“

Ruhig und bequem wurde es aber für's Erste doch nicht. Minchen suchte Ninetta und Alles mußte helfen. Endlos waren die Zeitungsannoncen. In den Bäden kam sie gar nicht mehr, sah meist oben in dem Stübchen, welches ihrem Kind gehört hatte, und weinte.

Es wohnten jetzt fremde Leute in Signor Pelegrino's Atelier, es hatte auch eine ganz andere Physiognomie angenommen. Die Bohnenlaube war verrottet, Kindervindeln und dergleichen Dekorationen erschienen in den schwebenden Gärten der Semiramis.

Pinchen, die wie Niede gehofft, nun solle das

alte Leben wieder beginnen, wurde immer zorniger. „Daß solch' ein dummes leichtfertiges Ding,“ knirschte sie, „die Kraft hat, zu zerstören, was uns jahrelang beglückte und erfüllte. Denk' doch, sie sei gar nicht dagewesen, Minchen!“

„Als ob ich das könnte!“

„Sie kann es offenbar sehr gut. Sie denkt gar nicht mehr an dich, braucht dich nicht.“

„Aber ich brauche sie!“ rief das gute alte Mädchen schluchzend. „Hätt' ich nur ein Abschiedswörtchen, ein Wörtchen der Aufklärung.“

Da erzählte Pinchen ihre Zusammenkunft mit dem Mädchen.

„O mein armes, armes Kind, jetzt versteh' ich Dich,“ schluchzte Minchen, „Du hast sie fortgejagt.“

„Sag' doch lieber, ich habe sie totgeschlagen, wie Niede den Kater.“

Erst schluckte Minchen die bitteren Vorwürfe, die sie im Herzen der Schwester machte, noch dann und wann herunter, aber wenn man zusammen lebt und sich früher Alles gesagt, kommt zu leicht der Tag, an dem im Zorn Einer dem Andern Hülle auf Hülle abreißt, bis sie wieder vor einander stehen, wie sie Gott geschaffen.

Es war ein sehr trauriger Tag für das alte Hänschen. Ein Tag, von dem man wünschen mußte, es hätte ihn nie erlebt. Ein schlimmerer Zusammenbruch, als der der großen Kaufpaläste.

„Als läg' ein Foter bei uns!“ klagte Herr Heilmann.

„Na, hoffentlich giebt es doch noch einmal eine fröhliche Auferstehung,“ tröstete Niede.

Er schüttelte den Kopf. „Wenn Zwei einmal am Kreuzweg gestanden, und Einer geht rechts, der Andere links — wie sollen sie wieder zusammenkommen!“

„Fräulein Pinchen hat das nicht verdient,“ erwiderte Niede, „es ist ja doch nur die Eifersucht bei ihr. Niemand auf der Welt hat Fräulein Minchen so lieb wie sie.“

„Also, Sie meinen, Mamsell Niede,“ jagte Herr Heilmann, sie wieder anschmachend, „dergleichen kommt zuletzt doch an das Ziel.“

„Ich meine, daß Sie mich immer mit Willen mißverstehen. Denken Sie doch nicht immer an sich, sondern an unsere arme Herrschaft, Sie elender Diensthote.“

So vergingen drei traurige Jahre, sie schliefen dahin wie Schnecken, keinem zur Freude. Eben fing die Rinde der Bäume wieder an, sich zu beleben, als wollten sie sagen: „Wir sind nicht tot,

wir werden wieder grünen, es kommt der Lenz," da erschien ein Brief. Minchen nahm ihn selbst dem Postboten ab; als sie Ninettas Handschrift sah, schrieb sie auf vor Entzücken. Der Ton war so unerhört bei ihr, daß das ganze Haus zusammenlief.

„Sie braucht mich! sie will mich! ich muß gleich zu ihr!“ — mehr bekamen sie nicht heraus.

„Die braucht gewiß Geld," sagte Nieke weise, „ich dachte immer, daß es so kommen würde.“

„Es ist auch Zeit," meinte Herr Heilmann, „wenn sie noch etwas von Fräulein Minchen haben wollte. Die verging ja wie ein Schatten.“

Pinchen hätte so gern gewünscht, was in dem Schreiben stand, aber Minchen faltete den Brief wieder stumm zusammen und fing sofort an, Reisevorbereitungen zu machen.

Pinchen war in Verzweiflung. Einem mußte sie vertrauen. Nieke war im Hanse durch die Länge der Zeit zu einer Art Familienmitglied geworden.

„Nieke," rief sie, „Minchen will nach Italien! Dies Kind, das nicht Rechts von Links unterscheiden kann, das sich alles aus der Hand nehmen läßt, jedem vertraut!“

„Nach Italien?" rief Nieke erschreckt.

„Natürlich — Ninetta ist ja in Italien und sie will zu ihr.“

Nieke hatte sich gefaßt. „Sie sollten sie begleiten, Fräulein," erklärte sie. „Italien — das muß ja eine schreckliche Ränberhöhle sein. Dort nehmen sie Einem Alles weg, sogar den Verstand, sagt Herr Heilmann, er hat's aus den Zeitungen. Alle Tage soll Einer drin stehen, der ihn dort in einer Spielhölle verloren hat.“

„Minchen läßt mich nicht mitgehen, Nieke," klagte Pinchen, „sie sieht so sanft aus, aber wenn's auf das Kind kommt, ist sie wie ein Tiger.“

„Reisen Sie ihr heimlich nach, wie die Polizei, so Jemand muß man beobachten.“

„Wir passen ebensowenig nach Italien," seufzte Pinchen, „wie sie hierher gepaßt hat.“

„Daran sind nur die Eisenbahnen schuld," entschied Nieke, „daß Alles so bunt durcheinander gewürfelt wird. Immer Eines dem Andern nach, rund um die Welt. O wo bleibt da die Ruh!" —

Ninetta hatte um Geld geschrieben.

„Nie hätte ich für mich gebeten," schrieb sie, „aber das arme Väterchen verkommt; er ist blind, kann nicht mehr malen — ich habe auch

keine Zeit dazu. Ich könnte Dir viel erzählen, aber ich fürchte mich vor Tante Minchen. Sobald es hier besser aussieht, konntst Du selbst nachzuseh'n. Ich hoffe, ich werde Dich später nie mehr um das leidige Geld bitten müssen. Dies Mal, ich weiß, giebst Du es gern Deinem davon-gelassenen nutrenen Kinde, das Dich doch so von ganzem Herzen liebt.“

„Geld schicken," dachte Minchen, „das ist keine leichte Sache — bald ist's zu wenig, bald zu viel. Da will ich erst selbst seh'n, wie es steht. Gut kann es nicht sein, wenn sie den blinden Alten noch ernähren muß!“

Als die beiden Schwestern in der guten altmodischen Stube Abendbrot aßen, — morgen in der Früh ging es fort — wurde Pinchen sehr bang. „Wenn es die Mutter wüßte," seufzte sie.

„Die Mutter!" wiederholte Minchen. „Die wäre auf meiner Seite. Wenn Du doch nur einen Funken Liebe für das arme Ding gehabt hättest.“

Da wurde Pinchen wieder bitter. „Was ich von der Sorte hatte, habe ich auf Dich verwandt oder verschwendet.“

„O sag das nicht! Ich liebe Dich ja noch mehr, seitdem ich das Kind habe, nur mit Schmerzen.“

„Davans wird eben kein Glück! Sie hat es uns gestohlen, und ich hasse sie deshalb.“

In grauer Dämmerung fuhr Minchen ab.

„Nein, ist es denkbar!" rief Pinchen der treuen Nieke zu — „mit einem Schwammbeutel, einer Handarbeit und einer Zahnbürste nach Italien!“

„Man bekommt das Uebrige wohl auch dort," tröstete Nieke.

„Aber doch nur für Geld, und Du weißt, Minchen hat jetzt nicht viel. Gut, daß ich nachreife.“

Die großen Koffer wurden aufgeladen. Pinchen jagte dem Zuge nach; sie war sicher, ihn noch zu treffen, da Minchen überall dreiviertel Stunden zu früh kam.

„Eigentlich bin ich thöricht," sagte sie sich, „ich sollte sie in ihr Wagniß thun lassen, aber ich kann's nicht, ich liebe sie ja auch noch zärtlicher wie sonst. Grad' wie sie sagt: mit Schmerzen; sie ist mein Kind, wie Ninetta das ihre!“

IX

„Da geh'n die Röte schon an," dachte Pinchen, als sie Minchen belauschte, die stotternd

am Schalter ein Billet für einen der nächsten Vororte verlangte. „In der Geographie war sie nie stark. Sie weiß nicht einmal den Weg und glaubt, daß man ihn in Stationen zurücklegen muß. Na, das wird dauern, bis wir nach Italien kommen!“

Sie stieg in einen andern Waggon ein, nachdem der große Koffer vorher vor ihren Augen aufgeladen worden war, denn sie traute keinem Gepäckträger.

Auf der kleinen Station stieg Minchen aus. Nun, das war weiter nicht sehr wunderbar. Aber zu Pinchens größtem Erstaunen ging Minchen nicht an den Schalter, sondern trat aus dem Bahnhof und ging in den Ort hinein.

„Was das nur zu bedeuten hat,“ murmelte Pinchen, „für's Erste laß ich meinen Koffer hier und folge von Weitem. Der sieht Alles ähnlich. Vielleicht will sie sich hier eist nach dem Weg erkundigen.“

Aber Minchen wanderte durch den ganzen Ort, bis an das äußerste Ende. Da stand ein kleines verfallenes Häuschen, offenbar eine baufällige, nicht in Ehren gran gewordene Villa. Der einzige gut erhaltene Teil war eine große Veranda, auf der allerlei Lumpen und Kinderzeug hingen.

Die Fernsicht war gut, Wald und See! Ein poetisches Gemüt konnte dort die Nähe vergessen.

Pinchen nicht. „Es ist die reine Spelunke,“ murmelte sie. Und nun erinnerte sie sich, daß eine alte Frau im Orte wohnte, der Minchen öfter Almosen gegeben.

„Das sieht Minchen ähnlich, daß sie heut vor der Abreise noch daran denkt. Nun, dann fahren wir gewiß heut Abend weiter, ich geh' auf den Bahnhof und bestell' uns Essen. Länger halt ich's nicht aus, so von Ferne hinter ihr herzu laufen. Minchen muß mich mitnehmen, ich werde ja ihrer Ninetta nicht die Augen auskratzen.“

Minchen trat unterdessen ein. Mit einem Freudenjuchel fiel ihr Ninetta um den Hals. „O Du mein Gutes, mein Bestes, ich wußte, daß Du kommen würdest.“

„Du hättest längst schreiben müssen, Du böses Kind! Wie schmal Du aussehest!“

„Ich dachte Du würdest schelten; dies Mal hat Tante Pinchen recht. Ich bin ein leichtfertiges Ding und habe sehr unüberlegt gehandelt an Dir und an meinem geliebten Väterchen. Nun muß er dafür leiden, liegt krank, ist blind, und wir können nicht für ihn sorgen, wie wir wohl möchten.“

„Wir? wer ist denn bei Dir?“

„Ach, Tante Minchen! Das ist es ja eben, ich bin verheiratet!“

„Verheiratet!“ stieß Minchen atemlos hervor.

„Ja, es war ein großer Fehler, und doch reu es uns nicht, obgleich es die Sache doch erschwert.“

„Wer ist es denn, Ninetta? Ich hoffe, Du hast anständig gewählt.“

„Ach, Tante Minchen, es ist Väterchens Neffe, Carlo. Wir suchten ihn in Basel auf, wo er in Arbeit stand; er sollte mit uns nach Italien, aber er meinte, dort finde man noch schwerer Brod als in Deutschland oder der Schweiz; wir müßten zunächst diesseits der Alpen bleiben und da berüht werden und Geld verdienen, bis wir in die Heimat gingen. . .“

„Was kann er denn, dieser Carlo?“

„Malen!“ erwiderte Ninetta stolz. „Und wie! Oh er ist ein Genie, obwohl er bisher“ — sie stockte — „nur Zimmermaler ist. Aber Genies müssen doch immer klein anfangen, Tante Minchen. . .“

„Und jo bleibt Ihr und das Geld fand sich nicht so rasch!“

Ninetta wurde betrübt. „Aber dafür die Liebe!“ sagte sie dann wieder stolz. „Warum auch hätte ich ihn nicht lieb haben sollen? Er ist so gut — und so hübsch, Tante Minchen, und ein Landsmann! Und weil er erklärte, er möchte sterben, wenn ich ihn nicht heiraten wollte, jo hab' ich ihn genommen. Natürlich!“

„Nun, und wie kamt Ihr hierher?“

„Weil ich Dich wiedersehen wollte, Tante Minchen. Auch der Zufall half mit. Carlo hat hier gute Arbeit gefunden. Er malt die schöne Villa drüben aus.“

„Bei Dir sieht es trotzdem kläglich aus,“ jammerte Minchen, „alles, als wölt es grad' in einen Klumpen zusammen fallen.“

„Darum schrieb ich ja. Väterchen soll nicht darunter leiden, und für Fünf reicht es ja leider nur knapp.“

„Für Fünf?!“ rief Minchen.

„Nun ja, voriges Jahr hatte ich Zwillinge! O, Tante Minchen, wahre Engel, so pausbachig, die sehen nicht nach Mangel aus. Jetzt weiß ich auch erst, wie man ein Kind lieb hat. Wir sind so glücklich, uns fehlt nichts! Nur dem Väterchen, darum schrieb ich.“

Minchen sah sich kritisch und mißbilligend um.

„Nichts!“ wiederholte sie nachdrücklich, „wohin man sieht — nichts! Und wie Du aussehest!“

„Ich mache mir nichts daraus, ordentlich zu wohnen“, erwiderte Ninetta, „auch nichts, ordentlich auszugehen. Carlo auch nicht, wir finden dies viel malerischer.“

Minchens Herz zitterte und flatterte in ihrer Brust wie eine geängstete Maus in der Falle, wenn sie an Pinchen dachte.

„Du bist ein Tollkopf!“ brach sie endlich hervor.

„Ich fürchte, ja!“ gab Ninetta zu, die krausen Haare schüttelnd, daß sie in der Sonne wie eine Glorie funkeln. „Aber es ist doch nicht zu ändern. Sieh' nur erst die Zwillinge; auf die sind wir sehr stolz.“

Sie traten auf die Veranda hinaus. Ja, diese Bübchen sahen aus wie das personifizierte Wohlleben. Fröhliche Lichter spielten durch grüne Ranken auf ihren rosigen Gesichtern, die Fäustchen hielten sie geballt, als trotzen sie der bösen Welt mit all' ihren Nöten und Gefahren.

Neben ihnen lag ausgestreckt, offenbar auf dem einzigen guten Lager dieser zigeunerhaften Niederlassung, Signor Pelegrino. Seine blinden Augen waren nicht geschlossen, sondern schauten in das Weite, vielleicht das Italien suchend, das er nun nie mehr wiederseh'n sollte.

Ein Fink schlug lustig, Flieder und Malblumen schickten ihm Duft.

„Ist es nicht schön hier?“ frug er. An der Stimme erkannte er Minchen gleich. „Ich wollte, ich könnte es seh'n, besonders die Kinder. Ninetta und Carlo sind so gut, ich würde es im Himmel nicht besser haben, und nun kommen Sie noch, nun ist alles gut.“

„Ja, nun ist alles gut,“ wiederholte Ninetta jelig.

Minchen konnte noch nicht darin einstimmen, Pinchens dräuende Gestalt erschien immer vor ihrer Seele, sobald sie sich diesem Leichtsinn anschließen wollte.

„Wie lebt ihr nur?“ frug sie sorgenvoll.

„Von der Hand in den Mund, Tante Minchen,“ erwiderte Ninetta lustig, „und verdient die Hand weniger, bekommt eben der Mund auch nicht so viel. Wenn man gesund und jung ist, geht's; aber alt und krank wie Väterchen!“

Von draußen erscholl jetzt eine übermütig lustige italienische Strofe, im Dialekt der Neapolitaner, und herein stürmte ein Burfch, braun wie ein Zigenner.

„Carlo!“ rief Ninetta, „sieh' nur, wer da ist! Tante Minchen!“

Die Beiden standen sich eine Weile stumm gegenüber.

Carlo meinte, nie etwas so Altes, Nuzliches, Profaisches gesehen zu haben, Minchen nie etwas so Junges, Zigeunerhaftes. „Es sind ja Kinder, beides Kinder!“ seufzte sie innerlich, „wie soll ich das je Pinchen als möglich darstellen.“

„Nun,“ rief Ninetta, „ihr werdet doch Freunde werden. Denk doch, Carlo, Du weißt, was sie für mich gethan hat.“

Da erwachte Carlo aus seiner Versteinernung, aber er ging zu Minchens Schrecken in das Gegenteil über, und umarmte sie so stürmisch, daß die saubere Mühe ganz schief rutschte.

Ninetta schalt ihn. „Er ist immer so ungeschickt. Die Kinder darf er, wenn ich da bin, gar nicht anfassen. Sollte man glauben, daß er ein Jahr älter ist als ich?“

Nein, das hätte Minchen nie geglaubt.

„Weißt Du, warum ich so toll bin?“ rief er, „ich habe Aussicht auf eine herrliche Arbeit. Denk' doch, ich soll auf die große kahle Wand da drüben Italien malen.“ Und erstimmte jubelnd wieder an: „O bella Napoli.“

Ninetta fiel ein und selbst der alte Signor schlug den Takt, die Kinder quiekten. Der Gesang endete in einem schallenden Gelächter. Minchen war zu Mit, als sei sie in einem Tollhause.

„Nun seid vernünftig,“ flehte sie. „Hier hast Du Geld, Ninetta, bring' uns etwas Gutes, und besonders Wein für Dein Väterchen.“

Die Beiden stürmten davon. Nun war Minchen allein mit Signor Pelegrino, die Bübchen krächten nur leise wie Vögeln im Nest.

Der Alte winkte sie ganz dicht heran.

„Ich bin schwach, sehr schwach,“ sagte er, „ich muß fort und hätte doch noch so geru ein Weilschen mit ihnen gelebt.“

„Wer denkt gleich an Sterben, Signor Pelegrino?“ tröstete Minchen.

„Ich, Tante Minchen, alle Tag', alle Stunden. Ich weiß, es ist aus. Ich dachte einst, ich könnte nur in meinem Vaterland gern leben. Mir fehlte die Wärme. Heut' blieb ich gerne hier, wenn ich nur die Beiden drüben wüßte. Mit Ninettas Kunst ist's nun auch vorbei, aber auch das grämt mich nicht, so wenig, wie sie selbst. Die Hauptsache ist, ob Carlo an's Ziel kommt. Sie hofft es sicher und lebt daru; wenn er malt, ist's, als ob sie malt. Wenn er wirklich einmal nach Italien kommt, ist's, als gingen wir Beide mit.“

(Zuschluß folgt.)



Das Sonntagskind.

Ein Sonntagskind, im grauen Mittelalter
Versteht sich, heutzutag' ereignet ja
Sich so etwas nicht mehr — ein Sonntagskind
Traf einst im Schwarzwald eine güt'ge Fee.
Und weil das Sonntagskind, es war ein Jüngling
Von einundzwanzig Jahren, gar so lieb
Und sonnig war, verstatte' ihm die Fee
Nach aller Leensitte drei der Wünsche.

So wünschte dem der Jüngling: erstens Reichtum!
In diesem Punkt glich jene Zeit der heutzgen.
Zum andern wünscht' er sich des Nachbarn Lieschen
Das schöne Töchterlein des stolzen Bauern
Sollt' seine Eh'frau werden, denn er liebte
Sie lange schon.

„Gewährt sind beide Bitten“,
Sprach da die Fee; „in dreimal sieben Jahren
Komm wiederum in diesen Wald, wie heute
Am ersten Montag und den dritten Wunsch
Benenne dann mir —“.

Und sie war verschwunden.

Der Jüngling aber, Hans, das Sonntagskind
Legab sich freudetrunken heim, und es
Gesah, wie ihm die güt'ge Fee versprochen.
Er wurde reich an Geld und Gul, und Lieschen,
Des stolzen Nachbarn Tochter, seine Frau.
Sie schenkte Kinder ihm; gesund und tüchtig
Erwachsen sie, zur Freude ihrer Eltern.

Als wieder kam der Mai, und schon im Garten
Die Kirschbäume blühten weiß und duftig,
Und schon im Hag die Amsel bau' ihr Nest,
Gedachte Hans: „Heul' sind es zwanzig Jahre
Seit ich die güt'ge Fee im Walde traf“,
Und ging hinaus am ersten Montag in
Denselben Wald.

Und an derselben Stelle

Sah schon die Fee, mit güt'gem Lächeln ihm
Willkommen bietend.

„Hohe Frau,“ begann
Ihr Schübling, „seid bedankt für eure Huld.
Seht hier mein jungles, liebles Kind, Marie.
Fünf Jahre ist es erst und unser Liebting.
O schauel seine blonden Locken um das
Antlitz ihm hosen, schauel seine lieben
Blauen Auglein, und so herzig kann
Es sprechen: Vater, lieber Vater mein.“

Noch hab' ich einen Wunsch und könnte mir
Von eurer Huld erbitten ew'ge Jugend,
Denn was sind Lieb' und Reichtum ohne Jugend!
Doch dieses Kindes Unschuldslächeln hat
In meiner Brust verlöscht die Eifersucht.
Gewähret mir die letzte Bitte, Fee,
Und schenket diesem Kinde alle Huld
Und alles Glück, das einem Erdgeboren
Gewährt sein kann, das höchste Glück auf Erden.“

Mit hehrm Antlitz und wie trauernd sprach
Die Lee:

„Du hast zu fordern, Hans, doch ford're
Nicht, was zu tragen Dir unmöglich; aber
Ich bin gebunden. Einmal noch erwäge
Den letzten Wunsch —“

„Das höchste Glük auf Erden
Schenk' meinem Kinde blühend in der Jugend,“
Sprach Hans.

Und mit dem Zaubersabe rührte
Die Fee an seines Kindes blonde Locken.
Ein selig Lächeln überflog sein Antlitz,
Noch einmal sprach mit Engelsstim'm Marie:
„Mein Vater, lieber Vater . . .“ neigt das Köpfchen
An seine Brust und lächelt' und war tot.

Hans W. Grünigert.

Das Gedicht.

Das lag mir lange schon im Sinn,
Hat lange schon mich abgequält;
Nun hoch' ich, wie es scheu und bang
Und fremd den Andern sich erzähl.

Es spricht, wie's in den Sinn ihm kommt,
Es unterbricht sich, spricht dann fort —

Es stockt und thränenfeuchten Blicks
Hängt es an einem tiefen Wort.

Es kommt nicht weiter, es ist verwirrt;
Kein Ausweg aus dem Gewirre sich zeigt.
Da steht's und schauel euch stehend an
— Und schweigt.

Wilhelm von Schöli.

Winterüberdruß.

Sag', gab es nicht hienieden
Den heilern Glanz der Sonne,
Des blühnden Frühlings Wonne,
Des goldnen Lichtes Flut?

Sag', gab es nicht hienieden
Das Glück der süßen Jugend,
Gab's Schönheit, Ruhm und Tugend,
Gab's Treu und Liebesglut?

Dies war wohl zu den Zeiten,
Als noch Homer gesungen,
Doch sie sind längst verklungen,
Der Sonne Licht entchwand.

Und diese Nebelmassen,
Die ringsum wallend schimmern,
Entfleigen wohl den Trümmern
Der Welt, die einß bestand.

Nach dem Italienischen des **Giosuè Carducci** von **Valerie Matthes**.

Das Spiegelbild.

Scherzend fuhr ich im Rahne mit ihr, der blühenden Kleinen,
Und so ganz noch ein Kind schien mir die Holde zu sein.
Knechtlich hütele ich das Auge und ängstlich die Lippen,
— Fürchtend, ein einziger Blick oder ein einziges Wort
Kündigte ihr verrät'risch das ganze Fühlen des Herzens —
Schaute zur Seite und sah klar in dem Wasser ihr Bild.
Doch ein anderes war es! — Was lag in dem glühenden Auge,
Das so träumerisch nun spähte herüber zu mir?
War das ein Spiel nur der trügerisch spiegelnden Fläche,
Das meine Sinne verwirrt, das meine Seele betauscht?
Stauwend' ich mich nun zu ihr. — Da färbt ihre Wangen
— Nein! ich täusche mich nicht! — flüchtig ein roßiger Duft.
Doch schon plaudert ja wieder von kindlichen Dingen ihr Mündchen,
Und aus den Blüten ihr lacht wieder — der kindliche Schelm!

Hans Müller.

Auch du, mein Brutus!

Mein Herz, es möchte gern die Kunst erlernen,
Das Glück vergang'ner Zeiten zu vergeffen
Und alles Liebe, das es einß besessen,
Als läg es ungekamt in dunklen Fernen.

So suchst es immer, wie nach goldnen Sternen,
Nach jenen Stunden, die so völigemessen
An Erdenglück und Sonnenglanz; indessen
Sind alle doch verlöschten wie Laternen.

Könnt es der fernern Zeit nicht mehr gedenken,
Es würde leichter all die Wunden tragen,
Die ihm so tief die liebsten Menschen schlagen.

So kann es nichts als duldend sich versenken
In seinen Schmerz und seinem Traum entsagen
Und manchmal nur „auch du, mein Brutus!“ klagen

Camillo D. Susan.

Das Schiff.

Es schwimmt ein Schiff auf hoher See.
Sein Segel ist so weiß wie Schnee.

In blauer Ferne zieh't's vorbei.
Es ragt so kühn, es fährt so frei.

So einsam schwebt es durch das Meer.
Die Wede lauert rings umher.

Von wannen komm't's und welches Ziel
Verfolgt sein wanderfroher Kiel? —

Wie lange pflügl es schon die Flut? —
Wann komm't die Zeit, in der es ruht? —

Wie vielen Stürmen troht es schon? —
Wie vielen sprich't's noch fernern Hohn? —

Rehrt es zurück in's Heimalland? —
Besucht es einen fremden Strand? —

Es fährt, es fährt. Mein Auge sieht
Es kleiner stets, je mehr es flieht.

Da — wo der Himmel küßt das Meer,
Versinkt es nun. Die See ist leer.

Mein Auge sucht vom Felsenriff
Noch immer das versunk'ne Schiff.

Mir komm't's wie meine Seele vor,
Die sich ins Wellenall verlor.

Heinrich Hege.

Wintersonne.

Durch der Wolken dunklen Schleier
Leuchtet manchmal bleich und milde
Ein verholmes Sonnenblitzen
Ueber Winterschneegefilde.

Also zieht wohl die Erinnerung
Ferner Tugend wie ein leises
Sonnenleuchten durch das Nüße,
Müde Anklage eines Greises.

August Fromager.

Verschwiegene Minne.

(Aus einem Drama: „Jungfrau von Berg.“)

Selig, wenn die Liebe lacht,
Wo zwei Herzen süß entbrennen!
Selig, die der Liebe Macht
Dürfen ohne Scheu bekennen!
O, sie sind ein Paar von Rosen,
Die in froher Minne hosen,
Da herniederstrahl' der Sonne Pracht.

Aber wer der Liebe Glut
Muß verbergen im Gemüte,
Dem verfehret sie den Mut
Und des Frohsinns holde Blüte,
Der muß bleichen Lilien gleichen,
Heimlich schmachtend auf den Teichen,
Wenn das Mondlicht auf den Wellen ruht.

O, der wonniglichen Pein,
Die geliebte Herrin sehen
Und doch stumm, verschwiegen sein,
Mag das arme Herz vergehen!
Ihre zaubervolle Nähe
Bringt geheimes süßes Wehe,
Leise Schauer trotz der Sonne Schein.

Wann ach! kommt die selige Striif,
Da ich endlich sie gewinne?
Eine jarle Anospse ist
Meine treu verschwiegene Minne,
Die da muß im Rosengarten
Still den warmen Strahl erwarten,
Der die duftige Blüte offenhüßl.

Wilhelm Idel.

Inspiration.

Du Nachtsviolbetränkle,
Ich nehm dich bei mir auf,
Milchweiß das Meer erglänzte
Im Mondensiegeslauf.

Du haust mit dunklen Gluten,
Du brachtest Pein und Qual,
Könnst ich in dir verbluten
Mich doch in einem Mal.

Versengt sind meine Lippen
Von deinem Feuerkuß,
Ihn fühl ich erst die Klippen,
Die mich trennen vom Genius.

Die Klippen, jach umbrandel
Von Wahnsinn, Schuld und Schmerz,
Dran landel und dran strandel
Mein irtes Menschenherz.

Du Nachtsviolbetränkle,
Ich nehm dich bei mir auf,
Milchweiß das Meer erglänzte
Im Mondensiegeslauf.

Germinde von Preußen.

Die Karyatide.

Ich habe eine kleine Frau,
Die ist so launenhaft und schlaue.
Blau glänzt ihr Aug, braunwird ihr Haar.
Ihr Eisenleint prangt wunderbar!
Nur plagt sie leider unerhofft
Die schrecklichste Migräne oft;
Auch schmält sie manchmal früh und spät,
Wenn unsanft sie der Wind umweht!

Jüngst halt' ich einen bösen Traum,
So häßlichen träumt' je ich kaum:
Ich trat in einen Pfeilerfaal,
Der war lichtweiß, hoch und oval;
Die Decke blüht' goldneerbefal,
Darin jeder Pfeiler übergebl,
So edelschlank, beblümt und kraus,
Ihr einer sah beständig aus!

Ein Angestfühl ergriff mich jäh,
Als Schreckenbildnis, das ich seh!
In eine Karyatide starr
Mein Weib dran Steinverzaubert war!
Kein Tammer war unsäglich groß,
Trat einen Mann je graufres Loos?
Ein Ainderweiten um mich scholl,
Sechs Keuglein standen thränenwol . . .

Hold hat mein Weib mich angelacht,
Als ich aus bangem Traum erwacht!
Halbirt erzähl' ich ihr die Mür
Und sprach die Worte inhaltschwer:
„Frau, schmäl', wann's dir behagen mag,
Migräne hab' jedwedem Tag;
Geduldig sein wird der Papa,
Nur werde keine — Steinmama!“

Max Kiesewetter.

Aus Robert Hamerling's Jugendzeit.

Bei seinen Lebzeiten hat Robert Hamerling als Mensch vorwiegend Unglück, als Dichter vorwiegend Glück gehabt Unglück als Mensch, denn er war Jahrzehnte lang sich und seit den Jünglingsjahren empfindlich und leicht verstimmt; wer ihn persönlich gekannt oder seine Selbstbiographie mit sehenden Augen gelesen hat, wird ihm den Zoll herzlichen Mitgeföhls nicht versagen. Aber Glück als Dichter?! — fast zögernd haben wir den Satz hingeschrieben, weil er so leicht mißverstanden wird. Denn die Thoren vergessen, wie sich auch hier „Verdienst und Glück verketten“; Glück hat ein bedeutender Dichter, wenn die Zeit, in der er schafft, für Individualitäten wie die seine empfänglich ist, wenn seine Werke ihm rasch jenen Erfolg erringen, dessen der Poet zu kraftvollem, rüßigem Schaffen bedarf. Wie weit dabei die Zeit auf den Künstler, der Künstler auf die Zeit einwirkt, mag hier unerörtert bleiben — sicherlich ist es kein Zufall, daß der Maler Hans Makart und der Dichter Robert Hamerling zur selben Zeit die höchste Staffel ihres Ruhmes erklimmen haben.

Hans Makart's Ruhm ist heute fast ebenso verblichen wie der Glanz seiner Farben — und der Hamerling's? Niemand, auch nicht der schlimmste Verkleinerer des Dichters, wird behaupten können, daß es ihm ebenso ergangen, und Niemand, auch nicht sein feurigster Parteigänger, wird ihn jenen Glücklichen beizählen können, deren Popularität nach dem Tode noch gewachsen ist. Thatsache ist, daß seine Bücher heute sicherlich weniger gelesen werden, als da er noch lebte, daß die Werke, die aus seinem Nachlaß erschienen sind, die Kritik wenig, das Publikum nicht viel beschäftigt haben, und Thatsache ist schließlich auch, daß seit Jahren über das beabsichtigte Hamerling-Denkmal in Graz keine Silbe mehr verlautet. Verblaßt allmählich sein Glück, das ihm einst so sehr gelächelt? Steht ihm ein neues Geschlecht, das anderen Zielen nachstrebt, fälter gegenüber? Unzweifelhaft ist auch dies richtig. Aber daneben wirken zur Erschlüßterung seiner Geltung auch äußere Umstände mit, die man gerechterweise nicht wird übersehen dürfen. Der erste und wichtigste ist, daß Hamerling

seit dem Erscheinen des „Homunculus“ als der poetische Bannerträger einer Partei gilt, der anzugehören keine besondere Ehre und gewiß ein Unglück ist. Das ist vom Standpunkte dieser Partei sehr begreiflich, sie ist an bedeutlichen Leuten fast ebenso reich, wie an gedachten öffentlichen Charakteren arm, und der Tote kann sich nicht, wie dies die Lebenden, so jüngst Felix Dahn, zu thun pflegen, dagegen wehren, wenn er geräuschvoll als Varde der Partei gepriesen wird. Hätte Hamerling die Augen noch offen, er ließe es an solcher Verwahrung nicht fehlen, dafür bürgt sein ganzes Leben, wenn nicht genug mündliche und schriftliche Äußerungen von ihm vorlägen, die in gleichem Sinne lauten. Nur nützt ihm dies leider nichts; keine Stimme, auch nicht seine eigene, vermöchte heute noch den Lärm zu überbäumen, mit dem er nun als Mann dieser Partei von den einen gefeiert, von den andern angegriffen wird. Unglück aber hat der tote Hamerling nun auch darin, daß der Verlag seiner Schriften, durch äußere Umstände gehindert, nur wenig mehr für ihn thun kann. Nur in diesen Umständen liegt der Grund, daß heute noch keine billige Gesamtausgabe seiner Schriften vorliegt, dieses beste und dauerndste Denkmal eines Dichters, dessen sich viel geringere Geister als er erfreuen dürfen. Aber auch von seinen Freunden kommt dem Toten in den letzten Jahren trotz gewiß rührend guten Willens wenig Nutzen und viel Schaden; die Aktion für sein Denkmal konnte schwerlich ungeschickter ins Werk gesetzt werden, als dies geschehen ist, und die Schriften, die seit seinem Tode zu seinem Ruhm erschienen sind, sind fast sämtlich von geringem Wert; es ist an ihnen allen leider wenig mehr anzuerkennen, als der gute Wille.

Um das neueste Werk dieser Art, dessen Erscheinen uns Anlaß zu diesen Bemerkungen gegeben hat, steht es erfreulicher Weise etwas besser. Sein Titel lautet: „Hamerling's Jugend. Nach den nächsten Quellen und unter Mittheilung von zahlreichen bisher unveröffentlichten Dichtungen, Tagebuchblättern und Briefen Robert Hamerling's. Von Dr. Michael Maria Habeneckhner.“ (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei M.-G. vorm. J. J. Richter, 1896.) Dem statlichen Band

jollen noch zwei andere folgen, die der Autor, wie er im Vorworte mittheilt, „Hammerling's Lehrjahre“ und „Hammerling's Meisterjahre“ zu betiteln gedenkt. Für den kundigen Leser liegt schon in diesem Vorfat, im Zusammenhang mit dem langatmigen Titel, eine Kritik des Buches; ein Autor von reiferem und gefeierterem Geschmack würde sich anders ausdrücken. In der That wird Rabenlechner auf diese Anerkennung keinen Anspruch machen dürfen; er ist fast ebenso unreif als enthusiastisch, und fast ebenso unkritisch als fleißig. Aber Fleiß und Enthusiasmus sind rühmliche Eigenschaften für eine Biographie, und hierzu kommt noch, daß ihm durch das Vertrauen der beiden Frauen, die dem Dichter im Leben am nächsten standen, seiner Freundin Frau Stirner und seinem Mündel Bertha, alles Material geboten wurde, was irgend für ein solches Buch erforderlich ist. Rabenlechner's Kraft hat nicht hingereicht, dies Material gehörig zu sichten, geschweige denn condensirt zu verarbeiten; er teilt es nur eben mit, aber daß sich da neben sehr Unwichtigem ebenso auch das Wichtige findet, und ferner, daß nun jeder, der sich für Hammerling interessiert, fast alles beisammen hat, was ihm einen Einblick in diese merkwürdige Individualität gewähren kann, darin eben liegt der Wert des Buches, der ihm auch einen bleibenden Platz in der Pötitatur über den Dichter sichert. Ein weiterer Vorzug, der freilich nicht ebenso schwer wiegt, ist, daß Rabenlechner eine Fülle von Einzelheiten zusammengetragen hat, von denen viele wichtig sind und die ohne seinen Spürsinn und Sammel-eifer sicherlich unbekannt geblieben wären. Um dieser Vorzüge willen sei hier gern, so weit es sich irgend mit dem kritischen Bewußsein vereinbaren läßt, über die Schwächen des Werkes hinweg gesehen, deren schlimmste übrigens eben die kritiklose Breite ist. Eine gute Biographie Hammerling's bleibt noch zu schreiben übrig, aber eine wertvolle Materialiensammlung zu dieser Biographie besitzen wir nun.

Es kann nicht Aufgabe eines Aufsatzes sein, was nur ein Buch zu bieten vermöchte: eine Uebersicht der Ergebnisse, die sich aus diesen Materialien für eine Würdigung des Menschen und des Dichters herleiten lassen, aber das Wichtigste, was uns bei der Lektüre aufgefallen ist, mag hier verzeichnet sein.

Man weiß, daß Robert Hammerling am 24. März 1830 im Markte Kirchberg am Walde im niederösterreichischen Waldviertel geboren worden ist; es ist Rabenlechner gelungen, festzustellen, daß dies „zwanzig Minuten vor acht Uhr Abends“ geschehen ist; wichtiger und interessanter ist, daß der Dichter weder „Robert“ noch „Hammerling“, sondern in Wahrheit Rupert Hammerling hieß. Die Gründe, die ihn zu dieser Umgestaltung seines Namens bewegen, werden wir später erwähnen, sie sind bezeichnend genug.

Die Hammerling sind ein Bauerngeschlecht; des Dichters Vater Franz, der bereits keinen Aker mehr

hatte, ernährte sich durch ein Handwerk, die Weberei. Auf diesen Vater fällt in der Darstellung dieses wie anderer Biographen das hellste Licht. „Der schlichte, muntere Mann besaß, — das gerade Gegenstück von seinem Weibe, — viel Herzensstiefe. Waren des Sohnes Güte und von aller Selbstsucht freier Gelinut entschieden Geheute seines Vaters, so dürfte vielleicht auch Robert Hammerling's tiefes und reiches Gemüt, vermittelt welchem er Dichter ward, eine Gabe seines Vaters genannt werden, ja vielleicht auch die Phantafie, die ja ebenfalls der Weber Franz Hammerling bis zu einem gewissen Grade sein Eigen nennen konnte.“ Dieser Charakteristik Rabenlechner's, die auch als Stilprobe gelten mag, sei nach seinen Angaben beigeügt, daß Franz Hammerling „ein Stück Poet“ gewesen sei, und sich in seinem späteren Alter mit Holzschnitzeereien die Zeit vertrieben habe; „das Crucifix, das man Robert Hammerling in's Grab gegeben, war eine Arbeit seines Vaters gewesen.“ Die Mutter hingegen kommt im Gegensatz zur Charakteristik anderer Biographen bei Rabenlechner schlecht fort: „Bei ihr überwog der zielbewußte, berechnende Verstand weitaus das Gemüt; sie konnte dem Kinde nicht mehr geben, als was sie besaß: — des Sohnes scharfer, durchdringender Geist war das Erbe seiner Mutter.“ Der Autor fügt bei, er werde im dritten Band seines Werkes, auf Hammerling's eigene Aufzeichnungen gestützt, „in denen er sich über sein unglückliches trauriges häusliches Leben in seinen letzten Lebensjahren unnumwunden ausdrück“, noch ein viel schärferes Urteil über diese Frau fällen müssen. Die traurigen Dinge, die Rabenlechner hier streift, waren auch bisher nicht ganz unbekannt; daß sie nun an die Oeffentlichkeit kommen sollen, berührt uns hauptsächlich deshalb so peinlich, weil wir wissen, wie sorgsam der Dichter seine häuslichen Leiden und Kämpfe vor den Augen der Welt zu verbergen bemüht war. Auch wird man Franziska Hammerling nicht ohne Weiteres verdammen dürfen. Es war ein Kampf der Mutter mit der Freundin des Sohnes, in dem Partei zu nehmen schwer fällt. Aber joviell freilich ist gewiß, und das genügt uns: es war ein Herzenswunsch des Dichters, daß die Welt nie erfahre, was er gelitten.

Das Geburtshaus Robert Hammerling's steht heute nicht mehr, seine Verehrer haben es dem Erdboden gleich gemacht. Es ist eine tragikomische Geschichte, die dabei für das Gebahren jener Partei, die nun für des Dichters Nachruhm zu sorgen sich herausnimmt, so bezeichnend ist, daß wir sie hier in Kürze wiedergeben wollen. Bis kurz nach Hammerling's Tode stand das Haus fast unberührt da, und Verehrer des Dichters schmückten es mit einer Gedentafel. Kaum daß aber der Dichter die Augen geschlossen, kaufte der bekannte antiemittische Abgeordnete Georg Schönerer das Haus für die von ihm begründete Hammerling-Stiftung. „Und nun“, erzählt Raben-

lechner, „geschah das Unglaubliche: — Die deutsch-nationale Hamerling-Stiftung ließ Nr. 88 in Kirchberg am Walde von Grund aus demolieren, so daß vom Geburtshaus Robert Hamerling's thatsächlich kein Stein auf dem andern verblieb. Auf der Stätte, wo das Haus gestanden, wurde ein dem Andenken Hamerling's bestimmtes Giebelhaus erbaut, von dessen Eingangsthüre sich eine lebensgroße, doch wenig originaltreue Erzbißte des Dichters erhebt, während das Gebäude-Innere Räumlichkeiten für einen Kindergarten und für die aus Hamerling's Nachlaß erworbene Bücherei (4000 Bände) birgt. So angenehm seinem Neuhäuser nach sich nun auch dieses Hamerling-Stiftungs-Haus präsentiert, so sieht auch der Zweck, dem es gewidmet — der Besucher des Hauses mag sich der überbitterten Stimmung nicht erwehren, daß hier, gelinde gesprochen, die Pietät auf's schwerste verletzt wurde! Wie leicht wäre doch das liebe, ebenerdige Häuschen in besseren Stand zu setzen gewesen und eventuell nach Aufsetzung eines Stockwerks auch für Realisierung des in Aussicht genommenen Zweckes eines Kinderheims geräumig genug geworden!“

Jugenderinnerungen Hamerling's knüpfen sich allerdings an sein Geburtshaus nicht. Kaum daß er zwei Jahre alt war, mußte es der Vater verkaufen und als Webergeselle in die Fremde ziehen. Die Mutter fand bei ihren Verwandten im nahen Flecken Groß-Schönau Hilfe in der Not. Weit reichte diese Hilfe freilich nicht. Die Nöthigkeit der armen Frau warf nur so geringen Ertrag ab, daß beide nicht immer das nötige Brod hatten. „Aus gewissen Rücksichten“, sagte Hamerling einmal zu Hofegger, „darf ich es einweilen gar nicht verraten, wie arm wir gewesen sind. Ich bin der festen Meinung, daß meine Krankheit ihren ersten Grund in der entbehrungsreichen Kindheit hat.“ Dem war auch ohne Zweifel so. Das Magenleiden, an dem Hamerling sein Leben lang litt, und das ihn schließlich vorzeitig dahinstirben ließ, war die bleibende Folge seiner überaus schlechten Ernährung in der Kinderzeit.

Auch ein anderer Zug am Menichen läßt sich bis in die früheste Kindheit zurückverfolgen, seine Freude an Frauenschönheit, seine Sehnsucht nach Liebe, von denen sich die erstere freilich nur kümmerlich erfüllt hat, während der kranke, unschöne Mann allerdings, mindestens von einem Weibe geliebt worden ist, wie wenige Menichen. „Noch war das Kind nicht sieben Jahre alt, als es ihm das junge hübsche Frauchen, das der Groß-Schönauer Schulmeister aus Weitra heimgeführt, angethan hatte; er starre es, als er es zum ersten Male erblickte, entzückt an — und um die Ursache dieses unverwandten Anstarrens befragt, gab er eine so naive Antwort, daß die Anwesenden alle aufschrien, das Schulmeisterfrauchen aber verschämt erröthete.“ Es ist bedauerlich, daß Rabenlechner die „naive Antwort“ eines siebenjährigen Knaben, welche

einer verheirateten Frau das Blut in die Wangen trieb, nicht mittheilt. Wir würden damit vielleicht mehr Licht über eine Eigenschaft des Dichters erhalten, um derentwillen er in seinen späteren Jahren viel gescholten worden und noch mehr gelitten: seine heiße und durchaus unwählerische Sinnlichkeit. Aus derselben Zeit weiß Rabenlechner von zwei Mädchen zu berichten, die es dem Knaben angethan. Beide Geschichten endeten ähnlich; die Angeeschwärzten wollten von dem allzu jugendlichen Verehrer nichts wissen. Was Rabenlechner noch anführt, um zu erweisen, daß auch hier „das Kind des Mannes Vater“ gewesen, wollen wir übergehen, weil es nicht eben überzeugend klingt. Nur ein Zug erinnert allerdings unwillkürlich an den späteren Autor bachantischer Epen; es war das höchste Vergnügen des Knaben, dem Tanze in der Dorfschenke zuzusehen. Schon in seinem sechsten Jahr kam das Kind auf die Schule. Sie ließ für die Verhältnisse des vormärzlichen Oesterreich kaum etwas zu wünschen übrig. Auch der Umstand, daß der Vater als Diener im Hause eines Adligen der Gegend (Baron Geusan auf Schloß Eugelstein) sein Brod gefunden, wirkte im Ganzen günstig auf ihn, die Töchter des Barons und ihre Erzieherin nahmen sich des „herzigen Ruberl“ liebreich an und er erhielt durch den Aufenthalt im Schlosse einen Einblick in feinere Lebensführung, der seine Phantasie befruchtete, ohne seinem Charakter zu schaden; er blieb anspruchslos und bescheiden. Diese Eigenschaften, sowie seine „auffällige Auffassungsgabe“ haben auch die Damen dem Biographen des Dichters als seine besonderen Vorzüge gerühmt. Die ersten Verse fielen in sein siebentes Jahr; sie, wie die folgenden Verse scheinen vor allem dem Vater entzückt zu haben. Auf die Frage seiner Herrschaft, was denn sein Rupert werden solle, gab er die völlig ernsthafte Antwort: „Der Rupert? — nun was soll denn aus ihm werden — ein Schiller oder ein Goethe wird halt aus ihm.“ Seine Lehrer in der Hauptschule zu Krems scheinen allerdings über diese künftigen Qualitäten des Dichters anderer Meinung gewesen zu sein. Sein Zeugnis, auf Grund dessen er das Gymnasium beziehen konnte, weist im schriftlichen Aufsatz wie in der deutschen Sprachlehre nur mittelmäßige Noten auf, „sehr gut“ hingegen im Catechismus.

Die Eltern wie die Lehrer knüpfen an diese Noten zuversichtliche Hoffnungen für den künftigen Beruf des Knaben und es stimmte dazu, daß er zunächst ins Stift zu Zwettl kam, wo die Cisterzienser eine reich dotirte lateinische Schule unterhielten. Was ihm zunächst einen Freispieler verschaffte, seine Stimme — er trat als Sängerknabe ein — verlor sich freilich so bald und so gründlich, daß er nach dieser Hinsicht auch nicht das Geringste leistete, wohl aber schaffte ihm sein Fleiß und seine gute Begabung namentlich in den alten Sprachen, vor allem aber seine un-

gemeine Frömmigkeit und Inbrunst, mit der er sich auf seinen zukünftigen geistlichen Beruf vorbereitete, die Zufriedenheit der Wünsche. Nur mit dem Rechnen wollte es gar nicht gehen. Hervorgehoben wird von seinen Mitschülern das stille Wesen, eine gewisse schüchternere Zurückhaltung und eine große Freundlichkeit des Herzens gegen Jedermann, Züge, die denn auch das Wesen des Mannes anwies. Von besonderem Einfluß war auf ihn ein ascetischer Priester, Vater Hugo Traumhüler. In den Schilderungen des König von Sion will Rabenlechner einen Einfluß der Eindrücke erkennen, welche das mythische Wesen des Lehrers auf den Knaben geübt. Buchstäblich wird man derlei freilich nicht auffassen dürfen. Der erste Vierzeiler Hamerling's, den uns Rabenlechner mittheilt, und von dem er ausdrücklich bezeugt, daß er unter Vater Hugo's Einfluß entstanden, weist übrigens keinen mythischen Zug auf. Als der Vater den Knaben in stummer Sehnsucht vor einem Kirchengang versunken fand, und ihn aufforderte, darauf einen Vers zu machen, reimte der Knabe rajh:

„Jeder kommt daher gelassen,
 „Jeder will sich Kirchen tanzen,
 „Kirchen ist ja Jeder gern,
 „Doch von Geld ist Jeder fern.“

— und erhielt dafür einen Groschen. Nebenbei bemerkt lassen wir uns diese Reime viel lieber gefallen, als die anderen Proben von Hamerling's Stiffler-Poesie, die Rabenlechner dann Seite um Seite mittheilt. Sie sind durchaus undarakteristisch, Kleinereien, wie sie sehr viele Knaben dieses Alters anfertigen und zwar auch weder besser noch schlechter. Daß die meisten tief fromm sind, ist gleichfalls nicht allzu charakteristisch. Es erklärt sich aus der Atmospähre, in welcher der Knabe damals verweilte, ganz davon abgesehen, daß einzelne Lehrer es daraufhin anlegten, die Schüler zur Niederschrift solcher frommen Betrachtungen zu bringen. Eines dieser Gedichte hätte übrigens dem Knaben fast eine vornehme Gönnerin verschafft; es war die Prinzess Luise, die Tochter der Herzogin von Berry, welche damals auf Schloß Kirchberg, der Zufluchtsstätte der exilierten Bourbonen verweilte. Durch die Berse gerührt, machte sich die junge Dame auheischig, den Knaben während seiner weiteren Studienlaufbahn zu unterstützen, doch blieb es beim Versprechen.

Von 1842—46, von seinem zwölften bis sechs- zehnten Lebensjahre blieb der Dichter von den Eltern fern, als Sängerknabe im Stift. Die Briefe, die er während dieser Jahre an sie richtete, hat er sich zurück- geben lassen und sorglich aufbewahrt. Der Biograph teilt sie vollinhaltlich mit; sie enthalten kaum einen be- zeichnenden Zug, was sich freilich auch daraus erklären mag, weil die Briefe den Lehrern zur Censur vor- lagen. Zu welchen stiftischen Proben dieser Zwang führte, hierfür ein Beispiel. Zum Namenstag gratulierte der Knabe seinem Vater:

„Der allmächtige Gott allein kann Ihnen Ihre
 Liebe, Ihre Güte, Ihre Anspornungen lohnen; ich
 kann nur mit Herzlichkeit danken. Ich will Ihnen
 nicht etwas Bestimmtes wünschen; Gott wird Ihnen
 gewiß das Beste geben, und dieses will ich Ihnen
 täglich bitten. Ich freue mich schon auf die künftigen
 Ferien, obwohl noch ein Jahr dazwischen liegt.
 Feuer ist es auf den wohlgemeinten Beschluß des
 Herrn Präfecten unterbleiben, daß ich Sie besuchte,
 weil wir Ihren Stand und Ihr Befinden nicht
 wußten und er Sie nicht des Geldes, das Sie auf
 mich verwenden wollten, berauben wollte. In den
 künftigen Schuljahren werde ich Ihnen Freude zu
 machen suchen, damit ich mich mit Recht nennen
 kann Ihren dankbarsten Sohn

A. Hammerling.

Es war aber auch in den nächsten Jahren nichts mit dem Besuch, weil es der Präfect verbot. Kein Wunder, daß die Tonart der Briefe immer kälter und gezwungener wird. Mit einigem Stolz berichtet der Knabe von jener Protection der französischen Prinzessin, sowie, daß viele Leute Gelegenheits-Gedichte von ihm wünschten, so habe er neunzehn Glückwünsche zum neuen Jahre anfertigen müssen. Endlich kann er dem Vater mitteilen, daß er demnächst zurückkehren werde, und wie er sich in Wien fortzubringen gedenke. Bei der Mutter, die inzwischen ein Stückchen Brot in Wien gefunden, werde er wohnen, bei den Par- mherzigen Brüdern zu Mittag essen, dem Vater bleibe die Sorge für Nachtmahl und Bett, „aus dem ich früh heraus und in das ich spät hineinsteiigen will.“

Am 15. August 1841 schied der Knabe zum letzten Mal durch den Präfecturgang des Zwetler Klosters, mit leichtem Bündel, aber schweren Herzen. Ueber seine Zukunft wußte er ja Bescheid, er mußte Priester werden, und wollte es auch, nur bangte es ihm vor den Entbehrungen der Studienzeit. In demselben Präfecturgang erhebt sich heute auf mächtigem Piedestal in Lebensgröße die ephemerkrankte, lorbeer- befränzte Marmorbüste des Dichters.

Hamerling hat früh ein Tagebuch zu führen be- gonnen und ist bis an sein Lebensende dieser Ge- wohnheit treu geblieben. Die Aufzeichnungen lagen dem Biographen vor, und es ist bereits bemerkt, wie- viele wertvolle Aufschlüsse wir dieser Thatfache ver- danken. Von den ersten Zeiten des Wiener Auf- enthalts gilt dies freilich in bejcheidenem Maße. Die ähneren Verhältnisse des Knaben waren die denkbar dürftigsten. Er konnte bei der Mutter wohnen, der Vater, der nun auch eine Dienerstelle in Wien an- genommen hatte, mußte von den Seinen getrennt leben, er konnte ihnen nicht viel nützen. Es ist ein Bild dumpfer, freudloser Armut, in das wir blicken. Aber auch das Innenleben des Knaben, wie es sich aus diesen teils deutsch, teils lateinisch geschriebenen Blättern ergibt, weist fast gar keine eigentümlichen Pöchter auf. Ein armer frommer Junge, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf seinen künftigen

geistlichen Beruf gerichtet ist — mehr ergibt sich daraus im Grunde nicht. Als der Knabe auf dem Dampfer nach Wien fährt, besteht er mit ehrfurchtsvollem Statten drei Jesuiten, die in ihr Brevier versunken, die Reise mitmachen. Es ist sein fester Entschluß, ihnen gleich zu werden und in einer Aufwallung des Ehrgeizes geht ihm sogar der kühne Traum durch die Seele, Ordensgeneral der Jesuiten zu werden. In Wien angelangt, besteht er zunächst die Kirchen der Stadt; die Universitätskirche erscheint ihm dabei als „Ehrentempel der Jesuiten“. Es ist unter diesen Umständen verwunderlich, daß er schließlich doch in jenes Gymnasium trat, welches am meisten weltliche Lust aufwies; geistlich waren ja alle, doch stand jenes der Schotten im Rufe einer gewissen Freigeistigkeit.

Die Erscheinung erklärt sich daraus, weil zwischen den Leitern der andern Gymnasien, den Piaristen, und Hamerling's ehemaligen Lehrern, den Eiferziernern, eine komische Eifersüchtelei herrschte, die sie zu gegenseitigen, sehr unchristlichen Nachreden bewog. Er müsse zu den Schotten, wurde dem Knaben in Zwettl eingeschärft, weil diese „nicht so eigennützig seien, wie die Herren Piaristen“, mit andern Worten, weil dieser Orden die Klummen gern für sich warb, während die Zwettler Herren hoffen durften, daß die Schotten ihnen Hamerling für ihren Orden lassen würden. Es war dies ein rechtes Glück für den Knaben. Die wackeren Benedictiner waren den Piaristen weitaus überlegen; freilich mußten sie nach demselben traurigen Lehrplan unterrichten, der für alle Gymnasien des vormärzlichen Oesterreich galt. Gelehrt wurde neben der Religion viel Latein, etwas Geographie, Geschichte und Mathematik, in den höheren Kursen auch etwas Griechisch. Die deutsche Sprache hatte in dem Lehrplan der Mittelschulen eines Staates, der beanspruchte, als deutscher Kulturstaat zu gelten, und die politische Führung Deutschlands ansprach, keinen Raum. Wie es um die Fortschritte des Knaben stand, lehren die vom Biographen mitgetheilten Zeugnisse. Am besten kam er in Religion und Latein, am schlimmsten in der Mathematik fort. Hamerling hat in der Folge selbst geäußert, „er glaube, wenn er sich an die mathematischen Kenntnisse seiner Gymnasialjahre zurückerinere, sagen zu können, daß er kaum die Ziffern zur Not gekannt.“ Zum Glück war der Lehrer ein Mann, der „das blutarme Studentlein eben nicht vom rein mathematischen, sondern die Mathematik vom rein menschlichen Standpunkte“ beurtheilte, und Hamerling in der Regel erst dann zur Prüfung aufrief, wenn es im Prüfungsjaal bereits so stark dunkelte, daß man die sonderbaren Rechnungen, die der Knabe auf die Tafel gezeichnet, nicht mehr sehen konnte. Erwägt man, daß dies durch das ganze Gymnasium hindurch so forsging, so wird man freilich von der Humanität der wackeren Schotten eine bessere Ansicht gewinnen, als von ihrem Amtseifer.

Auch von dichterischen Versuchen erzählen die Tagebuchblätter und nicht bloß von lyrischen. So verzeichnet Hamerling z. B. am 19. December 1844 mit Stolz die Vollendung seines „Columbus“. Es war ein zweiaktiges Drama, offenbar nur eine Nachahmung des einst so überaus populären Gedichtes von Luise Brachmann: „Was willst Du, Fernando, so trüb' und bleich . . .“, übrigens gleich den vorausgegangenen Versuchen noch immer ohne Spur eigentümlicher Begabung; daß sich der jugendliche Dichter gleichwohl mindestens die Weihnachtsserien über in stolzen Träumen wiegte, und sogar an eine Aufsführung dachte, wird uns nicht wundern, eben so wenig, daß er nun sofort an ein neues Bühnenwerk ging. Es war ein fünfaktiges Drama, „Die Christen“, in welchem durch die Darstellung der Kämpfe des römischen Heidentums gegen die erlarkende Christuslehre das Märtyrertum der christlichen Blutzengen gefeiert werden sollte. Während der junge Poet über seinen „Columbus“ bald nüchtern genug dachte, hielt hier die Begeisterung länger vor. Auch gefiel ihm sein Werk ein volles Jahr nach der Beendigung noch so gut, daß er es neu durchgeseilt seinem Lieblingslehrer übergab. Selbst Rabenledner, der den Proben und der Inhaltsübersicht des Werkes fast zwei Druckbogen widmete, kann schließlich nicht umhin, zu bemerken, das Drama erweise nur eben den Schaffensdrang des jungen Dichters und seine warme religiöse Begeisterung. Wir haben dies Urteil lediglich zu unterschreiben, möchten aber doch darauf hinweisen, daß ein Zug allerdings höchst charakteristisch ist. Der Dialog in reimlosen Jamben ist steif und hölzern, aber sowie der Poet in Reimen zu sprechen beginnt, wird seine Sprache unendlich freier und kraftvoller, eine Eigentümlichkeit, die dieser geborene Versdichter bis an sein Lebensende beibehalten. Hier von Beiden je eine Probe:

„In endloser Verwirrung flüchtet sich
Das Volk! Es drängen Constantins Soldaten
Vor. In der unbewachten Stadt! Ja, Rom
Ist überfallen! Und der Christen Schar?
Der selben viele sah' ich dort im Kampf.“

Singegen lautet eine der gereimten Strophen:

„Stärze tief des Wagnis Altäre
Krieger in des Abgrunds Nacht,
Daß der Spötter deiner Ehre
Zittere vor deiner Macht.
Aus des Himmels lichten Thalen
Sei uns bald dein Ketter nah,
Im Verläungsgranze strahlen
Voh das Kreuz auf Golgatha.“

Wer mit Hamerling's Verssprache vertraut ist, wird ihren Klang schon hier un schwer vernehmen. Als Curiosum sei berichtet, daß sich der Dichter vierzig Jahre später angstvoll darum zu mühen hatte, damit das Jugendwerk nicht gedruckt werde. Das Schottenjüst, in dessen Bibliothek das jenem Lehrer überreichte Dedications-Exemplar von Hamerling's

Hand sorglich aufbewahrt wurde, wollte das Manuscript 1887 veröffentlichen, um seinem eifriger, nun so berühmten gewordenen Schüler eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Zum Glücke erfuhr Hamerling davon, ehe das Goldschnittbändchen erschienen war, und wußte sich noch rechtzeitig der guten Absicht zu verwehren, was ihm freilich nicht eher gelang, bis er betonte, „daß das Recht einer Veröffentlichung lediglich ihm, und nach seinem Ableben seinen Rechtsnachfolgern zustehe.“

Auch an lyrischen und epischen Versuchen ist übrigens in jenen Jahren kein Mangel. Wer sie, was Rabenlehners nur allzu reichliche Mittheilungen ermöglichen, sorglich liest, wird freilich nur den Eindruck wachsender Formvollendung gewinnen, daneben den einer ehrlichen Begeisterung für die religiösen Ideale. Mehr ist auch von den Canzonen „Entschia, oder die Wege zur Glückseligkeit“ nicht zu sagen. Hier zur Probe ein Lob des Glaubenshelden:

„Ob ein Tyrann, ein Wüterakanter, dräne,
Das kann sein eisenschestes Herz nicht täubren;
Er denkt des Glaubens als des höchsten Gutes,
Die Drohung kann nicht seinen Sinn verwirren.
Sie facht noch an die Flamme seines Rutes;
Er stirbt, eh' sich sein Weis, der wahrhaft freie,
Durch Sklavensinn entweihe; —
Den Glaubenshelden locken auch vergebens
Des Königs Huld, des Hofes eifriger Schimmer;
Den Sieger locket vom Triumphgeißel
Zurück das raschverblühte Glüd des Lebens.
Er stirbt mit Lächeln. Der befreiten Seele
Winkt schon des ew'gen Morgens Purpurwelle.“

Auch in Prosa-Arbeiten versuchte er sich und legte eine Sammlung von Erzählungen und ein Heft „Vermischte Schriften“ an, in welches er allerlei, natürlich unreihe Aphorismen eintrug. Zwischendurch aber las er, was ihm irgend erreichbar war, Klassiker und Moderne, Poesie und Prosa, Gutes und Schlechtes: Euripides, Haackländer, Calderon, Kaupach, Thalespeare, Goethe, Klingemann, Vergil, Lessing u. s. w. u. s. w. Es schwindelt einem beim Durchmusteren der Liste und man fragt sich unwillkürlich, wie bloß der arme Junge mit den Eindrücken, die auf ihn einströmten, fertig geworden. Die Tagebuchblätter geben teilweise die Antwort: sein stärkster Halt war eben sein Buchstabenglaube. Wer das Christentum angreift, ist ein schlechter, wer es verteidigt, ein guter Schriftsteller. Weiß der junge Kritiker mit dem Werke selbst nichts anzufangen, so schlägt er vor allem im Konversationslexikon nach, wie sich denn der Dichter zum Christentum gestellt. So heißt eine dieser Aeußerungen:

„Ich lernte aus dem Konversationslexikon, daß mein läugnt geschöpftes Urtheil über Wieland richtig, Blumauer ein Erzieher, Goethe ein Heide und Voltairre ein armer Teufel gewesen sei, dem der Erzbischof ein christliches Begräbnis verweigerte. — Die vier armen Männer!“

Und ein ander Mal polemisiert er gegen die Reformation:

„Ueberhaupt ist das Kirchenthum, das Luther dem Christentum aufgesteckt hat, schon ziemlich herabgebrannt. Der Docht ist schon ellenlang; keine Lichtpfele liegt dabei. Die hat der Wittenberger Heros vergriffen. — So geht's mit menschlichen Gemächten: — die Sonne aber braucht keine Lichtpfele.“

Es sieht etwa auf demselben Niveau, wenn Klopheue ein „in vielen Beziehungen großer Mann“ genannt wird. Aber allmählich sehen wir doch zum mindesten das künstlerische Urtheil reifen. Der junge Poet findet zunächst an Lessing, dann an Schiller Gefallen, und endlich beginnt ihm auch die Bedeutung Goethes aufzugeben:

„Ich muß doch Goethe, den ich, selbst weiß ich nicht, wann, bisher verehrt, und nicht ohne Verdruß preisen hörte, gegen meinen Willen immer mehr bewundern.“

Aber Klopheue erfüllt ihn schon der religiösen Gesinnung wegen mit ungleich größerem Entzücken, und nachdem er die fünfzehnbändige Ausgabe verfaßlungen, schreibt er in sein Tagebuch:

„Klopheue ist ein wahrer Jeschmann für riesige Geister; — kleinere Geister mögen ihn, da er allem ja schart ist, mit leichten und weichen Defekten vermischet einnehmen. — Er ist ein wahrer Kommentar zu den Werken Gottes.“

Wie alles dies, ist auch das folgende kleine Erlebnis für die geistige Atmosphäre und das spätere Reifen dieses Geistes gleich bezeichnend. Als er einmal zur Messe geht, nimmt ihm der Professor die Bücher ab: „Was wollten Sie sie in die Kirche mittragen? — Nach der Messe giebt es dann einen scharfen Beweis, weil einer der Hände von Wieland gewesen. „Wich freute diese Aufmerksamkeit!“ schließt der Jüngling, der damals nicht mehr viel jünger war, als Schiller, da ihm der Plan zu den Räubern aufgegeben, seinen Bericht. Und es währt Wochen, bis er dahem einzutragen wagt:

„Ich muß ich meinem Tagebuche etwas ins Ohr flüstern, ich lese jetzt fleißig im — Zerd. Freireig-rath — Und dieser stammespräuhende Dämon giebt meinem Geiste einen ziemlichen Ruck.“

Vom Leben um ihn her konnte ihm dieser „Ruck“ freilich nicht kommen, so dringend er ihm noththat. Von dem lachenden, üppigen Leben der schönen Stadt drang kaum ein Schein in sein Auge, ein Klang in sein Ohr, schon deshalb nicht, weil ihn die Not des Lebens bedrückte. Aus der ärmlichen Stube in die Schule, von da zu den Barmherzigen Brüdern, um sich das Gnadeneissen zu holen, dann zur Lektion bei armen Leuten, die einige Groschen eintrug, wieder in die Schule, abermals eine Lektion, bis er dann Abends totmüde und oft genug hungrig ins Bett konnte. Das war das Leben des Jünglings. Man wird von seinem Fleiß wie von seinem Feje-Eifer erit dann die rechte Anschauung gewinnen, wenn man

auch dieser Dinge nicht vergißt. Nur selten findet sich in Tagebuch eine Klage darüber. So wenn er einmal verzehnet:

„24. Dez. Einen sehr traurigen heil. Abend gehabt.“

Was mag da auf den armen Jungen, den Sohn des Dieners und der Dienerin, die sich schlecht mit einander vertrugen, eingeführt haben!

Aber nicht darin allein lag's, wenn das gerade von den Benediktinern häufig zitierte Wort „vita optima magistra“ für ihn ein leerer Schall blieb, sondern auch an seinem Wesen, wie es damals unter dem doppelten Druck der Not und der geistlichen Zensur geworden. Hatte er einmal einen freien Tag, so hocte er über seinen Büchern oder ging, und dies am liebsten, auf die Friedhöfe. „Es kann nichts Erhebenderes geben“, lesen wir da, „als am Grabe eines großen Mannes zu stehen. Es ist für mich ein Genuß, für welchen ich jeden anderen verabzäumen würde. Ich ging jubelnd über diesen Einsall sogleich in den Maxlensdorfer Gottesacker.“ Die Verblüthheiten, die er dort auftraf, waren Kräfte, Gerweg, Silbert und ähnliche verschollene „Größen“ des vorwärtlichen Oesterreich. Gleichwohl war er entzückt, hingegen auf's Tiefste betriibt, als ihm auf einem anderen Friedhof nicht einmal solche Celebritäten aufzutreiben möglich war. „Wäre ich doch ein reicher Mann!“ ruft er aus, „ich reise flugs in die Kirchhöfe von Berlin, Frankfurt, Veipzig, Hamburg, Göttingen und so fort. Tag und Nacht ließe ich unter den Gräbern herum. Ich habe eine gewisse eccentriche Hochachtung und Ehrfurcht gegen berühmte Männer; ich gerathe in Entzücken, wenn ich ein Familiemile oder ein Porträt von einem sehe; und dann erlt auf einem Grabe stehen und denken können: Der da unten liegt, ist er! — Was müßte es erst sein, wenn ich einen solchen Helden lebendig vor mir sähe! Ich glaube, ich siele in Ohnmacht, wenn 3. B. Pyrrhus vor mich hinträte, wie er lebt und lebt.“ Pyrrhus!

Erst allmählich kam etwas mehr Licht in dies arme dunkle Jünglingsleben; zunächst durch die Freundschaft, dann durch die Liebe, und endlich durch das beglückende Gefühl der wachsenden dichterischen Kraft. Die Freunde waren zwei Kollegen; mit dem ersten, Antou Bruckner, dem nachmaligen Komponisten, entwarf er den Plan zu einem gemeinsamen Werke in Briefen: „Ueber die Glückseligkeit.“ Freilich gebieh es nicht weit, da Hamerling gleich auf seinen ersten Brief von Bruckner keine Antwort erhielt; „es war dies“, bemerkt Hamerling selbst wehmütig, „am Ende auch ein Thema, über welches wir beide aus Erfahrung wenig zu sagen wußten.“ Zum Ersatz beschloßen sie, eine gedruckte Zeitschrift herauszugeben, und der dritte im Bunde, Wiesner mit Namen, wurde Redakteur derselben. Es ist traurig, muß aber gesagt sein, daß dieser Wahl offenbar der schändeste

Merkantilsinnus zu Grunde lag. Die Wochenschrift „Aurora“ sollte nämlich Wrenzer monatlich kosten, und die Mitarbeiter, Hamerling und Bruckner, den Betrag erhalten; Wiesner wurde zu dem Ehrenamte erkoren, weil dadurch mit einem Schlage drei Abonnenten gewonnen waren, der Redakteur selbst, sein Herr Papa und seine Frau Mama. Nachdem die ersten drei Nummern erschienen waren, wurde die „Aurora“ vom Klassenlehrer verboten, doch erschien sie ohne Titel weiter. Das Honorar aber wurde dazu verwendet, um das Fest einer Bruderschaft zu feiern, die inzwischen ins Leben getreten war. Es war die Heraclius-Bruderschaft, so genannt, weil Bruckner und Hamerling am Tage des heil. Heraclius der Bund schlossen. „Abends nach dem Kollegium“, schildert Hamerling die Gründungsfeier, „begaben wir uns in das Gasthaus der Frau Knollmeyer am Eck der Fleischwamngasse 1 und ließen uns dort eine Maß Bier und zwei lange Kipfel geben. Nachdem jeder ein Zeitel getrunken und ein Kipfel gegessen, gingen wir in Bruckner's Wohnung, wo schon zwei Peuchter, zwei Zettel, die Kontrakte und die Heracliusfeder bereit lagen. Wir gaben uns die Hände, sammelten, vom hinabgeurzten Biere entflammt, enthusiastische Freundschaftsver Versicherungen, setzten uns und unterdrrieben. — — — Dann setzten wir ins Gasthaus zurück, tranken die zweite Hälfte des Bieres, aßen noch drei Bretzen und entfernten uns. Bruckner begleitete mich nach Hause. Wir waren entflammt und trennten uns in herrlicher Stimmung.“ Der Zweck der Bruderschaft aber war wie folgt umschrieben: „Die Unterzeichneten haben Folgendes bei dem Genuß ihrer Freundschaft sich zugeschworen: wenn einer vor ihnen im Jugendalter mit Tod abginge, ohne bevor seinen Ruhm fest gegründet zu haben, so ist der Hinterbliebene verpflichtet, den litterarischen Nachlaß des verbliebenen Freundes samt einer Biographie desselben mit seinen eigenen Schriften ans Licht zu fördern, ihn würdig zu feiern, auf jede Weise zu streben, den Ruhm des Bruders mit dem eigenen zu vereinigen und der Nachwelt ans Herz zu legen, daß sie dieses Bündnis ehre und fortwährend in allen späteren Auflagen die Erzeugnisse beider Freunde vereinigt bestehen lasse, wenn sie längst schon in besseren Regionen sich wiedergefunden.“

Unterzeichnet hat unser Dichter das Schriftstück wie folgt: „Anpert Johann Hammerling, Heraclius-Bruder.“ Da er nämlich der festen Ueberzeugung war, es sei kein Zufall, daß Goethe und Mopsfoot zwei Vornamen gehabt und sich nicht auernden ließ, daß ein Teil des Erfolges wohl in dem Zauber dieses Vollklangs liegen möge, so legte er sich zum rechtmäßigen Anpert auch noch den Namen seines Taufpaten bei. Da aber auch diese Verschönerung nach seiner Empfindung ungenügend war, so entschloß er sich eines schönen Tages zu einer radikalen Umgestaltung. Das eine „m“ in „Hammer-

ling“ fiel aus, offenbar damit der Name Weicher klinge, und aus dem Rupert wurde ein Robert, „weil die Leute, wenns feierlich hergeht, mir immer sagen, in den „Rupert“ könnten sie sich gar nicht finden — sowie auch der Liebe wegen, Robert liest sich viel schöner . . .“ Von da ab hat sich auch der Dichter nie anders genannt. „Wer sich einen Namen gemacht hat, der kann ihn auch schreiben, wie er will“, war sein Dictum, wenn man ihn darüber befragte.

Es währte lange, bis der Jüngling aus eigener Erfahrung beurteilen konnte, wie schön die Liebe Robert liest, eine Angebetete freilich fand sich bald. Sie hieß Adelheid Köfferlein und war die Tochter eines Tuchzweifabrikanten, der dem jungen Studenten gestattet hatte, sein Klavier zu benutzen. Aber erfahren hat „Regiswinda“ von der Schwärmerei Hamerlings niemals, und als Rabenlehner ihren Geschwärmern, — sie selbst war schon tot — von der Liebe des Dichters berichtete, und um nähere Mitteilungen bat, erklärten sie einstimmig, sie könnten kaum darauf glauben, weil ja der Zunge das Mädchen, das übrigens um zwei Jahre älter war, als er, nie recht anzusehen gewagt. Nur in der Phantasie ward ihm alles Leid einer verschmähten, alles Glück einer erwiderten Liebe zu Teil, freilich wie lebendig! Aus diesen Tagebuchblättern zuerst weht uns der Atem eines wirklichen Poeten entgegen. Die Empfindung ist so lebhaft, daß sie sich zuweilen bis zur Vision steigert. Jeder Namens- oder Geburtstag im Hause Köfferlein wird von ihm besungen; als Anerkennung für diese Aufmerksamkeit erhält er stets ein kleines Geldgeschenk von der Hansfrau, das ihn bitter demütigt, und das er doch nicht zurückzuweisen wagt. Als nun Adelheids Namenstag naht, kämpft er, ob er es daraufhin doch mit einem Gedicht wagen solle, und thut es schließlich, weil es ihm gar zu fürchterlich erscheint, gerade an diesem Tage, stumm zu bleiben. Natürlich legte Frau Köfferlein auch diesmal die kleine Gabe auf das Klavier vor ihn hin, und wie vernichtet sitzt er nun vor dem Instrument. Da ist es ihm, als ob Adelheid hereinträte, einen tiefen milden Blick auf ihn richte und sästere: „Verzeihen Sie“ . . . Hat sich das wirklich zugetragen?“ fragt Hamerling in seiner Selbstbiographie. „Ich gäbe viel, wenn ich es wüßte.“ Ein ander Mal wieder faßt ihn plötzlich der Gedanke, Adelheid sei im selben Augenblick gestorben, so fürchtbar, und wird allmählich so machtvoll, daß er zu ungewohnter Stunde hinsitzeln muß, um die qualvolle Zwangsvorstellung abzuschütteln.

Natürlich spielt in diesen Phantasien auch der Traum, die Geliebte einst als Gattin heim zu führen,

eine Rolle; seltsam genug stört ihn dies keinen Augenblick in dem Vorfaß, Priester zu werden. Zweifel daran, ob er für diesen Beruf taugte, kommen ihm erst später. „Non idem porro sum, qui eram“, heißt es eines Tages plötzlich in seinem Tagebuch, „aliter cogito, utrum melius an pejus nescio.“ Leider erfahren wir über diese Kämpfe auch durch Rabenlehners Buch weit weniger, als uns erwünscht wäre. Nur soviel scheint gewiß, daß ebenso der Einsitz frei gesinnter Kollegen, als die Lektüre weltlicher Bücher, als endlich und vor allem die erwachende Sinnlichkeit dem Jüngling zu schaffen machten. Was er thun konnte, seiner Zweifel Herr zu werden, geschah redlich. Er stand noch früher auf als sonst, er begann seinen Tag mit der Lektüre der Nachfolge Christi und arbeitete dann unangesezt bis tief in die Nacht hinein. Dies wußte nichts, und die Versenkung in die Meditationen der Vigorianer, mit der er es nun versuchte, hatte sogar den entgegengesetzten Erfolg. Unmittelbar nach Absoolvierung dieser Übungen erklärt er seinem Beichtvater, daß er nicht Priester werden könne. „Das war“, sagt er selbst, „sein schroffer Abfall, keine brillante Voraussage von der Religion und ihrem Trost . . . Aber das innere Kämpfen und Ringen war von da an für mich entschieden. Noch mehr, als ich im Augenblicke mir bewußt war oder mir eingesehen mochte, stand es von da an fest, daß nicht auf diesem Wege und nicht in dieser Form mir das Göttliche sich offenbaren, das Heil sich verwirklichen, der Beruf sich erfüllen sollte.“

Hier schließt der erste Band von Rabenlehners Buch. Beigefügt ist noch das Tagebuch einer Heimatreise, die Hamerling 1867, also bereits als bekannter Dichter unternahm. Mit großer Genauigkeit findet sich darin jede Begegnung eingetragen und jeder Ort geschildert, nicht minder der Speisezettel. Aber an Aeußerungen, die uns das Innenleben des Dichters irgendwie nahe brächten, ist es auffallend arm. Bezeichnend ist höchstens die Anspruchslosigkeit, mit welcher er nach Hörensagen und eigener Wahrnehmung den skandalösen Lebenswandel katholischer Priester berichtet. Was er dabei empfand, als er diese Schilderungen an denselben Stätten niederschrieb, wo er einst von dem Gedanken, selbst Priester zu werden, ganz und gar erfüllt gewesen, sagt er nicht. Wir erwähnen dies, weil es wichtig ist, um Hamerlings Standpunkt zur katholischen Kirche recht zu erfassen. Er ist da bis zu einem gewissen Grade trotz aller philosophischen Durchbildung immer ein libertinus geblieben, und nie ganz ein liber geworden, einer geblieben, der die Ketten getragen und sie dann abgestreift.



Vom Wiener Theater.

Von Rudolf Totthar.

Ein kluger und geistvoller Franzose hatte einmal den Versuch gewagt, die psychologischen Gesetze eines Theatererfolges zu konstatieren. Er ist damit nicht weit gekommen. Nach eifrigster Arbeit, nach scharfsinnigsten Deduktionen kam er zu dem resignierten Ergebnisse, das Geheimnis eines Erfolges sei überhaupt nicht theoretisch zu lösen. Es entschleiere sich nur im Schauspielhause selbst, und seine Faktoren seien nicht zu kontrollierende, nicht zu messende Größen. Aber vermag auch sein Sterblicher nach dem Lesen eines Stückes aus dessen Erfolg zu schließen, rückblickend lassen sich die Motive so mancher Theaterereignisse klar legen. Nur darf man bei einer solchen Untersuchung eines Hauptfaktors nicht vergessen. Und dieser Hauptfaktor ist das Publikum.

Seine Zusammensetzung, seine Stimmung, seine lokale Eigentümlichkeit entscheiden beinahe im gleichen Maße wie das Talent des Dichters und die Kunst der Schauspieler über den Erfolg des Stückes. Und man kann beobachten, wie in manchen Städten der Dichter, in anderen das Publikum die stärkere Macht bildet. So erstens für die Kulturentwicklung der erstere Fall ist, umso mehr muß man den zweiten beklagen. In Berlin kann man oft beobachten, wie ein Publikum vom Dichter errungen und bezwungen wird — die Theatergeschichte des letzten Jahrzehnts hat dies in schlagenden Beispielen bewiesen. Der Geschmack des Wiener Publikums läßt sich nichts abtrogen. Er haßt Revolutionen und ist konservativ bis zum äußersten. Jedes Theater hat sein Stammpublikum und dieses hat seine unverrückbaren Ansichten und feststehenden Anschauungen. Im Sturm lassen sich weder diese Ansichten, noch diese Anschauungen umstoßen. Um sie zu ändern, braucht es jahrelange Mühe.

Aus dieser Erscheinung läßt sich so manches erklären: sie ist der Grund, warum die Wiener Erfolge einen Theil ihres Prestige verloren haben, warum keine neue Bewegung von Wien aus ihre Entwicklung nimmt. Sie ist aber auch der Grund, warum in Wien, das nie aufgehört hat, eine Theaterstadt zu sein, das Interesse an Schauspieler das Interesse am Dichter verdrängt hat. Zwischen Schauspieler und Publikum hat sich eben im Laufe der Jahre ein durch die Zeit geheiligtes Verhältnis entwikkelt, das in vielen Fällen beinahe zum Dogma geworden ist. Der Künstler mag seine Stimme verloten haben, er mag maniert bis zur Unerträglichkeit geworden sein, er bleibt in der öffentlichen Gnade seines Publikums, bleibt für dieses der große X., der unerreichbare Y., der unübertreffliche Z. Man geht in Wien ins Theater, um den oder jenen Liebling in einer neuen Rolle zu sehen, man giebt neue Stücke oder trägt alte aus, um dem oder jenem Schauspieler Gelegenheit zu geben, seine Kunst zu zeigen.

Nicht die Stücke, die Schauspieler locken ins Theater und füllen die Kasse. Wenn Herr X. mit seinem Direktor sich entzweit hat und nun droht, an eine andere Bühne zu gehen, so bringen die Zeitungen spaltenlange Berichte über die X.-Krise, und im Salon, auf der Börse, in allen Lokals wird pro und contra eifrigt erwogen und geträrtelt. Wenn Herr Z. sich weigert, eine neue Rolle zu spielen, weil sie ihm zu unbedeutend ist, so verzicht man über dieser Weigerung Politik und Geschäst, erwartet mit fieberhafter Ungeduld die Bulletin aus der Direktionskanzlei: „Er spielt!“ — „Er spielt nicht!“ — „Gottlob, er spielt wirklich!“ Ganz Wien atmet auf.

Ich meine absichtlich keinen Namen, weil ich glaube, daß die Namen der Herren X. und Y. einen so vollen Klang sie auch in Wien haben, für die „Deutsche Dichtung“ von keiner Bedeutung sind. Wohl aber bin ich der Meinung, daß dieses überwiegende Interesse des Publikums an der Person des Schauspielers ein Symptom ist, das man nicht unberücksichtigt lassen darf, wenn man vom Wiener Theater spricht.

Im Burgtheater ist Friedrich Ritterwürger der Tausend-Künstler, der im Mittelpunkte des Interesses steht. Seine beste Leistung in der letzten Zeit war der Baron von Rödny in Sudermann's „Glück im Winkel.“ Ueber das Stück selbst wird ja anlässlich der Berliner Aufführung an dieser Stelle geurteilt werden. Hier in Wien will die Kontroverse über den Schluß des Dramas kein Ende nehmen. Dieser Schluß, der eigentlich keiner ist, eröffnet die Perspektive in ein neues Drama. Sudermann's Kunst, Probleme zu lösen, stand immer seiner Kunst, Probleme zu stellen und zu entwickeln, um vieles nach. Er führt den Hörer neue Wege, zwingt ihn mit harter Hand, ihm auf die Höhe zu folgen, zeigt ihm einen Ausblick in Tiefen und Weiten des Lebens und der Seele. Aber nun läßt sein Griff nach, das Ende des Weges verschwimmt vor unseren Augen, ein Graben schneidet ihn plötzlich ab, oder er taucht in unsicheren Nebel. Ein Theatraliker beschließt, was ein Dichter begonnen. Als Dichter hat sich Sudermann hier in einer Szene erwiesen, wo er die elementare Leidenschaft zweier Menschen an einander geraten ließ. Diese Szene zwischen Rödny und Elisabeth, der Höhepunkt des Stückes, ist auch ein Höhepunkt des Dichters. Diese Szene, von Ritterwürger und Frä. Sandrock außerordentlich gespielt, besiegelte den Erfolg des Abends.

Ueber alle kritische Bedenken in der Folge triumphierte schließlich das Lob der Schauspieler! Und wenn man alle Stimmen sammeln würde, die über das Stück laut geworden sind, sie gäben einen großen Hymnus auf den genialen — Darsteller des Rödny!

In einer zweiten Rolle war Witterwurzler wieder glücklich. „Der Herr Ministerialdirektor“, ein Schwanz von Bißon und Cané, leichtste Unterhaltungsware, nach alten Mustern und alten Späßen gemacht, mit Berwickungsstücken und einigen harmlos verlaufenden Frivolitäten ohne rechten Geschmack aufgezogen, brachte dem Publikum eine Enttäuschung Nicht etwa, was das Stück betrifft. Man hat über schwächere Produkte des französischen Wartles schon gelacht und sie ohne vieles Bedenken hingenommen. Aber Witterwurzler, von dem man sich wieder Wunder versprach, wollte diesmal keines eleganten Schwerenöders in schleppendem Tempo, ohne Schwung ohne rechtes Feuer. Er hatte alle seine lustigen Tanteleien, deren Meister er ist, in der Garderobe gelassen.

Um Baummeister Gelegenheit zu geben, seiner Galerie prächtiger Charakterköpfe einen neuen anzuzureihen, holte man Paul Heyse's „Hans Lange“ aus dem Archiv, wo das Stück an 13 Jahre geschlummert. In der Zeichnung solcher aus festem Holz geschnitzter Kerumeuschen wie Götz, der Richter von Zalamea und Hans Lange es sind, zeigt Baummeister's breite, starke Art ihre Größe und Bedeutung. Auch dieses Mal konnte man sich von ganzem Herzen an seiner Leistung erfreuen.

Im Deutschen Volkstheater ist Frau Odilon die Schutzpatronin, der Erfolg. Ein Versuch, in Fräulein Fay, einer ungarischen Schauspielerin, die zur deutschen Bühne überging, einen Ersatz für Fräulein Sandrod zu finden, mißlang kläglich. Im Ensemble lassen sich immer große Lücken, mit dem Humor,

wie mit dem Ernst der Darsteller sieht es schlimm aus. Aber Frau Odilon hat alle Sympathien des Publikums für sich, und mit einer guten Rolle löst sie die Besucher in hellen Schaaeren. Eine solche gute Rolle fand sie in Roberto Vacca's Komödie: „Mutren.“ Das ist ein geistvolles Stück, das mit liebenswürdiger Aumuth zwischen Keckheit und Frechheit läuft und mit heiligen Worten und Situationen in eleganter Manier Jangball spielt. Es behandelt das uralte Thema von der Treue und der Versuchung in einer neuen Form. Es verflucht den gewiß sehr moralischen Satz, daß wahre Liebe die beste Hüterin der ehelichen Treue ist mit Argumenten, die mit Moral sehr wenig zu thun haben. Es steckt viel seine Beobachtung, viel Menschenkenntnis und viel menschenüberlegener Humor in dem bunten Gewebe seines Gepländers. Das Stück hatte einen großen Erfolg, den größten, den das Deutsche Volkstheater in der Saison aufzuweisen hat.

Was das Deutsche Volkstheater sonst brachte, hatte nicht lange Bestand. Sardou's „Ghiomonda“ fiel ab trotz aller Pracht der Ausstattung. Ritt. Dummel's Lebensbild „Der kleine Lord,“ ein nach einem hübschen Roman unsäglich albern und roh gearbeitetes Drama brachte Fräulein Ketty einen großen Erfolg. Es ist nicht unmöglich, daß es sich Paul der entzückenden Darstellerin auf dem Repertoire behauptet.

In Wien wird eben beinahe alles zur Personenfrage: Politik wie Theater. Und so mag mir der Leser verzeihen, wenn ich ihm heute beinahe nur Persönliches schrieb. Darin steckt eben Wohl und Wehe des Wiener Theaters.

Gerhart Hauptmann's „Florian Geyer“.

Von Karl Emil Franzos.

Wer Jahr um Jahr die Berliner Premieren besucht, hunderte ihrer sündigen Besucher kennt und die anderen zu taxieren weiß, dem wird auch die Zeit bis zum Ausgang des Vorhangs nicht lang; er macht sich unshwer ein Bild der Stimmung im Theater. Sie ist selten eine gleichgültige, noch seltener eine unbefangene; es liegt in der Art des Großstädters, und nun gar des Berliners, der Premieren besucht, daß er sich nicht gern überraschen lassen will; er weiß gründlich alles im Voraus. Auch muß man zugeben, daß dies Vorurteil nicht immer nur ein Vorurteil ist; der Name des Autors, das Personen-Verzeichniß, die Notizen der Zeitungen werden klug kombiniert; man täuscht sich zuweilen, aber ebenso oft behält man Recht; und die Fälle, wo ein Stück durchgedrungen oder abgelehnt worden ist, weil man Recht behalten wollte, sind nicht gar so selten. Die Hauptsache ist natürlich diese Stimmung dennoch nicht, aber eine Hauptsache ist sie.

Nun denn, wer gestern Abend (4. Januar) im „Deutschen Theater“ seinen Platz einnahm, um Hauptmann's Bühnenspiel „Florian Geyer“ anzusehen, mußte, sofern er ein Kundiger solcher kleinen und großen Wetterzeichen war, nach wenigen Minuten wissen, daß die Stimmung diesmal auf Sieg deutete, auf einen vollen, ja herrlichen Sieg. Schon daß es sich um das neue, große Werk eines Dichters handelte, der nun doch wohl von den verständigen und gerechten Leuten aller Parteien als das stärkste dichterische Talent geschätzt wird, das heute für die deutsche Bühne schreibt, wäre genügend gewesen, aber zudem wußte man, daß es Hauptmann seit Jahren beschäftigt, daß es ihm selbst die Krone all' seines bisherigen Schaffens bedeutete. Und hat man je der Selbstkritik eines Dichters glauben dürfen, so hier; war schon das „Hannele“ Biergschaft, daß der Dichter der „Weber“ von der Theorie, ein Drama bedürfe weder eines Helden, noch einer geschlossenen

Handlung zurückgekommen, so bot nun ein Blick auf den Theater-Zettel dieselbe Gewähr — „Florian Geyer“, das Stück hatte einen Helden, und was für einen! Die Geschichte freilich weiß wenig Anderes von ihm, als daß er, obwohl selber ein Ritter, im deutschen Bauern-Kriege von 1525 ein tapferer Führer der Empörer gewesen und von den eigenen adeligen Sippen getödtet worden, aber das mußte für den Dichter, der in den „Webern“ für die Not der mißhandelten Armut, im „Pannele“ für ihr inniges, religiöses Empfinden so gewaltige, rührende, erschütternde Töne gefunden, gerade genug sein, um hier in einer Gestalt eine Zeit zu verkörpern, die von dem Jammer der geknechteten Kreatur, ihrem Ringen nach Befreiung, ihrem schwärmerischen Sehnen nach einem neuen, reinen Glauben so ganz erfüllt war. Kein Zweifel, hier war der rechte Mann über den rechten Stoff gekommen. Freilich, ein Vorpiel und fünf Akte, ein ewig langer Zettel und unter mehr als sechzig Personen knapp ein Zehnteil Frauen, jedoch was konnte dies verschlagen? — eben ein männliches Stück in jedem Sinn.

Aber auch alle kleinen Zeichen deuteten auf Sieg. Die literarische Partei, die Hauptmann mit Recht als ihren Führer und Bahnbrecher hochhält, war zur Stelle; in noch größerer Zahl die politische Partei, die ihn mit weit geringerem Rechte den ihren beizählt, die Sozialdemokraten. Von jenen Viveurs und Vivensja aber, über die ich in meinem ersten Aufsatz gesprochen habe, sah man nur eben die hartnäckigsten . . . kurz, günstig war Alles! Der Zufall hatte mich in eine durchaus unliterarische Umgebung verschlagen; zu meiner Rechten saß ein junger Mann, der seiner Frau gar nicht erst laut und freudig hätte zu sagen brauchen: „Endlich machen wir auch so 'ne Sache mit“, um erkennen zu lassen, daß er hier ein Neuling war; offenbar ein Industrieller aus dem fernem Südosten oder Nordosten. „Aber zehn Mark die Karte!“ klagte das runde Frauchen, worauf er: „Aber der Hauptmann! — die „Weber!“ weißt du?“ „So lies doch nur den Zettel! Erinnerst an den „Göh!“ Es wird uns noch nach dreißig Jahren freuen, daß wir dabei waren!“ Das beruhigte mich freudig, man hört nicht oft ein solches Wort im Theater. Aber wie ward mir erst, als sich nun mein Nachbar zur Linken an den Mann wandte: „Da haben Sie Recht! Das wird was Großes!“ Bei einer Berliner Premiere, wo sonst Fremde einander höchsten Injurien sagen! Nicht überall sind solche Gespräche geführt worden, das weiß ich, und ich könnte vielleicht Methusalem's Alter erreichen, ohne ein Gleiches zu hören, aber überall waren die Seelen auf den gleichen Ton gestimmt: Freudig-ernste Spannung, eine fast feierliche Erwartung.

Ich habe von dieser Stimmung schon deshalb eingehender gesprochen, weil sie etwas an sich Schönes und Seltenes war, aber auch, weil man sonst den

verblüffenden Verlauf dieses Abends nicht richtig beurteilen könnte. Ein stürmischer Abend, das weiß man aus den Zeitungen; Beifall und Zischen nach jedem Akt; was einem lauter in's Ohr gellte, wäre kaum zu entscheiden. Es war sehr schlimm, aber keineswegs, wie ich eben in der und jener Zeitung lese, etwas „Unerhörtes“. Genau so war es bei Subermann's „Schmetterlingsfätschler“, auch hier erschien der Dichter nach jedem Aktchluß unter einem Tahnwabohu von Beifallsgebrüll und häßlichen Zurufen, von Klatschen, Zischen, Weifen und Stampfen. Nur einmal, im fünften Akt, wurde der Standal schlimmer, als ich wenigstens ihn jemals in irgend einem vornehmeren Theater mit angehört habe; un- pöflich brach das Zischen und „Psi!“-Aufen los; der Ausbruch verblüffte sogar die Parteigänger des Dichters so daß es eine Weile währte, bis sie sich zu einer Gegendemonstration antraßen. Wohl fünf Minuten durchdröhnten nun die „Psi!“ und „Bravo“-Rufe, die Schimpfworte der Kämpfenden gegen einander das Haus; die Schauspieler agierten wie in einer Pantomime weiter; Niemand hörte, was sie sagten; man blickte nach der Bühne nur, weil man von Minute zu Minute das Sinken des Vorhangs erwartete, welcher der abscheulichen Szene ein Ende machen würde. Aber die Schauspieler agierten weiter; die Kämpfenden hatten sich heifer geschrien; eine ohnmächtige Frau wurde hinausgeschafft, dann konnte das Stück zu Ende gespielt werden.

An wem nun lag die Schuld? Der Mißerfolg an dem Werke, aber diese Standalizzen hat es nicht verdient. Wie es trotz der unvergleichlich schönen Stimmung vor Beginn, trotz der Fernhaltung der Leute, die sich sonst gern solche Emotionen schaffen, so kommen konnte, ist ein merkwürdiger Beitrag zur Psychologie des Theater-Publikums. Und darum scheint es mir richtig, Inhalt und Aufnahme Akt für Akt zu skizzieren.

Das Vorpiel. Ein Saal in der bischöflichen Feste ob Würzburg, von gewappneten Rittern erfüllt, die einen Domherrn umdrängen, der ihnen ein Dokument vorliest. Es währt lange, bis wir vor dem Gerassel der Panzer, den Zwischenreden und Hohnrufen aus zwanzig ungeliebten Rehen — denn es sind lauter mittelmäßige Schauspieler oder Statisten, die vorläufig auf der Bühne durcheinander wimmeln — verstehen, was dies Dokument enthält: das Manifest der Bauern. Wichtiges und Unwichtiges — Abschaffung der Frohnde, des Römischen Rechts, der Jagdgerechtigkeit des Adels u. s. w. — bunt durcheinander und von den Rittern gleichmäßig verhöhnt. Nur als auch die reine Lehre Christi, die Reformation gefordert wird, stimmt selbst in diesem Kreise Einer zu. Nebenbei erfahren wir, daß auch Ritter und Städte mit den Bauern sind; sie erringen Sieg auf Sieg; schon drohen sie Würzburg zu umschließen. Endlich erscheint der Bischof und nimmt Abschied von seinen Getreuen, denen er den Schutz seiner Burg überträgt. Der Vorhang fällt.

Beifall, freilich kaum von zwei Duzend Händen, aber kein Zischlaut. Den Beifall spendet die Partei, zum Zischen liegt kein Grund vor. Wohl aber zur Gutmüthigung. Auch der erste Akt der „Weber“ spielt im Hause des Bedrückers, aber mit welcher Lebendigkeit und Irene werden uns die Bedrückten vorgeführt, wie läßt uns dieser Akt, das Muster einer Exposition, Zeit, Menschen, Verhältnisse greifbar klar erfassen! Hier erfahren wir nur, daß die Herrschenden zuerst die Bauern verhöhnen und dann vor ihnen zittern, aber was die Bedrückten zum Aufstand getrieben, wie sie sich empört, das haben wir nicht gesehen, nicht einmal aus ihrem eigenen Mund erfahren, sondern nur einen Theil ihrer Wünsche vorlesen hören. Möglich, sagen wir uns, daß dieser Bischof, diese Ritter für den Fortgang der Handlung überaus wichtig sind, aber dann hätte der Dichter doch immerhin zu ihrer Einführung eine dramatisch bewegtere Scene erfinden müssen, als diese, in welcher zuerst vorgelesen, dann erzählt, und schließlich geredet, aber nichts gethan wird. Vor Allem aber, wo bleiben in dieser Exposition der Florian Geyer und seine Banern?!

Das muß nun, sagt sich der Zuschauer, kommen. Nun werden wir wohl in's Lager des Florian und seiner „schwarzen Schaar“ geführt, oder noch besser: in ein Dorf, wo sich die Bequämlen erheben, um zu den Brüdern zu stoßen. Aber als nun der Vorhang aufgeht, sehen wir Gelehrte und Ritter vor uns, die Bauern noch immer nicht. Ein Refektorium zu Würzburg; der Feldschreiber des Geyer, Lorenz Köffelholz, empfängt und erklärt Botschaften, Abgeordnete von Städten und Ritterschaften, die sich der Bewegung anschließen wollen, finden sich ein, daneben Gelehrte und fahrende Schüler. Es ist eine Scene von Stimmung und Kraft; etwas wie junge, rote Sonne liegt über den Gemüthern dieser Menschen und leuchtet aus ihren Reden; mindestens ein Zug der Bewegung, die Begeisterung für das Luthertum wird uns klar. Aber wie die Rektoren und Schüler empfinden, was sie alle Menschen als „Brüder“ begrüßen läßt, ist uns nicht die Hauptsache, sondern wie die Banern empfinden, welche Verzeiwung ihnen das Peil oder das Feuerrohr in die Hand gedrückt hat, wie der Sieg auf ihre Gemüther wirkt und was sie von der Zukunft träumen. Und wieder denken wir, als sich nun der Saal füllt, das müsse endlich kommen. Nun sehen wir ja die Führer, den Geyer und den Meister, den Kohl und den Bubenleben vor uns, dazu die Ritter und die Städter, aber über den Geist, der sie geemigt, fällt kaum ein Wort. In wilder Zwietracht schreien und lärmen sie durcheinander, und wahrlich nicht um große Dinge, sondern ob der Befragung der bischöflichen Feste freies Geleit gewährt werden soll oder nicht und wer der Führer sein soll. Die Einen schlagen den Geyer, die Anderen einen kleinen Ritter vor, klein von Gestalt und von Geist, über den wir schon

in der ersten Scene leblos haben reden hören und der sich nun vor unseren Augen lächlich und neidlich genug benimmt und dieser kleine Lump heißt — Götz von Berlichingen. Seine Wahl wird vereitelt, aber ebenso die des Geyer, wie eines Anderen. Immer wirrer und uns gleichgültiger wird dies Gezänke um Menschen, die wir noch gar nicht kennen, bis der Dichter zum Schluß durch einen kühnen Griff wieder Stimmung und einen starken Effekt hineinbringt. Florian Geyer schlägt vor, daß jeder Genosse mit dem Gedanken an seinen Todfeind sein Messer in einen Kreis bohre, den er an die Kirchenthür gezeichnet. Während die Messer unter wilden Aufen in's Holz fliegen, fällt der Vorhang.

Die Scene hat etwas Packendes, ja Aufregendes; selbst ein vorerinnertes oder ermüdetes Publikum vermöchte sich ihrer Wirkung nicht zu entziehen, geschweige denn dies so günstig gestimmte nach dem zweiten Akt; der Beifall klang laut und kräftig, bis der Dichter erstickte; von Zischern keine Spur.

Gleichwohl waren viele auch nun schon nicht mehr recht zufrieden; man vernahm es aus den Reden im Zwischenakt. Es sei keine Spannung vorhanden, tief der und jener seinem Bekannten zu, daneben hörte ich vor und hinter mir fast gleichzeitig die befremdete Frage: Was sagen Sie zu diesem Götz? Im Stillen legte ich mir selbst diese Frage vor und fand nur die Antwort: eben ein kurioser Einfall des Dichters und gewiß kein glücklicher. Der historische Götz ist dies nicht, so wenig wie es jener Goethe's ist, aber angenommen, er wär's, wo lag die Notwendigkeit vor, die Gestalt, die uns ein Großer so teuer gemacht hat, in solcher Beleuchtung als kleine Epifodenfigur einzufügen? Man denke, wie gering und zudem unfreiwillig Götz's Anteil am Bauernkrieg war! Ein seltsamer Einfall also, meinerwegen ein geschmackloser, aber kein unwürdiger, wie mir scheinen will, kein bewußtes Goethe-Attentat, wie heute Morgens die und jene Zeitung schreibt; das halte ich bei einem Dichter von Hauptmann's sittlichem Ernst für ganz unmöglich, hiervon abgesehen, daß es der Gipfelpunkt der Unflughet wäre, den Vergleich mit einem Meisterwerk dadurch herauszufordern, daß man seine Helden herabzerrt. . . Und die „Spannung“? Auch die mangelte wirklich, und zwar nicht bloß im gemeinen Theatersinn, auch in jenem dichterischen Sinn, dessen der Verfasser der „Weber“ voll war. Was verschlägt's, daß uns nicht eine einzelne Gestalt besonders interessiert, wenn uns eben alle interessieren, weil wir sie verstehen? Hier aber — dieser Florian Geyer samt all seinen zwieträchigen Verbündeten steht uns bisher nicht näher, als der Bischof mit seinen Vasallen — eben zwei feindliche Parteien; keine hat uns bisher an's Herz gegriffen, weil wir auch von keiner bisher einen Herzensstou gehört haben. . . „Hat's Dir so gut gefallen, weil Du so geklafft hast?“ fragte die

runde Frau zu meiner Linken ihren Mann. — „Gewiß!“ erwiderte er rasch. „Und dann, es ist der Hauptmann! Aber die Bayern hätte ich gerne gesehen!“ Ich auch, dachte ich im Stillen, aber als er nun fortfuhr: „Ich fren' mich schon, wenn sie endlich kommen!“, da konnte ich ihm nur bedingt zustimmen. Für das Beste, was uns die Bayern zu sagen gehabt hätten, dafür war nun, da ein volles Drittel des Stückes und damit die Exposition vorüber war, kein Raum mehr und keine Zeit. Das Werk konnte noch viel Schönes, vielleicht Gewaltiges bringen — den rechten Einblick in das Innenleben der Masse, wie er uns nach den beiden ersten Akten der „Weber“ festsetzt, erhebt, erschütterte, konnte es nun nicht mehr bieten.

Dritter Akt. Eine Schenke zu Rothenburg. Bürger, Spielleute, Landsknechte in tollem Wirbel durcheinander — lauter Leute, die wir bisher nicht kennen. Möglich, daß es in einer dentlichen Schänke des XVI. Jahrhunderts so herging; einige Minuten interessiert uns auch das bunte Bild, aber es vergeht eine Vierteltunde und wir wissen noch immer nicht, warum wir eigentlich in Rothenburg sind und nicht mehr in Würzburg, auch sehen wir weder den Bischof, noch den Florian Geyer, noch irgend eine Gestalt, die uns den Zusammenhang mit dem Stück verkörpert. Endlich erfahren wir: Der schwarze Geyer ist auch hier, er hat sich vom Kriegssat nach Rothenburg laden lassen, um Geschütze zur Belagerung der bischöflichen Feste zu entleihen. Möglich, daß das historisch richtig ist, aber der Dichter hat ihn doch sicherlich nur deshalb hierhergebracht, weil für sein Drama nun Rothenburg der wichtigere Schauplatz ist, als Würzburg, und von dem Augenblick ab, wo er die Bühne betritt, harren wir dessen, was er hier verrichten wird. Was aber ist's? Er schlägt einen talenden Landsknecht nieder und erhält dann einen Brief, aus dem wir erfahren, daß die Würzburger gegen ihr Versprechen die Burg gestürmt und daß Geyers „Schwarze Schaar“ aufgerieben ist. Der Führer ist darüber so entnütigt und empört, daß er den Kaiserlich ablegt und nicht mehr mitthun will.

Als darauf der Vorhang fiel, klang in den Beifall auch Zischen und siegerte sich, als die Parteilänger des Dichters noch einen zweiten Hervorruf erzwangen. Von meinen Nachbarn applandirte nur noch der zur Rechten, ein Sozialdemokrat, jener zur Linken schwieg und sagte dann fast verlegen zu seiner Frau: „Ich verstehe das alles auch nicht recht, aber ausziehen sollte man einen Dichter wie Hauptmann doch nicht.“

Die große Pause, alles frönt in's Jöyer. Diese Pause, in welcher Ansichten ausgetauscht, Urteile der und jener Kritiker, vor allem aber Malauer der und jener Witzlöcher zitiert werden, ist schon manchem Stück gefährlich geworden. Ich glaube nicht, daß es bei diesem Drama der Fall war. Die Stimmung war

eine gedrückte, aber respektvoll gegen den Dichter. „Ein Bayernkrieg ohne Bayern“ hörte man wohl sagen, oder: „Bisher sind die Gestalten Einem nicht recht verständlich geworden!“ — aber auch: „Hier ist eben nicht, wie in den „Webern“ ein Volk, sondern ein Einzelnr der Held — noch drei Akte — warten wir ab!“

Vierter Akt, der Landtag der Aufrührer zu Schweinfurt. Tiefste Entmutigung, Klagen über Ver- rat, Vorwürfe gegen einander. Die Szene festsetzt nicht, weil der Zuschauer die Leute, die da streiten und jammern, kaum kennt, und wie soll er nun gar ihre Empörung über den Abfall der Ritter und der Städte teilen, da er nicht weiß, warum diese früher mitgethan? Und diese Teilnahme steigert sich nicht wesentlich, als nun der Geyer erscheint und wieder einmal erzählt oder erzählt erhält, was in- zwischen vorgegangen und darauf das Streiten von Neuem angeht. Nur dieser fühlen, ungeduldigen Stimmung des Zuschauers ist es zuzuschreiben, daß eine Episode wohl stark, aber doch nicht so wirkte, wie sie es sonst vermocht hätte, denn sie scheint mir zu dem Bedentendsten, menschlich Erschütterndsten zu gehören, was Hauptmann geschrieben hat: es wird eine vor Uebermuth des Schmerzes irrsinnig gewordene Frau hereingeleitet, deren Sohn von dem siegreichen Markgrafen geblendet worden. Dichterisch, wiederhole ich, scheint mir diese Episode das Beste am Drama und würde darauf unmittelbar eine starke Ermannung und Erhebung der zwieträchtigen Führer folgen, sie wäre auch theatralisch wirksam. So aber werden, nachdem Mutter und Sohn hinausgeführt worden, noch eine Weile stolze und schüdnle Worte getauscht, bis die Einen sich abwenden, die Anderen mit Florian Geyer in den letzten Kampf ziehen. Die Episode steht vereinzelt und hat darum den Weissen wohl nur den Eindruck des Unälendern gemacht; ihrem poetischen Wert wurden sie nicht gerecht. Ich schließe dies aus der Aufnahme des Aktes. Das Zischen wuchs an; als die Fremde Hauptmanns einen zweiten Hervorruf erzwangen, klang es lauter, als der Beifall. Mein Nachbar zur Rechten applandirte noch immer, aber den zur Linken hörte ich zu seiner Frau sagen: „Es thut mir leid, daß so Viele zischen, aber ich find's begreiflich. Das Stück quält und ist eigentlich gar nicht interessant.“

Fünfter Akt. Wieder die Herberge zu Rothenburg, diesmal Nachts. Lang, sehr lang spinnut sich die Szene zwischen dem Wirt und seinen Gästen hin, aus der wir erfahren, daß die Sache der Aufrührer ganz und gar verloren ist. Hier zum ersten Mal waren Laute der Ungeduld bei offener Szene zu hören; noch gelang es jenen, die gegen solche Roheit sind und meinen, daß ein Dichter jedenfalls gehört zu werden verdient, so lange er das Wort hat, dieses Unfugs Herr zu werden. Es wäre vielleicht nicht gelungen,

wenn Geyer nicht auch diesmal endlich erschienen wäre; wie wenig die Zuschauer auch von dem Führer wissen, der immer nur erscheint, um Hiobsposten zu empfangen oder zu erzählen, aber fast nie, um etwas auf der Bühne zu thun, wie unklar ihnen auch sein Inneres geblieben ist — er schwärmt für ein starkes deutsches Kaiserthum, spricht viel von Barbarossa, war aber in französischen Diensten, will in diese Dienste nur deshalb nicht zurückkehren, weil er nicht „Weltlichem“ dienen mag, nachdem er „Himmellichem“ gedient, giebt die Veredlung des Vorwurfs, den Ausrubr mit französischem Geld geschürt zu haben, indirect zu und verliert kein Wort darüber, wie er gerade mit Hilfe der Bauern das Kaiserthum aufzichten will — kurz, trotzdem und alledem ist dieser Mann den Zuschauern doch noch die relativ vertrauteste Gestalt und er fühlt sich in diesem Wirrsal von Gestalten heimischer wenn er mit auf der Bühne steht. Auch diesmal erfahren wir nur, daß abermals eine Schlacht, die bei Königshofen, verloren ist, und dann wird der Lieutenant des Florian, Tellermann, hereingebracht und stirbt vor unseren Augen, er stirbt nach qualvollem Todestampfe, unter großem Lärmen, und doch haben wir ihn bisher nur von einer Begegnung her in flüchtiger Erinnerung. Darum verlagte die Scene, und als kurz darauf der Vorhang fiel, war die Zahl der Zuschauer gewachsen. Auch mein Nachbar zur Linken zischte. „Aber, Georg —“, mahnte die Frau. „Ach was,“ war seine Antwort, „ich kenn' ja den Tellermann gar nicht und soll ihn da fünf Minuten herben sehen?“

Sechster Akt. Schloß Nimpar, das dem Schwager des Florian, Wilhelm von Grumbach gehört. Es ist von den Siegern besetzt, die sich beim Abzichens aus der Zeit zwischen einem Gericht und dem andern dadurch vertreiben, daß sie eine Horde gefangener Bauern verhöhnen und sie die Hegepeitsche fühlen lassen. Diese Scene war's, die zu dem häßlichen Standal geführt hat, von dem ich Eingangs sprach. Ich möchte mit allem Nachdruck betont haben, daß sie an sich dies Schicksal nicht verdient hat; sie ist quälend und unschön, gewiß, aber sie ist beides in unendlich geringerem Maße, als etwa jene Scene in den „Webern“, wo dem Alten von zu viel Hundebrotan läbel wird. Wenn sie gleichwohl solchen Sturm erregte, so wird dies nur aus zwei Umständen erklärlich. Da erschienen sie nun endlich — im sechsten Akt — diese lang ersehnten Bauern, diese Helden des Bauernkriegs — und in welcher Gestalt! Man hörte sichern — der Respekt vor dem Dichter war bei Vielen für den Augenblick dahin. Und als die Scene eine quälende Wendung nahm, da wollten sich eben die und jene Leute diese Qual nicht gefallen lassen und mißhandelten den Dichter. Mein Nachbar zur Linken war einer der Schlimmsten: „Pfui!“ — „Schluß!“ schrie er wie besessen. — Aber dieser selbe Akt brachte auch eine Scene, die mir neben der Refektorien im Würz-

burger Refektorium und der Episode des Geblendeten mit als die wertvollste des Stückes erschienen ist: die Sterbeszene Florian Geyers. — Wie er auf's Schloß kommt, ist klar — etwa deshalb, weil er sein Weib hier vermutet? er hat sich auch sonst nie um sie gekümmert und ist mit seiner Lagerbirne, einem ins niedrige übertrieben Käthchen von Heilbronn, umhergezogen — aber alles folgende ist klar, plastisch, ergreifend. Wie ihn die eigene Schwägerin verrät, die Ritter ihn umstellen und sich doch nicht an ihn heranzuwagen, bis ihn jener Landsknecht, den er zu Rothenburg niedergeschlagen, aus dem Hinterhalt ermordet — wie er noch im Sterben den Feinden Furcht erweckt, dies alles wirkt und muß wirken. Dieser Wirkung und dem Protest des gebildeten Publikums gegen die Ausbrüche der Ungebildeten, die unmittelbar vorangegangen, ist es zuzuschreiben, daß Hauptmann schließlich doch unter stärkerem Beifall als Zeichen vor dem Vorhang erscheinen konnte.

Es bleibt mir nach dieser Analyse des Dramas und seiner Aufnahme nur wenig mehr zu sagen übrig. Der und jener motivirt dieses Schicksal der Dichtung durch die entlegene Zeit, in der es spielt, die altertümliche Sprache, in der es geschrieben ist. Das scheint mir unrichtig; man wäre dem Dichter nach dem Franken des XVI. Jahrhunderts ebenso gern gefolgt, wie nach dem Schlesien der vierziger Jahre, sofern er nur eben Zeit und Menschen gleich faßbar vor uns hingestellt hätte. Was aber die Sprache betrifft, so ist es ja schwer, sie nach einmaligem Hören zu beurtheilen, aber mich wenigstens hat sie niemals gestört (etwa nur die Häufung des „sasi“ [für „sehr“] abgerechnet) und zuweilen durch ihre herbe Kraft erfreut. Wieder andere meinen, der Mangel an weiblichen, das ungeheure Angebot an männlichen Rollen habe befremdet. Dies ist wohl richtig, trifft aber den Kernpunkt nicht. Der Kernpunkt ist: ein Drama braucht einen Helden und eine Handlung, und erhalten wir statt der Handlung einzelne Bilder und erfahren wir, weil der Dichter allzuviel charakteristische Einzelgestalten vorführen will, zu wenig vom Helden, so verlagert eben die Wirkung. Nicht eine Zeit, nicht ihre Kämpfe sind uns auf der Bühne die Hauptsache, sondern das Schicksal des Einzelnen und der Nächsten um ihn her. Aber die „Weber?“ Hier liegt eben der Fall vor, wo es einem Dichter gelang, ein Volk zum Helden zu machen, für den wir uns interessieren — gelang durch seine Begabung, durch die Klarheit der Verhältnisse, durch die starke Regung des sozialen Gewissens in unseren Tagen, die ihn mächtig förderte. Aber das ist ein Ausnahmefall; er stürzt die Geseze des Dramas nicht um, denn sie gründen sich auf unsere Natur, wie wir Menschen nun einmal sind und immer bleiben werden. Florian Geyer hat die Ausnahme, die ich geschildert habe, gefunden, weil die Natur stärker ist, als der Naturalismus. Berlin, 5. Januar 1896.



Minchens und Pinchens Sommerfrische.

Novelle von Marie von Olfers.

(Schluß.)

Draußen hörte man Ninetta's fröhliches Lachen. Bald saßen sie vergnügt um eine improvisierte Tafel, sehr zierlich gedeckt mit einem freilich zerrissenen Tuch, darauf in zerbrochenem Topf ein riesiger Fliederstrauch.

„Mancher hält das für Lugns,“ jagte sie, seinen Duft einsaugend, „uns ist das Schöne Lebensbedürfnis; der liebe Gott hat es eingeseh'n und uns diesen herrlichen Busch an die Thür gestellt.“

Sie fütterte dann abwechselnd Väterchen Pelegrino und die Zwillinge, die sie beide zuletzt auf dem Schoß hatte, lachte über Carlo's Ungeheiß, wenn er ihr helfen wollte, und war ganz die alte Nina vom Meerestrand.

Jetzt geriet Minchen doch in einen Mauth von Seligkeit, daß ihr Kind so geworden, grad so, sie wollte es garnicht anders haben und ständen auch zehn Pinchen dagegen auf.

Ninetta wollte sie auf die Bahn bringen, aber sie litt es nicht. „Väterchen brauch Dich. Und die Zwillinge!“

Carlo bot sich an, die Wartung zu übernehmen, bis Ninetta zurückkomme.

„Du bleib' lieber davon,“ rief diese, „Du bist dabei nur im Wege. Verteidige Dich nur nicht. Wenn Du nicht eine so praktische Frau bekommen hättest, wer weiß, was aus Dir geworden wäre.“

X.

Praktisch? In tiefem Sinnen, was wohl Pinchen von diesem praktischen Haushalt halten würde, wanderte Minchen, wieder ernüchtert, dem Bahnhof zu. Besser, dachte sie, sie wären weiter fort und diese Niederlassung könnte vor der Bejtrungen verheimlicht werden.

In den Händen hielt sie noch träumend den großen Fliederstrauch, den ihr Ninetta zum Abschied, „damit Du an uns denkst“, in die Hand gesteckt.

Da es kein Sonntag war, auch kein gesuchter Ort, war der Bahnhof ziemlich verlassen. Nur ein großer Koffer stand darauf, der ihr wunderbar bekannt vorkam. Sinnend ging sie nach dem Schalter und prallte mit Jemand in der Thür zusammen.

„Minchen!“

„Pinchen!“

Minchen zitterte am ganzen Körper; ihr war der Schreck so in die Glieder gefahren, daß sie, blaß wie Schnee, sich setzen mußte.

Pinchen stand dräunend vor ihr.

„Und Du willst nach Italien?! Mit diesen Nerven?“

„Ich nach Italien? Pinchen! daran denk ich nicht.“

„Das ist wenigstens vernünftig. Aber warum bist Du denn so heimlich zu der alten Person gefahren?“

„Zu der Alten? Es ist eine — eine Junge hier.“

„Ninetta?!“

„Ja!“

„Und hier!“ Nun wurde Pinchen wirt im Kopf. „Schon zurück?“ stammelte sie.

Minchen nickte. „Sie lebt jetzt hier, auch Signor Pelegrino —“

„Na etwas mehr Entfernung hätte ich mir gewünscht!“

„Sie wird ja nicht zu uns kommen,“ betenerte Minchen, „ich werde lieber zu ihr fahren, das wird besser sein. Aber, Pinchen, dann wirst Du auch nicht scheitern, wenn ich etwas viel Geld brach.“

„Dacht ich's doch! Die Schlange! Da hätten wir es noch bequemer gehabt, wenn sie geblieben wäre.“

„Das ging ja nicht, Pinchen! Wärest Du nicht so schroff gewesen, es wäre wohl alles anders gekommen. Ninetta ist verheiratet.“

„Mit Signor Pelegrino?!“ schrie Pinchen.

„Ach nein, mit seinem Nefsen Carlo. Jetzt ist er noch Stubenmaler, aber selbst Signor Pelegrino nennt ihn ein Genie.“

„Das ist mir eine ganz verdächtige Sorte von Kunstkenner. Na, dann sind wir sie wenigstens mit guter Manier los, da sie einen Mann hat.“

„Aber auch noch zwei süße Kinder, Pinchen, sie kann weniger denn je ohne mich fertig werden. Ich bin sehr glücklich darüber.“

„Du bist und bleibst ein gutes geschorenes Schaf. Na, wenn es Dich beglückt, opfere Dich weiter. Im Grund bin ich ganz froh, daß sie einen Mann hat, und ich mein Mäuschen. Dafür geb' ich sogar eine ganz anständige Summe in den neuen Haushalt.“

Im ersten Mal wohl im Leben war sie zärtlich gegen die Schwester. „Nun thust Du mir nur eine Liebe,“ bat sie, „und fährst nach Haus. Ich komme mit dem nächsten Zug nach, vielleicht auch erst morgen; ich mache meinen Frieden mit Ninetta und bespreche das Weitere mit ihrem Mann. Ein Mann ist immer klüger in solchen Sachen.“

Minchen hatte große Bedenken über den Besuch, wagte aber die versöhnliche Stimmung der Schwester, die sie garnicht erwartet hatte, nicht zu stören. Folgsam wie ein Kind stieg sie ein, und sogar der große Koffer wurde ihr anvertraut.

Pinchen machte sich sofort auch nach Ninetta's Wohnung, Minchen zu Liebe wollte sie die Sache so friedlich wie möglich in Ordnung bringen. Geld war jetzt offenbar die Hauptsache, und in großen Momenten konnte Pinchen auch großartig sein. Der Abend war hereingebrochen, der Mond blendete voll die Gegend, der ferne Wald, die sandigen Ebenen erglänzten wie Silber, alle Mängel des verfallenen Häuschens verschwanden vor seinem Zauber.

Es brannte noch Licht. „Wieder eine Verschwendung,“ dachte Pinchen, „solche Leute müßten längst schlafen.“

Als sie so neben dem Fliederbusch stand und im Stillen meinte, ein Obstbaum sei besser, öffnete sich die Thür gewaltsam und Ninetta stand verstört, mit wirrem Haar, vor ihr.

„Kommt der Arzt, Carlo?“ schrie sie.

Sie war wunderbar wenig überrascht, als sie Tante Pinchen erkannte. Offenbar war ihr Geist nur bei dem Kranken. „Er hat einen Anfall gehabt — ich fürchte, er stirbt,“ jammerte sie, „o mein Bäterchen!“

Pinchen faßte sie sanft am Arm: „Ich helfe Euch!“

„Was willst Du helfen, wenn Du kein Arzt bist. Carlo hat ihn gewiß wieder nicht gefunden, der findet nichts.“

„Sag' wo es ist, ich bring Dir den Arzt.“

Ninetta beschrieb ihr den Weg. Pinchen ging mit Bindeseile. Thaten, das war ihre Sache, und dies schien ihr eine glückliche Anbahnung des neuen Verhältnisses.

Carlo rannte offenbar noch in der Ferne herum, als sie mit dem Arzt wiederkam; sie hatte ihn erst an drittem Ort erreicht.

Glücklicherweise verhinderte die Dunkelheit Pinchen, alle Niederlichkeiten dieser Häuslichkeit zu sehen.

Signor Pelegrino hatte das Angesicht eines Sterbenden — offenbar phantasierte er, denn er sprach nur von Wonnen, vom Reichtum, von der Schönheit seiner Umgebung.

„Es ist das Blumenfest, Ninetta, laß uns eintreten in die Kirche und Gott danken, daß wir endlich da sind. . . So, gebt mir die Wegzeihung, ich bin müde, mich dürstet. Ich komme! ich komme!“

Der Arzt konnte ihm nur noch die Augen zudrücken.

Ninetta lag schluchzend auf den Knien und küßte die kalten Hände. Sie sah kaum, daß Carlo neben ihr kniete, hörte nicht, daß die Kleinen weinten.

Pinchen hatten sie offenbar ganz vergessen. Die machte sich um die Wiege zu thun, gab den Büchsen Milch, legte sie zurecht und als noch immer Niemand von ihr Notiz nahm, klopfte sie Carlo leise auf die Schulter. Dieser aber, der glaubte, es sei Minchen — die Schwestern hatten bei dieser unsicheren Beleuchtung eine gewisse Aehnlichkeit — schüttelte sie sanft ab, ohne sie viel anzusehen und sagte: „Ach, lassen Sie uns nur jetzt in Ruh und ganz bei ihm.“

„Ich muß aber fort, und das noch heut Abend. Minchen schickt mich, ich soll alle Anordnungen treffen. Sei'n Sie ein Mann.“

Dieser letzte Trunpf schien ihr diesem jugendlichen Burschen gegenüber sehr notwendig.

Carlo prallte zurück, als er sie erkannte. Dann aber raffte er sich auf und zog sie etwas ungeremoniös, wie Pinchen im Stillen dachte, in die nächste Kammer.

„Was wollen Sie ausrichten?“ fragte er heftig. „Sie sind uns eine Fremde. Tante Minchen hat sich einen wunderbaren Boten ausgesucht.“

„Eigentlich seh' ich nichts Merkwürdiges darin. Bin ich nicht auch Ninettas Tante?“

„Das kann ich leider nicht leugnen,“ sagte er zornig.

Pinchen merkte, daß ein Sturm im Anzuge war. Er war auch von derselben Sorte, das Blut jagte ihm in Stirn und Wange. So glatt, wie sie gedacht, ging es wohl nicht. Man rechnet immer nach dem eignen Charakter und stellt sich die Andern ebenso vor, darüber giebt es dann meist eine Verwirrung wie beim Turmbau zu Babel.

Es wurde ihr plötzlich angst. „Ich möchte etwas für Sie thun,“ jagte sie, „es wird viele Kosten geben, eine Beerdigung —“

Carlo ließ sie nicht weiter reden.

„Das ist meine Sache; Sie sind wenigstens nicht meines Onkels Verwandte, so viel ich weiß.“

Jetzt trat auch Ninetta in die Thür, sie hatte Carlos erregte Stimme gehört.

Sie flog auf ihn zu. „Schick sie weg,“ rief sie, sich an ihn klammernd, „sie hat kein Recht, hier zu sein, wir wollen nichts von ihr.“

„Du bist rasend — toll wie immer,“ erinnerte Pinchen, nun selbst erregt, „deines Kindes wegen könntest Du klüger handeln.“

„Ich will aber nicht klug sein, nach deiner Art. Deine Klugheit hat mich und Tante Minchen auseinander gebracht.“

„An deinen Mann denkst Du auch nicht. Er muß mit seiner Kunst nur nach Gelderwerb gehen.“

„Das haben Höhere, Bessere als ich gethan,“ rief er zornig. Seine Augen blißen gefährlich. „Wenn sie uns eine Unterstützung zukommen lassen wollten, sind sie an die Falschen geraten. Wir sind kein Bettelgesindel.“

„Nun, und weshalb hat denn Ninetta um Geld geschrieben?“

„Ninetta!?“ Er sah sie vorwurfsvoll an. „Ich dachte, wir hätten genug.“

„Es war doch des Väterchens wegen,“ antwortete die junge Frau schluchzend, „und Geld von Tante Minchen — von der habe ich viel

mehr genommen als Geld! Und für den, der da drinnen liegt, hätte ich Alles gethan! Jetzt braucht er nichts mehr und wir auch nicht.“

„Es war also ein Mißverständniß,“ sagte Carlo, höflich Tante Minchen hinaus komplementirend. Draußen aber sagte er ihr: „Es ist besser, wenn unser Verkehr überhaupt aufhört, auch mit Tante Minchen. Ninetta hat es jetzt drei Jahr ohne sie ausgehalten, es wird auch ferner geh'n. Es kommt nur Unfrieden daraus.“

Ja, darin hatte er recht. Aber was sollte sie Minchen sagen? Würde sie das je einsehen? Ninetta wohl auch nicht! Was sollte das werden?

XI.

Sie schlich bedrückt, wie das böse Gewissen, nach dem Bahnhof und hatte doch eine so gute Absicht gehabt!

„Es ist mir ganz unverständlich,“ wummelte sie, „wie der Himmel zulassen kann, daß Einem wohlgemeinte Thaten in schlechte verbreht werden. Woran liegt es nur, daß ich so leicht Anstoß gebe. Ich sage doch nur die Wahrheit. Wo ein Loch ist, thut man doch Dem einen Gefallen, dem man den zerrissenen Mantel zeigt; besonders wenn man ihn noch gut flicken will.“

Zu Haus fand sie Minchen im Bett, fiebernd. Es war zu viel für sie gewesen. Sie verzehrte sich in Sorgen um Nina.

„Du mußt hin, Du mußt ihnen helfen!“ flehte sie.

„Ach, die brauchen uns nicht!“ erwiderte die Schwester verlegen.

„Ich glaub's nicht, Pinchen! Du hast es gewiß nicht auf die rechte Weise angefangen, und nun liege ich hier fest.“

Endlich kam der schlimme Tag, an dem all' die Ausflüchte Pinchens zu Ende waren. Sie mußte Signor Pelegrino's Tod bekennen, und daß sie Carlo zur Thür hinausgesetzt mit dem Wunsch, von ihnen beiden nichts mehr zu hören. „Und Ninetta?“ Ninetta?“

„Ist sie nicht schon ein Mal fortgelaufen? Hat sie all die drei Jahre nach Dir gefragt?“

Daranf schwieg Minchen und drehte sich zur Wand. Sie machte auch keine Anstrengungen mehr, gesund zu werden, wie in der ersten Zeit, um fort zu können. Tag Tag für Tag, mochte nicht essen, nicht sprechen, konnte nicht schlafen. Pinchen fuhr im Haus umher wie eine

Bergzweifelte, schalt, drohte, aber das machte die Sache nicht besser.

Nieke äußerte: „Was hilft's, wenn man einem Ertrinkenden sagt, er soll sich an eigenen Pops aus dem Wasser zieh'n? Er bringt's doch nicht fertig.“

Thatenlos zuseh'n, das war unmöglich, und so reiste in Pinchens kraftvoller Seele ein Entschluß. Sie wollte den gordischen Knoten nicht zerhauen, das gab gewiß wieder Unheil, nein, sie wollte ihn lösen. Sanft, ohne Gewalt, in einer Art, mit der sie sich noch nie befaßt hatte. Keine Demütigung wollte sie sehen, um Ninetta heranzuschaffen, keine Erniedrigung, nicht inständige Bitten. Bis jetzt wurde ihr freilich noch immer ganz schlecht bei dem Gedanken.

An einem trüben Herbsttag machte sie sich auf. Das Hänschen sah böß aus, wie eine alternde Schöne. Zu Fesseln hing noch etwas buntes Laub an den Bäumen, misfarbig lag das übrige am Boden.

Der Sturm, der durch die Straßen setzte, rannte an Pinchen herum, kehrte ihr den Schirm um, riß ihr den Hut ab. Sie hatte mit Würde auftreten wollen, aber bei dem Wetter ging es nicht. Geknickt und klein rettete sie sich zum Vorbau der Thüre und zupfte sich zurecht. Wenn nur Carlo nicht käme. Die Prüfung wäre zu stark; dieser Grünschnabel! dieser freche Spatz!

Sie zog die Glocke, wartete und merkte dann, daß sie abgerissen war. Natürlich! hier konnte doch nichts ganz sein. „Man könnte das ganze Mobilier mitnehmen,“ meinte sie, als die Klinke unter ihrer Hand aufging. „Na, aber es lohnte nicht,“ ergänzte sie, als sie dieser mangelhaften Geräte ansichtig wurde. Desolat, aber bunt sah es drinnen aus. Die wackligen Möbel gepunkt mit vertrockneten Büschen und wunderbarem Zeug. Grad' wie beim alten Signor, eine poetische Kumpelkammer, für die leider Pinchen keinen Sinn hatte.

Auf einer verwitterten Decke saßen die Zwillinge, offenbar sich selbst überlassen. Sie öffneten die rosigten Mündchen zu einem Zndiavergehen, als sie Tante Pinchen ansichtig wurden. Beleidigt zog sie sich zurück. Sie hatte ihnen etwas mitgebracht, aber unartige Kinder bekommen nichts. Sie teilte ihnen das in einer längeren Rede mit, aber diese Wilden verstanden sie nicht, oder waren der Vernunft ebensowenig zugänglich, wie ihre Eltern.

Durch das fortgesetzte Gebrüll wurde wenigstens die Mutter angelockt.

„O Tante Pinchen!“ rief sie, „wie gut Du bist, daß Du kommst trotz dieses bösen Carlo. Ich habe ihn gehörig heruntergemacht, als ich dahinter kam, weshalb Tante Minchen nichts mehr von sich hören ließ. Wie bang' ich mich nach ihr! Wo ist sie? Warum kam sie nicht mit?“

„Weil sie krank ist, krank an Deinem Un dank.“

Ninetta öffnete ihre dunklen Augen entsetzt über diese verperliche Wirkung ihrer scheinbaren Lieblosigkeit.

„Aber ich konnte doch nicht fort, Tante Pinchen, wegen der Zwillinge. Du glaubst nicht, wie toll Carlo sein kann, ich darf ihn keinen Augenblick allein lassen mit den Kindern, er behandelt sie ganz als Spielzeug. Ein Mann, siehst Du, versteht, glaub' ich, selten etwas von Kinderworte.“

„Dein Mann sicher nicht, da er noch solch ein Junge ist und, fürcht' ich, immer bleiben wird. Ihr seid Euch übrigens einander wert. Vernunft habt Ihr zusammen nicht genug, um ein Küchen groß zu ziehen.“

„Du würdest es gewiß weit besser verstehen, Tante Pinchen,“ verteidigte sich Ninetta demütig, „aber der Himmel hat sie doch nun einmal uns gegeben.“

„Na, dann mögen also die armen Dinger sehen, wie sie mit Euch durch dies gefährliche Leben kommen; aber Minchen muß geholt werden, und das gleich. Du fährst sofort hin, und bist am Abend wieder hier. So lange warte ich die Wälder.“

„Ach wie schön. Carlo kommt ja meist spät zurück.“

„Deinen groben Carlo will ich unter keinen Umständen sehen, also paß' auf, daß Du den Zug nicht verfehlt. Du bist grade die Person dazu.“

„Es wäre mir auch garnicht lieb, wenn ihr Euch tröst,“ meinte Ninetta. „Wenn Carlo einmal böß ist, fürchte ich mich selbst vor ihm. Wir zanken uns dann gründlich, es thut uns ganz wohl, wie ein Sommergewitter. Aber bei Dir — mit einer alten Tante ist das freilich ganz etwas anderes.“

„Natürlich — bei uns würd's einschlagen. Mach, daß Du fortkommst.“

„Wirst Du auch mit den Kindern fertig werden, Tante Pinchen?“

„Wie sollt' ich mit solchem Kropfzeug nicht fertig werden? So etwas ist nicht viel anders wie kleine Gänse, und darauf versteh' ich mich.“

„Gieb ihnen nur einen kleinen Puff, wenn sie nicht folgen. Sie sind's gewöhnt, nur nicht zu arg. Der Dicko fordert es fast, er hört nicht auf zu brüllen, eh' er ihn weg hat.“

„Wenn ich bei ihnen bin“, sagte Pinchen salbungsvoll, „sind sie versorgt.“

Als die Mutter fort war, setzte sich Pinchen mit ihrem ewigen Strichstrumpf geduldig in eine Ecke. Da das Gebrüll wirklich nicht aufhörte, gab sie den gewünschten Puff, aber sie schien doch nicht die mütterliche Art getroffen zu haben, denn das Geschrei wurde jetzt so herzbrechend, daß die neue Erzieherin einen Zusammenlauf der Nachbarn befürchtete. Offenbar hielten die Kinder sie für eine Menschenfresserin, die sie schlachten wollte.

Pinchen zog in der Angst, ganz gegen ihre Prinzipien, die rothgen Apfelf aus der Tasche und zeigte sie von fern. Das Resultat war glänzend. Der letzte Klage-ton blieb ihnen in der Kehle stecken, sie lächelten unter Thränen, nahmen die Früchte huldvoll in Empfang und bissen tapfer mit den weißen Zähnen hinein.

„Es scheint,“ dachte Pinchen, deren erste Erfahrung dies im Erziehungsfach war, „bei Kindern kann man andere Seiten aufziehen, als bei großen Menschen. Milde wirkt besser als Strenge, und Wohlthaten werden gebührend anerkannt.“

Sie war noch in tiefes Sinnen über dieses Problem versunken, da that sich die Thür auf, und Carlo erschien. Er kam eine Farbe zu holen, die er brauchte. Es war ein Unstern, der immer grad' die Zwei zusammenführte, die nicht zusammen kommen sollten.

Eine Gespenstererscheinung hätte ihnen nicht erschreckender sein können. Die Zwillinge schlugen ein Freudengeheul an, die Äpfel waren verzehrt, der Vater kam, sie von dieser fremden, unerklärlichen Gewalt zu befreien, die sich plötzlich in ihr friedliches Dasein gedrängt. Begehrlich streckten sich ihm vier Aermchen entgegen.

„Was wünschen Sie?“ fragte er heftig.

„Na, na, solcher Empfang —“

„Soll ich mich vielleicht freuen, daß Sie doch wiedergekommen?“ frug er barock.

„Bitter wie Galle ist's mir, hier bei Ihnen zu sein,“ entgegnete Pinchen, „aber was sein muß, muß sein.“

„Ninetta ist gewiß wieder schuld! ich werde sie rufen!“

„Sie werden Ninetta nicht rufen! Ninetta ist fort.“

„Fort?“ wiederholte er, und seine Augen funkelten gefährlich. „Sie haben sie fortgeschickt, zu Tante Minchen geschickt! Wie kommen sie dazu — hinter meinem Rücken?“

Da riß Pinchen die Geduld.

„Ninetta wird wohl wissen,“ erwiderte sie scharf, „wo sie hingehört, wenn ihre Tante, die sie als elendes Wurm aufgenommen, krank ist und nach ihr verlangt.“

„Es wäre auch morgen Zeit gewesen,“ murkte er. „Aber trotzdem weiß ich nicht, was Sie hier wollen? Sie, die nichts für sie gethan hat, die Sie uns plagen und verfolgen, wo Sie nur können?“

„Ich warte Ninettas Kinder. Die Mutter hat sie mir anvertraut, Ihnen nicht.“

Er schlug eine helle Lade auf. „Mir nicht! dem Vater nicht! Na warte, Ninetta, dafür sollst Du büßen. Es sind meine Kinder, ich kann mit ihnen machen, was ich will.“

„Aus dem Fenster werfen,“ spottete Pinchen, „grad' wie Minchen ihr Vermögen. Glücklicherweise sind noch vernünftige Leute da, die es hindern.“

„Das fehlte noch, daß Sie mich hindern, meine Kinder anzufassen. Thöricht ist es, albern! Reizen Sie mich nicht, ich habe Ninetta versprochen, nicht mehr heftig zu werden, aber Ihnen gegenüber mag der Teufel sanft bleiben. Feuer und Wasser vertragen sich nun einmal nicht.“

Damit ergriff er einen der Zungen, warf ihn hoch in die Luft, fing ihn wieder, dann den andern; sie streckten immer schon die Aermchen empor, sie konnten offenbar das Spiel sehr gut, krächten und jauchzten, was sie konnten.

Pinchen sah empört und entsetzt zu. Ein Vater, der mit seinen Kindern Ball spielt — unerhört. Sie war fest entschlossen, es nicht zu dulden.

„Man sollte denken, Sie wären sechzehn Jahre alt,“ schalt sie giftig, „wenn etwas geschieht, haben Sie es zu beantworten. Was plagt mich auch, Ihre Kinder zu warten. Hätte ich es nur nicht Ninetta versprochen.“

„Sie haben es aber versprochen,“ höhnte Carlo lachend, „nun halten Sie es auch!“ Und damit flog wieder ein Büschel in die Luft. „Nicht einmal fangen können Sie ihn. Sehen Sie, selbst eine so weise Tante kann nicht immer halten, was sie verspricht.“

Jetzt hatte sie den einen glücklich im Bettchen.
„Den bekommen Sie nicht mehr,“ rief sie.
„Seien Sie doch nicht so kindisch.“

Dies Wort, weil es wahr war, traf ihn wie ein Stich. Er warf den dicken Krauskopf fast bis an die Decke. „Sch'n Sie, das mach' ich täglich, ich kann das.“

Er fing ihn auch glücklich wieder auf, aber er hielt ihn erstarrt ohne Lebenszeichen in den Armen.

Pinchen fuhr empört auf ihn los. „Jetzt seh'n Sie, wohin Ihr Leichtsinns führt.“

„Er stirbt, er stirbt!“ jammerte Carlo, „mein Liebling! Und Ninetta, ach, wenn das Ninetta sieht!“

„Ach was, stirbt sich nicht so leicht, und klagen hilft nichts. Es ist ein Starrkrampf, ich kenne das, ich sah es schon einmal.“

„Einen Arzt, ich hole schnell einen Arzt!“

„Sie! Sie finden ja doch keinen, helfen Sie mir lieber. Ich weiß, was zu thun ist. Schreien Sie nicht so — still muß es sein, wo eines krank liegt.“

Carlo senkte beschämt den Kopf.

„Nie, nie will ich wieder leichtsinnig sein,“ schwur er.

„Na, das werden Sie ebensowenig halten können, wie ich, Kinder zu warten, die solchen Vater haben.“

Eine schwere, bange Stunde verging, eh' das Bübchen wieder zu sich kam.

„Wenn ich nun nicht dagewesen wäre?“ frug Tante Pinchen triumphirend. „Sie braucht mich ja mehr wie Tante Minchen.“

„Ach ja“, seufzte er beschämt, „wir haben große Fehler — aber nicht wahr, wenn das Kind —“ er vollendete nicht, „das wäre doch zu hart gestraft gewesen?“

Sie nickte. „Es hat Jeder seine Schwächen“, gab sie huldvoll zu, „man muß sich untereinander anshelfen. Einer mit dem, was dem andern fehlt. Wollen wir nicht bei der Gelegenheit Frieden schließen? Werde ich nun als Tante adoptirt? Zu verzweifeltten Fällen, nicht, Carlo?“

Er umarmte sie stürmisch. „Du bist nicht nur uns nothwendig“, rief er, „ich fürchte, die Bübchen werden grad' so, wie wir. Es liegt in der Rasse.“

„Die Erziehung kann viel“, bemerkte Pinchen würdevoll, „und ich bin gewonnen auch zu helfen.“

Carlo war etwas zweifelhaft, wie Ninetta darüber denken würde, aber er war so froh, daß der Kleine lebte, so froh, daß er, als das

Kind wieder lachte und juchzte, an sich halten mußte, um es nicht sofort wieder hoch in die Luft zu werfen.

Ein strafender Blick Pinchens hielt ihn zurück. Als die Mutter eintrat, fand sie alles in Frieden und Freude. Sie war ganz erstaunt über Carlo's gutes Benehmen.

Erst in späterer Zeit erfuhr er, woher es kam, daß Tante Pinchen von Carlo mit einer Zartheit, die an Ehrfurcht grenzte, behandelt wurde, und weshalb er nie wieder die Kinder in die Luft warf, sondern sich lieber mit ihnen am Boden kugelte.

„O Carlo“, rief Ninetta, „das nennst Du, uns lieb haben!“

„Es hat Jeder seine Art“, bemerkte Pinchen, „ob man's richtig macht, erfährt man oft spät.“

Von da ab war ein reger Verkehr zwischen den beiden Wirthschaften — das Bindeglied waren die Zwillinge, die hin und her geborgt wurden.

Ihre Erziehung erhielt dadurch eine etwas unegale Färbung. Da aber jetzt derbster Realismus sich oft mit zartester Poesie vertragen muß, wird hoffentlich aus ihnen der Mensch, der grad' in dieses Zeitalter paßt.

Nun ging Pinchens und Minchens Sommerfrische immer da hinaus. Sie hatten sich ein zierliches Häuschen gemietet. So aufregend wie die erste Reise, endete glücklicherweise keine mehr. Natürlich kam es öfter zu kleinen Plänkeleien, zum Beispiel, wenn Tante Pinchen verlangte, die Locken der Zwillinge sollten abgesehritten, männliche Kleidungsstücke, von ihr verfertigt, angelegt werden, was Ninetta für abscheulich erklärte. Dabei blieb's. Sie ließ sich ebenso wenig, wie ihre Söhne, diese liebliche materielle Unordnung stören. Denn auch die Bübchen setzten allem Gange einen ungläublichen Widerstand entgegen, zerrissen, zerstörten Dinge, die Pinchen für unzerreißbar hielt, sahen, eben glatt gekämmt, von ihr entlassen, sofort wieder aus wie kleine Wilde.

Aber über all' diesen äußeren Kämpfen schwebte unzerstörbar ein innerer Friede.

Pinchen und Minchen hatten sich einen der Jungen zum Nachfolger im Wollgeschäft ausgesucht. Natürlich wurde es der andere. Die Natur macht sich eben gern solche Späße. Feins aber wiederholten sie immer, daß das Meer Wunder an ihnen gethan hat, und daß die Sommerfrische ihnen Frische für das ganze Leben gegeben.



Caterina Sforza.

Erzählung in Versen

von

Konrad Telmann.

Der junge Kriegsknecht, der im Ederkoller
Am Treppenaufgang Wache hält, stößt klirrend
Die Hellebarde auf den Estrich:

„Wer da?

Wohin?“

Die Bohlenthür der Zelle drüben,
Der einzig unverschlossen im Kastell
Sankt Angelo, flog auf und ihre Schwelle
Hat, langsam wandelnd, jetzt ein hohes Weib,
Gewandt in der Trauer nächstg Schwarz,
— Das schleiernd selbst die Stirn und ihrer Haare
Gewelle flut undüffert, — überschritten
Und will im Wendelgang an ihm vorüber,
Zur Plattform aufwärts klimmend.

„Halt!“ —

Da wendet

Ein Antlitz sich ihm zu, wie es dem Söldner
Noch nie erschienen, — an die Gletscherfee
Aus seiner Schweizerheimat Sagen muß er,
Die eis'ge, denken, deren Blick versteint,
Bei dieser Augen herrlich-starrer Höheit,
Die ihm die Lippe lähnt, — soviel des Leids,
Soviel des Grolls bei soviel Majestät
Hat ihm ein Menschenaug' noch nie gespiegelt;
Und, ohne daß er's will, schlägt seine Hand
Ein Kreuz, indeß das Weib vorüberschreitet,
Das Keiner aufhält. Wie ein nächt'ger Schatten
Entschwindet zwischen den gefügten Mauern
Der Festung sie nach oben.

Dem Erschrock'nen
Legt eines Kameraden Hand sich wuchtig
Jetzt auf die Schulter.

„Die laß' nur vorbeie!

Die darf sich frei in unsrer Engelsburg
Bewegen, will der Oberst. Mach' das Zeichen,
Wenn sie zurückkommt, nur! Die oder Keine
Hat das Mal'occhio; — mehr als Einen hat die
Seit zwanzig Jahren in der Welt verherzt,
Und andre Leute noch, als du und ich, —

Die schöne Sünderin. Du kennst sie nicht?
Die Sforza ist's!“ —

„Die Sforza!“ —

Bleichen Mundes

Den Namen spricht der junge Söldner nach
Und macht zum andern Mal das Kreuzeszeichen.
„Gott seih' uns heil!“

Die Frau im Witwenschleier
Hat aufrecht-stolzen Gang's derweil, mit Schritten,
Wie unter erdgebor'nen Weibern einzig
Sie Königinnen eigen, bis zur Höhe
Den Gang im Turm durchwandelt. Auf die Plattform
Steigt sie hinaus und an die Sinnebrüstung
Sich lehnd blickt sie, über'm Busen lose
Die Arme kreuzend, weit ins Land. Zu fügen
Mit gelben Wogen sprudelt ruhelos
Der Tiber ihr; dahinter baut sich machtvoll
Von tausend Dächern, Kuppeln und Palästen
Ein regellos Gewirr, im warmen Golde
Des frühlingsabends leuchtend, der die Türme
Umgleißt und duftblau bis zum fernem Meere
Die öde Steppe überhaucht, von Gärten,
Die dunkelschattig sich mit Marmorbildern
In Lorbeerhecken an die weichen Wellen
Der Hügel schmiegen, und von Trümmerfeldern,
Die großer Zeiten Ahnung noch unwittert, —
Die ew'ge Stadt.

Das ist das gleiche Rom,
Das ihres Glückes strahlenden Triumph
Dereinst erlebt und ihrer jungen Schönheit
Gekundigt hat, die es herauschte, — heute
Der Zeuge ihrer Schmach und ihrer tiefsten
Erniedrigung, aus der kein Gott erlöst!
Das gleiche Rom, — und heut, im Abendshimmer
Des Maientags, der leis im weichenblauen
Krysell des Aetars hinterm well'gen Rücken
Des Monte Mario stirbt, den Flammenatem
Der letzten Kasse noch dem siebenfach
Gespaltn'nen Gipfel des Soracte leuend.

So schön und groß, wie nie, — so grausam schön.
 In ihrer Rechten, an Sanct Peters Dem
 Sich lehnd, ragt der Päpste trotz'ge Burg,
 Halb Schloß, halb Festung, eine Welt für sich
 Und weltbeherrschend. Einft, in Jugendlocken
 Den Kranz aus schimmernden Orangenblüthen,
 Sag dort durchs Erzportal sie unter'm Trauzen
 Begeihrungstrunk'nen Volkes ein und Christi
 Statthalter legte segnend auf den Scheitel
 Des Fürstenkinds — der Fürstenbraut die Rechte,
 Die Königin gebot. Dem heut am Finger
 Der Fischerring Sanct Peter's blüht, hält schmählich
 — Ihr Feind, ihr Widersacher und ihr Neider —
 Sie im Kastell Sanct Angelo gefangen,
 Nachdem sie einem Mächt'ger'n sich ergeben, —
 Ans Feiger kurcht. Dem dieser Ginlio weiß:
 Käigt er sie frei, so wird sie Waffen finden,
 Noch heut, wie einst, die für ihr gutes Recht
 Und ihre Schönheit — heut vor dieser Schönheit
 Noch zittert er und soll's! — sich drohend wider
 Ihn recken, und sie selbst wird diesen Waffen
 Gebieten!

Lezte Tagesglut umgildet
 Die dunkle, ragende Gestalt, die einsam
 Im Zinnenkranz des Turmdachs lehnt, als traure
 Dort oben über den versunk'nen Glanz
 Der Genius einer grausam-großen Zeit,
 Die wild und schön, die anmutshold und furchtbar,
 In aller Lebensbreite, allen Kestern
 So reich, wie keine je. Und Wilder steigen
 Im leisen Weben erster Dämm'ring auf
 Und wallen, von der Sonne letzten Purpur
 Mit Märchenlicht durchschimmert, vor den Blicken
 Der Träumenden in langem Zuge hin . . .

Sie sieht sich wieder in der Herzogsburg
 In Mailand, Galeazzo Sforza's Tochter, —
 Nicht seines Weibes, — denn die schönste Frau,
 Die je der Wiege aller Kranzschönheit,
 Der kraftgeschwellten Lombardei, entsprossen,
 Eucrazia Candriani, hat dem Herzog,
 Der stolz und zügellos und hochgemut
 Sein Volk beherrscht, das Kind geschenkt, — doch
 hält er's
 Gleich ecktem Sproß, und seine edle Mutter,
 Viscontis' Tochter, seine Gattin selbst,
 Die sanfte Bona von Savoyen, eifern,
 In allen Künften, aller Wissenschaft
 Dies Waisardkind, das durch der Schönheit Zanber
 Jedwedes Herz bestrickt, mit Mutter-Sorgfalt
 Ihn zu erziehn. In Glanz und Pracht des Hofes
 Wächst sie heran, dem ritterlichen Vater
 In schwärmerischer Neigung zugethan,
 Wind gegen seine Kaiser, aller krevell
 Und Grausamkeiten Töngin, — angebetet
 Von Mailand's blüh'nder Mannesjugend, als sie

Das Kinderpielzeug noch nicht fortgelegt,
 Und von Papst Sixtus selbst für seinen Neffen
 Girolamo Riario anserlohn,
 Noch eh' die Firmung ihr geworden. Leuchtend,
 Verwirrend, blendend steigt ihr Lebensanfang
 Vor ihr herauf, ein einz'ger Sonnentag
 Voll Duft und Schwüle, Sinn und Herz betäubend . . .

Und mitten in dies schwelgerische Feit,
 Dies üppige Gelag', das nimmer endet,
 In dieses Liebesgirr'n und weiche Kosen,
 In diesen tollen Kajnmachtsrausch des Lebens,
 Der jeder Sitte Mahnung übertöth,
 Schrikt plötzlich geller Sturmruß, — von den Pfählen,
 D'rauf sich die Musikschweifungen seines Hofes
 — Nicht lichtscheu, sondern tagestrohig — wälzten.
 Reigt man den Herzog auf, mit ihren Dolchen,
 Die sie im Feuer der Begeihrung
 Für alte Römerthaten in den Sälen
 Der hohen Schule sich geschliffen, stürzen
 Halbflügel Jünglinge sich auf den Schänder
 Der Freiheit und der Sitte, — ihren Stößen
 Erliegt, wie Cäsar den Verschwor'nen einst,
 Wehles der letzte Sforza . . . Jene Stunde
 Hat sich mit klammenschrift, die unvertilgbar,
 In seiner Tochter Seele eingegraben,
 Und hat sie hart gemacht; zur Jungfrau hat sie
 Das Kind gereift, — und wenn im Leben je
 Den männerstarken Heldengeist im Weibe
 Man angeschaut bei Caterina Sforza,
 In deren Brust das weiche Mitleid niemals
 Raßstätte fand, — die Stunde schmiedete
 Den Panzer ihr . . .

Doch in die Trauerlocken
 Um Herzog Galeazzo nicht sich seltsam
 Das festliche Geläut schon von den Kirchen
 Der Siebenhügelstadt, die mit Gepränge,
 Wie keines Sängers Mund begeihrungsvoll
 Es schildern könnte, rauschentsammet die Braut
 Girolamo Riario's, die der herrlicher
 Der Welt dem Neffen ausgewählt, empfängt.
 Welch' eine frühlingsfahrt, welsch' Siegeszug
 Der Jugend und der Schönheit damals! Huld'gend
 That jede Stadt ihr weit die Thore auf,
 Die junge Fürstin und ihr glänzendes
 Geleit zu feiern; Blumen streuten sie
 Auf allen Wegen; ganz Italien schien
 Ein einz'ger Festsaal nur, durch den sie grüßend
 Und lächelnd zog, ein Sonnenkind, mit Blicken
 Schon Gnaden spendend.

Damals tauchten schüchtern
 Zwei Augenpaare manchmal ineinander,
 Und trunken lag von gold'nem frühlingsticht
 Die Welt vor beiden; an der Herrin Seite
 Litt schlank und jugendstolz, von braunen Locken

Die Stirn umwallt, des Herzogs Lieblingspage
Im Sammetwams, Giacomo Feo, harrnd
Auf Wink und Wort des Fürstenkinds; in seine
Hand glitt ihr Fuß, wenn er den Silberbügel
Des Gelters suchte oder ließ, es stützte
Sein Arm die süße Last. In Sonnentagen
Und Festglanz stieg das Auen erler Liebe,
Scheimmignoll, verborg'ner Wüste gleich,
Davon den Duft man einzig spürt, empor
In zweien unschuldsvollen, jungen Herzen
Und wob den Zauber um sie eines Traumes,
Den ganz kein Lebenssturm mehr löschet. . .

Dann legte

Die Hände seines Neffen und der Tochter
Des todten Sforza Christi Stellvertreter
Selbst ineinander und es jauchzte Rom
Zu ihrem Preis.

Und wieder ward zum feste

Das Leben für die junge Herzogin
Und wieder riß es sie in seine Wirbel
Mit fort, die rauscherfüllten, schwelgerischen,
In eines lasterhaften Gatten Seite,
Deß Weib sie ward, eh' sie ihn noch gekannt
Und ohne daß sie ihn geliebt, die Seele
Erfüllt von andren Träumen. Die Verderbnis
Der grünelvollen Zeit, die keiner andren
Vergleichbar, weil, wie keine andre je,
So viel der Laster unter soviel Glanz
Geborgen sie, — Girolamo Riario
Verkörperte sie ganz, war ihre Seele,
War ihre Kreatur, — am Hof des Papstes,
Wo jedes Knie sich willig vor ihm beugte,
Gleichwie zu Forli, wo von Sixtus Gnaden
Als Fürst er schaltete. Und seit den Ohm
Der Tod, der selbst vor der Tiara nicht
Bescheut sich, fortgerafft, der gold'ne Vorn
Im Vatikan versiegt war, galt's dem Volke
Die Zahlung für die üpp'gen Ausschweifungen
Des Fürsten zu erpressen, — Steuern häuften
Auf Steuern sich, in schwelgerischen Orgien
Alsbald verpraßt. Bis zur Verzweiflungsthat
Die Ausgefog'nen, rucklos aufgestachelt,
Den feilen Küssling auf dem Fürstenthron
Mit ihren Händen würgten, ihren Hunger
Und Durst in seinem geilen Blute stillend,
Bis daß sie satt geworden.

Wenig Treue

Nur hielten Stand, sich im Kastell von Forli
Verfanzend, während die Rebellen Hülfe
Von Rom ersleht, wo längst der neue Papst
Sein gierig Auge auf das Fürstenthum
Geworfen.

Caterina Sforza, heulend
Vom Pöbel aufgerissen von des Gatten
Zerstücktem Leichnam, tritt in stiller Hoheit

Da vor die Häupter der Rebellen hin.

„Laßt freien Weg mir in's Kastell!“ Klingt's bittend,
In Demut von der jungen Fürstin Lippen,
„Daß die Getreuen unfres Hauses dort
Ich zur Ergebung stimme, — mehr des Blutes
Soll fliegen nicht im Krieg der Brüder wider
Die Brüder; komme dann, was will! Ich beuge
Die Stirn.“

Man läßt sie ziehn.

Die Kettenbrücke

Der Citadelle hat sich hinter ihr
Auf's Neue kaum gehoben, als der Ausdruck
Demüthiger Ergebung in den Zügen
Der Fürstin schwindet. Höher reckt sich plötzlich
Die herrliche Gestalt, ihr Auge blüht
Von wildem Joru und heiße Kampfbegier
Schwellt ihren Busen. Wie zur Kriegesgöttin
Verwandelt jählings steht sie vor den Männern,
Und jedes Wort aus ihrem Munde haucht
Wie Feuerathem die Erstanten an,
Zur Rache nachelnd und zum Widerstande
Bis auf den letzten Tropfen Blut.

Und selber,

Da jedes Schwert nun aus der Scheide fliegt
Und waffenklirrend sie, begeistrungswarm
Die todesmut'ge Schaar umdrängt, zur Zinne
Des festungsturnes tritt sie, die Rebellen,
Die Söldlinge des Papstes, schwertgewaffnet,
Im Stahlhemd, in der Eisenkappe selbst,
Erhobnen Arms anrufend: „Wagt den Angriff!
Hier steh' ich, diese Citadelle halt' ich,
Solang' ein Schwert noch für die gute Sache
Des angestammten Fürstenhauses blüht!
Und glauben konntet ihr, daß eine Sforza
Sich einer Pöbelrotte feig ergiebt,
Das Kronrecht ihres Sohns mit ihrer Rache
Für schänden Mordmord zugleich begräbt?
Die Edwin maßt ihr mit des fuchses Schäkung;
Gebt Acht, nun ihre Tage sollt ihr spüren!
Der Tochter Galeazzo's sendet Mailand
Entsatz und dann im offnen Felde falle
Die eiserne Entscheidung!“

Eingeschüchtert,

Ratlos-verwundert starren die Rebellen
Empor, sie trauen ihren Augen kaum,
Noch ihren Ohren; — diese Amazone
Im Kettenpanzer oben ist die Gattin
Des feilen Küsslings, den ihr Groll erwürgte?
Sie hat sie überlistet, — hat nach Mailand,
Schon um Entsatz gefandt? Will für den Sohn
Die Krone retten?

Aber dieser Sohn
Und seine jüngeren Geschwister sind

In der Rebellen Hand. Ein Raunen geht
Von Mund zu Mund, ein schadenfrohes Lachen,
Ein Augenzwinkern — „Wider Eist Gewalt!
Wir zwingen sie!“

Ein herzzerreißend Jammeru
Von Kinderstimmen ruft die fürstin forli's
Aufs Neue an der Citadelle Brüstung.
Da sieht sie drunten mit ungeschürten Gliedern,
Im Kreis der rohen Söldner ihre Kleinen,
Der Mutter Ebenbild, — sie recken wimmernd
Die Köpfe zu ihr auf; ihr Blick, ihr Aufen,
Jedweder Athenzug und jede Neugung
Ein Stehn um Hülfe und ein Mitleidheischen,
So kläglich und so rührend-unschuldsvoll,
Wie nie noch eines Menschen Ohr vernommen.
Und nun zu Caterina hallt die Stimme
Des Söldnerführers auf, der Kinder Weinen
Durchschreilend: „Diese ließeß Du als Geißeln
Uns, fürstin; noch in dieser Stunde sterben
Sie alle hin, in grünelvollen Martern,
Ergiebt nicht Du dich uns mit allen Mannen
Und samt der Festung. Wähle!“

Todesstweigen

So droben wie vorn Festungsthorc jekt —
Minutentlang. Mit bangem Harren blicken
Die Mannen todesernst auf ihre fürstin;
Ihr Antlitz scheint sich langsam zu versteinen,
Nichts zuckt noch zittert d'rin, ihr Auge weitet
Sich auf. — Und plötzlich bricht ein wildes Lachen
Vom Munde ihr, sie reißt mit beiden Händen
Das Kettenhemd am Halse auf, es gleitet
Herab, das Nieder drunter, in der Fülle
Göttlicher Nacktheit quillt und frühlingspracht
Des Busens Welle nun vor Aller Augen.
Und sieghaft ihrer Schönheit sich bewußt,
Die Alle blendet, Alle schweigen macht,
Wie bei der Gottheit Offenbarung, ruft sie,
Noch immer lachend:

„Narren, seh' ich aus,
Als könnt' ich andre Kinder nicht gebären?“

Da schleichen schein die Männer fort, bezwungen
Von soviel troß'ger Kraft, von soviel Schönheit,
Von soviel Hartstinn, — keiner wagt die Hand
In eines dieser zitternden Geschöpfe
Zu legen, das die Hochgemute lachend
Für ihre fürstenehre, für die Krone
Des Hauses opfern will. Die Citadelle
Hält unter dem Befehl der ruhigen Herrin
Jedweden Angriff Stand und Botschaft kommt,
Daß Mailand's Herr sich zum Entzage der Tochter

Des Sforza naht; — da ruft erschreckt der Papst
Der Söldner beutehaugriges Geschmeiß
Von forli heim und das Rebellenstwert
Klirrt in die Schelde. Triumphierend steigt,
Als Siegerin, umjachtet von ihren Treuen,
Die Sforza nieder; noch im Kettenpanzer
Setzt sie im Schloß von forli sich die Krone
Für ihren Sohn, der sich, ein zitternd Kind,
Als Knie ihr schmiegt, auf ihr gefürtet Haupt.
An jenem Tag stieg auf zu Sonnenhöhen
Ihr junger Ruhm und Caterina Sforza
Hiß von der Alpen weißen Firnengipfeln
Bis zu der sonngeküsteten Welle des
Tyrrhenemeers, — wohin ihr Name auch,
Von einem Glorienschein umgoldet, flog —
Was nur von strotzend-blühender frauenkraft
Italien und die Zeit geboren.

Lächelnd,

Zu ihrer unverfügbar'n Jugendmacht
Sich sonnend, gleich dem mythischen Narciß
Vom eignen Spiegelbild entzückt, durch Jahre
Zwang vor sich auf die Knie' in tausend Stürmen
Und Wechselfällen einer wilden Zeit
Die junge fürstin jeden Widerfacher,
Sich ihrer Kraft bewußt, in Schönheit liegend.
Und heimlich — vor den Andreu nur die Helmin,
Die erzmuschiente, und Gebieterin, —
Der heißen Liebestromen auch des Weibes
Genoß sie, in der Stille, — Giacomo,
Dem Pagen, dem des Kinderherzens Schlag
In erster Sehnsucht und in erstem Weh
Gegolten, sich vernähleud.

Gold'ne Jahre,

Wie Götter sie den Auserkor'nen leihen,
Als tausend Quellen ihren Segen schüttend,
Um einen Vorwand für den Neid zu suchen,
Mit dem sie blüheschlendernd sie zerschmettern! . .
Des schönsten Weibes Vollbesitz, das machtlos
Sich, demuthschauernd vor ihm beugt, — für Andere
Die Herrin nur und die erbarmungslose
Vollstreckerin des Eigenwillens, — nebelt
Mit einem Rausch des Hochmuts und der Allmacht
Ans Haupt Giacomo keos. Seine Tollheit
Steigt bis zum Größtenwahn; die Willkürherrschaft
Des Günstlings stachelt die erprobten Mannen
Im Land zu truß'gem Widerstand, — die Schwelle
Des Schlafgemachs der fürstin rötet sich
Vom Blute ihres Liebings, den die Dolche
Empörter Ritter, bis zum Neuesten
Von seinem frechen Uebermut gereizt,
Zu Boden stoßen, als zu seinem Weibe
Er schleicht.

(Fortsetzung folgt.)





Winterstille.

Leise, leise fällt der Schnee.
Schlafbefangen liegt die Welt.
Rings, soweit das Auge sieht,
Lagert sich ein weißes Zelt.

Leise, leise fällt der Schnee.
O wie still sind Wald und Flur!
Nur die Seele, wenn sie träumt,
Fühlt das Athmen der Natur.

Leise, leise fällt der Schnee.
Durch die tausend Flocken schwebt
Eine unsichtbare Hand,
Die ein Todtenlinden webt.

Leise, leise fällt der Schnee.
Hören kannst du, wie es klingt,
Wenn jetzt eine Thräne fällt,
Oder wenn ein Herz zerpringt.

Heinrich Hege.

Wunsch.

Ich möchte wie der Sturmwind sein,
Der mit verhängtem Zügel
Und unbekümmert um Gessein
Und Fels, auf leichtem Flügel
Dahinflürrt; der, was morsch und weich
Und schwächlich niederwuchset,
Doch mit der Blüthen Staub zugleich
Die Kelche neu befruchtet.

Ich möchte wie der Adler sein,
Der frei auf Höhen rastet
Und horstet, fern von dem, was klein
Und schaal nach Blüthen tastet;
Der sich im Fluge lichtwärts hebt
Auf stolzgespannten Schwingen
Und ungehindert weiter strebt,
Das Höchste zu erringen.

Ich möchte . . . und ich haste doch
Am Boden, und ich schleppe
Des Dunkels schweres Schlawenjoch
Durch nebelhalte Steppe.
Ich bin nach Willen der Natur
In Banne ihres Walles —
So laßt mich unter Menschen nur
Ein Mensch sein. Das ist Alles!

J. J. Strauß.

In weichen Flocken . . .

In weichen Flocken fällt der Schnee . . .
In großen Tropfen stürzt das Weh
Dir aus den Augen.
Sie sind so schön im Sammetglanz,
In ihrer Seidenwimpern Kranz,
Daß sie zu bestrem taugen.

In weichen Flocken fällt der Schnee . . .
Wenn ich dir so ins Auge seh,
Mein' ich die Worte
Zu finden, die da schleichen zu
Der Schmerzen Bronnen und im Ku
Aufstuhn der Freude Pforte.

In weichen Flocken fällt der Schnee . . .
So höre, schmerzgeheuchtes Reh,
Nun auch den Andern.
Was dir der Eine angethan,
Vergiß, um deine Lebensbahn
Fortan mit mir zu wandern . . .

In weichen Flocken fällt der Schnee . . .
Du reichst die Hand mir zum Aede,
Zum grauen Scheiden.
In Schnee und Nacht und Einsamkeit
Steh' ich zu Gott: In solchem Leid,
O hilf, o hilf uns beiden!

Alfred Hassen.

Mein Dämon.

Wenn Lebenswellen mich brandend umwogen,
 Mein ganzer Himmel hängt wolkenumzogen,
 Wenn ich verzweifle, wenn ich verzage,
 Keine Ruh, keine Raß, keinen Frieden erjage,
 Dann bel' ich zu Dir, mein Dämon, zu Dir,
 Errette mich!

Und Du kommst durch brausende Lüfte gezogen,
 Du entsteigst den weisichäumenden, wallenden Wogen,
 Ich umwetterst, umbrandest, umflutest Du mich . . .
 Errette mich!

Da durchschüttelst Du wild mich in Wonnen und Weh,
 In quellenden Düsten, im Firnenschnee,
 Die Welt durchrasen wir auf und ab,
 Die Himmel sich öffnen, es gähnt uns das Grab.
 Errette mich!

Dann stürz' ich erwalet in Schummer nieder,
 Leise verebben die zuckenden Glieder,
 Es führt mich der Traum ins Wunderland,
 Darinnen zuerst ich Dich, Dämon, fand.
 Mein Dämon warst Du, der mir verhieß,
 Sonne und Sterne und Paradies
 In bannen, zu fesseln in Wort und Bild,
 Wenn nach Dir meine Seele in Sehnsucht schwillt,
 Wenn Dein Ruh mir senkte der Wunden Mal,
 Die mir schuf des Lebens Jammer und Qual.

Ein Proteus bist Du, voll Glanz und Licht.
 Mein leidliches Auge erschauete Dich nicht,
 Doch Du weishest mein Leben, Du weishest mein Leid,
 In mir zeugst Du Werke für bleibende Zeit.
 Wenn die irdische Schwere jermalmte mein Herz,
 Zur Ewigkeit steigen wir sonnenwärts,
 Mein Dämon und ich!

Hermine von Preuschen.

O wohl euch Blumen!

O wohl euch Blumen, daß ihr nicht
 Das schöne Glück empfinden könnt,
 In welchem eure Seele blüht,
 Wenn über euch die milde Nacht
 In stillen Träumereien ruht,
 Und wenn die Sterne an dem Himmel
 Wie gold'ne Stumen einer schönern Welt
 Auf dunklem Wiesengrunde funkeln!
 O wohl euch Blumen, daß ihr nicht
 Das schöne Glück empfinden könnt,
 In welchem eure Seele duftet,
 Wenn unaussprechlich schöner Glanz
 Des Tages eure Farbenträume
 Auf Felsen malt, die einsam ragen,
 In Wiesen sticht, durch die ein Bach
 Mit lustigem Geplauder eilt,
 Und wenn ihr, lieblichen Gedanken gleich,
 Aus Schatten stiller Wälder grüßt!
 O wohl euch Blumen, daß ihr nicht
 Das wundersame Glück des Blühens,
 Die Wonne eures süßen Duftes
 In eurer Seele fühlen könnt,
 Und daß ihr d'rum nicht fühlen könnt:
 Bald kommt der Tag, an dem dies Glück
 Des schönen Daseins welkt und stirbt,
 Der Tag, an dem dieselbe Sonne,

In deren Glanze Ihr geblüht,
 Von eurem Lobe ungerührt,
 Auf eure Stütleichen strahlt.
 Wenn ihr dies fühlst, schöne Blumen,
 Ihr würdet leiden tief und schwer,
 Wie nur die Menschen leiden können.

Ich aber, dem so manche Stunde,
 Von ungetrübtem Glücke voll,
 Das Elend dieser Welt verschönt,
 Dem mancher helle Augenblick
 Selbst Leiden der vergang'nen Zeit,
 So tief und bitter sie gewesen,
 Doch lieb und mild und schön gemacht,
 Ich aber muß es deutlich fühlen,
 Wie morgen oder übermorgen
 Die letzte Kraft in mir verblüht,
 Und wie die Tage nur mehr kommen
 Gleich späten Knospen an dem Strauch,
 Für die es keine Wonne mehr
 Des schönen Auserblühens giebt,
 Und die, so voll von süßer Hoffnung
 Und sonnenrother Zukunftsträume,
 Nur Herben können mit den Blüten,
 Die schon verweht zur Erde fielen

Camillo V. Susán.

Bach und Weide.

Im Vorübereiten
 Sprach der Bach zum Weidenbaum:
 „Immer magst du weilen
 In demselben Baum —
 Das ist Leben haun!“

Sprach die Weide:
 „Welle!“

Schnelle
 Rinnst du über Stein und Moos.
 Ich bescheide
 Gerne mich mit meinem Loos.
 Mit dem Boden sich verbünden
 Und in seinen Tiefen gründen
 Muß, wer Halt und Schatten
 Geben soll den Matten.“

Jans M. Grüniger.

Die Litteratur der Bulgaren.*)

Von Karl Emil Franzos.

Kein anderes Land und Volk Halbinsiens hat in den letzten zwanzig Jahren den Zeitgenossen so viel Grund zu den widersprechendsten Empfindungen gegeben, wie das bulgarische; kein anderes hat das politische Interesse in so hohem Grade gefesselt.

Mit Entsetzen vernahm man in Europa von jenen Greueln, welche die Bulgaren von den Türken erlitten, aber mit nicht geringerem von jenen, die sie kaum ein Jahr später an den Türken zu üben begannen. Die Art, wie die Bulgaren ihr junges Staatswesen weise und thöricht, gerecht und ungerecht, ruhig und überhitzt zugleich einrichteten, und wie sie dann abwechselnd den Kampf gegen ihre russischen Befreier aufnahmen oder sich ihnen blindlings unterwarfen, mußte gleichfalls seltsam berühren. Die Tapferkeit ihrer Armee weckte ihnen neue Sympathien, die häßliche Gewaltthat gegen ihren Fürsten und Heerführer neue Antipathien. Die Regierungszeit des Koburgers bot ein ähnliches Bild voll der schärfsten Gegensätze und daß die Waghalsin bis heute unentschieden hin- und her schwankt, dafür hat der jüngste Staat Europas gleichfalls gesorgt; es genügt, den Namen Stambulow zu nennen. Einer der Wetterwinkel des Erdteils, und sicherlich der gefährlichste, hält Bulgarien die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gebannt.

Es muß unter diesen Umständen rätselhaft erscheinen, daß von dem geistigen Leben der Bulgaren in Europa fast nichts bekannt ist; giebt doch nur dieses im Verein mit der politischen Geschichte und dem Volkscharakter den Schlüssel zum vollen Verständnis der inneren Ver- und Entwicklungen, wie nur eine solche Betrachtung die Antwort auf die Frage bringt, welches Schicksal das Volk verdient und welches ihm daher auch werden wird. Denn nur im kurzen Leben des Einzelnen vermögen wir zuweilen das Walten der unerbittlichen und gerechten Notwendigkeit, der Ananke, zu verkennen; die Völker aber gehen unter und erheben sich, wie ihnen nach dem Ausmaß ihrer

Kraft und Tüchtigkeit gebührt. Daß also eine Studie, wie die vorliegende, berechtigt ist, bedarf keines Beweises; wohl aber die Frage, warum dies der erste, möglichst umfassende Versuch dieser Art ist, der Beantwortung. Von der überaus geringen Verbreitung südslavischer Sprachkenntnisse im Westen abgesehen, liegt der Grund darin, weil weder die Bulgaren noch die Russen jemals auch nur das Geringste gethan haben, die Aufmerksamkeit auf diese Kultur- und Litteraturbestrebungen zu lenken: die Bulgaren hatten keine Zeit oder Fähigkeit dazu, die Russen verschwiegen es geflissentlich, daß die vom türkischen Joch befreiten „Peloten“ schon 1876 vortreffliche Schulen und die Anfänge einer neuen Litteratur besaßen haben, während ihre alte Litteratur vollends geradezu die Erweckerin und Erzieherin der russischen gewesen ist.

Deutsche und Engländer aber haben Bulgarien wohl mit Rücksicht auf einzelne Fachwissenschaften, in ethnographischer, geographischer, historischer und relativ am gründlichsten in geologischer Richtung durchforscht und beschrieben, nie jedoch das Kulturleben im Allgemeinen ins Auge gefaßt. Man suchte von vornherein keine geistigen Bestrebungen in diesem Sklavenvolke und fand sie darum nicht. Daß es bulgarische Bücher gäbe, erfuhren wenige dieser Reisenden; nur von den Volksliedern erzählte man ihnen zuweilen.

Das ist um so betrüblicher, als die bulgarische Litteratur nicht bloß im Hinblick auf die politische Wichtigkeit der Nation, sondern auch an sich Beachtung verdient. Zum Beweis für ihre Wichtigkeit mag die Thatfache genügen, daß sie nicht bloß für die russische, sondern auch für eine Reihe anderer slavischer Litteraturen jene Aufgabe einer Erweckerin und Erzieherin erfüllt hat, daß sich in der Entwicklung all dieser Litteraturen der Einfluß des bulgarischen Geistes in solchem Maße stark und reichhaltig erweist, daß sich in der Geschichte der Weltlitteratur wenig Mehrliches verzeichnet findet.

*) Die vorliegende Studie eröffnet einen Cyclus von Litteratur-Bildern aus dem östlichen Europa, die der Verfasser in nächster Zeit an dieser Stelle zu veröffentlichen gedenkt. Der Uebersicht über die Litteratur der Bulgaren sollen sich zunächst Essays über die hervorragendsten Dichter der Klein- und Großrussen anschließen.

Endlich ein Drittes, für uns das Wichtigste. Die Bulgaren sind das einzige slavische Volk, das — allerdings bereits im frühen Mittelalter — bestimmenden Einfluß auf die geistigen Strömungen des Westens geübt hat.

Man sieht, dieser Versuch, die Lücke auszufüllen, ist zum Mindesten kein müßiges Beginnen. Es ist der zweite, den ich unternehme. Bereits 1877 veröffentlichte ich eine kurze Skizze über die „geistigen Strömungen der Bulgaren“, die naturgemäß nur eben eine erste mangelhafte Uebersicht sein konnte. Mit diesem Aufsatz hat die vorliegende Studie kaum mehr als den Gegenstand gemeinsam; es ist eine vollständigere Arbeit, die ich diesmal bieten kann, aber noch immer keine lückenlose. Daß sie wie an Ausführlichkeit, so an Verlässlichkeit jene erste übertrifft, verdanke ich neben den in deutscher und russischer Sprache erschienenen Büchern (von Kojen, Pypin, Zivicki, Jagić u. a.) auch, und zwar vorwiegend, den zahlreichen Mitteilungen, die mir aus bulgarischen Quellen geworden sind. Ins volle und rechte Licht wird die Literatur- und Kulturentwicklung der Bulgaren freilich erst dann treten, wenn diese selbst mehr für die Geschichte ihrer Kulturbestrebungen zu thun gewillt oder fähig sein werden. Ueber alles Wesentliche jedoch dürfte auch die vorliegende Darstellung hinreichend orientieren.

Wer die Geschichte der Bulgaren überblickt, eine Geschichte voll blutiger Stürme, in der sie zuerst als Bedränger erscheinen, dann allmählich zu leidvoll Bedrängten werden, bis schließlich wieder das Joch der Fremdherrschaft von ihrem Nacken genommen wird, muß naturgemäß drei Perioden unterscheiden, die an Dauer und Bedeutung sehr verschieden sind. Die erste reicht vom Ausgang des 7. bis zu jenem des 14. Jahrhunderts und umfaßt Gründung, Blüte und Untergang des selbstständigen bulgarischen Staatswesens. Die zweite, eine lange Nacht der Unterdrückung, in die fast kein Lichtstrahl fällt, geht bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts. Um 1830, wo zuerst aus äußeren und inneren Gründen im Bulgarenvolke geistige Ermannung rege wird, und eine lichtere Zeit herandämmert, beginnt die dritte Periode, die der nationalen Wiedergeburt. Dieselbe Einteilung wird auch für die Schilderung der geistigen Zustände die natürliche sein. Da es neben der Aufgabe, die bisher unbekanntere Kulturentwicklung eines so viel genannten Volkes darzustellen, auch Hauptzweck dieser Darstellung ist, Schlüsse für die Rolle zu gewinnen, welche den Bulgaren in Zukunft beschieden sein wird, so sind uns die beiden letzten Perioden zugleich die wichtigsten. Gleichwohl muß auch bei der älteren Zeit eingehend verweilt werden, weil sie an interessanten, ja merkwürdigen und in der Geschichte slavischen Geisteslebens einzigen Erscheinungen reich ist, und ferner, weil sich aus ihr

Fäden herüberrippen, welche in der Gegenwart wieder zu erneuter Bedeutung gekommen sind.

I.

Die altbulgarische Literatur.
Der Bogomilismus.

Die erste Frage, die hier kurz erörtert werden muß, jene über Abstammung und Herkunft der Bulgaren, ist zugleich einer jener Fäden aus ältester Zeit, die in den Stürmen und Klümpen der jüngsten Vergangenheit wieder eifrig aufgegriffen, aber auch gründlich verwirrt worden sind.

Ihrem Volksbewußtsein nach sind die Bulgaren Slaven. Ob auch dem Blute nach? Darüber ist ein Meer von Tinte vergossen worden, obwohl allen gelehrten Kämpfern dieselben Thatsachen vorlagen. Man wußte, daß es zwar nur eine völlig unhaltbare, in dem von Eitelkeit erhitzten Hirne nationaler Historiker geborene Hypothese sei, die Slaven als Ureinwohner in den Balkanländern hinzustellen, aber es lag eben so klar, daß sie sehr früh, spätestens gegen Ausgang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, auf diesem Boden festen Fuß gefaßt und gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts sicherlich die Hauptmasse der Bevölkerung gebildet habe. Man wußte ferner, daß das finnisch-ugrische Reitervolk der Bulgaren, nachdem es sich langsam von der Wolga her gegen Dnjeper und Pruth vorgehoben, endlich 679 unter seinem Fürsten Isperich die Donau überschritten, die Slaven unterworfen, die Byzantiner geschlagen und, allmählich festhalt geworden, ein Staatswesen gegründet, dem es seinen Namen aufgedrückt: Bulgarien. Und endlich wußte man, daß die heutigen Bulgaren nach Sitten, Sprache und Bewußtsein Slaven seien. Denn die slavischen Historiker (Nais, Venelin, Schafarik) hatten die frühzeitige Einwanderung ihrer Stammesgenossen auf die Halbinsel und den heutigen Nationalcharakter der Bulgaren, die ungarischen und österreichischen Forscher (Thunmann, Engel u. A.) die finnisch-ugrische Herkunft jenes Reitervolkes mit Eifer und Gelehrsamkeit außer Zweifel gesetzt; dunkel war nur geblieben, ob dieses fremde Volk ein Rest von Attilas Hunnenheer oder eine andere, diesem stammesverwandte Horde gewesen. Aber nationale Voreingenommenheit ist ein schlimmer Feind wissenschaftlicher Erkenntnis, der schlummerte und blindete, das bewährte sich auch hier. Jede Partei berücksichtigte nur, was sie selbst beweisen und zog daraus ihre Schlüsse. Sind die Slaven, meinte z. B. Venelin, in der That vor Ankunft der Bulgaren in Mähren geessen und sind die Bulgaren heute unzweifelhaft ein slavisches Volk, so waren auch jene alten Bulgaren Slaven, da sich sonst ihre Spur nicht gänzlich hätte verlieren können. Pingeen meinte Engel: Die alten Bulgaren waren ohne Zweifel finnischen Stammes, Stammesvettern der Magyaren; sprechen heute ihre

Nachkommen slavisch, so sind sie eben slavifizierte Finnen — Finnen bleiben sie deshalb doch. Daraus fanden freilich in ruhigen Zeitaltern unbefangene Forscher die Wahrheit^{*)}, aber in den blutigen Stürmen der jüngsten Vergangenheit entbrannte auch dieser unfruchtbare, längst entschiedene Streit von Neuem. Selbst im englischen Parlamente ist damals eine Stimme laut geworden, welche „die nahe Blutsverwandtschaft zwischen Magyaren, Türken und Bulgaren“ verkündete, während die russischen Zeitungen zur Zeit des letzten Türkenskrieges von „niederträchtiger Verleumdung“ sprachen, als ein Ethnograph der Kaiserer Hochschule des finnischen Uripungs jeder alten Bulgaren gedachte. Auch heute wäre es Niemand zu raten, auf bulgarischem Boden das rein slavische Blut dieses Volkes anzuzweifeln.

Die Wahrheit liegt aber auch hier in der Mitte: die finnisch-ugrischen Eroberer sind mit ihren seßhaften slavischen Unterthanen allmählich zu einem Mischvolk zusammengewachsen. Zwischen den Siegern und Besiegten bestand übrigens nicht nur ein Gegensatz der Rasse, sondern auch der Sitten und der Lebensanschauung. Bei den Slaven war die Grundlage des Gemeinde- und Staatslebens die Familiengenossenschaft, ein Verband von Blutsverwandten unter einem Ältesten; innerhalb der Genossenschaft herrschte Kommunismus; alle Angelegenheiten der Familie, der Gemeinde, des Stammes wurden in gemeinsamer Beratung entschieden; nur für den Kriegsfall unterworfen sie sich einem Anführer; ihre Hauptbeschäftigung war der Ackerbau, daneben die Viehzucht. Wie anders die finnischen Bulgaren! Ein wildes nomadisches Reitervolk, das Krieg und Raub als einziges Handwerk liebte, erwiebs es seine Abkunft auch durch die Polyanie und den streng despotischen Charakter des Staatswesens; der Fürst (Chan) herrschte unumschränkt als Herr über Leben und Tod. Diese stramme Einheit schaffte ihnen leicht den Sieg über die uneinigten Slaven, obwohl sie von relativ geringerer Kopfszahl waren. Schon darum konnten sie denn auch der Verschmelzung mit der Masse der Untervorfenen nicht entgehen, schon darum vollzog sich dieselbe fast ganz zu Gunsten des slavischen, des unterjochten Elements. Die Sprache der Eroberer schwand gänzlich^{**}); die nichtslavischen Elemente des Neubulgarischen lassen sich aus dem Albanesischen ohne Mühe erklären. Auf die Sitten mögen sie anfangs gewaltigen Einfluß geübt haben, derzeit läßt er sich

nur noch in einzelnen Beziehungen nachweisen. Nur im Typus schlägt noch das finnische Blut deutlich durch, aber nicht so deutlich, wie das mongolische bei den Moskowitern. Auch diese sind keineswegs reinblütige Slaven, auch sie haben ihre Staatsordnung den skandinavischen Waraegern zu verdanken, wie es denn überhaupt staunenswert ist, welche geringe staatenbildende Kraft der slavischen Rasse innewohnt. Deshalb wird man es doch den heutigen Großrussen nicht absprechen können. Slaven zu sein und in noch geringerem Grade vermöchte man dies den Bulgaren gegenüber.

Allerdings zeigte sich das fremde Blut anfangs auch unerkennbar in einzelnen Zügen des Volkscharakters; die Bulgaren gehorchten ihren Fürsten unbedingter als andere Slaven, sie waren kriegerischer und grausamer. Das empfand der ohnmächtige Romaer-Staat ebenso bitter, wie die fränkischen Grenzmarken und die anwohnenden Serben und Kroaten. Aber schon nach drei Jahrhunderten war von der Sprache der herrschenden Rasse nichts lebendig als ihr Stammesname, dieser freilich in doppelter Bedeutung: als Staatsname (Bulgarien) und als Bezeichnung eines Adligen schlechweg; noch heute heißt in vielen Sprachen des Ostens der Vornehme „Bojar“ (Bolgar).

Die Raschheit dieser Verschmelzung ist auffällig und durch das numerische Verhältnis allein wird sie nicht erklärlich; thatsächlich wirken auch andere Gründe hierzu mit, ein kultureller, ein politischer und ein religiöser. Hier waren es die Untervorfenen, welche als seßhafte Ackerbauer mit ausgebildetem Familienleben auf einer relativ höheren Kulturstufe standen. Ferner erwiebs sich eine politisch kluge Maßregel der Eroberer wohl für die Befestigung ihrer Herrschaft nützlich, aber verhängnisvoll für die Erhaltung ihres Volkstums; nach dem Grundsatz: „Divide et impera,“ drückten sie die Hauptmasse der Unterjochten in tieffste Abhängigkeit hinab, so daß sich die Leibeigenschaft bei den Bulgaren früher nachweisen läßt, als bei allen anderen Slaven, aber im Bewußtsein ihrer numerischen Schwäche schonten sie die Vornehmen unter den Slaven und verschwägerten sich mit ihnen. Der dritte Faktor endlich, der es erklärlich macht, daß wir die Bulgaren bereits nach etwa acht Generationen als slavisches Volk vorfinden, war die Einführung des

*) Vgl. Constantin Joseph Friedel's köstliche Darstellung in seiner „Geschichte der Bulgaren“ (Prag 1876). Das Buch darf derzeit als beste Quelle für die politische Geschichte der Bulgaren gelten.

** Es ist ein einziges Denkmal derselben erhalten: eine Aufzählung der Gauen aus der Dynastie Dulo samt Angabe ihrer Regierungsjahre, welche durch ihre Einschaltung in ein slavisches Chronographon bis auf unsere Tage gerettet wurde. Der Wert dieses Dokumentes als Geschichtsquelle ist gering — es verzeichnet für die Zeit von 164—679 n. Chr., also für 515 Jahre bloß fünf

Regenten, von denen Abtchodol durch 300, Arnid durch 150 Jahre regiert haben soll — um so ärdrer aber seine linguistische Bedeutung. Nachdem Hesperdings Versuche, die unerschöpflichen Worte durch Anlehnung an das Magyarische zu erklären, nicht geglückt, hat Drinov dieselben mit Hilfe der Sprache der Schwabener, eines um Kajan wohnhaften, gleichfalls zur finnischen Familie gehörigen Stammes erklärt und damit auch unerheblich unzuverlässig die Nationalität jener erobernden Bulgaren festgestellt. (Vgl. Dieffenbach, Völkerkunde Ost-Europas II 100.) In vorliegendem Essay ist unter „altbulgarische Sprache“ stets die Sprache des bereits slavifizierten Reichthumsvolkes verstanden.

Christentums, welches dem Volke eine slavische Schriftsprache brachte, es zum innigsten Verkehr mit den Nachbarvölkern verband.

Schon deshalb wäre die Christianisierung der Bulgaren ein wichtiges Ereignis ihrer Geschichte; andere selbstverständliche, weil bei jedem Volke zu gewöhnliche Folgen der neuen Religion treten auch hier hinzu und erhöhen seine Wichtigkeit; wieder andere Wirkungen aber, durch ganz besondere Ursachen hervorgerufen, haben sich nur bei den Bulgaren geäußert und diese sind es, welche die Bedeutung der Christianisierung für dies Volk und seine Stammesverwandten ins Ungemeine steigern. Gewiß wenigstens ist, daß keine andere Nation durch ihre Befehung und deren Folgen jemals gleich jähen Einfluß auf die geistige Entwicklung ihrer Nachbarvölker gewonnen wie keine andere bereits ein Menschenalter nach Annahme des Christentums die Blütezeit ihrer kirchlichen Litteratur erlebt hat. Diese Thatfache muß auch die unbelebte Geschichte gesten lassen und ihre Pflicht ist es nur, das Auffallende zu erklären. Aber daneben hat sie hier auch eine andere Pflicht erfüllen müssen: der maßlosen Uebertreibung zu begegnen, die aus nationaler Eitelkeit das Wertwürdige ins Wunderbare, das Auffällige ins Unglaubliche zu steigern bemüht war.

Diese Befehung der Bulgaren zum Christenthum erfolgte im Jahre 864 unter der Regierung des Königs Boris; über die näheren Umstände herrscht bis in die allerjüngste Zeit hinein tiefes Dunkel, so daß die fromme Legende freien Spielraum hatte. Ihr zu Folge — und man kann sie noch heute in ertüchteten Geschichtswerken als historische Wahrheit verzeichnet finden — erschütterte der Slaven-Apostel Methodius das harte Gemüt des heidnischen Königs durch ein von ihm gemaltes Bild, welches das jüngste Gericht darstellte. Nach einer anderen Legende bekehrte die Schwester des Boris, die als griechische Gefangene in Konstantinopel das Christentum angenommen, nach ihrer Heimkehr ihren Bruder und 'ein Volk. Erst 1871 hat der russische Kirchengeschichtler Golubinski den Nachweis erbracht, daß diesen Legenden nicht einmal ein symbolischer Wert beikommt.*) Boris, ein ebenso schlauer als gewaltthätiger Mann, nahm das Christentum aus denselben Gründen an, wie etwa Stephan von Ungarn oder Bratislaw von Rußland: aus Furcht, daß sein Reich, nun zwischen mächtigen christlichen Staaten eingeklemt, sonst leicht dem Glaubensfanatismus der Nachbarn erliegen

*) Gemüthsgründe haben nicht mitgespielt; keine von Boris' Schweftern suchte dieie oder eine ähnliche Rolle; was aber jenes Bild betrifft, so reduziert sich der historische Kern der Legende auf die Angabe eines späteren Chronisten: Boris habe nach seiner Taufe von einem Maler, Namens Methodius, ein Bild des jüngsten Gerichts malen lassen. Ein zweiter Chronist, den eifrig benutzend, erhob den Maler zum Apostel; der rechte, ruhende Zusammenhang kam aber erst Jahrhunderte später hinein!

könnte. Gleichzeitig mit Rom und Byzanz unterhandelnd, schloß er dieses Staatsgeschäft endlich mit Byzanz ab, weil er hier günstigere Bedingungen, ja sogar als Taufgeschenk einen Landstrich am Fuße des Balkan erhielt. Eine direkte Mitwirkung der Apostel Cyrill und Methodius bei der Befehung läßt sich nicht nachweisen; gewiß ist, daß dieselbe zunächst das Herz des Königs nicht milder, die Sitten seines Volkes nicht zäher machte. Den Widerstand, den die Christianisierung unter den Bojaren fand, benutzte er dazu, um diese vornehmen Geschlechter durch ein Blutbad auszurotten. Auch seinen Unterthanen war das Christentum nur eben eine neue Form, nicht eine neue Weltanschauung, und die christlichen Bulgaren thaten, was die heidnischen gethan: Krieg war ihr Handwerk, Trunk ihr Vergnügen. Doch wird schon aus diesen grauen Tagen berichtet, daß die „Bulgaren gerne Lieder gesungen“; im übrigen zeigen sich im Volke nur langsam und dürftig Spuren eines geistigen Lebens.

Um so rascher und lebhafter äußerten sie sich am Hofe und in der Geislichkeit, was zunächst schon durch die geographische Lage bedingt war. Je heftiger der Kampf der römischen Kirche gegen die durch Cyrill und Methodius geschaffene slavische Kirchensprache (ursprünglich der Dialekt, welcher um die Mitte des neunten Jahrhunderts von den pannonischen Slaven gesprochen wurde, das sogenannte Alt-Slovenische) entbrannte, je mehr sich also die eben bekehrten Ost-, west- und südslavischen Völker aus nationalen Gründen von Rom ab und Byzanz zulehnten, das ihre sprachlichen Eigentümlichkeiten in schlauer Weise schonte, um so wichtiger mußte die Rolle jenes slavischen Stammes werden, der Byzanz zunächst lag, und die Einwirkungen seines Geistes am wirksamsten zu empfangen und weiter zu geben fähig war. Hierzu kam der Einfluß einer ungewöhnlich kraftvollen und zielbewußten Persönlichkeit. Des Boris Sohn Simeon, „der Große“, wie ihn sein Volk immerhin mit Recht nennt, schlug nicht bloß die Griechen, Serben, Magyaren, sondern förderte auch, selbst in Konstantinopel erzogen, mit ungemeinem Eifer die Theologie und ihre Pfleger. Wie ihm in der Politik der Plan vorschwebte, auf den Trümmern der byzantinischen Monarchie ein neues Graeco-slavisches Kaiserreich zu begründen, so wollte er Bulgarien zum geistigen, oder vielmehr geistlichen Mittelpunkt der slavischen Welt machen, denn die einzigen idealen Regungen waren ja die religiösen, die einzigen Schriftsteller Aleriter; sie zu fördern, war also daneben auch das beste Mittel, die slavische Welt in Botmäßigkeit von jenem glänzenden Hofe zu bringen, den er zu Groß-Preslaw begründete.

Dieser Hof war unter Simeons Regierung (893—927) unstreitig das Zentrum des politischen, wie des geistigen Lebens am Balkan; hier wirkten „die heiligen Sieben“ (Sedmopocetni), deren in Wahrheit

freilich nur fünf waren, Kliment, Gorast, Naum, Angelar und Sawa, jene Schüler des Methodius, die der Verfolgungen wegen, die sie im Westen zu erdulden hatten, nach Bulgarien flohen, von Simeon aufgenommen und aufs Höchste geehrt wurden; zur Sieben-Zahl gediehen sie, indem sie sich ihre Meister Cyrill und Methodius als Genossen beizählten. Hier versuchten sich noch eine ganze Reihe anderer geistlicher Schriftsteller als Uebersetzer und Bearbeiter griechischer und lateinischer Werke theologischen Inhalts, hier entstand das älteste Denkmal der Kunstpoesie nicht bloß der bulgarischen, sondern aller slavischen Litteraturen, ein Gebet des Bischofs Constantin, worin von der Taufe der Slaven die Rede ist. Hier schuf der Mönch Chrabar das erste Fabelbuch, hier entstanden als freie Bearbeitung griechischer Originale eine Reihe von Chroniken, hier versuchte sich endlich der König selbst als Schriftsteller und führte die Feder mit kaum geringerer Ruhme, als vorher das Schwert. Wie merkwürdig auch diese begeisterte Pflege geistiger Güter unter solchen Verhältnissen erscheinen muß, wie leicht sie zu überschwängender Anerkennung verlockt, so muß gleichwohl hervorgehoben werden, daß zwar die Bezeichnung der Regierungszeit Simeons als der „goldenen Zeit des bulgarischen Reichs“ ohne Einspruch hingenommen werden kann, nicht aber die Charakterisierung des durch ihn geweckten und geförderten Schrifttums als „erste Blütezeit der bulgarischen Litteratur.“

Diese Litteratur blühte in Bulgarien, bulgarisch war sie nicht, weder der Sprache noch den Stoffen nach. Während die geistlichen Höflinge den Flavius Josephus und die Poetik des Aristoteles, den Volksroman „Parlaam und Zosaphat“ und das Buch vom trojanischen Krieg, während sie, und dies hauptsächlich, die dogmatischen Schriften der Byzantiner in die slavische Kirchensprache übertrugen und kommentierten, verhüllten sie die barbarischen Laute der Volkssprache, die rings um sie her erklangen; und daß das Bulgarische überhaupt durch Schriftzeichen ausgedrückt werden könne, fiel damals niemand bei. In der „ersten Blütezeit der bulgarischen Litteratur“ ist auch nicht eine einzige Zeile in bulgarischer Sprache geschrieben worden. Der Museshof Simeons ist, wiederholen wir, an sich sicherlich eine bemerkenswerte Erscheinung; in dunkler Zeit, mitten unter einem barbarischen, eben dem Heidentum entrissenen Volke erstand da eine Dase, in welcher geistliche und weltliche Wissenschaft gepflegt wurde, alchristliches Mönchtum, tief byzantinische Gelehrsamkeit und heitere, alt-hellenische Schönheit in seltsamer Vereinigung. In einer Darstellung jedoch, welche die Entwicklung nationalen Geisteslebens unter den Bulgaren veranschaulichen will, hätte diese Erscheinung fast nur den bescheidenen Wert eines Kuriosums, wenn sie nicht in späteren Tagen ihre reichlichen Früchte getragen hätte.

Diese Früchte gediehen freilich erst zu einer Zeit zur vollen Reife, als von Simeons Glanz und Macht keine Spur mehr vorhanden war. Wie ein Meteor tauchte der Museshof auf, leuchtete und erlosch. Der Zar schuf ihn, mit des Zaren Tode zerbröckel er, wie eine Mistel stirbt, wenn der Stamm, darauf sie keimt, gefällt wird, weil sie nicht selbst im Erdrreich Wurzel geschlagen. Des Simeon Nachfolger, Peter, glich dem Vater nicht, er war gleich unwissend im Reiche des Geistes, wie in dem von dieser Welt. Körperlich schwach, früh verblühter versank er in dumpfe mönchische Klöse; die bulgarische Kirche zählt ihn unter ihre Heiligen, das bulgarische Volk zu seinen schwächsten Zültern. Vor dem Anprall innerer und äußerer Feinde barst das Reich in zwei Teile; nur im Osten behauptete sich Peter; West-Bulgarien ward unter den Schischmaniden ein eigenes Königreich. Diese Teilung wollte Kaiser Nikophor von Byzanz nützen, um sein Reich wieder bis an die Donau auszudehnen. Im Bewußtsein der eigenen Schwäche rief er die Russen unter Swjatoslaw zu Hilfe; diese kamen, erschütterten die beiden zwieträchtigen Bulgaren-Reiche und setzten sich am Balkan fest. Aber was sie erobert, behielten sie für sich selbst und lehrten ihre Waffen drohend gegen jene, die sie gerufen. Entsetzt sah Byzanz die drohende Gefahr und verband sich nun mit den Bulgaren gegen den gemeinsamen Feind. Nach langwierigen wechselvollen Kämpfen wurden die Russen vertrieben, hauptsächlich durch bulgarische Kraft. Von diesem Alp befreit, nahm nun Byzanz tüchtig den alten Plan wieder auf und lehrte seine Waffen gegen die Bulgaren. Durch den Kampf mit den wilden Scharen Swjatoslaw's geschwächt, im Inneren zerrüttet, vermochten diese dem jähen Anprall ihrer bisherigen Bundesgenossen nicht zu widerstehen. Ost-Bulgarien wurde (976) erobert, die Nachkommen des Simeon endeten, gebendet und entmannt, in einem Basiliuskloster am Bosphorus; Byzanz herrschte wieder über das Land, das ihm drei Jahrhunderte zuvor durch die Horden Isperiads entrisen worden. Nur in West-Bulgarien (Macedonien) behauptete sich noch das slavisch-finnische Mischvolk selbständig unter Schischmans I. tapferem Sohne Samuel. Seine vierzigjährige Regierung ist ein ebenso langer Kampf gegen die Griechen, der beiderseits mit furchtbarer Grausamkeit geführt wurde. So wurden 15 000 Bulgaren gefangen und von den Byzantinern gebendet; nur jedem Hundert wurde ein Einzügiger als Führer belassen. Als die Verstümmelten nach Bulgarien zurückkehrten, erschütterte ihr Anblick Samuel so tief, daß er jählings zu Boden stürzte und starb, am „Κασδιύμος“, wie die Griechen melden — an gebrochenem Herzen. Noch heute mahnen unter den Bulgaren Horn- und Nachelieder an diese Untthat und helfen den Haß nähren gegen den „griechischen Erbfeind“. Mit Samuel starb auch die Selbständigkeit

der West-Bulgaren — das ganze Volk war nun wieder (1018) unter byzantinischer Herrschaft vereinigt und mußte dies Joch lange tragen, durch anderthalb Jahrhunderte.

Dauernder und segensvoller erwies sich, wie bereits angedeutet, das geistige Erbe, das Simeon der Große seinem Volke hinterließ. Er sicherte ihm zunächst den Ruhm, nicht bloß der erste, sondern auch der wichtigste Vermittler zwischen den Slaven und der byzantinischen Bildung geworden zu sein. Da jenes kirchenslavische, in welchem Simeons Genossen und er selbst schrieben, von den meisten anderen slavischen Stämmen, fast nur die Polen und Uzesen angenommen, acceptirt wurde, und sich so gleichsam zur Litteratursprache des Slaventums herausbildete — nebenbei bemerkt: die einzige panlavische Sprache, welche die Geschichte kennt, — so gingen schon diese ersten Uebersetzungen und Bearbeitungen in der Folge von Volk zu Volk, im Westen zu den Slovenen, im Osten bis Moskau und Nowgorod, und brachten den Barbaren die ersten Keime der Kultur. Daß diese Kultur in ihrem Inhalt dürftig, in ihren Formen verjährröckelt und versteinert war, daß die Anlehnung an den Byzantinismus, um mit Byppin zu sprechen, „den Litteraturen dieser frischen Völker schon Spuren greiflicher Entartung, wie den Panegyritus, einen schwülstigen Stil, hochmüthige Verachtung der großen Volksmasse gegenüber, endlich Inhaltslosigkeit“ brachte, ist keinen Augenblick zu übersehen, aber eine relative Kultur gegenüber der autochthonen Barbarei war es ja doch, welche die Bulgaren dem Norden vermittelten.

Jedoch auch nach anderer Richtung wurden diese Bestrebungen erfolgreich: als Ausgangspunkt einer bulgarischen Volkslitteratur. Schon die Thätigkeit der ersten Generation beschränkte sich, wie wir gesehen, nicht allein auf kirchliche Werke; man begann auch die Sagen, die Erzählungen, die wissenschaftlichen Schriften der Byzantiner zu übertragen, und es war eine durchaus natürliche Erscheinung, daß diese literarische Thätigkeit nach Simeons Tode, aus den Banden der höchsten Abhängigkeit und zum Teil auch der kirchlichen Tendenz befreit, immer weltlicher wurde. Während man sich für geistliche und gelehrte Schriften schon aus religiösen Gründen des kirchenslavischen zu bedienen fortfuhr, legten es dieselben Gründe nahe, Schwänke und Märchen, die ja zum Teil höchst weltlichen Inhalts waren, wenn man sie überhaupt übertragen wollte, in ein anderes sprachliches Gewand zu hüllen, als jenes geistliche. Aber dieses Gewand fehlte, die bulgarische Volkssprache war hierzu nicht geeignet, weil ihr jegliche syntaktische Gliederung und der entsprechende Wortschatz mangelte; sie war eben bisher nur die Sprache leibeigener Bauern gewesen. So mußte man sich zunächst nur damit begnügen, einzelne Worte und Wendungen dieser Volkssprache der kirchensprache einzufügen. Schon am Ausgang des

zehnten Jahrhunderts begegnen wir einzelnen, viel verbreiteten Handschriften in dieser Mischsprache, z. B. den Erzählungen aus Taufend und einer Nacht, und diese ersten, allerdings noch sehr dürftigen Anläufe zu einer nationalen Litteratur wuchsen in der Folge auch unter der byzantinischen Herrschaft immer mehr an. Eine eigentliche Entwidlung dieses Misch-Idioms zu einer selbständigen bulgarischen Litteratursprache fand jedoch erst dann statt, als es zum Alltagszeug in theologischen und sozialen Kämpfen wurde. Und weil diese Kämpfe mit großer Zähigkeit und Erbitterung geführt wurden, darum bildete sich eben bei den Bulgaren allmählich eine populäre geistliche Litteratur heraus, wie sie kein anderes slavisches Volk so reich, so eigentümlich und so sonderbar besitzte. Anfangs bloß von Sektirern, also Gegnern der herrschenden Kirche gebraucht, wurde sie bald auch von dieser letzteren angewendet, um eben den Feind auf seinem Gebiete aufsuchen und ihm den Einfluß auf die breiteren Volksschichten streitig machen zu können.

Bulgarien war schon seit Simeons Zeiten das gelobte Land der Sektirer. Die nur äußerlich vollzogene Christianisierung ließ die große Masse begierig nach jeder neuen Lehre greifen, welche ihm das Wesen des Christentums eindringlicher und seinem Empfinden faßlicher darstellte, als die hochmüthige orthodoxe Kirche, welche, auf die Staatsgewalt pochend, jede selbständige Regung des Volksgemüths niederhielt. Es ist hier nicht des Ortes, eingehend der vielen Sekten zu gedenken, welche schon unter Simeon und in noch größerer Zahl unter seinen Nachfolgern, in Bulgarien auftauchten. Nur einer von ihnen, der wichtigsten muß hier gedacht sein, und zwar schon deshalb, weil der Brand, der zunächst nur in den Gemüthern der Bulgaren emporglomm, bald mächtig nach Westen hinüberzüngelte, das ganze südliche Europa in Flammen setzte und erst durch Ströme Blutes gelöscht werden sollte. Es war dies das Auftreten jener seltsamen Sekte, deren Anhänger in Bulgarien „Bogomilen“, in Deutschland „Katharen“ (daraus „Ketzer“), in Frankreich „Albigenser“ hießen. Mit Recht wurden sie von ihren Gegnern „Bulgari“ genannt (abgekurzt „Bngri“, daraus das französische Schimpfwort „Bougre“). Am Balkan wuchs die Sekte, bulgarische Apostel trugen sie nach Westen. Soweit die Geschichte reicht, ist dies das einzige Beispiel eines mächtigen Einflusses, welchen ein slavisches Volk auf das Gemüths- und Geistesleben des Westens geübt. Sonst erscheinen in aller Geschichte die Slaven überall als Empfänger, nicht als Geber — auch in unseren Tagen ist es nicht anders und für die nächste Zeit ist keine Aenderung zu erwarten. Wenn Askafow und seine Jünger geweißt haben, daß die „neue Formel der Zivilisation“, der kommunistische Grundbesitz, das entartete Europa heilen würde, wenn der Nihilismus, nachdem er erst Ruß-

land ausgiebig beglückt haben wird, auch dem Westen seine Segnungen nicht zu entziehen verspricht, so sind dies Geschenke, vor denen wir nicht zu zittern brauchen; sie werden uns sicherlich nie und nimmer zukommen. So muß uns der Bogomilismus vorläufig als der einzig originelle Kulturfaktor der slavischen Welt gelten, der in den Westen hineingriff, und schon um dessentwillen verdient er hier eingehende Würdigung, abgesehen von dem ungeheuren Einfluß, den er auf das Geistesleben der Bulgaren mit anderen Slaven geübt.

Der Ursprung der Sekte ist nicht völlig festgestellt, insbesondere ist die Frage, in wie weit sie auf national-bulgarischer Grundlage ruhe und ob sich in der That in ihr „die nationale Philosophie und Weltanschauung verkörpere“, sehr strittig. In hohem Grade berechtigt ist die Vermutung, daß sie sich aus dem alten, vordarastatischen Gnostrisismus entwickelt; demnach wären die Manichäer, welche sich selbst Paulikianer nannten, die Vorläufer der Bogomilen; gewiß ist, daß der Pape Bogomil (Gottlieb) die Sekte um die Mitte des zehnten Jahrhunderts fest begründet und auf national-bulgarische Grundlage gestellt. Sie gewann bald ungemeine Verbreitung, aus mehrfachen Gründen. Erstlich stand ja das offizielle Christentum auf schwachen Füßen, zweitens zeichneten sich ihre Anhänger durch Ehrlichkeit und herbe, keusche Sittlichkeit vortheilhaft aus, drittens entsprach die neue Lehre den uralten heidnischen Traditionen, die noch immer heimlich fortwucherten. Derselbe Dualismus eines guten und bösen Gottes, wie ihn der heidnische Slavenmythos kannte, war auch der Grundzug dieser neuen christlichen Lehre. „Es giebt“, lehrte Bogomil, „einen guten und einen bösen Gott, die einander an Macht gleich sind, wie an Alter. Der gute Gott ist ein dreieinigtes, vollendetes Wesen, von dem nichts Unvollendetes und Zeitliches ausgegangen, Schöpfer der himmlischen, unsichtbaren, vollkommenen Welt. Der böse Gott (Satan) hat alles Körperliche und Unvollkommene geschaffen: Erde und Menschen. Es giebt also zwei streng geschiedene Welten, die sichtbare Welt Satans, die unsichtbare Gottes. Nur im Menschen sind die Gegensätze vereint, die Seele stammt von Gott, der Leib vom Satan. Bevor der Erlöser herabgekommen, herrschte Satan unbedingt, seit Christi Erscheinen hat er nur Macht über den Körper, nicht über die Seele. Wer den Körper pflegt und nicht die Seele, geht nicht in Gott ein.“ So die Grundzüge, deren zahllose Konsequenzen sie mit zähem Fanatismus befolgten. Das alte Testament verwarfen sie gänzlich, weil „damals noch Satan allein regierte“, aber auch das neue Testament konnte ihnen nicht entsprechen. Kirchen, Bilder, Kreuze, jeglichen äußerlichen Gottesdienst verwarfen sie als jüdisch, weil der sichtbaren Welt Satans entstammend; die Priester und Bischöfe waren ihnen Götzdiener, Taufe,

Beichte und Kommunion ein Gräuél, der Glaube an Auferstehung ein Frevel, denn „der Leib könnte ja wieder nur vom Satan kommen.“ Das Jenseits, meinten sie, bestehe nur aus Himmel und Hölle, in den Himmel kämen nur die „guten Leute“, wie sie sich als Genossenschaft nannten, in die Hölle alle anderen, ein Gefegener gebe es nicht. Nur Erwachsenen gestatteten sie Ausnahme in ihren fest geschlossenen, bald auch durch äußere Verfolgung immer härter gemieteten Verband, aber damit erwarb noch Niemand den Anspruch auf den Himmel. Auch durch sittliche Lebensführung nicht, so streng sie dieselbe forderten. Das Heil der Seele konnte nur erringen, wer sich vom Werke des Satans abwandte, der Erde und ihren Freuden. Fasten, Kasteiung, Geißelung — das war ihr Weg zum Himmel. Von den übrigen Christen sonderten sie sich hochmüthig ab, hingegen war ihnen jeder Glaubensgenosse ein Bruder ohne Unterschied der Nationalität. Der Kirche standen sie, wie bemerkt, feindlich, dem Staate gleichgültig und nur insoweit, als er die Kirche schützte, als Gegner gegenüber; Kriegsdienst war ihnen eine schwere Verflüchtigung, der sie sich nach Kräften entzogen.

Warum die neue Lehre rasch große Verbreitung gewann, ist theilweise bereits erwähnt. Aber der Hauptgrund lag wohl darin, daß sie so recht eine Religion für die Armen und Unterdrückten war. Was ihnen ihre Gegner vorwarfen: „Sie tadeln die Bojaren, verbieten jedem Sklaven, seinem Herrn zu dienen, weil vor Gott die Menschen gleich seien, — war in den Augen des Volkes ihr größtes Verdienst. Auch ward ja das bittere Joch der Entbehrung, welches ehern auf den Schultern der Beladenen lag, nun, im Lichte des Bogomilismus, eine Tugend, die den Himmel erwarb! Und der neidische Groll, der ja nun einmal, mit der Stärke eines Naturtriebes, stets das Herz des Entbehrenden gegen den Genießenden erfüllt, erhielt hier die ethische Berechtigung! Was der neuen Sekte die jähe Macht und ihrer Verbreitung gegen Westen Sturmesflügel lieh, das war genau dieselbe Kraft, welche einst die reine Lehre Christi über das Heidentum hatte siegen lassen. Das Christentum hatte aufgehört, eine Religion der Armen zu sein, noch mehr, aller Zwang, der den Niedrigen drückte, wurde in seinem Namen geübt; im Namen Christi forderte der Priester die Abgaben, um sich an Brunt und Wohlleben zu erfreuen; im Namen Christi forderten der König und sein Adel stummen Gehorsam, Steuer an Gut und Blut! . . . Auch dieser geistigen Bewegung haftet nichts Zufälliges an, so wenig, als irgend einer anderen, weder was die Entstehung, noch was die Verbreitung, noch endlich was den Ausgang betrifft. Es war kein Zufall, daß sie just in Bulgarien entstand, dem Lande, wo die Verleugnung früher eingeführt und härter ausgenützt worden, als andertwärts, wo die Geistlichkeit sich hochmüthiger von

dem Volke abgekehrt, die Blutröhre in Folge der äußeren und inneren Kriege öfter gefordert wurde, als in anderen Ländern. Es war kein Zufall, daß sie nach West und Ost drang, und binnen einem Jahrhundert von den Pyrenäen bis Konstantinopel Millionen von Bekennern zählte — es war die Zeit schärfliger Gegensätze in der Verteilung irdischer Güter. Dem Volke war Hunger und Mühjal zugefallen, dem Adel und den Priestern Besitz und Genuß. Wie einst das Christentum gegen das läppige Heidentum siegte, weil es eine Religion der Armen war, so gewann nun diese Sekte an Boden gegen das päpstliche Christentum. Besiegen konnte sie es nicht, wie einst Christi Apostel das Heidentum — die äußeren und inneren Verhältnisse lagen anders. Nicht ein mantender Caesarenstaat stand den Bogomilen gegenüber, sondern kräftig blühende Feudalstaaten, nicht ein schattenhafter, verkümmertes Nummenschanz der Vielgötterei, sondern eine starke ja fanatische Staatsreligion. Auch konnte einst das Christentum mit den Besitzenden und mit der Kultur Kompromisse schließen, ja dieselbe befördern, das Christentum war entwicklungsfähig, diese Sekte nicht in ihrer diksteren Abkehrtheit von allen Erdendingen. So ist es auch Notwendigkeit, daß sie ihrem Bekehrer erlag und durch Strömen von Blut und Tränen ausgetilcht ward für immer.

In welcher Art sich dies Ende vollzog, gehört nicht in den Rahmen dieser Darstellung, ebensowenig als die Aufzählung der Modifikationen, welche die „*haeresis Bulgarorum*“ bei ihrer Wanderung gegen Westen erlitt. Nur im allgemeinen sei bemerkt, daß sie sich dort immer mehr dem Christentum näherte; den Abingensern z. B. war das böse Prinzip nur mehr ein Ausfluß des Guten, Satan ein gefallener Engel. Wohl aber müssen wir der Folgen gedenken, welche der Bogomilismus für die geistige und staatliche Entwicklung der Bulgaren gehabt hat.

Eine Religion der Armen, anfangs wohl auch zum größten Teil der „Armen im Geiste“, pflanzte sich die neue Lehre zuerst nur durch mündliche Tradition fort, bis ihr allmählig die Notwendigkeit nahe trat, auch durch die Schrift zu wirken. Aus verschiedenen Gründen: der wachsenden Verbreitung wegen, welche auch ein geistiges Band zwischen den räumlich Entfernnten wünschenswert erscheinen ließ, wie nicht minder deshalb, weil sich ihr auch viele Popen und andere Schriftkundige zugewandt, welche die Bannbullen und Schmähschriften der orthodoxen Geistlichkeit gegen die Bogomilen durch gleiche Liebesdienste zu vergelten strebten. Doch stellten sich der Verwirklichung die größten Schwierigkeiten entgegen, es fehlte an einem Publikum, welches lesen, und an einer ausgebildeten Sprache, in der man schreiben konnte. Daß die Bogomilen diese Hindernisse überwand, ist vielleicht der sprechendste Beweis für ihre fanatische Zähigkeit;

anderem als religiösem Eifer wäre dies schwerlich geglückt. Zunächst acceptierten sie das cyrillische Alphabet und trugen die Kenntnis desselben ins Volk, selbst in die tiefsten Schichten. Jeder fromme Bogomile mußte mindestens lesen können, nicht um dem schändlichen Trieb nach weltlicher Bildung zu entsprechen, sondern zum Heile seiner Seele. So drang durch den Eifer dieser Sektierer eine relativ ansehnliche Bildung in Kreise, welche ohne dies Motiv im tiefsten Dunkel geblieben wären, nach der Ausrottung der Sekte in tiefste Geistesnacht zurückgesunken sind. Wie verzwick auch die Beweggründe dieses Wirkens gewesen, es muß sonderbar anmuten, daß damals der bulgarische Bauernstand wahrscheinlich geistig höher gestanden, als der jedes anderen Volkes. Schon dies giebt den Bogomilen ungemeine Bedeutung für das Geistesleben ihrer Nation, noch mehr jedoch die Art, wie sie das zweite Hindernis, den Mangel einer Litteratursprache überwand. Das Altslovenische, dessen sich die orthodoxe Geistlichkeit bediente, konnten sie nicht brauchen, weil sie ja vor allem dem Volke verständlich werden wollten, mit der bloßen Einschlebung von Wörtern und Wendungen der Vulgärsprache, womit die Uebersetzer weltlicher Schriften begannen, konnten sie sich aus denselben Grunde nicht begnügen. So schufen sie denn in zähem Eifer innerhalb einer Generation eine gewissermaßen neue Sprache, welche die Orthographie und Syntax, ferner den Wortschatz für abstrakte Begriffe vom Altslovenischen entlehnte, in der Hauptsache aber aus der Volkssprache schöpfte. Den Philologen mag dies Ungetüm einer Schriftsprache sonderbar anmuten, der Kulturhistoriker muß es freundlich begrüßen; es war ein seltsames, aber notwendiges Mittel zur Begründung der nationalen Litteratur. Der Vorgang steht übrigens nicht einzig da; denselben Dienst hat die Kirchensprache auch anderen slavischen Dialekten geleistet, nur daß dies nicht, wie hier, im zwölften Jahrhundert geschah, sondern leider erst — so bei den krainischen Wenden — im neunzehnten!

Die Volkslitteratur, welche auf diesem Wege entstand, war anfangs durchwegs, dem Charakter der Sekte entsprechend, geistlichen Inhalts. Sie begann mit dogmatischen Streitschriften, welche übrigens durch heftige Flüche und Verwünschungen für den Geschmack des Lesers gewürzt wurden; daran schlossen sich Erzählungen, welche den Inhalt der heiligen Schrift umschrieben, naiv volkstümlich und zugleich dem Geiste der Bogomilen gemäß. Das Volk las diese Schriften gern, auch solche Leute, welche sonst der Sekte ferne standen, weil daraus weit mehr zu erfahren war, als aus den beiden Testamenten. So enthält eines dieser Schriftchen nichts weiter, als die freilich sehr genaue Beschreibung der Bestandteile, aus denen Satan den Adam zusammengezeugt. Ein anderes, gleich den wichtigsten jener derben Streitschriften von

dem Stifter der Sekte, dem Priester Bogomil, verfaßt, giebt Antwort auf die Frage, wie Gott die Erde im Gleichgewicht erhalte: sie ruht auf „hohem Wasser“, dieses auf einem „großen Stein“, der Stein auf „vier goldenen Walfischen“, die Walfische auf einem „feurigen Strom“, und dieser Strom auf einem „noch heißeren Feuer“, welches wieder auf einem „noch heißeren“ ruht u. s. w. „mit Grajie in infinitum“ . . . Ein drittes Schriftchen schildert das Leben Christi und wie er das Feld gepflügt, bis er endlich Pope geworden. Hat der Dichter des „Felsand“ Christus zu einem tapferen, wehrhaften Germanen gemacht, so erscheint er hier als fleißiger, bulgarischer Bauer, der endlich seiner Frömmigkeit wegen Prediger wird. Auch Gott-Vater ist auf ein Bulgare, aber ein mächtiger Bojar, gut, aber aufbrausenden Charakters, und was solcher Navetäten mehr sind, die aufs neue die alte Wahrheit bestätigen, daß der Mensch seinen Gott allüberall nach seinem Ebenbilde schafft.

Diese Schriften waren nur zum Teil bulgarischen Ursprungs, die meisten aus dem Griechischen übersezt und den Anschauungen der Bogomilen entsprechend hergerichtet. Je größer der Leserkreis und damit das Bedürfnis nach solcher Litteratur wurde, desto eifriger und sorgloser wurden griechische Büchlein übertragen, auf den Standpunkt der Sekte ward dabei wenig mehr Rücksicht genommen. Damit trat diese Litteratur in ihr zweites Stadium, sie blieb geistlichen Inhalts, aber die nüchterne, ja asketische Anschauungsweise ward verdrängt durch die buntpantomastische Farbenpracht des Orients. Diese „Lügenbücher“ enthielten teils Erzählungen über Begebenheiten der Bibel in selbständiger Auffassung, teils Wahrsagungen, Wundermittel u. s. w.; Nam, König Salomo, Christus waren die Hauptpersonen der Legende. Die Wirkung dieser läppig ausgemalten Bilder, welche nur noch entfernt an die herben, scharfen Konturen der Bibel mahnten, mußte auf ein naives Volk eine doppelt tiefe sein; sie weckten die Lust am Lesen und Fabulieren und so trat die junge Litteratur bald naturgemäß in ihr drittes Stadium, die Pflege weltlicher Stoffe.

Auch hier war es Byzanz, welches als Quell- und Vorbild diente: Die historischen Romane von Alexander, vom trojanischen Krieg, der indische und arabische Märchenschatz wurden nun aus dem Griechischen in die neugeschaffene Volkssprache übertragen. Einzelne Motive der nationalen Sage wurden dabei mit verwertet, im Allgemeinen wich die Bearbeitung wenig vom Original ab. Auch die bulgarischen Originalwerke weltlichen Inhalts — Chroniken, durch Beispiele und Mahnreden illustrierte Gesetzsammlungen u. s. w. — sind an sich nicht hervorragend; relativ aber, wenn man sie mit dem gleichzeitigen Schrifttum der anderen slavischen Völker vergleicht, muß diese Litteratur an sich zur Achtung und

Beachtung zwingen, noch mehr, wenn man ihre Wirkung nach Außen berücksichtigt. Denn sie blieb nicht allein auf Bulgarien beschränkt, sie drang durch Bosnien zu den Kroaten, durch das halbslavifizierte Rumänien zu den Russen und wurde dort, natürlich in veränderter Form, rezipiert. So vermittelten die Bulgaren den Nord- und Südslaven die Produkte der alten östlichen Kultur, der indisch-arabischen Märchenwelt. Der geistige Einfluß des Bogomilismus stellt sich dergestalt wahrhaft imponierend dar: wie die neue Lehre den ganzen Westen Europas aufwühlte, so erhellte die von ihr angeregte Litteratur den ganzen Osten. Sicherlich hat kein anderes slavisches Volk bisher im Reiche des Christes eine gleiche Rolle gespielt, als damals das Bulgarische.

Dieser Glanz sollte bald erlöschen und zwar — es ist ein tragisches Zusammentreffen — zum Teile durch den Bogomilismus selbst. Der politische Einfluß der Sekte war ein unheilvoller, die „guten Leute“ waren schlechte Staatsbürger, das bedingte ihr Glaube. Je mehr ihre Zahl wuchs, desto hemmender mußten sie auf die Staatsgewalt wirken. Den inneren Wirren, welche sie angesetzt, war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die bulgarische Selbständigkeit der byzantinischen Herrschaft zum Opfer fiel. Aber nicht minder stürzige Unterthanen waren sie den Byzantinern. Um sie niederzuhalten, hatten diese den Bulgaren die kirchliche Autonomie belassen: das Patriarchat von Ohrida. Aber die Maßregel fruchtete nichts; die Patriarchen (u. A. bekehrten ein getaufter Jude und ein Eunuch diesen Posten) waren machtlos gegen die Sektierer. So ist es einerseits den Bogomilen-Stürmen zuzuschreiben, daß die Macht von Byzanz geschwächt wurde und die Meniden, ein Bojarengeschlecht, 1186 wieder ein selbständiges bulgarisches Königreich gründeten; aber daß dieses an inneren Wirren langsam dahinsiechte, war wieder nur Schuld der Bogomilen. Da die Staatsgewalt kirchlich-orthodox war, so hielten sie sich gegen dieselbe wie Todfeinde und eine blutige Verfolgung (1211) brach ihre Kraft nicht. Die politischen Geschehnisse dieser Epoche, die Kämpfe der Bulgarenfürsten gegen Griechen und Franken, die zahllosen Aufstände und Bürgerkriege gehören nicht in den Rahmen dieser Darstellung; nur jene Punkte, wo sie die geistige Entwicklung beeinflussten, seien kurz hervorgehoben. Während sich der Bogomilismus auf seiner Wanderung nach dem Westen immer mehr läuterte, durch seinen Kampf gegen die Zwingherrschaft Roms zu einer befreienden und selbst im Untergange noch siegreichen Erhebung des Volksgemüts führte, blieb er auf seinem Heimatboden im Wesentlichen eine asketische, also das Vaterlandsgefühl, wie alles thatkräftige Wirken für die Welt beeinträchtigende Lehre. Eben darum konnte er nie zur Staatsreligion werden; aus nationalen und politischen Gründen mußten die Meniden die Befreiung vom Patriarchat zu Kon-

stantinopel als eine Lebensfrage für ihr Reich anstreben und darin fanden sie die Unterstützung der mächtigen Sekte, aber die bulgarische Nationalkirche, welche sie nun begründeten, siechte wieder an dem Widerstand der Bogomilen dahin, bis ihr Byzanz abermals ein Ende bereiten sollte. Dieses Festleben an kirchlichen Streitigkeiten aber lähmte alle Kräfte und zwang die geistige Entwicklung immer wieder in ihr enges Bett zurück; die Litteratur endete, wie sie begonnen: mit dogmatischen Streitschriften. Nur unter dem kraftvollen Joannes Asen II. (1218—1241) schien der Litteratur, wie dem Staate ein neuer Aufschwung beschieden, aber unmittelbar nach seinem Tode begann Bulgarien wieder zu kränkeln, freilich durch äußere Stürme ebenso wohl, wie durch kirchliche Wirren.

Hierzu kamen nach dem Aussterben der Aseniden blutige Kämpfe verschiedener Prätendenten und das unglückliche Land ward ein Schlachtfeld, auf dem sich die Parteien, ferner die von ihnen gerufenen Ungarn und Rumänen beföhden. Die Litteratur erhielt sich nur noch insoweit, als sie zugleich Sache der Religion war. Aber ihre letzte Stunde sollte bald schlagen. Aus Kleinasien war das Osmanentum über die Halbinsel hereingebraust, wie eine Sturmflut. Der zerrüttete Bulgarenstaat, welcher schließlich den Serben tributpflichtig geworden, konnte dem Anprall nicht widerstehen. Außerlich machtlos, im Inneren der Tummelplatz der Ortobogzen und Bogomilen, die sich wildend bekämpften, raffte er sich gegen die Osmanen nicht einmal zu ernstlichem Widerstande auf. Anfangs ein türkischer Vasallenstaat, ward Bulgarien am Aus-

gang des 14. Jahrhunderts eine Provinz des Osmanenreiches. Der letzte Czar Johannes Siskman III. soll angeblich den Helvendot gestorben sein. Was Bulgarien zu Grunde gerichtet, war nicht bloß die Uebermacht der türkischen Waffen, sondern der Byzantinismus, der die Entwicklung überhört und der Sektenfreiheit, der die Volkskraft in nutzlosen Stürmen aufgerieben hatte. „Eigentümlich und bitter,“ sagt Hilferding, „war das Schicksal Bulgariens. Im zweiten Jahrhundert seines Bestehens, also zu einer Zeit, wo andere Staaten gewöhnlich erst ihre historische Leben beginnen, war für Bulgarien schon die Periode voller Entwicklung eingetreten; die ruhmvolle und erleuchtete Regierungsthätigkeit Simeons ließ scheinbar eine Jahrhundert lange Blüthezeit erwarten, und doch war sie nur die Vorstufe des Verfalls. In der ganzen Entwicklung Bulgariens zeigt sich etwas Frühreifes, Unfertiges; etwas Krankhaftes, Unnatürliches. Frühreife und Krankhaftigkeit ist die einzige allgemeine und vielleicht auch einzige wesentliche Eigenschaft der bulgarischen Geschichte.“ Hilferding ist Russe und den Bulgaren nichts weniger als geneigt; gleichwohl mag sein Apercu richtig sein, sofern man statt „bulgarisch“ „slavisch“ setzt; krankhafte Hast im Aufnehmen und Empfangen fremder Kulturelemente ist ein bezeichnender Zug dieser gesamten Völkerfamilie. Wohl aber darf gegen Hilferding daran erinnert werden, daß die Bulgaren in jenem Abschnitt ihrer geistigen Geschichte, den wir eben betrachten, im Gegenjase zu den anderen Slaven, nicht bloß empfangen, sondern auch geben, und zwar aus dem eigenen Vermögen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Wir haben nie zu jenen Weisen gehört, die der Goethe-Gesellschaft rathen, doch lieber statt des trodden wissenschaftlichen Zeugs amüsante Spenden zu bieten, um ihre bisherigen Mitglieder zu behalten und neue hinzuzugewinnen, aber daß sie gut daran thäte, bei aller Wahrung ihrer Würde ab und zu auch Gaben zu verteilen, die nicht bloß dem Goethe- oder Schiller-Biologen werthvoll sind, haben auch wir an dieser Stelle mehr als einmal gewünscht und wer es mit der Gesellschaft ehrlich meint, hat sicherlich den gleichen Wunsch öffentlich ausgesprochen oder doch im Stillen gehegt. Darum ist die diesjährige Spende für die Mitglieder mit Freude zu begrüßen; sie bringt Reproduktionen biographischer und künstlerischer wertvolle Zeichnungen und Gemäldes aus dem Goethehaus, die von dem Dichter selbst herrühren oder ihn und seine Freunde und Bewunderer darstellen. Von den Zeichnungen Goethes wird die „Merkurenanshebung in Apollos“ wohl um der Auffassung willen das meiste Interesse erregen. In der letzten Stunde wird eben ein Merkut gemessen, während sein jaumerndes Weib hinausgeworfen wird; in der geöffneten Thüre ist ein verguldet grünesender Krüppel sichtbar; durch eine andere Thüre wird eben ein armer Teufel, der tauglich befunden worden, ins Merkurenzimmer geschleift; aber der Thüre ist, von einem Vorleerkranz umgeben, ein Galgen zu sehen, darunter die Aufschrift: „Thor des Ruhmes.“ Das Blatt ist im März 1779 entstanden; Goethe war damals Vorsitzender der Krüppel-Kommission und leitete die Merkurelung... Das ist pikant, aber auch nicht mehr; an etuen

Protest des Dichters gegen den brutalen Akt darf man nicht denken, geschweige denn gar, daß uns aus dem Blatte „ein fauch revolutionäres Geistes- entgegenschläge, den kritischer Betrachter längst darin veripart hat; höchstens macht sich darin der Stoll des Dichters, mit solchen unerquicklichen Geschäft beladen zu sein, humoristisch Luft; der Herr Kommissionsräthle führte ja das Mannstript der „Ipbigenite“ mit sich und kam nicht zur Arbeit; „es ist verflucht,“ schreibt er an Frau von Stein, „der König von Tauris soll leben, als wenn kein Strampfwirler in Apollos hungerte.“ Nächt diesem wird ein anderes Blatt, das drei Porträtsitzigen vereinigt, den Blick am längsten festhalten: der Profislopf Cornelle Goethes und Wielandens, dann eine Alzge, die den jungen Dichter selbst in seinem Arbeitszimmer zeigt; die Ausführung ist nicht ohne Fleck, doch zeigt gerade der Kopf keine Spur von Aehnlichkeit mit den Zügen des Dichters; dies ist so auffällig, daß man leicht der Vermuthung Raum geben könnte, die Erklärung des Blattes als Schlopporträt sei eine Irrge, obwohl sie von einem Mann, wie Hofrat Rutand ausgeht, der es doch wohl am besten wissen muß. Die sieben anderen Blätter von Goethes Hand sind sämtlich Vandschafsten; sie sind nicht mehr noch minder Interessant, als die vielen ähnlichen Blätter, die bereits bekannt sind; nur eines, die Naturbrücke über die Jm“, ist zugleich naturalistischer und in der Stimmung kräftiger, als wir es bei Goethe gewöhnt sind. Zwei andere Blätter der Mappe reproduzieren zwei Goethe-Porträts, eins von Heinrich Kolbe (1822) und eines von Josef Schmeller,

das um 1826 entstanden sein mag. Die Zahl der Goethe-Bilder Kolbe's ist eine recht ansehnliche; es sind bisher deren sieben bekannt; eines, das Delnabardstein als besonders ähnlich rühmte, hat die „Deutsche Dichtung“ vor Jahren (Band V. S. 153) reproduziert; das nun vorliegende hat mit demselben geringe Ähnlichkeit, jedenfalls macht Schameller's Färbung bei aller Schlichtheit einen stärkeren Eindruck. Daran schließt sich eine Reihe anderer, nach der Natur gezeichneter Porträts von Schameller: August Bucher, Anselm, GutsMuth, (ein ganz vorzügliches Blatt), Fritz Stein, die Bettina (heretisch als sehr seltsames „Kind“), ferner Wilhelm von Humboldt, Graf Rehnbold, Grillparzer. David d'Angers und Adam Niezlewicz, Grillparzer's Porträt scheint ähnlich zu sein, jenes von Niezlewicz macht, wenn man es mit andern Porträts des großen polnischen Dichters vergleicht, nicht diesen Eindruck. Endlich finden sich auch zwei Ansichten aus Frankfurt (von A. Nadi) und das Familienbild reproduziert, das Rätz Goethe 1762 von Seelag malen ließ. Die Klätterbrude sind wohl gelungen; den Farbenton des Trübs hätten wir zuweilen anders gewünscht.

— Ton und Text. Gesammelte Gedichte von H. Lande u. 2. Ausgabe. Berlin, Georg Nauk (Fritz Rabe) 1896. Es geht einem mit dilettantischen Versen ähnlich, wie mit den schönen Landschaften, nur umgekehrt: wie man in der Schwelgerei versucht ist, immer wieder auszurufen: „Dies ist der schönste Erdemüßel!“ so bei diesen Gedichtbänden: „Dies ist die unmissigste Reimerlei!“ Nur weil uns diese Erfahrung abmahnt, wollen wir die vorliegenden Verse nicht als die miserabelsten bezeichnen, die je gedruckt worden. Aber daß sie zu den miserabelsten gehören, ist gewiß. Die Verfasserin ist eine Art Frieberische Kempner, nur in's Congruente überfetzt. Ein Gedicht hat uns durch den Jutag zum Titel besonders interessiert: „Ist des Dichters Loos beneidenswert? (Preisgedruckt).“ Der herrliche Reim beginnt:

Beneidenswert des Dichters Loos auf Erden?

Ein großes Fragezeichen hängt nur an —
— wir „hängen“ das „große Fragezeichen“ an, vor der diese Verse mit einem Preis gedruckt haben mag!

— Rätze und ich. Erlebnisse und Erfahrungen aus junger Ehe. Von Manuel Schücker. (Berlin, Deutsche Schriftsteller-Gesellschaft.) Es sind nun etwa vier Jahre her, daß uns der Name des Autors zuerst in's Auge fiel: unter einem Pseudonym in einer seit her eingegangenen Berliner Zeitung, welches von zugleich vermögern und seiner Satire strotzte. An den Erfahrungen, die er in einem Berliner literarischen Café, dem Stammtisch der Jungjünglinge gemacht, ertrachte der Spötter den Beweis, daß Friedrich Nietzsche gar nicht existiere, sondern nur von der Schmeife erfunden sei, um nicht bloß andere Dichter, sondern auch einen anderen Philosophen zu haben, als die übrige Menschheit. Witziger ließ sich das Kofetieren mit unverständlichen Phrasen vom „Uebermenschen“, von der „Herren-Moral“, von „Jenseits von Gut und Böse“, wie es damals in Schwung war und ja auch heute noch nicht ausgehört hat, kaum an den Fränger stellen; in der That hatte kaum einer dieser Herren auch nur ein Buch von Nietzsche selbst gelesen. Neben dem prächtigen Inhalt fiel uns die wohl stilisierte Form an, namentlich aber auch ein Zug, der heute nachgerade selten geworden ist: das literarische Bewußtsein; die angelegentlich Nachreiner waren gramlos verhöhnt, Nietzsche selbst blieb außer Spiel. Wir merkten uns damals den Namen und fanden seither durch eine Reihe anderer literarischer Zeitschriften dies günstige Urteil bestätigt. Wir haben also schon Gutes erwartet, als wir des erste Buch Manuel Schückers zur Hand nahmen, müssen aber freudig gestehen, daß es mehr bietet, als wir erwartet haben. Dies ist wieder einmal ein wirkliches humoristisches Talent, kein Spasmacher und Raiauerfabrikant, sondern ein Dichter, dem es gegeben ist, gleichzeitig den vollen Ernst des Lebens zu erkennen und doch unter einem Gesichtspunkt zu betrachten, der ein wehmütiges Lächeln oder ein befruchtendes Lachen ermöglicht. Rätze ist ein richtiges Frauenzimmer, sogar das richtige Frauenzimmer, nicht klüger, noch blümm, nicht kleinlicher, noch großherziger, und höchstens etwas rechtshaberischer,

als die meisten ihres Geschlechts, eben das Normalweib — und ferner, liebenswürdig, diskreter sind die Schwächen, die dem Durchschnitt der schöneren Hälfte des Menschenaufwachts anhaften, nicht oft gelährt worden. Es sind durchaus keine Feiden und Feinden, die sich in dieser jungen Ehe ergeben, auf alle Drahtseile und Ungewöhnlichkeit der Erisinnung hat Schücker verzichtet; er will nur eben durch die Auffassung und die Darbietung wirken; ein Neben mehr, daß er ein wirkliches Verfeiner ist. Gleich die erste Skizze ist in ihrer Art prächtig. Käthechen schwärmt für die milden blauen Augen des Standesbeamten, der sie trauen soll, und haßt ihn dann, weil er ihr pflichtgemäß sagt, daß sie durch die Heirat mit einem Ausländer — der Bräutigam wird als in Berlin lebender Journalist aus Oesterreich eingeführt — die deutsche Staatsangehörigkeit verliere; die Thatsache ist ihr unangenehm und darum der unschuldige Verkündiger sardisch. Aber ebenso hübsch ist, wie der junge Edemann nach Käthechen's Ansicht am Hochzeitstage sein „wahrer Gesicht“ zeigt, weil er trotz des Befehls seiner Neuerwählten die Handfläche, die ihn drücken, sehr bald ablegt, dann die Geschichte vom ersten Abendessen — Gurkensalat und gebadene Semmeln, woraus aber nichts wird —, vom ersten Mittagessen und vom ersten gemeinsamen Theaterbesuch. Die letztgenannte Skizze ist eine der hübschsten; der Mann muß zur „Brant von Messina“, weil er über die Aufführung berätheln soll, die Frau will lieber eine französische Poise sehen, weil ihr Schiller durch die Schule vertrieben worden; die Satire gegen die „höhere Tochter“ darf unter den unzähligen Arbeiten ähnlicher Tendenz einen Ehrenplatz beanspruchen. Von den folgenden Federzeichnungen: „Die Columbus-Torte“, „Wie Käthe Tante wurde“, „Mame“ (eine Fingergeschichte), „Mein Arbeitszimmer“, „Wie ich ein „Problem“ wurde“, sind nicht alle von gleichem Werte, aber alle sind wohl sonniem, wahrhaft liebenswürdigem Humor. Das Gleiche gilt von dem Anhang: „Fran Käthe erregt das Wort“, wo nun diese die Dinge von ihrem Standpunkt schildert, obwohl diese Skizzen künstlerisch schwächer sind; diese indirekte Art des Charakterisierens fällt minder gut aus, als wo wir Käthe durch den Erzähler direkt geschildert erkalten. Alles in Allem aber: ein wahrhaft erfreuliches Buch, das dem Kritiker neben der angenehmen Lektüre auch noch die Freude gewährt hat, einmal so recht los zu können. Das Buch hat bereits eine zweite Auflage erlebt, es wird ihr noch manche andere folgen. Für das Buch also haben wir keine Wünsche mehr, wohl aber für den Autor: möge ihm sein Beruf — er ist thatsächlicher Journalist — die Mühe gönnen, sich an Größeren zu versuchen; auch zum humoristischen Roman würde seine Kraft reichen — wir meinen, an einem, der diesen Namen verdient.

— Eine der berühmtesten Dichtungen der polnischen Literatur: „Die Pest in El-Arisch“ von Julius Slowacki hat in Witold Hausner einen neuen Uebersetzer gefunden (Wien, Leopold Welsch 1896), nachdem sich bereits Albert Weis, Heinrich Ritschmann und Andere an der gleichen Aufgabe versucht. Es ist Hausner unbedingt auszugehen, daß er seine Aufgabe besser gelöst, als seine Vorgänger. So lautet z. B. eine Stelle in der bisher reattiv besten Nachdichtung von Ritschmann (nebenbei bemerkt, der einzigen, welche der engberzige Mann in weiter „Geschichte der polnischen Literatur“ der Erwähnung wert findet), wie folgt:

„Ja kam hier an und schlug auf diesem Sand
Wein Bier an; die Ramele ruhnen stille,
Das Kind, ein Englein in der Erdenuhle,
Es fütterte die Wölklein mit der Hand,
Aus deren Brust die Menschensucht entschwand.
Das kleine Häuschen dort erschaun dein Bild,
Das jüngste Häuschen kam von ihm zurüd,
Das Kanne tragen, wie ein Rohr so schlank.
Sie trat zum Fenster und in heitrem Drang
Besprache sie ein wenig ihre Brüder;
Der Älteste — das Auge heiß entbrannt —
Nahm das Gefäß — ihm zitterte die Hand —
Und sprach: „Gott senke Segen auf dich nieder
Für diesen Trank, es glüht mir in der Brust.“
Angefaßt dieser Probe — man beachte namentlich

die Vögelin, „aus deren Brust die Menschenfurcht erschwand“ und das Mädchen, das „in heftiger Traug die Brüder ein wenig bespritzt“ — lit die doppelte Versicherung nicht überflüssig, erstlich, daß Julius Slowacki dennoch ein sehr bedeutender Dichter voll Blut und Faude war und daß dieses Gedicht mit Recht als sein bedeutendstes gilt, ferner aber, daß auch unsere Versicherung, Wischmann habe seine Sache bisher wohl relativ am besten gemacht, durchaus nicht ironisch gemeint ist; seine Nebenbuhler waren eben noch bedenklichere Uebersetzungskünstler. Diesen Herren gegenüber ist Hansner sicherlich als ein Versenker zu preisen; die oben zitierte Stelle lautet in seiner Uebersetzung: „Ich langte an. Mein weiches Zelt schlug ich In dieser Wüste auf, still legten sich Die Dromedare nieder in den Sand. Das Mädchen spielte, lockte Vögelin an; Sie wagten furchtlos sich heran und liehen Sich stützen von des kleinen Engels Hand. — Siecht du das Mädchen dort im Thale stehen? Dort kam mein jüngstes Mädchen her, sie trug, Schlanke wie ein Schiff, an ihrem Haupt den Krug Mit frischem Trunk. Sie trat zum Herd heran Und spritzte lachend ihre Brüder an. Der Aelteste, mit Fieberglut im Blick,

Sprang auf, ergriff den Krug, hob ihn zum Mund Und rief: „Gott jagte dir den Trunk zurück, Denn Feuer brennt in mir und wie ein Hund Verdürstet ich“ —

Das klingt anders und giebt von der Schönheit und Kraft des Originals zum Mindesten eine Ahnung, wenn auch seine ganz zureichende Anschauung. Doch wollen wir Hansner deshalb nicht schelten; Slowacki gehört, gleich Mickiewicz, zu jenen Poeten, die der deutschen Nachdichtung ungemene Schwierigkeiten bereiten; im Gegentheil, Hansner verdient Ermunterung. Was die ersichtliche Dichtung selbst betrifft, so wird sie ja der Richtpote, auch wenn er das Original kennt, nicht so hoch stellen, wie die auch in literarischen Dingen recht konvinzistischen Konkulcure des Adlers, die in ihr ein ebenbürtiges poetisches Pendant zur Kossov-Gruppe finden, immertin wird auch er sie dem Wertvollsten beizählen, was die Romantik überhaupt geschaffen hat. Schade, daß Hansner für den Rezer, der in östlichen Literaturreisen geringen Bescheid weis, nicht ein orientierendes Vorwort beigelegt hat; wer nicht weiß, der Dichter seit nahezu 50 Jahren tot und seine Dichtung etwa 60 Jahre alt ist, könnte aus der Tonart leicht falsche Annahmen von der modernen Literatur der Polen gewinnen.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Grüner, Clara von. Herzensliebding. Allerhand von Liebe und Freundschaft. Straßburg i. E. und Leipzig. G. F. Kattenstedt. o. J.

Hofäus, Wilhelm. Gedichte. Dessau. C. Dünhaupt. 1896.

Klischer, Gustav. Von Weibes Herzen. Zwei Novellen. Berlin. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896.

Pandmann, Karl. Zur Erinnerung an Gustav Freytag. Leipzig. B. G. Teubner. 1895.

Petterich, Dr. Karl Hugo. Der Heiden-Heiland. Ein Essay. Wien. Im Selbstverlage. 1895.

Pensson, E. F. Dobo. Eine Einzelheit des Tages. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Emma Weder. 2 Bände. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.

Pfeisch, Willy. Allein und Frei. Gedichte. Königsberg. F. Woldorfs Buchhandlung. 1896.

Totta, Johannes. Ehehefter. Roman. Leipzig. Aug. Diefenmann.

Scheffel. Gedebuch. Eine Sammlung erster und betterer Lieder. Dresden. R. von Gumblow. 1895.

Langewiesche, Wilhelm. Gedichte. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig. G. Haefel. 1896.

Teilmann, Konrad. Bohemismus. Roman. Berlin. G. Grote. 1895.

Vormann, Edwin. Rene Shakespeares-Entwicklungen. Heft 1. Leipzig. Selbstverlag. 1895.

Ebers, Georg. Zu blauer Nacht. Roman aus dem deutschen Kulturleben im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1896.

Herold, Theodor. Gretchen. Ein Sang aus der Zeit der Freiheitskriege. Münster i. W. Heinrich Schöningh. 1895.

Villingcr, Hermine. Aus dem Kleinleben. Dritte Auflage. Fahr. Moriz Schönbach. o. J.

Busse, Karl. Neue Gedichte. Stuttgart. J. G. Cotta's Nachfolger. 1896.

Schleicher, Jwan. Vor dem Acheronmüth. Frühlingsturm. Zwei Skizzen. 1895.

Krauß, Friedrich S. Hillige Braute. Lustspiel. Wien. Carl Graier. 1895.

Hansner, Dr. Adalbert von. Gustav Freytag. Gedächtnisrede. Heidelberg. J. Gröning. 1895.

Teut, Heinrich. Art. Minel's von plattbütsch Sprach un Art. Leipzig. Gustav Fod. 1895.

Halkmann, Martha. Jentrud. Ein Epos aus dem Sachsenlande. Wittenberg. P. Wünschmann's Verlag. 1896.

Vanz, Otto. Erstlinge. Gedichte. Bern. Schind, Franke & Co. 1894.

Conrad, Michael Georg. In purpurner Jahnstern's. Roman-Improvisation aus dem dreißigsten Jahrhundert. Berlin. Berlin für Jreles Schrifttum.

Eschelbach, Hans. Widwands. Gedichte. 2. vermehrte Auflage. Köln. Paul Neuberger.

Fünstli, Arthur. Vaolaris. Eine Dichtung. Zweiter Teil. Der Alchymist. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Deb, Louis F. Pierre Bayle und die Nouvelles de la République des Lettres (Erste populärwissenschaftliche Zeitschrift) 1684—1687. Jülich. Albert Müller's Verlag. 1896.

Vindheimer, Franz. Leben, Lieben, Singen. Gedichte. Heidelberg. J. Hörmann. 1896.

Eschelbach, Hans. Modern. Drama in 5 Akten. Köln. Paul Neuberger. 1895.

Guppenderger, Hans. Der fünfte Prophet. Psychologischer Roman. Berlin für Deutsches Schrifttum.

Deby, Juliane. Es ist ein Keis. Drama in einem Akt. Berlin. S. Fischer. 1896.

Grüner, Clara. Märchen für Alt und Jung. Illustriert von Martha Neumann. Basel. G. F. Kattenstedt.

Aust, Gerhart. Gedichte. Ländischeid. Paul Dalchow. 1896.

Vassalle's Briefe an Georg Herwegh. Herausgegeben von Marcel Herwegh. Mit einem Bild und Brief Vassalle's. Zürich. Albert Müller's Verlag. 1896.

Nordhausen, Richard. Sonnenwende. Eine epische Dichtung. Dritte Auflage. Leipzig. Carl Jacobson.

Windholz, J. E. Alter, Tod und Teufel. Ein Drama in Versen. Berlin. S. Fischer. 1895.

Elegitric, Walter. Ein Moral. Kampf und Ende eines Künstlers. Zwei Teile in einem Bande.

Zweite Auflage. München. Carl Rupperts's Verlag. 1896.

Roberti, Alexander Baron von. Nevaenge. Roman in zwei Bänden. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.

Dowells, W. D. Pflüchigefühl. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von A. Wiedemann. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.



Das Adoptivkind.

Erzählung von F. Dikmer.

I.

Es hatte heftig geschneit, nun blickte sternhell der Winterhimmel hernieder. Drinnen im Herzen Berlins wogte noch das Leben in seiner tollen Hast auch um diese mitternächtigen Stunde; doch hier im westlichen Viertel war es ganz still und menschenleer. Nur aus einzelnen Häusern schimmerte noch Licht und weitgeöffnet erwarteten die Thore die späte Heimkehr der Herrschaft.

Auch das Gitter zum Vorgarten der Villa Erler war aufgethan und aus der Portiersloge sowie durch die Glasscheiben der hohen Ein- fahrtsthüre ergoß sich ein breiter heller Streifen nach außen. Nun ließ sich Pferdegetrappel und Wagenrollen vernehmen, das Thor flog auf, der Diener schwang sich vom Bod — doch schon war Gustav Erler aus dem Coupee zur Erde gesprungen und half seiner Frau beim Aussteigen. Sorgsam führte er sie, die sich müde an ihn lehnte, die Treppe hinauf. Oben riß die Jose die Thür zum kleinen Frühstücksalon auf, aus dem es den Eintretenden warm und duftig entgegenwehte. Die tiefe Stut im Kamin sank eben leise knisternd zusammen und überhauchte mit ihrem feurigen Rot den brodelnden Theekessel samt seinem zierlichen Gerät und die weißen Maiblumen auf dem Tischchen, das dicht an das Feuer gerückt war.

Gustav ließ Luise in einen Sessel sinken, nahm den Mantel von ihren Schultern und schob einen Scheitel unter ihre Füße. Dann ging er geschäftig an die Bereitung des Thees, wobei er fröhlich plauderte.

„Es war doch heute Abend wieder reizend“, jagte er. „Das heitere Bild einer eleganten Gesellschaft macht mir immer von neuem Freude,

die Blumen, die Lichter, die Musik, die gepukten Frauen — all das zu einem geschwackvollen Ganzen vereinigt, frischet meine Lebensgeister auf und regt meine Nerven an. Denn Du weißt ja, wie gern ich alter Ehemann noch tanze. Am Liebsten mit Dir, schönste Frau! Als ich heut' mit Dir walzte, war's mir wirklich, als sei es erst gestern gewesen, daß wir den ersten Cotillon zusammen tanzten. Und doch, lang, lang ist's her“, fügte er trällernd hinzu.

Luise erwiderte nichts. Befremdet sah Gustav zu ihr hinüber.

„Was ist Dir?“ fragte er um besorgt und trat dicht zu ihr hin.

„Nichts, nichts!“ Doch dabei quollen ihr die Thränen aus den Augen. Er drang in sie, lange sträubte sie sich, endlich stieß sie hervor, unverkennbare Bitterkeit im Ton:

„Wozu davon reden! Du entbehrest ja nichts, Dir genügt ja das Leben, das wir führen!“

„Luise!“

„Ja, Luise! Ich soll glücklich sein, weil ich Kleider habe und zu essen und Wagen und Pferde und all den Zirkelanz!“

„Den Du am Wenigsten entbehren könntest. Luise, Du bist undankbar und ungerecht — wiegt Dir meine Liebe nichts?“

„Deine Liebe! Wenn Du mich wirklich so liebst, warum verjagst Du mir meinen einzigen Wunsch? Sieh doch Bismingens an — hättest Du sie heute Abend gehört, wie sie kein Ende finden konnten, von dem Kinde zu erzählen. Längst haben sie vergessen, daß es nicht ihr eigenes ist!“

„Ich würde es aber nie vergessen! Du weißt, Du kommst von mir alles verlangen, das nicht. Hundert Mal ist das nun durchgesprochen, hundert Mal habe ich Dir erklärt, warum ich

nicht kann — immer wieder diese Szenen! Du verbitterst Dir und mir das Leben durch das Beharren auf dem Einen, Unerfüllbaren.“

Um dem Geißräch ein Ende zu machen, schellte er mit Heftigkeit der Jofe, denn es war thatsächlich nicht das erste Mal, daß er durch dieselbe Ursache aus heftigster Ranne gerissen worden und einen fröhlichen Abend tief verstimmt beendete.

Erlers galten in ihrem Kreise als das glücklichste Paar. Beide jung, schön, die Kinder angesehener Handelshäuser, hatten sie sich vor sieben Jahren ohne den geringsten äußeren Zwang verbunden.

Gustav war damals achtundzwanzig Jahre alt und hatte das Leben nach allen Richtungen hin gewiffen. Sein Vater, Herr Johann Joachim Erlers, hatte den einzigen Sohn zu einem tüchtigen ehrhaften Menschen zu erziehen gesucht, er war jedoch klug genug, mit ihm frei gewähren zu lassen, als sich der junge Mann mit durftigen Sinnen und überhäufender Lebenslust in die Vergnügungen und Modetheorien der Weltstadt stürzte. Er erhob auch dann seine Stimme nicht, als ihm zu Ohren kam, daß Gustav nach mancherlei Abenteuereu in ein, seit einiger Zeit stadtbekanntes Verhältnis zu einer vielumworbenen Schauspielerin getreten sei. Im festen Vertrauen auf den guten Grund, den er durch Beispiel und Mahnung in seinen Sohn gelegt, ließ er ihn nicht nur ungehindert seiner Wege gehen, sondern gewährte ihm auch stillschweigend die bedeutenden Mittel, die dabei durch seine Jünger glitten.

Durch ein paar Jahre sah der Alte diesem Treiben zu, dann eröffnete er dem Sohne eines Tages, daß es nun sein Wunsch sei, daß dieser sich verheirate. Es sei genug des tollen Spiels, jetzt erwarte er von ihm einen Enkel, die Firma einen Erben. Wie der kluge Mann vorausgesehen hatte, stieß er durchaus auf keinen Widerstand. Gustav war viel zu sehr von den Anschauungen der Kreise, in denen er aufgewachsen, durchtränkt, um die Erfüllung des Begehrens, das sein Vater an ihn stellte, nicht einfach als seine Pflicht zu betrachten. Ueberdies war er wohl auch des Verhältnisses mit seiner Schönen ein wenig müde und rechnete sich selbst darnach, sich ein eigenes Heim mit einer ihm ebenbürtigen jungen Frau zu gründen.

So löste er sich denn von der Tiefenfurth los, der der Abschied freilich schwerer wurde als ihm, denn sie hatte für den „schönen Erlers“, wie

er in ihrer Welt genannt wurde, eine wirkliche Zuneigung gefaßt, und er ließ sich gutwillig vom Vater, unter einem geschäftlichen Vorwand, der aber leicht zu durchschauen war, nach J. schicken.

Dort lernte er Luise Maybach kennen. Trotz seiner mannigfachen Abenteuereu und Liebchaften war Gustav eigentlich nie von Herzen verliebt gewesen. Mehr noch als die große Schönheit that es ihm die völlige seelische Unberührtheit des eben erblickten Mädchens an, so daß der junge Lebemann Alles daran setzte, um sich ihr Jawort zu gewinnen, und mit wirklichem, ihm ungewohnten Herzklopfen zwischen zwei Cotillontouren ihre Entscheidung anrief.

Luise verlobte sich, ohne die Bedeutung dieses Schrittes im Entferntesten beurteilen zu können. Bei ihrer Erziehung war — wie in der sogenannten guten Gesellschaft üblich — Alles ängstlich vermieden worden, was sie über das Wesen und die Pflichten der Ehe hätte aufklären können. Sie war direkt aus dem Schulzimmer in den Ballsaal gekommen. Dem Ersten, der um sie warb, gab sie ihr Jawort, weil sie seine Huldigung überraschte und bewältigte. Kein erster Gedanke durchzuckte dabei ihr Hirn, sie unterzog ihr Herz keiner Prüfung und wäre dazu auch kaum fähig gewesen. Er gefiel ihr, er war in sie verliebt und sagte es ihr in Nebenwendungen, die sie entzückten. Wie würden ihre Freundinnen sie beneiden. Sie war die Erste unter ihnen, die sich vernahmte. Wie schön würde es sein, in Berlin ein großes Haus zu führen.

Das war Alles! Und was mehr hätte es sein können? Sie ahnte ja nichts von den Anforderungen, die der Mann, dem sie sich versprochen hatte, an sie zu stellen berechtigt war, sie vermochte sich nicht klar zu machen, daß, um durch ein ganzes Leben glücklich zu sein und zu beglücken, es eines anderen Gefühles bedürfte, als des Wohlgefallens an einem Tänzer.

Als sie Gustav angetraut war, hielt er ein unschuldiges, unwissendes Kind in den Armen, das keine der Pflichten kannte, deren Erfüllung es ihm vor dem Altar gelobt hatte. Diese völlige Unberührtheit bezauberte ihn, wie ein eigens für ihn aufgespartes Wunder, und ließ seine Liebe zu heller Leidenschaft emporlodern. An seiner Glut erwachte auch Luise zu voller Weiblichkeit, und bald schlugen ihre Flammen gleich feurig zusammen. Für Gustav war Alles versunken, was vorher sein Herz und seine Sinne beschäftigt hatte, und Luise empfand für ihren

Gatten die erste Frühlingssliebe ihres Lebens, die zugleich heiße Sommerliebe war.

Eine unsäglich glückliche Zeit brach nun für die beiden an. Sie sahen nur einander, lebten nur für einander. Mitten im Strome der Vergnügungen suchten und fanden sie nur sich, und waren sie wieder allein, so gewisssen sie dies Alleinsein doppelt. Die zarte blonde Schönheit Lenzens begann erst jetzt sich voll zu entfalten, und Gustav lag ihr beseligt und beneidet zu Füßen.

So waren mehrere Jahre vergangen, ohne daß sich anscheinend etwas verändert hätte. Doch zog, zuerst kaum bemerkbar, aber allmählich sich verdichtend, eine Wolke an diesem klaren Himmel auf. Die ersten Spuren davon, leicht wie die Schatten des Rauches, zeigten sich schon nach kaum einjähriger Ehe. Es huschte manchmal wie ein verlagter Wunsch über das Gesicht der schönen Frau, und Gustav sann der Ursache davon nach, ohne sie vorerst ergründen zu können. Endlich, auf sein Drängen und Fragen, gestand ihm Luise, es benurrufige sie, daß sie bisher noch keine Aussicht auf ein Kind habe. Er scherzte darüber, verwies sie anf ihrer beider Jugend und daß ihnen dazu noch lange Zeit bliebe. Vorläufig genügte sie einander doch wohl zum vollen Glückseln. Es gelang ihm für diesmal, sie zu überzeugen, daß ihre Sorge thöricht sei.

Doch der Schatten kam wieder und immer wieder und je öfter er kam, desto dunkler wurde er und desto schwerer fiel es Gustav, ihn zu verschenden. Nach und nach senkte er sich auf Luise nieder und hüllte sie in einen feinen Nebel ein, durch den sie den vollen Sonnenglanz der Welt nur gedämpft sehen konnte. Gustav nahm dies mit aufrichtigem Bedauern wahr, ohne es jedoch recht mitempfinden zu können. Wohl hätte es ihn sehr erfreut, wenn ihm und der Frau ein Sohn und Erbe beschieden gewesen wäre. Doch blieb es verjagt, so sah er darin keinen Grund, um sich das Herz schwer zu machen. Es war auch ohne dies ausgefüllt, befriedigt und glücklich. Da ihm so das Verständniß fehlte für das, was in seiner Frau vorging, so war er auch überzeugt, sie würde darüber hinauskommen.

Sie kam aber nicht darüber hinaus. Während er sein Leben in der Leitung eines großen Unternehmens, im Genuß seines Reichthums, im Besitze der geliebten Frau als ein vollkommenes empfand, fehlte ihr, deren Seele erst in der Ehe zur Reife gelangt war und nun alle weiblichen Instinkte

entfaltete, die Blüte ihrer Liebe, der höchste Preis ihrer Vereinigung, die Heiligung ihrer Leidenschaft.

Dazu kam, nachdem der erste Hauch verglüht war, nach dem Sturm der Entfaltung vom Kinde zum Weibe, daß sie eine gewisse Oede empfand, daß sie sich nicht ausgefüllt fühlte. War sie mit Gustav zusammen, so riß sie seine überschwärmende Gemüthsfähigkeit mit hin, und im Ausblick seines Glückes vergaß sie fast, daß das ihre kein vollständiges mehr sei. Doch der Tag verfloß ihr nicht an seiner Seite und die ungelosen Beschäftigungen der Frauen ihrer Lebenssphäre befriedigten sie nicht. Um zu Andern, Ernstern zu greifen, dazu fehlte ihr jede Grundlage, denn ihre Erziehung war die gewesen, welche fast allen Mädchen dieser Schicht zu Theil wird: ein Klippen an allem, Schluß ohne Tiefe, Kenntnisse ohne Wissen, flüchtiges Interesse ohne wirkliche Teilnahme.

So empfand sie es, je mehr Zeit verging, desto schmerzlicher, daß ihr das Einzige verjagt war, was das Gegegengewicht für das oberflächliche, rein äußerliche Dasein der beschäftigungslosen Frau bildete: dieselben Geschöpfe, die im Salon nichts zu sein scheinen wie Modepuppen, für welche eine neue Haartracht von mensdlicher Wichtigkeit ist, wie plappernde Gänschen, die das frivolste Wort belächeln und sich nicht schemen, es zu wiederholen, um sich einen vermeintlichen Anstrich von Geist zu geben, sind rein und verjüngt an der Seite ihrer Kinder. Für sie verjagten sie die Sorge um ihre Schönheit, die Vergnügungssucht, den Durst zu gefallen, opfern ihnen Schlaf, Ruhe und Gesundheit, sind ihnen Spielgefährten in gesunden, unermüdliche Pflegerinnen in kranken Tagen. Alle Bitterkeiten, alle Enttäuschungen, die ihnen die Ehe gebracht hat, in ihren Kindern finden sie die Entschädigung dafür, in der Liebe zu ihnen Ersatz für die gewöhnlich so bald verlohene Leidenschaft zu dem Mann, der sie meist aus Verrechnung, aus Ueberdruß am Junggesellenleben oder aus flüchtiger Laune zu seinem Weibe gemacht und in ihren bis dahin unberührten Herzen die Flammen entfacht hat, aus deren Dunstkreis sie bald zur Erkenntniß einer nüchternen Wirklichkeit emporgesahren sind.

Für Luise stand es freilich nicht so. Gustav's Liebe zu ihr war nicht erkaltet. Sie wußte das auch und machte sich zuweilen Vorwürfe darüber, daß sie sich trotzdem von Tag zu Tage weniger

glücklich fühlte. Ihr Empfinden für ihn hatte sich zur selbstverständlichen Neigung sicheren Besitzes gewandelt, die in nichts dem heißen Sehnen und Drängen, dem seligen Nehmen und Geben gleich, vor dem die Welt um sie her versunken gewesen war. Alles in ihr schrie nach dem Kinde, das sie voll beglücken und ansfüllen sollte.

Aber es kam nicht, obwohl es kaum mehr einen berühmten Arzt gab, den sie nicht zu Rathe gezogen, einen Kurort, den sie nicht besucht hätte. Als in ihr die Erkenntnis aufdämmerte, daß alles vergeblich sein würde, daß ihr für immer versagt war, wonach sie schwachtete, hätte wohl ernste Gefahr für ihr Gemüt bestanden, wenn nicht gerade um diese Zeit ein neuer Gedanke in ihr aufgetaucht wäre. Ein kinderloses Ehepaar ihres näheren Bekanntenkreises, Herr von Buschinger und seine Gattin, hatte sich von einer Reise, die es plötzlich, ohne den Zweck zu verrathen, in seine oesterreichische Heimat unternommen, ein wenige Monate altes Kind mitgebracht, das es erziehen und späterhin förnlich in alle Rechte eines eigenen einsetzen wollte.

So war Luise eines Nachmittags mit geröteten Wangen zu Gustav aufs Bureau gekommen — ihre Ungebild ließ sie seine Heimkehr nicht abwarten —, um ihm von der neuen Ervingenschaft ihrer Freunde zu erzählen und seine Einwilligung zu Aehnlichem zu holen. Mit solcher Macht war die Hoffnung auf das so zu erringende Glück auf sie eingestürzt, daß sie die Schwierigkeiten seiner Ausführung gar nicht erwog und ihr die Verzögerung der Mittheilung an Gustav, auch nur um eine Stunde, als ein Verlust erschien. Ein Zweifel an seiner Zustimmung lag ihr völlig fern.

Darum traf es sie doppelt hart, als sie auf den heftigsten Widerstand seitens des Mannes stieß, für den es sonst nur der leichesten Andeutung eines Wunsches von ihr bedurfte. Er erklärte kurz und bündig, er würde es niemals zugeben, daß ein fremdes Kind in sein Haus, in seine Ehe träte. Und dabei blieb er, trotz des rastlosen Kampfes, den sie mit allen Waffen, die einer geliebten Frau zu Gebote stehen, um die Erfüllung dieses Erreichbaren, das sie nun in ihrem Herzen an die Stelle des Unerreichbaren gesetzt hatte, führte; ein Kampf, der immer wieder ähnliche unerquickliche Scenen hervorrief wie die bereits geschilderte.

II.

Gustav saß am Morgen nach dieser Scene, mit Erledigung seiner Korrespondenz beschäftigt, in seinem Bureau, als ihm sein alter Hausarzt gemeldet wurde. Befremdet schritt er ihm entgegen, da der vielbeschäftigte Mann ihn sonst niemals ungerufen aufsuchte.

„Haben Sie Zeit für mich, lieber Gustav?“ war das erste Wort des Arztes, indem er sich niederließ.

„Für Sie immer, verehrter Freund“, erwiderte dieser, „aber was führt Sie zu mir?“

Dr. Braun blickte einen Moment schweigend und prüfend in des jungen Mannes Gesicht und sagte dann langsam und eindringlich:

„Die Angelegenheit, um die es sich handelt, geht Sie sehr nahe an, und ich weiß auch bereits, daß ich auf Ihren Widerstand stoßen werde.“

Gustav machte eine erstaunte und fragende Bewegung.

Der Arzt fuhr fort:

„Vor Allem muß ich Sie bitten, mich ruhig anzuhören — Sie wissen, ich liebe Unterbrechungen nicht, und es ist nötig, daß Sie den Stand der Dinge genau erfahren. Ich komme von Ihrer Frau, die ich seit geraumer Zeit mit Besorgnis beobachte. Ich habe sie wiederholt untersucht, ohne einen Grund für die sichtliche Veränderung in ihrem Wesen und Aussehen zu finden und kann mir nicht länger verhehlen, daß sie einzig und allein in seelischen Motiven liegt: die Frau verzehrt sich in der Sehnsucht nach einem Kinde.“

„Lieber Freund —“ unterbrach ihn Gustav.

„Bitte, lassen Sie mich zu Ende reden,“ sagte der Arzt. „Sie wollen mir sagen, Sie wären immer bereit gewesen, Ihrer Frau jedes Opfer zu bringen und ich hätte sie in den ersten Jahren ihrer Ehe genugsam in allen möglichen Badeorten herumgeseht. Auch jetzt würden Sie jeden meiner Ratschläge befolgen. Das ist es aber nicht, um was es sich handelt: einfach, weil ich zur festen Ueberzeugung gekommen bin, daß Alles vergeblich wäre.“

„Dann muß sich Luise eben in das Unabänderliche fügen, wie ich mich füge.“

Braun schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht dasselbe. Ich will es nicht beschönigen, daß Ihre Frau nicht die Kraft in sich findet, zu verzichten, wie hundert andere es thun. Ich habe ja oft genug Gelegenheit, den Gang dieser Dinge zu beobachten. Es kommt sehr

jetzen vor, daß das Gemüth der Frau auf die Dauer durch die Ehe allein ansgefüllt ist — die Männer führen sich gewöhnlich auch nicht darnach an. Die wenigen Ausnahmen, wo zwei Menschen ineinander volle Befriedigung finden, berechtigten nur eben zu der Annahme, daß sich da besonders tiefe und gute Naturen zusammengefunden haben.“

„Wie in Ihrer Ehe!“ warf Gustav dazwischen.

„Na, lieber Freund, Sie müssen sich auch nicht vorstellen, daß das immer so war, wie es jetzt ist — hat Thränen und Senfter genug gekostet! Auch bei uns war's wie anderwärts. Wenn die Plückerwochen oder Jahre vorbei sind, erwacht im Weibe der instinctive, fast thierische Drang nach der Mutterschaft. Bleibt ihr diese versagt, so folgen Zeiten des schwersten Kampfes, des bittersten Haders. Hat sie sich endlich mit ihrem Loos abgefunden, so bleibt sie doch immer ein vergrämtes Geschöpf, das überzengt ist, das Beste, was der Frau auf Erden werden kann, fehle ihr. Und — sie hat ja Recht!“

„Gewiß, aber —“

Braun winkte ihm mit der Hand ab und fuhr fort:

„Was nun Ihre Niise betrifft, so haben Sie keinen Grund, deshalb an ihrer Liebe zu zweifeln, weil auch sie den allgemein gültigen Gesetzen folgt. Der Vergleich mit Ihnen ist nicht stichhaltig. Ihr soll das, was Ihnen nur Anrühren und Freude ist, der Inhalt des Lebens sein. Sie soll niemals in ihren müßigen, einsamen Stunden von der Zeit zehren, die Sie eben nur für sie erübrigen. Und dann, vergessen Sie nicht, wie ganz anders die Natur selbst das Verlangen nach einem Kinde in das Weib gelegt, indem sie es so viel enger mit ihm verknüpft hat.“

Gustav war aufgestanden.

„Was kann, was soll ich aber thun?“ rief er. „Sie wissen, ich bin zu Allem bereit, wo es sich um Niise handelt. Ich mache mich hier für Wochen, für Monate los, um ihr die Zerstreungen einer Reise zu bieten —“

„Würde nichts nützen. Es giebt nur ein Mittel, Sie vor Schwerem zu bewahren. Erfüllen Sie den Wunsch Ihrer Frau, adoptiren Sie ein Kind.“

„Niemals,“ stieß Gustav mit Heftigkeit hervor. „Niise weiß, daß ich das niemals thun werde.“

„Ja,“ sagte der Arzt, „sie sprach mir davon, wie hart Sie die Zumuthung zurückweisen. Den-

noch komme ich zu Ihnen, um Ihnen diesen Vorschlag zu machen, weil ich keine andere Rettung sehe.“

„Nur das nicht!“ sagte der junge Mann, indem er heftig im Zimmer auf und ab schritt. „Ich soll mir freiwillig ein Fremdes zwischen meine Frau und mich setzen! Ich soll darauf verzichten, sie für mich allein zu besitzen! Mit einem fremden Kinde soll ich alle Gefahren in mein Haus holen, die mir daraus erwachsen können! Wie viel Kummer, Glend und Schande kann so ein fremdes Geschöpf über uns bringen! Mit was für körperlichen und geistigen Gebrechen kann es behaftet sein, die es von seinen Eltern geerbt hat! In mein reines Haus soll ich mir das Erbteil der Krankheit, der Sünde, ja vielleicht des Verbrechens Anderer laden. Nie, niemals!“

„Mein lieber, junger Freund,“ sagte der Arzt ruhig, „ich glaube an die Vererbung nicht in dem Grade, wie Sie es zu thun scheinen, denn nicht die Wissenschaft, sondern die sogenannte schöne Pitteratur seine Ansichten übermittelt hat, wenn ich sie auch durchaus nicht leugne. Viele Punkte zugegeben, hätte Ihnen doch Manches von dem, was Sie da befürchten, auch mit Ihrem eignen Kinde widerfahren können. Vor Allem hätte auch dieses Sie im Alleinbesitz Ihrer Frau gestört.“

„Das wäre aber dann doch ein Stück meiner selbst, mein Fleisch und Blut gewesen!“ rief Gustav dazwischen.

„Richtig!“ sagte Dr. Braun. „Aber wenn Sie die Vererbung von Krankheiten so sehr befürchten, hätten auch Sie nicht heiraten dürfen.“

Gustav reckte sich zu seiner vollen Höhe empor. „Sehe ich besorgnißerregend an?“

Der Arzt konnte sich eines wohlgefälligen Lächelns nicht erwehren, als er seinen Blick über die schöne, kräftige Gestalt des jungen Mannes gleiten ließ.

„Nein,“ sagte er. „Aber Sie wissen, daß Ihre Mutter an der Schwindnucht gestorben ist. Solche Krankheiten überpringen oft eine Generation, um in der nächsten wieder aufzutauhen. Wenn Sie sich aber schon nicht zum Eölibat verdammen wollten, so hätten Sie zum Mindesten nicht Niise Maybach heimführen dürfen, in deren Familie dasselbe Übel erblich ist.“

„Dies wußte ich nicht,“ erwiderte Gustav, „als ich um Niise warb, und hätte ich es auch gewußt, ich hätte sie dennoch geheiratet. Mein

Herz und alle meine Sinne zogen mich zu dem Mädchen hin. Hätte ich da klügeln und berechnen, hätte ich einem ungeborenen Geschlecht das schwerste Opfer bringen sollen? Wer das verlangt, in dessen Adern ist das Blut nie heißer aufgewallt. Würden die Ehen nach diesem Grundsatz geschlossen, so stürbe vielleicht die Krankheit aus, aber mit ihr das Menschengeschlecht. Wie mögen Sie,“ fuhr er ruhiger fort, „dies damit vergleichen, wenn ich mir fremde Last und Sorge aufbürde. Ein Kind, das nicht die Besiegelung meiner eigenen Liebe ist, das nicht dem Schooß meiner Frau entsprossen, bei dessen ersten Schrei nicht Angst und Sorge von meinem Herzen gefallen sind! Ein Kind, bei dem ich nicht beobachten kann, wie es in unzähligen Dingen der Mutter oder mir selbst gleicht, sondern ein Fremdling, der mir tausendfaches Böse von Anderen ins Haus bringt, an dessen Gutem ich mich aber nicht freuen kann, weil es mir nicht gehört. Nein — mir soll jeder Wunsch Unseiner's heilig sein — aber in diesem Einen bleibe ich fest — niemals!“

Der Arzt trat dicht an Gustav heran und legte die Hand auf seine Schulter:

„Da Sie so hartnäckig sind, kann ich Ihnen die ganze Schwere meiner Gründe, auf die Erfüllung dieses Wunsches zu dringen, nicht länger verhehlen. Ihre Frau ist heute noch gesund. Ihnen Sie jedoch nichts, um sie von der Sehnsucht, die sie allein beherrscht und an ihren Kräften zehrt, zu befreien, so fürchte ich bestimmt, daß sich in ihrem zarten Körper der Keim der Krankheit entwickelt, der ihre Geschwister in jungen Jahren hinweggerafft hat. Der bewährte Satz: In corpore sano mens sana, gilt nach unserer Erfahrungen auch umgekehrt: ein krankes Gemüth duldet keinen gesunden Körper. Sie kennen mich genügend, um zu wissen, daß ich dies nicht aussprechen würde, wenn ich nicht die ernstesten Besorgnisse hätte. Überdenken Sie die Sache. Ich weiß Ihnen keinen anderen Rat: Thun Sie Unse die Willen und je eher desto besser.“

Gustav blieb in der peinlichsten Aufregung zurück. Was ihm bisher nur Grund zum Ärger, höchstens zu einer Verstimmung gegen Unse gegeben hatte, stand nun plötzlich riesengroß als unabwendbares Übel vor ihm. Wäre es etwas Anderes gewesen, kein irgendwie geartetes Opfer hätte ihn auch die Überlegung eines Augenblicks gekostet, nun wurde aber

gerade das Einzige von ihm verlangt, wovon ihm schanderte und ekelte. Schon sah er die Hände eines fremden Kindes nach seinem Glücke greifen: nach dem Herzen seiner Frau, nach dem Frieden seines Hauses, nach der Ehre seines Namens!

Dabei schürte ihm die furchtbare Angst um Unse die Aehle zu. Unse krank, Unse bedroht! Jetzt, wo der Arzt ihm gesagt hatte, wie sehr verändert er sie fände, wie sichtlich sie an Farbe und Fülle verloren hätte, waren auch ihm die Augen wie mit einem Schlage geöffnet und er konnte sich selbst nicht begreifen, daß er bisher blind für die Anzeichen des heranschleichenden Übels gewesen.

Er hatte seine Mutter hinsehen sehen, jahrelang an der Krankheit sterben, die nun seine Frau bedrohen sollte. Die Erinnerung rief ihm mit Blitzesschnelle alle Schreckenstadien zurück, die sie durchlitten und das langsame, qualvolle Ende. Und da ihm die Rettung in die Hand gegeben war, konnte er da noch zögern und schwanken?

Unselos schritt er, von peinigenden Gedanken bestrahlt, in seinem Comptoir auf und ab. Endlich litt es ihn nicht länger. Er mußte Unsen ins Antlitz sehen und darin die Spuren suchen, aus denen der Arzt seine Besorgnisse zog.

Er kam lange vor der gewohnten Speise-stunde nach Hause. Ob Unse da sein würde? Er durchschritt die Zimmer bis zum letzten, einem kleinen Mann. Die erste Dämmerung des Winter-nachmittags war bereits eingefallen, als er von ihr unbemerkt auf die Schwelle trat. Sie saß am Fenster, die blutlosen Hände im Schooß gefastet, das Gesicht halb dem verschneiten, öden Garten zugewendet.

Endlich rief er sie beim Namen. Da kehrte sie ihm ihr Antlitz zu, aus dem ihn ein so leerer, hoffnungsloser Blick traf, daß er zusammenzuckte. Diese stumme Trauer that ihm weh und rührte ihn mehr, als es je ihre Thränen und Klagen vermocht hatten.

Nun schien sie zu erwachen, stand auf und fragte:

„Heute so früh, Gustav?“

Er trat auf sie zu und sah ihr schmerzlich forschend ins Gesicht.

„Sitzt Du oft so allein und unbeschäftigt?“ fragte er.

„Ach ja! Ich bin so müde.“

„An was dachtest Du denn eben?“ fragte er ganz leise.

Eine seine Mäie übergoß ihr Gesicht, doch sie antwortete nicht, sondern legte ihr Haupt an seine Brust und er küßte, wie ihr ganzer Körper in verhaltenem Schluchzen bebte. Lange standen sie so stumm, bis er sie faust von sich löste.

Später bei Tische vermigte Luise das gewohnte frühliche Gepländer ihres Gatten. Mühsam fand er ein paar Worte, sein Blick aber ruhte unaufhörlich auf ihrem Antlip. Er forschte in ihm nach den Boten des drohenden Unheils.

Auch später, auf der Fahrt zum Valle, war er auffallend still und im Saale stand dann der junst unermüdbliche Tänzer stumm in einer Ecke und folgte den Bewegungen Lujens mit den Augen. So oft sie an ihm vorbeiwälzte, mußte er sich Zwang anthun, um sie nicht aus dem Arm ihres Partners zu reißen, aus Sorge, die rothe Bewegung könnte ihr schädlich sein. Doch beherrschte er sich bis zuletzt und athmete nur erleichtert auf, als sie endlich zu Hause ankamen.

Doch auch da fand er keine Ruhe. Brennenden Auges lag er die Nacht hindurch und horchte den Atemzügen seiner Frau. Sie hustete zuweilen leicht auf — früher hatte er das nicht beachtet, ebenso wenig wie die Veränderung in ihrem Aussehen, heute fuhr ihm der Ton wie ein Schwertstreich durchs Herz und wedte den entscheidlichen Zweifel in ihm, ob es nicht schon zu spät sei. Schandernd malte er sich alle schrecklichen Möglichkeiten aus, bis zu ihrem Sterben. Wenn nun nicht nur dies Furchtbare über ihn käme, sondern er sich auch sagen mußte, daß er mit Schuld daran habe? Seine Abneigung gegen das vorgeschlagene Hilfsmittel blieb dieselbe, aber sein Widerstand brach entzwei an der Angst um die geliebte Frau.

Am Morgen fuhr er zu Brann und bat ihn, ihr Mittheilung davon zu machen, daß er in ihren Wunsch willige. Er selbst könne sich nicht dazu entschließen aus Besorgnis, sich zu einer Aeußerung seines nicht überwundenen Abscheus davor hinreißen zu lassen.

Ein schwerer Gang stand ihm noch bevor. Er erachtete es als seine Pflicht, seinen Vater vom gefaßten Entschluß zu unterrichten, noch ehe ein Schritt zur Ausführung unternommen war. Er wußte, daß der alte Herr die Sache äußerst ungunädig aufnehmen würde und bald zeigte sich, daß er sich darin durchaus nicht getäuscht hatte.

Erler haßte seine Schwiegertochter. So leb-

haft er einst die Verbindung mit ihr gewünscht hatte, bedanerte er sie nun. Ihr maß er die Schuld zu, daß ihre Ehe kinderlos geblieben war, daß sein Name ohne Erben blieb und die Firma mit Gustav erlöschten würde. Als ihm nun Gustav den neuen Plan unterbreitete, fuhr er zornig auf: er werde dies nie zugeben, es sei genug, daß seine Schwiegertochter ihn um alle seine Hoffnungen betrogen habe, fremde Leute lasse er nicht in seinem ehrlichen Hause nisten.

Gustav, erregt durch die schlaflose Nacht, vom tiefsten Widerwillen gegen das Vorhaben erfüllt, um dessen Verwickelung er nun auch noch kämpfen sollte, verlor so weit seine Selbstbeherrschung, um, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, in anderem als respektvollen Ton seinem Vater zu erwidern:

„Dann wird es eben ohne Deine Einwilligung geschehen. Ich bin doch kein unmündiger Knabe mehr!“

„Deinen Jahren nach nicht,“ schrie der alte Kaufherr, „Deiner Frau gegenüber aber bist Du's, ihr Diener, ihr Narr! Was findest Du denn nur an der blonden Puppe, die nicht einmal dazu gut ist, ein Kind in die Welt zu setzen?“

„Vater,“ sagte Gustav tief erblaßt, „ich lasse meine Frau von Niemand beschimpfen, auch von Dir nicht.“

„Nach' keine dummen Redensarten“, fauchte Erler, „muß ich's tragen, daß mit Dir Name und Haus Erler erlöschen, so kann sie's tragen, daß sie kein Kind zu ihrem Amüfement hat. Zeig' ihr doch einmal den Herrn! Sie wird bald eine andere Laune haben. Oder kauf' ihr in Gottes Namen ein paar neue Diamanten. Und damit basta.“

Gustav schwieg einen Moment still, dann trat er an seinen Vater heran und sagte mit gepreßter Stimme:

„Ich wollte Dir meine Gründe ersparen. Ich wollte Dich nicht an Dinge erinnern, die Dir schmerzlich sind. Ich weiß, Du hast meine Mutter sehr geliebt, ich weiß aber auch, daß es zu spät war, als Du Dich endlich entschlossenst, sie von Deiner Seite zu lassen und nach dem Sünden zu schicken. Auf mein Gewissen soll nichts Aehnliches kommen. Meine Frau ist vom selben Nebel bedroht, doch kann ihr nicht milde Rüst helfen, sondern nur die Befreiung von Gram, der an ihr zehrt.“

Erler stutzte: „Wer sagt das?“

„Braun.“

Der alte Mann fuhr zusammen. Er hatte einstens die Mahnungen desselben Arztes in den Wind geschlagen, bis es zu spät gewesen und die traurige Folge dieses Mißachtens fürchtbar über ihn hereingebrochen war. Nun ließ er sich von Gustav die Mittheilungen Brauns wiederholen. Mit zusammengekniffenen Lippen hörte er sie an, eine böse Falte zwischen den Brauen.

Eine lange Pause entstand.

„Eine Zunge soll's aber nicht sein,“ stieß er endlich hervor.

„Nein,“ sagte Gustav, „das will auch ich nicht — ein Mädchen, um dessen Erziehung ich mich nicht zu kümmern brauche, das man verheirathet, sobald es irgend angeht.“

„Und mein Erbe wird's nicht,“ schrieb der alte Mann, „dann sollen die Kinder Deiner Schwester Alles haben.“

Gustav erwiderte nichts mehr, Gram und Zorn füllten ihm das Herz. Was zu erreichen war, hatte er erreicht.

Als er endlich niedergeschlagen und erschöpft

bei Unise eintrat, kam ihm diese mit strahlendem Lächeln entgegen und warf sich so stürmisch wie schon lange nicht, an seine Brust, indem sie ihm mit den zärtlichsten Worten dankte. Er schob sie von sich und sagte ernst:

„Danke mir nicht — mögeſt Du es nie bereuen.“

Dr. Braun übernahm es, ein kleines Wesen ansündig zu machen, das allen Anforderungen entsprach. Er schlug als selbstverständlich vor, sich um ein von beiden Seiten verwaistes Kind anzuhau, womit vielen späteren Unannehmlichkeiten vorgebeugt würde. Unise stimmte ihm darin völlig bei, doch Gustav war anderer Meinung. Nein, im Gegentheil. Beide Eltern mußten leben und womöglich eine Schaar Kinder haben, damit man sich an diesen und an ihnen selbst von ihrer körperlichen und geistigen Gesundheit überzeugen könne, wenn dies auch nur eine geringe Gewähr gegen ein verhängnisvolles Familienerbe sei. So wurde die Suche unter diesem Gesichtspunkt begonnen.

(Fortsetzung folgt.)

„Gieb' Sonnenschein!“

An der Pflugschar fest die Hand,
Harten Ernst in seinen Zügen,
Kummer ging ein Land zu pflügen:
Meines Herzens reiches Land.

Saal hat er hineingestreut,
Edle Saal, wohl wert zu sprießen,
Und ich gab, sie zu begießen,
Meine Thränen viel erneut.

Doch das Beste zum Gedeih'n
Lehlt noch, und ich heb' die Hände:
„Herr der Saaten, Spende, Spende
Nun ein wenig Sonnenschein!“

H. Robertin.

Vielleicht.

Er kommt vielleicht! — Ich bin allein zu Haus,
Ein Liedchen summt' ich, schau vergnügt hinaus;
Die goldne Sonne lacht, der Himmel blau,
Von unten blingt hellstimm'ger Ainder Laut;
Mein freudig Hoffen mir zur Arbeit frommt,
Ich kann noch viel vollenden, bis er kommt.
Auf, Madel, eile dich! Die Zeit verstreicht!
— Doch flieh, ihr Stunden nur! er kommt vielleicht!

Er kommt vielleicht! — Mich hält mein Plak nicht mehr,
Im Zimmer schreit' ich rastlos hin und her;
Die Arbeit flackte. — Ob ich lesen kann?
Dies Buch soll spannend sein, ich saug' es an. —
Vergebe Müß! ich fasse nicht den Sinn —
Geis! damit! — Aus Fenster tret' ich hin:
Die Schallen wachsen schon, der Tag entweicht! —
Doch ist noch Zeit genug; er kommt vielleicht.

Er kommt — vielleicht. — Der Abend brach herein,
Er hüllte mein Gemach in Dunkel ein.
Ich ach! es nicht. — Müd' ruht im Schoß die Hand;
Ich weiß nicht, träum' ich, lausch' ich nur gespannt?
Da, horch! ein Schritt! Ist er's? — Nein, er ist's nicht —
Die Dien'rin tritt herein und bringt das Licht. —
Er kommt vielleicht! — Doch wann? — Ach, heut' nicht mehr! —
Sehnsüchtig Her; wenn doch erst morgen wär!

C. H. Müller.

Goethe.

Nach rief in grauer Morgenfrühe
Der Daseinsfrage herber Zwang
Eintönig oft zur Werktagsmühe,
Bewar die erste Glocke klang.

Da wurde meiner Seele bang!

Sie wollte, meine Seele wollte
Nach jenen Höhen, rein und licht,
Wo einft sie Freudenopfer sollte
Der Welt des Schönen im Gedicht.

Sie wollte — doch sie konnte nicht!

Sie muhte mit gelähmten Schwingen
Erblicken in des Lebens Not,
Wie Hände mit der Arbeit ringen,
Indes der Puls des Geistes lol.

Es geht das Wort der Welt nach Brot!

So schuf ich denn am grauen Tage,
Was ich mit kahler Kraft begann;
Und endlich ließ ich auch die Klage,
Indem ich mich des Worts befann:

Die ärmste Arbeit ehrt den Mann!

Oft fühl' ich's von der Stierne rinnen
In schweren Tropfen, groß und heiß,
Doch drang ihr Segen nicht nach innen,
Nur meinen Händen ward der Preis.

o Werk, wozon der Geist nichts weiß!

Dann kam des Tages letzte Stunde. —
Auch diese schwand. Nun war ich frei!
Der Abend brachte mir die Kunde,
Daß ich mir selbst gewonnen sei.

Des Daseins Lüge war vorbei!

Da wich des Tages finstres Bangen,
Die Seele öffnete sich weit.
„Nun kommt“, so rief sie voll Verlangen,
„Die große Zeit, die schöne Zeit!“ —

— Und Goethe kam. — Ich war bereit!

Wie sprach er? — „Wenn in enger Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen hell.
Im Herzen, das sich selber kennt!“

— Beglückt, wer diese Worte nennt!

Er sprach: „Vernunft fängt an zu sprechen
Und Hoffnung wieder an zu btüh'n.
Man sehnt sich nach des Lebens Säcken,
Ach, nach des Lebens Quelle hin!“

Wie hoch und heiler ward mein Sinn!

Im heißen Drang, ihn zu verstehen,
Fühlt sich mein Geist zum Flug belebt,
„Wie über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt!“

— Es fiel der Staub, der mich belebt!

Nun hub er mich mit seiner Größe,
Der Größe, über Zeit und Raum.
Ich deckte meine arme Blöße
Mit seines Mantels weichem Saum.

Mit ihm zu fluten ward mein Traum!

Wenn über Tag mein Geist geschlafen,
Indes mein Körper dumpf geschafft,
Nun hat er ihn aus grauem Hasen
Hinaus aufs weite Meer gerafft.

Er gab mir Kraft von seiner Kraft!

Und wenn er so ins Tiefste rührte
Mein Herz und meinen Sinn erhellt,
Die „Reihe der Lebend'gen“ führte
Er mir vorbei, in Lieb' gefellt.

Er gab mir Welt von seiner Welt!

So fühl' ich nicht die Stunden fliehen
Im Glück, das ihn als Schöpfer preiß,
Ich dürfte seinen Mut genießen,
Der alle Welt mit Ruh' umkreiß.

Er gab mir Geist von seinem Geist! —

Heinrich Hege.

Aus Thüringen.

Das Pflaster so weit, so ferne die Mauern,
Vergessen all' Sorgen und kümmerlich' Trauern,
Tief unten begraben des Tagewerks Laß.
Auf lustiger Höhe bei harzigen Kiefern,
Den Blick auf Wälder und leuchtende Wiesen,
Im schwellenden Moos, — o wonnige Raß!

Zwei treue Freunde, einer beim andern,
Nach herrlichem Tage, nach frühlichem Wandern
Durch grünen Schallten und Sonnenglaß,
In Thüringer Lande recht mitten drinnen,
Umgeben von hundert waldigen Sinnen,
Für heute am Ziel, — o wonnige Raß!

Und doch, unruhigen Flugs die Gedanken
In weiter Ferne und ohne Schranken,
Bis bald auch sie ihr Ziel erfah't,
Ihr Endziel immerfort aufs Neue:
Ein kleines Herz voll Lieb' und Treue,
Ein bräutlich' Herz, — o wonnige Raß!

Heinrich Abnoa.

Traumbild.

Ich hatt' in der Nacht einen wüthen Traum:

Fahle Gesellen füllten den Raum,
Selt'same Schemen, mit bleichen Wangen,
Verzerrten Zügen und Haaren wie Schlangen.
Um ein qualmendes Feuer tanzten die Schlimmen,
Murmelmild mit hohlen, heiferen Stimmen:

„Aus Sand und Erde, aus Staub und Schlacken,
Müssen das menschliche Leben wir backen.
Schwefter, herbei!
Und misch' in den Brei
Geschwind, geschwind,
Dein Angebind'.“

Die erste trat aus der tanzenden Schaar;
Wie düster ihr Ang'! Wie verworren ihr Haar:
Und warf in der Flamme flackerndes Licht

Ein hartes, kantiges Bleigewicht:
„Die starre Sorge, o Mensch, sie sei
Dir eine drückende Last von Blei.
Sie hemme des Geistes freudigen Schwung!
Sie jügle dir halt die Begeisterung!
Sie drücke dich nieder mit Centnerschwere,
Und was du erdingen magst: — entbehre!“

Die zweite trat in des Kreises Mitte
Mit schlüpfendem, unheilverhüllendem Schritte,
Und warf in den schwelenden Feuerstein
Ein gleichendes Eisenstück hinein:

„Der eiserne Zwang und die eiserne Not,
Sie lasse auf dir wie der sichere Tod!
Mit tausend Stäben soll sie vergillert,
Womach du dich sehnst mit Irbrunst und Bittern,
Mit tausend Gliedern soll sie dich kellen,
Wenn zu reineren Höhen du dich willst stellen.“

Im Auge der dritten glomm wild die Lust,
Ihr Blick war Blut, entblößt ihre Brust;
Die steuert' in die Flamme mit jischendem Laut
Ein sinnbeläubendes Räucherkraut:

„Der Lüfte gährender Schierlingsaft
Vergifte dir schleichend die schwellende Kraft!
Die Luft, die im rollenden Blute kreist,
Umweb'le dir brütend den reichen Geiß!
Der Seele weißes Schwanengefeder
Setze zum flaubigen Boden sie nieder!“

Die vierte goh in die schwelende Glut
Mit leisem Röchern drei Tropfen Blut:
„Der Zweifel scheuche mit raumendem Wort
Den hellen Falter des Glaubens fort!
Der Zweifel senge mit glühendem Hauch
Der Hoffnung tröstlichen Blütenstrauch!
Den Fels des Vertrauens soll er zerschellen!
Den süßesten Trank, er soll ihn vergällen!“

Die fünfte schleudert' mit höckerner Hand
Ein trockenes Reis in den juckenden Brand.
Dampfgrölend tönte ihr Runenpruch:
„Auf deinen Werken ruhe mein Fluch!
Es jert' wie ein Mahlslein an deinem Hals
Der ewige Fluch des Nillen Zerfalls!
Was sie du erworben mit tausend Mühen,
Es soll vergehen, es soll verglühn!
Den höchsten Gedanken, ihn reibe die rasche
Hindröhnende Zeit zu Asche, zu Asche!“ —

Die Flamme schlug hastig hin und her,
Als ob sie vor Freude trunken wär',
Hoch in der Luft krächz' eine Eule,
Und eine schwarze, gewaltige Säule
Stieg qualmend empor aus dem Funkenstern:
Wie ein drohend geredhter, riesiger Arm.
Unendliches Grausen faßte mich an,
Es lag auf mir wie ein drückender Baum,
Entsetzt fuhr ich auf und mit Sturmesobren
War alles in Nacht und Nebel zerfloben.

Paul Wimmershof.

Schneefall.

Wie sie mich dicht umwallen
Und flocken um mich her;
Von silbernen Krystallen
Wogt in der Luft ein Meer.

Und eine Decke fällt
Von heller, schimmernder Seide . . .
Da funkelt im Anschuldskleide
Die schöne sündige Welt.

Marim. Gittelberg.

Theodomir.

Wie die Wogen sich drängen durch Carens Thor
Bald abgrundtief, bald himmeltempor
Ergießen die Schwärme der Mauren zuhauf
In die Eb'nen sich jetzt und die Berge hinauf.
Und wo sie erscheinen in diesem Krieg
In ihnen der Sieg.

Der hispanische König, Rodrigo, fiel;
Die erste Schlacht verlor ihm das Spiel.
Mit ihm sein germanisches Heldengeschlecht,

Das im Süden die Kraft hat verliebt und verzehrt
Nur Ortuella, die Felsburg, noch
In frei von dem Foch.

Wie die Wogen sich heben, gepfeift vom Sturm,
Andrängt der Feind an Mauer und Turm.
Doch siehe, die Zinnen mit Kriegern gefüllt!
Den Leib in Erz und in Eisen gefüllt.
Wild fliegt um ihr Anklüß der blonde Bart
Nach gotischer Art.

Und die Reitergeschwader der Mauren flieh'n
Zurück; in weiten Bogen umzieh'n
Sie Orihuela, bis Hunger und Not
Und der gräßliche Durst es zu öffnen gebot.
Ein Ritter, in rostigem Stahlgewand,
Dem Chor sich entwand.

Ihn empfängt der Maure im hohen Zell:
„Ihr habt euch mir entgegengestellt,
Da lange zerbrochen Hispaniens Macht;
Doch der Maure hat hoch stets von Tapfern gedacht.
Vom Sieger als Huld euch verliehen sei:
Von hinnen zieht frei!“

Und am anderen Morgen das Chor springt auf;
Da zieh's heraus, der Ritter voraus.
Ihm folgt sein Bohn, dann jungblühend zu schau'n
Eine Schar von Mädchen und von Frau'n.
„Wo sind eure Mannen?“ der Maure frug,
Bschauend den Zug.

„So verzeihe die List dein vielerles Herz
Und ehr' in diesen Trauer und Schmerz.
Sie hab' ich in Harnisch und Panzer gefüllt,
Und sie haben die Bienen als Wachen gefüllt.
Das Paar um ihr Antlitz zum Schein als Bart
Nach gotischer Art.“

Und es lachte der Maure: „Du hast geflegt
Theodomir, und hast mich bekriegt
Mit Weibern; fürwahr, ich gesteh' es dir zu,
Sie verführten mir manchmal die nächtliche Ruh.
Doch dies war von jeher der Weiber Art,
Sei Muhameds Bart!“

Jans M. Grüniger.

Schönster Sieg.

Das ist der Dichtung schönster Sieg,
Ein gramvoll Herze fröhlich machen,
Wo alle Lust und Hoffnung schwieg,
Die Asche noch zur Glut entfachen.

Die Freudigkeit, die Lieb' und Lust,
Die wir im vollen Busen fassen,
In eine arme welke Brust
Belebend überströmen lassen.

Was gilt mir länger Geld und Gunft?
Nicht danach will ich eitel ringen,
Will ringen, mit der heit'ren Aunft
Die düst'ren Wolken zu bezwingen!

Das ist der Dichtung schönster Sieg,
Ein nasses Auge lächeln machen;
Wenn alle Lust und Hoffnung schwieg,
Die Hoffnung ihm in's Herz zu lachen!

Brano Baumgarten.

Blondine.

Der schönsten der Blondinen,
Der dich' ich jezt ein Lied;
Tuft ist sie mir erschienen
Im jungen Buchenried.

Da schreitet in der Frühen
Sie schon am Waldesaum,
Die Wangen purpurn glühen
Vom haumi entschwind'nen Traum.

Wie glänzen rot und golden
Die Locken aus der Feen!
Wie spräch ich mit der Golden
Ein Wörtlein doch so gern!

Sie läßt sich nicht bewegen,
Ich weiß es ja schon lang;
Sie läßt sich nicht erregen
Durch Sang und Verseklang.

Ich hab' ihr einst gestanden
Mein tiefes Liebesweh,
Wie ich in allen Lenden
Kein' And're lieber seh'.

Da schritt sie stolz vorüber
Und lachte mich noch aus;
Mit meinem Nasenlüber
Sing traurig ich nach Haus.

Sie thut mich gerne küssen,
Ich sag' es frei und frank;
Doch niemals will sie wissen
Etwas von meinem Dank.

Will ich sie küssen wieder,
Verbittet sie sich das;
Auch läße niemals nieder
Mit mir sie in das Gras.

Manch' Lied ist ihr erklingen,
Auch dies sei ihr gesandt,
Der einzig Ewig-Jungen,
Frau Sonne zubenannt.

Emil Hügli.

Erste Zeichen.

Blank zurück von vereistem Gesicht
Lacht der Sonne Kupferschild.

Suben schlittern am Hang um die Wette,
Meister Gärtner hantiert im Boskette

Küßt seine Säge und haucht auf die Finger,
Schilt auf die Reifgefrorenen Dinger.

Stapft dann weiter auf schmalen Steig,
Wirtschaftet unwirsch im kahlen Gezeig.

Offenen Mundes er starr nun steht:
Vor ihm ein Kind schon den Kreisel dreht.

Is ein Mädel mit knallroten Backen,
Hängt ihm der blonde Zopf im Nacken.

Is voll Eifer bei seinem Spiel,
Achtet des unwirschigen Alten nicht viel.

Kopfschüttelnd blickt der auf ihr Gelhu',
Brammt: „Was sagt Maschjeh Winter dazu?“

Prüft dann den Wind, der ihn wirbelnd umtollt,
Und vergißt, daß er sagen wollt'.

Greift in die Zweige, weiß nicht warum,
Besieht sich die silbernen Schwellungen stumm.

Plötzlich ist er dem Mädel nah,
Auf ihrem Kopf seine Hand ich sah.

Ein Weilchen sie wie segnend lag — —
Von des Alten Gesicht blickte Frühlingstag.

Wilhelm Arminius.

Verloren.

Du bist dahingegangen
Ins bleiche Nichts dahin,
Und meine Blicke hangen
Wo weiße Wolken zieh'n —

Wohin ich gehe immer
Seh' ich dein Bildnis nur,
Ich suche deinen Schimmer
In jeder Schönheitsspur!

Es bringt dich nichts mir wieder,
Nicht Bittle, nicht Gewalt
Und nur durch meine Lieder
Schwebt deine Lichtgestalt!

S. Barinka.

Sehnsucht.

Blauschaltend webt die Nacht die Hülle,
Die sie mit goldnen Sternen schmückt
Und ihrer erußten Schönheit Fülle
Hat meine Seele heiß berückt.
An ihr rankt nun empor mein Leben,
Des Tages Reich sinkt weit zurück,
Denn einzig sie hat mir gegeben
Ein tödliches, doch süßes Glück.

Wie eine fremde Wunderblüte
Umhaucht sie mich geheimnislang,
Durchsieht mit Sehnsucht mein Gemüte
Wie leise klagender Gesang.
Nun rinnt's wie Blut mir durch die Glieder,
Wie tödlich Gift brennt es in mir,
Doch immer kehrt mein Sehnen wieder
Nachtsaltergleich zu ihr, zu ihr! —

Ich wanderte in Tagesstrahlen
Gar manchen weiten Erdenweg,
Und Schmerzen sproßen mir und Qualen
Gleich Dornen rings an Rain und Steg.
Doch wenn die Nacht hereingefunken,
Dustblumen blühen lieblich auf,
Mit tausend Lichtern, tausend Funken
Erhell' sie mir den wirren Lauf.

Die Ferne zaubert sie zur Nähe,
Was feindlich, macht sie mir vertraut,
So lindert sie mir jedes Wehe,
Seit ich ihr tief in's Aug' geschaut.
Nur Eins vermag sie nicht zu hemmen,
Hat sie doch selbst es mir entfacht,
Das Sehnen kann sie nimmer dämmen,
Das mich so elend, selig macht.

Blauschaltend webt sie ihre Hülle,
Die sie mit gold'nen Sternen schmückt,
Und ihrer erußten Schönheit Fülle
Hat meine Seele heiß berückt.
An ihr rankt nun empor mein Leben,
Des Tages Reich sinkt weit zurück,
Denn einzig sie hat mir gegeben
Ein tödliches, doch süßes Glück.

Ernst Hoppel.



Caterina Sforza.

Erzählung in Versen

von
Konrad Telmann.

(Fortsetzung und Schluß.)

Seit jener Stunde, da die Fürstin
Im Nachtgewand, die Thür aufstoßend, blutend,
In Todesqual verjuckend ihres Gatten
Entstellten Leib geschaut — so geht die Kunde —,
Hat sie den „bösen Blick“ und ihre Nähe
Bringt Jedem, den sie anblickt, das Verderben . . .

Und fürchterlich ist ihre Rache. Ströme
Des edlen Bluts läßt dem Erschlag'nen sie
Zur Sühne dampfend rinnen; — waten will sie
Im Blute; löschen will den grauenhaften
Anblick, der ihr geworden, sie mit Wäcken
Von Blut. — Die Heldin wird zur Henkerin,
Und selber, ohne mit den Wimpern nur
Zu zucken, weidet sie sich an den Martern
Der Opfer und zu Eis gefriert ihr Herz.
Nie trug ein Volk noch gleiche Tyrannei,
Von eines Weibes schrankenlosem Durst
Nach Rache ihm erfomen, niemals küßte
Ein Volk noch härter, daß in seiner Fürstin
Es die Erinnerung an die einst'ge Blutthat
Durch neue Blutthat weckte. Und bei allem
Kommt der Gedanke nicht an Widerstand
Und nicht an Aufruhr ihm — sie dulden knirschend,
Womit die schöne Teufelin sie züchtigt.

Wild ist die Zeit; an allen Enden loht
Die fackel der Empörung auf; es stürzen
Im Land die alten Throne; gierig reißt
Des röm'schen Bischofs Hand danach sich aus,
Zwietracht und Leid ausäend unter der
Vasallen Schwärme, daß zuletzt der Kirche
Die Beute zufällt, d'rum sich Hund' und Wölfe
Das Fell zerbißen. Selbst die Fremden rief man
In's Land schon, um den Bruderzwist zu schlichten,
Nicht ahnend, daß den neuen Zündstoff nur
Für Krieg ohn' Ende, Mord und Brand, Kavalen
Jedweder Art ihr Kommen häuft, und lächelnd
Sich Christi Stellvertreter nur beim Anblick
Der ungeheuren, gräuelvollen Wirrniss
Die Hände reißt.

Der König Frankreichs einigt
Zum Bund sich ihm; er giebt ihm Mailand preis
Um die Romagna, die er seinem Sohn,
Cesare Borgia soll erobern helfen,
Dem Dämon, der die Eister seiner Zeit
In ihrer Wut' und Fülle schrankenlos
In sich vorkörper mit der Zeiten Wildheit
Und Tollkühnheit.

Vor Forli's Citadelle,
Die löwenmütig Caterina einst —
Noch singt davon man Lieder in den Gassen
Italiens — gegen die Empörer, gegen
Des Papstes Söldner hielt, steht Cäsar Borgia,
Und Frankreichs Heer zur Seite ihm. Die Städte
Und Dörfer der Romagna hat er sengend
Und plündernd schon durchzogen; Imola,
Des Herzogs Galeazzo Morgengabe
In seine Tochter, fiel nach hartem Ringen
Dem dreifach überleg'nen Gegner heim,
Und Forli einzig troßt ihm noch; erliegt es,
Ist sein das Herzogtum, danach er lechzt.
Doch in der Festung, brustumpanzert, schaltet,
Wie einst, die Sforza; unermüdl'ich ruft sie
Zur Gegenwehr die Hagen auf, entflammt sie
Die schlafende Begeiß'ung, leitet sie
Die Arbeit der Verteid'ung, scharfen Mutes
Und kühnen Arms. Ein ehrerbietig Grauen
Sagt die Franzosen an vor diesem Weibe,
Von dem die Sage geht, daß unverwundbar
Ihr Leib und daß ihr Aug' versteinere; nutzlos
Dünkt mällig sie die harte, winterliche
Belag'ung — gegen Teufelinnen kämpft
Kein fränkisch Schwert mit Ehren; murrend fordern
Den Rückzug sie.

Doch Cäsar Borgia, schäumend
Vor wildem Jorn, läßt grimmig Caterina
Zur Zwietsprach' ein; was seinen Waffen nicht
Gelingen will, wird seinen Rippen doch
Gelingen — diese Sforza zu bezähmen!

Und an der Citadelle Wöschung tritt
Die Fürstin, erzumschient, gleich einer Pallas,
Voll süß'rer Hoheit, — drunten steht der Sohn
Des Papstes Alexander, dem der Ruf
Vorankläuft, kein Verbrechen gab' es, das er
Nicht schon begangen, auf des Vaters Allmacht
Und seine eigne wilde Kraft vertrauend,
Dämonisch schön und aller Kaiser Meister.
Und wie die zwei, die sich im Leben nie
Gesehn noch, einer in des andern Mublick
Versunken stehn und schweigende Bewund'ring
Die Gegner, die auf Tod und Leben sich
Befehden, fesselt, in's, als ob Italiens
Geschichte hier verkörpert sei: Die alte,
Ital'sche Kraft, zum Sterben sich bereitend,
In Caterina, — die Lombardenzähheit,
Der Kühne Troß der Barbarossa-Sieger,
Der feste Mut der Städte, — die der Keigkeit,
Der niedrig-Schlauen, schleichenden Kabale,
Gefälliger Hinterlist, die heimlich geifernd
Das Volk vergiftet und die Freiheit mordet,
Zum Opfer fallen sollen, in dem Sprößling
Der Vorgia sich auf's Gleisendste verkörpernd.

Sein Mund gebietet ihr Ergebung, nicht nur
Der Fürstin, die des Weibes auch, das, leuchtend
In herber Schönheit, vor ihm steht; mit heißem,
Sündhaftem Blicke, der den Sieg gewohnt,
Begehrt er sie als Beute. Und die Sforza,
Die jedem Mann noch widerstand, die jeden
Mit ihrem Löwenange noch gebändiget
Zu ihren Füßen sah, — Dem Basiliken,
Dem lähmenden, in Caesar Vorgia's Blick
Fühlt sie sich selbst erliegen.

Sie und er, —
So geht es in ihr um, — erbittert heut
Als Gegner sich auf Tod und Leben messend,
Zusammen könnten trotzig einer Welt
Gebieten sie und eine Welt bewegen;
Denn heißer loht die Herrschsucht und die Macht
In keiner Brust, als in der ihren heut.
Und während lüstern sie mit Blick und Wort,
Die schöne Schlange Vorgia, weiter nun
Anschmeichelt und umringelt, hebt ein Kämpfen
In ihrer Seele an; ihr Frauenstolz,
Der nie bezwung'ne, häumt sich an; — Ergebung, —
Das Wort ist ihrem Leben fremd gewesen
Bis heut, noch immer haben Schwerter sich
Für sie gezückt, — und einem Vorgia nun
Soll, gleich den hundert andern Weibern vor ihr,
Des heißen Blutes Wallung blind gehorchend,
Die Sforza feig erliegen? Daß Italien
Der liedgepriesnen Heldin spotten könne?
Nein, tausend Nein dagegen! Heldisch sterben,
Wie sie gelebt! Den Vorgia zu besiegen
Ist ihrer würdig; ihm erliegen, eh' noch

Die letzte Waffe sich auf Feindeshelmen
Zerspaltend, schmällich; nicht das Weib, die Fürstin
Von Corri, Galeazzo's Tochter, ihres
Sohns Ottaviano Kronenhüterin
Steht hier, — nicht vor dem herrschgewohnten Manne,
Dem sich zu beugen Wohlmut noch dem Weibe
Bereitet, — vor dem frohen Kronenräuber,
Dem Erzfeind alles Rechts und aller Sitte
Steht sie. So kann's nur eine Antwort geben
Auf sein vermeh'nes Heischen:

„Zu den Waffen!

Gemüß der Worte!“

Gleich dem wilden Eber,
Den unerwartet aus dem Hinterhalt
Ein Lanzensich verwundet, schäumt von Ingrimm
Und Mutgier César Vorgia auf; als Sieger
Sich fühlend sieht er plöglich sich erniedrigt,
Zurückgestoßen und verhöhnt; — und Rache,
So wilde Rache, wie noch nie ein Weib
Von ihm erfahren, weil noch nie ein Weib
Zu trogen ihm gewagt, schwört er ihr zu —
Vernichtung — Glied um Glied —

Zum Sturme bläst es;

Die Heere rücken an, des Papstes Söldner
Und die Franzosen: eng und enger schließt
Ihr Eisenring sich um die truh'ge Festung.
Entflammt wird ihre Beutegier; zum Ende
Des winterlichen Lagerkrieges drängt
Mit Angestüm die harrensmüde Mannschaft,
Von Vorgia's Hitze noch geschackelt. Rasend
Wirft ihre Wucht sich gegen diese Mauern,
Die ihnen trocken; tausend Kolben dröhnen,
Um Einlaß heischend; tausend Aeste splittern
Die Anschlagpforten nieder; auf die Schultern
Des Nebenmannes, morgensternbewehrt,
Steigt ein behelmter Krieger, — tausend steigen; —
Nun steigt der erste Pechkranz in die Festung, —
Nun mehr und mehr, — die ersten Steine bröckeln; —
Auf Haufen von Erschlag'nen, einem Walle
Gleich aufgestürmt rund um die Citadelle,
Tritt, was noch lebt und Waffen schwingt, zum
Wahnsinn

Nicht zur Entmutigung gespornt.

Und drinnen

Kraft unermüdetlich mit der wunden Löwin
Verzweiflungstimmne auf zur Gegenwehr
Die todesmut'ge Sforza; da erweist sich's,
Daß alle Wesen längst ihr Rachebrenn
Dahingeopfert, das vergoffene Blut
Zu süßnen, und nur Feilglinge geliebet
Zu Schirm und Schutz ihr.

Durch die erste Bresche
Dringt Vorgia's Soldateska ein; — da werfen

Entsetzt die Waffen von sich die Besiegten,
In jedem Widerstand verzweifelnd, nicht mehr
Den Mut zu ehrenvollem Tode unter
Den Trümmern ihrer einst als unmeuchelbar
Gerühmten Weste findend, deren Name
In hundert Heldenliedern wiederhallt.
Mit Caterina's Namen sich verflochtend,
Sie wünschelt nur um Gnade; aber Vorgia
Läßt alles morden, was da atmet, Mitleid
Und Reue sind ihm fremd; man hat zu lange
Des heutig'er'gen Tigers Grimm gereizt.

Nur Eine soll man schonen, Eine nur
Soll leben, — zu ihr kahnt sich seine Gasse
Durch einen Wall von Leibern, die verräthelnd
Im Blute zucken, Vorgia. Heiße Flammen
Entschließen seinem Aug', als man die Fürstin
Gefesselt vor ihn führt, — in ihren Banden
Noch immer hoheitsvoll, als hätt' in Demut
Auf ihr Gebot die Welt zu laufchen. „Löst ihr
Die Fesseln!“ fliegt's vom Mund ihm. Selbst geleitet
Das schöne Weib in blutbesprühten Panzer
Aus Rauch und Trümmern ihrer Citadelle
Der Sieger in sein eigen Zelt. Kaum schlagen
Die Purpursalten hinter ihnen beiden
Zusammen dort, als brünstdurchglüht und zitternd
Vor Wollust seine Arme Cäsar Vorgia
Nach seiner Wente streckt, das wilde Gieren
Des Bluts in ihrer Schönheit, die vom Feuer
Verzweifelt-todesmut'gen Ringens noch
Erbebt, zu fühlen, — wie ein Blutdunst weht es
Von ihr ihn an und facht zur Siedehitze
Den Sinnerrauch ihm, diese stolzen Glieder,
Die erzmühsam, die von Kampfglut dampfen,
Zu unterjochen sich. — Nicht unterjochen.
Nein, d'rüber siegen will er. — Selber
Noch als Besiegte Siegerin, des Leibes
Verückend stolze Pracht soll sie ihm bieten
Und, wie zwei Flammen, die zur Feuerfäule
Vereint gen Himmel schlagen, wollen beide
Sie ineinander lodern. Einem Vorgia
Noch widerstand kein Weib, — dies war die Erste,
Die es vermocht, — nun soll sie willensledig
Sich vor dem Sieger beugen.

Heiße Worte

Und wildes Drohn entquellen seinen Lippen,
Er raht, er bettelt. — wie ein brünst'ger Tiger
Umgirt er sie, die Zähne schon gebleckt,
In ihre Lippen sie zu bohren. Dünster
Blickt Caterina. Daß er nur das Weib
Und nicht die Fürstin in ihr sieht, — nicht ahnt,
Welch' heißen Kampf mit ihrem eig'nen Blute
Die Fürstin damals schon gekämpft, als machtvoll
Der Dämon Vorgia ihr die heißen Triebe
Des Weibes weckte! Gleich ihm selber weig sie:
Zwei größte Menschen — groß in ihrer Kraft,

Zu ihrem Wollen, das den Andre'n Sünde
Und Kaster heißt — trägt heut die Erde nicht,
Als sie und ihn, und für einander schönen
Bestimm't sie, eins im andern zu verlodern.
Das Weib will ihm gehören, in ihm aufgehen,
Sich beugen und besitzen, — doch die Fürstin,
Die Tochter Galeazzo's ist, die Sforza,
Stolz ihrer Pflichten sich bewußt, — dem Sohne
Des Papstes wirft sie nicht, dem Abenteurer,
Dem Vandalenführer, der die freunden Söldner
In's Land rief, um der eig'nen heißen Sinne
Befriedigung, die Herzogskrone hin,
Die ihrem Sohne sie bewahrt, und mächt'ger
Zum andren Male auch in dieser Stunde
Gährt Herrscherblut in ihr, als Weibesluste.

Und das ist ihre Antwort für den Sieger:

„Die Krone meinem Sohn, und ich bin Dein!“

Da bricht ein Wutschrei von des Vorgia Lippen.
„Lebt Deine Brut noch? Meine Söldner hatten
Die Weisung, alles Lebende zu morden
Bis auf die Fürstin!“

„Sie sind wohl geboren
Und Deiner Rache nicht erreichbar.“

Knirschend

Vor Ingrimm reißt das Schwert von seiner Hüfte
Da Cäsar Vorgia, rasend vor Begier
Und Mordlust, um den höchsten Siegespreis
Durch dieses Weibes Klugheit überlistet, —
Er glüht nach ihr, er haßt — er fürchtet sie,
Die einzig Ebenbürt'ge, seine Sinne
Sind wild entflammt, — wenn nicht in ihren Armen
Er selbst, soll zischend doch in ihrem Blute
Sein Stahl genug sich thun, zerstückeln will er
Die Glieder, die er zu umschlingen letzte.
Und Caterina hebt zur Gegenwehr
Den Arm nicht auf, mit blutbesleckten Händen
Reißt den zerbeulten Panzer von der Wölbung
Des Busens sie herab — mit kühlhem Spote
Fällt's ihr vom Mund:

„Gelüstet's Dich? Da! Triff!“

Nun zuckt sein Arm zurück, zu Boden flirrt
Das nackte Schwert, die Augen sprühen Feuer.
Aus sahl geword'nem Aulitz, durch die Zähne,
Die aufeinanderknirschend, stoßt er aus:

„Den Schimpf, den einem Vorgia Du gewagt
Hast anzuthun — die Erste und die Letzte —,
Dich ihn zu weigern, sollst Du härter büßen,
Als mit dem Tode; — raff' all' Deine Künste
Zusammen, meiner Rache zu entriemen!
Ja! könnte Dich besitzen — doch mich löstet's
Nicht nach erzmügn'er Wollust; — dieser Stunde

Wleib' eingedenk, wo Du den Tiger reisteist,
Wenn Neu' Dich anpackt!"

Dieser Stunde hat
Gedent zu bleiben Anlaß sie und Mühe
Ge habt bis heut' — durch sieben lange Jahre.
Zeit sieben langen Jahren eingekerkert,
Wüßt in der Engelsburg die letzte Sforza,
Daß mehr gewesen sie, als blos ein Weib,
Und einem Borgia widerstand. Der Borgia
Hat Wort gehalten: härter, als der Tod
Von seiner Hand, ist die verhängte Strafe,
Die listig sich sein Nachedurst ersonnen,
Und alle ihre Künste — ihre Schünheit
Und ihre Kraft — sie haben diese Bande
Zu sprengen nicht vermocht durch sieben Jahre!
Was sie in ihnen litt, der runden Löwin
Gleich an des Königs Eisenstäben rüttelnd
In ihrer Ohnmacht Grimm — wo gab' es Worte,
Das auszuschöpfen? Tausend Pläne spinnend,
Hat ihre Nächte sie durchwacht, von Tollheit
Und jähem Wagemut, der jedes Hemmnis
Als Graben sieht, den Kinderfüße leicht
Schon überspringen, bis zu dumpfem Jagen
Hinüberdämmernd und zu schwächlicher
Verzweiflung, die sich selbst zum Ekel wird . . .
Dann ist ein Tag gekommen, wo die Glocken
Sankt Peters über Rom hinweg die Kunde
Erdröhnen ließen, daß der Stellvertreter
Der Gottheit auf der Erde, Alexander
Der Sechste, vom Geschlecht der Borgia,
In seiner Kaiser Blüte abberufen
Von seinem Tagwerk.

Damals hat die Hoffnung
Noch einmal, halb verlöschter Flamme gleich,
Aufzuckend sich geregt in ihrer Seele;
Die alte Thatkraft und der Löwentrog
Sind wach geworden unter all' der Asche,
Die diese Kerkerjahre manufaltjam
Geschüttet über das verborg'ne Feuer,
Das lodern einst in ihr gebrannt — und das sie
Verzehren hätt' gesollt, hatt' also langsam
Und kläglich zu verglimmen!

Im Geheimen
Sind Boten damals, die ihr rotes Gold
Nüch so bestochen, wie ihr herrlich Aug'
Und ihre Schünheit, durch ihr Land gezogen,
Zum Anführer stachelnd, für die unrechtmäßig
Entthronte Fürstin zu den Waffen rufend,
Haß und Erbitterung schürend wider Rom
Und Mitleid weckend mit der Borgia Opfer.
Der Zeiten Wirrnis nähend haben Tausend
Und Abertausend für die schöne Herrin,
Die Unvergessne, — wider Aug und Recht
In Bänden schmachtend, — grimmvoll sich erhoben,
Und der Empörung Brand hat, um sich freffen,

Durchlodert die Romagna. „Für die Sforza!“
Erklang der Schlachtruf, — ihre Heldenthaten
Erschollen mit der Sänger Liedern wieder
Von Mund zu Mund, und das gefang'ne Weib
Der Engelsburg schien, wie mit einer Glorie
Umgoldet, zu der drohendsten Gefahr
Heranzuwachsen für Sankt Peters' Stuhl.

Es war ein kurzer Aushuch. Papst Giulio drohte
Mit seinem Bannfluch den Rebellen, kraftvoll
Des feigen Borgia Erb' ergreifend; blutig
Errangen seine Söldner sich den Sieg.
Oh, wem sie damals selbst, der Sforza Banner
In ihrer Faust, im Kettenhemd dem Heere,
Das sich für sie erhoben, löhn voran
Hätt' stürmen dürfen auf dem feld der Ehre,
Statt von der Zinne hier des Turms in Ohnmacht
Die käufte nur zu hallen — und zu beten,
Zu schreien um den Sieg! Sie hätte damals
Den Sieg erkämpft, an ihre Fahne hätt' sie
Geschleitet ihn, ob Himmel sich und Hölle
Verschworen wider sie, mit ihrer Schünheit,
Mit ihrer Kraft zu Todestrog die Mamen
Aufuerend, — oder unter ihrer Fahne,
Als hundert Wunden blutend, wäre sie
Den Tod gestorben, der des Lebens würdig,
Das sie geführt!

Und von dem allen nichts
Ist ihr geworden, nichts, — sie soll im Dunkel
Hinjucken, — an den Ketten soll sie zerren,
Die ihr die Haut zerreiben, — ihre Klüch
Verhallen ungehört, wie die Gebete
Verhallt sind, die von ihren Lippen stürzten; —
Im Vatikan verlacht man die Besiegte!
Und also weiter sollen Jahr um Jahr
Sich dehnen ihr, noch lobend soll sie sterben
In der Erinnerung derer, die sie leuchtend
In Rufm und Schünheit sahn, auslöschen soll sie,
Als wem sie nie gewesen, — und doch weiter
Noch atmen und den heißen Schlag des Herzens
Im Busen spüren, während ihre Hände
Staub greifen, Staub — —

Im Maienabendglanz,
Der über Rom den duft'gen Zauber breitet,
Lehnt an der Plattform Brüstung auf der Höhe
Der Engelsburg ein hohes Weib, in Trauer
Gewandelt ihre Glieder, düster-starr
Das Aug', als spiegelte sich d'rin das Unheil
Der ganzen Welt. Und vor dem Auge ziehen
Die Bilder ihres Lebens auf, — wie Schatten
Auf diesem Goldgrund, der die sieben Hügel
Umflammt, — in langer Reih'.

All' ihre Thatkraft,
All' ihre Leidenschaft, die Gewalt
Und die Verbrecen, — wohin haben sie

Geführt und wem gefronnt? Von ihrem Hause
Kein Stein blieb auf dem andern, und ihr Leben
Zerflattert, wie sein blut'ger Schemen sonder
Spur oder Nutzen — Staub und Staub und Staub —

Die Partisane auf den Estrich stößt
Der Schweizer dröhnend nieder, ihr zum Zeichen,
Daß ein Besucher naht, dem er vorauf
Die Wendeltreppe eilte, — dreimal thut er's,
Ihr zu bedeuten, daß ein hoher Gast
Gekommen.

„Fürstin —“

Widerwillig wendet

Ihr Antlitz halb zur Seite Caterina,
Das Aug' noch traumumhelt, und den Kämmerer
Des Papstes sieht sie, den der Kommandant
Der Festung selbst geleitet hat — sie kennt ihn:
Er war's, der ihr die Nachricht einst vom Tode
Des Borgia brachte, er, der ihr den Sieg
Papst Giulio's kündete, als die Rebellen
In der Romagna unterlagen; — heute
Was will er heute noch, der glatte Höfling
Des Vatikans, in dem sie selber einst
Die feilen Puppen tanzen ließ, — was hat er
Ihr noch zu melden? Sieht es etwas noch,
Das hent ihr Mut in Wallung bringen könnte?
Mit münder Handbewegung hoheitsvoll
Heißt sie ihn sprechen.

Er verneigt sich tief.

„Der heil'ge Vater kündet Euch durch mich
Die Freiheit an, es widerspricht ihm, länger
Den Spröß der Sforza und Biario's Gattin
Um längst vergeb'ner Rebellthaten willen
Im Thurm der Engelsburg zu sehn. Er kietet
Euch seinen Gruß und väterlichen Segen.“

Ein Aufschrei steigt vom Munde der Fürstin, zitternd
Umklammern ihre beiden Hände fest
Der Brüstung Sinne, dann durchdringt es sie
Mit Scham und Bitterkeit, und plötzlich werden
Die Jüge wieder starr, die eil vom Raufche
Der Lebensgier geküßlt.

„Und was verlangt

Der heil'ge Vater für so große Gnade
Von mir, Herr Kämmerer?“

„Nichts, als das Versprechen,

— Als das Gelöbniß auf die Hostie, Fürstin. —
Daß nie, solange Ihr lebt, für Euch noch für
Eu'r Haus ein Schwert in der Romagna sich
Erheben wird. Die Bürgschaft müßt Ihr leisten
Und könnt's, wie mich bedünkt, — Verderben habt Ihr
Genug gefät und neues sätet Ihr
Durch neuen Anruhr, ohne Euch zu nützen.

Der heil'ge Vater gönnt Euch, nach Florenz
In Euren Kindern Euch zurückzugiehn
Und Euer Leben dort in stiller Ruhe
Und Einkehr zu beschließen. Weigert Ihr's,
Zum Frieden Euch für immer zu verpflichten,
So kündet Seine Heiligkeit durch mich
Euch bis zu Eurem Tode strengste Haft
In diesen Mauern an und seinen Wammschuch.
Entscheidet Euch! Mir dünkt, daß die Entscheidung
Nicht schwer Euch fallen kann, Madonna. Sorge
Fürs Wohl der Christenheit und für den Frieden
Heißt Seine Heiligkeit mit allem Nachdruck
Auf seiner Forderung beharren, — dies heute
Ist, daß er zu Euch spricht, das letzte Mal,
Bedenkt das wohl!“

Und ehrerbietig neigt

Zum andren Male sich der Kämmerer. Schweigend
Hat Caterina zugehört, im Antlitz
Sucht keine Muskel ihr, mit großen Augen,
Die immer mehr sich weiten, starr und reglos
Blickt sie ins Ecere, und ein mildes Kächeln
So voll von Bitterkeit und Hohn, wie keines
Die lang' versteinen Jüge überflogen,
Zerrt ihre Rippen.

„Seine Heiligkeit

Ist klug sowie gerecht.“

Gleich einem Hauch nur

Kommt's ihr vom Munde. Langsam wendet sie
Zur Brüstung sich zurück, die Männer schweigen,
Nur ihre Blicke reden:

„Sie bedenkt es, —

Es wird ihr schwer, wie sich's begreift, doch bleibt ihr
Nichts andres ja.“

Und Caterina Sforza

Blickt in Des Abendhimmels Hofenglut,
Die über Rom sich lagert, zu den düst'ig
Verschwommenen Bergen, die den Horizont
Begrenzen. „Freiheit! Freiheit!“ hallt es in ihr.
Dort drüben winkt sie, lockt sie, sieben Jahre
Der Kerkeranal verlöschend; — ihre Kinder
Wird sie umarmen; in den milden Küssen
Toskana's wird die Wunde ihres Lebens
Vernarben, — dort ist Luft und Heppigkeit
Das ganze Sein — Und alles kostet sie
Ein einzig Wort —

Doch dieses Wort ist Schande,

Ist Schmach, ist Feigheit, dieses Wort besudelt
Den Namen, den sie groß gemacht — die Sforza
Kann enden nur, wie sie gelebt, sich selber
Getreu, — nicht thatenlos die trägen Jahre
Hindämmern, und auf ihre Fürstentrone,
Die man ihr stahl, verzichten — um den Preis
Armselgen Lebens — Auch ihr, wenn sie's könnte!

Die Sänger haben ihre Heldenthaten
Durch ganz Italien einst verkündet, — soll nun
Zum Possenspiel ihr Dasein werden? — Freiheit?
Dort unten wunt sie — —

„Sagt dem heil’gen Vater,

Herr Kamm’rer, Caterina Sforza habe
Gewählt, wie ihrer würdig!“

Auf die Brüstung

Schwingt sie sich, breitet ihre beiden Arme,

Als wollte sie die heiligersehnte Freiheit
In ihren Busen pressen. — Eh’ die Männer,
Von Schreck gelähmt, auch einen Anruf nur
Hervorgetoszen, schnellt sie sich hinab
Und liegt zerichmettert drunten auf den Quadern.
Da schlagt der Kammrer andachtsvoll ein Kreuz
Und murmelt:

„Heute ward die Chrietenheit
Von einem Ab erlöst, die Gnade Gottes
Schenk’ dieser Sünderin den ew’gen Frieden!“

Unerreichbar.

Singende Vögel hoch in den Lüsten,
Hoch mir zu Häupten Madchengesang,
Silberumglanzt, über Gräbern und Grasten
Siehen die Wolken den Himmel entlang.

Was ich ersehne, lacht in der Weite,
Fern liegt des Lebens lockendes Ziel!
Und wie ein schwanhender Nachen, so gleite
Ich auf dem Meere, den Winden ein Spiel.

Carl von Arnswaldt.

Der Dorn.

Ich weis es, völlig ist die Schuld
Vergessen und verziehen,
Auch sind mir längst voll edlen Dufts
Die Blumen neu gediehen, —
Und doch! und doch!
Ein Dorn muß noch
Im tiefsten Herzen sitzen
Und neu die Wunden rigen.

Ach — hegen will ich diesen Dorn
Und will sein leises Wähnen
Als eine Mahnung, ewig wach,
Im tiefsten Herzen fühlen!
O Dorn, du Dorn,
Sei scharfer Sporn,
Will alles, schlimmes Spiel ich wagen,
In seine Kerne mich zu tragen.

Alfred Sassen.

Der Dichter.

Als er die Liebe im Herzen, zur Jugendzeit
Trumend durch den duftenden Frühling ging,
Da sang er gar manches Lied von Glück und Leid,
Das er sich draußen vom Himmel herunterfing.

Und als er dann sah in den Ketten der Lebensnot,
Jeder Tag ihm nur brachte Sorgen und Pein,
Da flogen ihm dennoch beim ersten Morgentrot
Schon die lieblichsten Lieder zum Fenster herein.

Dann ward er alt und schwach und sein Haar wurde weis
Und er warmte sich gerne bei seinem Kamin,
Aber sein Herz war noch jung und so glühend heis
Und es sumimte noch immer von Liedern darin.

Und erst als er unter dem stillen Cypressenbaum
Für immer ruhte im kühlen Erdengrund,
Die ganze Welt ihm war ein vergangner Traum —
Erst dann war verstummt sein herrlicher Liedermund.

Camillo V. Susan.

Das Weltenaug.

Im Geiste des Menschen ward es entzündet,
Drin sich das höchste Leben kündet.

Hell bricht durch dunkle Wolkennacht
Sein Flammenblick in leuchtender Pracht.

In graue Fernen dringet sein Strahl
In schwindelnde Höhen und Tiefen zumal.

Doch ewig wird es das Schicksal ihm wehren,
Den Lichtblick gegen sich selber zu kehren.

Georg Tromberg.

Neuere Heine-Litteratur.

Von Gustav Karpelos.

Die Litteratur über Heinrich Heine „als Mensch und Dichter“ schwimmt immer mehr an. Leider aber hält die Qualität dieser Litteratur mit ihrer Quantität durchaus nicht gleichen Schritt. Im Gegenteil, je mehr Schriften über Heine gegenwärtig erscheinen, desto mehr wird sein Bild von der Parteien Günsti und Haß entstellt, desto mehr wird die Grundfrage, um die es sich hier handelt, verwirrt und verdunkelt, desto mehr tritt die exakte Forschung über die Quellen und Vorbilder des Dichters, über sein Leben und die verschiedenartigen Einflüsse, die auf dasselbe gewirkt haben, in den Hintergrund. Ein seltsames Verhältnis stellt sich dabei heraus: während die übrige Kulturwelt in Heine einen der größten modernen Dichter verehrt, wird er in Deutschland — um es kurz heraus zu sagen — bald nur noch als Schurke und als Stümper gelten. Ein solches Mißverhältnis zwischen der allgemeinen Schätzung eines Dichters und derjenigen, welche er in seinem eigenen Vaterlande genießt, hat nur noch ein moderner Poet erfahren; sein Name war freilich Lord Byron! Und die gründliche Korrektur, welche das Urteil über Byron in seiner eigenen Heimat erleiden mußte, tröstet uns auch über das künftige Schicksal Heinrich Heine's.

Was nun die neuere Heine-Litteratur anbetrifft, so kann man schlauweg behaupten, daß von drei Schriften, die über diesen Dichter erscheinen, zwei gegen ihn gerichtet sind und nur eine für ihn sehr schädlichen einzutreten wagt. Die Verfasser der gegenwärtigen Schriften sind merkwürdiger Weise meist Gymnasiallehrer und legen ihre Weisheit in Schulprogrammen nieder. Für Heine pflegen, allerdings in sehr bedingter Weise, die Germanisten einzutreten. Beides ist gleich erklärlich. Ein eigentümliches Verhältnis nehmen aber ferner die katholischen Autoren diesem Dichter gegenüber ein. Es geht ihnen so mit Heine, wie es ihm selbst mit der katholischen Religion ergangen ist; sie müssen ihn notwendig verurteilen und fühlen sich doch wieder durch tausend Fäden zu ihm hingezogen. Eine objektive Beurteilung Heine's, die weder von religiösen noch politischen Motiven

ausgeht, sondern einzig und allein das litterarische oder vielmehr das poetische Grundmotiv behandelt, ist unter den gegenwärtigen Parteiverhältnissen kaum zu erwarten.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen sei es mir gestattet, einige Erscheinungen der neueren Heine-Litteratur hier zu besprechen. Ich darf nach dem Vorhergegangenen kaum sagen, daß dies sine ira et studio geschehen wird; aber ich darf wohl meine Leser bitten, mir nach der Lektüre dieser kritischen Anzeige zu bestätigen, daß sie in der That ohne Born und mit dem Bemühen, allen Anschauungen gerecht zu werden, geschrieben wurde.

Ich erwähne zunächst die biographischen Darstellungen, von denen — genau nach dem oben angeführten Rezept — eine pro Heine, zwei contra, auftreten.*) Aber auch für diese Darstellungen giebt es jetzt schon ein bestimmtes Rezept. Die Mischung ist sehr einfach: Man sucht aus Heine's Werken und Briefen etwa 100 oder 150 Citate aus, die gegen ihn sprechen, und etwa 10 oder 15, die ihn entschuldigen könnten, dazu einige Eßlöffel voll Tadel's gegenwärtiger Litteraturhistoriker und einige wenige Gran Lobes, um die Mixture zu verdünnen. Genau nach diesem Rezept werden heute die Schriften gegen Heine in der großen litterarischen Apotheke hergestellt. Das Resultat ist selbstverständlich das gewünschte und die schwachen Seelen, welche mit Vorliebe in verba magistri schwärmen, werden durch diese Arznei gründlich von ihrer Begeisterung kuriert. Freilich bedenken die Herren, die solche Arznei verschreiben, dabei ganz und gar nicht, daß man genau nach solchen Rezepten alle anderen großen Dichter, feinen einzigen ausgenommen,

*) Max Riegli: Heinrich Heine als Dichter und Mensch. Beiträge zu seiner Charakteristik. Berlin 1895. Müller und Köster.

B. Kassen: Heinrich Heine's Familienleben nach einer Heine-Litteratur. Fulda 1895. Trud und Verlag der Fuldaer Altien-Druckerei.

D. Kaufmann: Aus Heinrich Heine's Ahnenjaal. Breslau 1896. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt.

kritisch vernichten könne, und daß dann die Litteraturgeschichte wirklich nichts anderes sein würde, als das, wofür sie Heine selbst einmal angesehen, als die „große Morgue, wo jeder seine Toten ansucht, die er liebt oder womit er verwandt ist.“

Auch Max Niecki ist nach diesem Rezept verfahren Heine's Begabung erscheint ihm als eine glänzende. Er verurteilt aber mit aller Entschiedenheit den Gebrauch, den Heine von seiner großen Begabung gemacht hat. Sein Urteil faßt er in folgende Sätze zusammen: „So offenbart sich in Heine's Gedichten ein Mangel an Wahrheit und Stetigkeit, an Tiefe und Neuheit der Empfindung, den alle wichtigen Schlusspointen weder erzeugen noch verdecken können, eine starke Neigung zu eitelr Selbstbespiegelung, zu Koketterie mit unendlichen Seelenschmerzen, eine ausgesprochene Vorliebe für Frivolität, für das Gemeine und Niedrige, ja Schmutzige, eine auffallende Armut an Ideen und ungewöhnliche Begrenztheit seiner Dichtungen in Stoff und metrischer Form.“ Man weiß wirklich nicht, was man zu solchem Urteil sagen und wie man es bekämpfen soll. Man könnte dieses Urteil einfach umkehren und sich mit demselben Eifer anschicken, das direkte Gegenteil zu beweisen, wie Niecki es verucht, seine Ausstellungen zu rechtfertigen, wenn man den Strophen, die er für sein Urteil in Anspruch nimmt, andere gegenüber stellen wollte, die die Wirkung jener aufheben oder die Stimmung vollständig verändern, und genau eben so könnte man jedem einzelnen seiner Citate, mit denen er Heine's Charakter verurteilt, mindestens zwei andere gegenüber stellen, die den Tadel entkräften und die Dinge in einem ganz anderen Lichte erscheinen lassen würden. Die Grundanschauung, von der Niecki bei der Schilderung von Heine's Charakter ausgeht, ist ja ganz richtig: „Statt durch die Kontraste in Heine's Wesen sich verwirren zu lassen, muß man vielmehr bei seiner Charakterschilderung den Kontrast zum Ausgangspunkt nehmen.“ Aber man sollte meinen, daß das Urteil nach diesem Programm zu ganz anderen Folgerungen gelangen müßte, als dies thatsächlich der Fall war. Heine's Beziehungen zu seiner Frau, zu seinen Brüdern und zu seinem Oheim werden ausführlich geschildert, aber durchaus nicht gerecht. Seine Beziehungen zu Freunden werden in einem falschen Lichte dargestellt; bei der Beurteilung seines Napoleonkultus wird die Thatsache verschwiegen, daß die deutlichsten Sänger und Schriftsteller jener Zeit genau so für Napoleon schwärmten, wie Heine selbst. Mit besonderem Behagen wird die Geschichte der französischen Pension erzählt, ohne daß die widerwärtigen Umstände angeführt werden. Das Verhältnis des Dichters zu Deutschland wird so ungerecht wie möglich beurteilt. Es wird gesagt: „Heine bleibt in seinem eigenen Empfinden und Dichten undeutsch von Scheitel bis zur Sohle, undeutsch in seinem Mangel an Scham-

gefühl und Pietät, an Wahrheitsliebe und Treue, an Achtung vor dem weiblichen Geschlecht, undeutsch in Kühnheit und Frivolität, ja selbst in seinem Talent des Witzes und der Malice, undeutsch in seiner Abneigung gegen Deutschlands Felden und Ruhmesthaten wie in seiner Begeisterung für Frankreich und Napoleon.“ Die Gedichte Heine's und die Stellen aus seinen Prosaerwerken, in welchen seine Liebe zu Deutschland und die Begeisterung für den deutschen Geist und deutsche Art mit elementarer Gewalt durchbricht, hat aber Herr Niecki mit großer Objektivität verschwiegen. Dagegen ist allerdings mit derselben Objektivität auch nicht ein einziges Citat aus Heine's Gedichten oder Prosaerwerken unerwähnt geblieben, das nur in irgend einer Weise gegen ihn zu verwerten wäre. Mit dem tiefen ethischen Bewußtsein, das verführerische Zerklüft, welches Heinrich Heine heißt, gründlich und ein für alle Mal vernichtet zu haben, nimmt der fromme Autor Abschied von seinen gläubigen Lesern.

Der zweite Autor, der sich mit Heine's Familienleben beschäftigt, und uns in dem ersten Teil Heine's Beziehungen zu Mutter, Schwester und Gattin, wie er naiv behauptet, „zum ersten Mal“ schildert, ist nicht ein so rücksichtsloser Gegner des Dichters, wie Niecki. Er hat sogar den redlichen Versuch gemacht, möglichst objektiv die weit zerstreuten Nachrichten über Heine's Familienleben in chronologischer Reihenfolge zusammen zu tragen. Ja, er sñhlt sich selbst genötigt, in dem kurzen Vorwort die Leser um Entschuldigung zu bitten, wenn er den Dichter hier und da zu sehr in Schutz genommen. Rassen kennt das ganze einschlägige Material und hat dasselbe sorgsam zusammen gestellt.

Wer aber das Glück hatte, die Schwester Heine's und seine Brüder, sowie drei seiner besten Freunde (Kauke, Meißner und Hiler) persönlich zu kennen und von ihnen die genauesten Aufschlüsse über sein Familien- und Eheleben zu erhalten, dem erscheinen diese Verhältnisse doch in einem ganz anderen Lichte, als nach dieser papiernen Psychologie, die aus mühsam zusammengetragenen Citaten Lebensbilder so eigenartiger Persönlichkeiten aufzustellen sich bemüht. Der Anhang, in dem Rassen, hier allerdings zum ersten Mal, ein Verzeichnis der Heine-Litteratur zu geben versucht, ist ein durchaus verdienstliches Werk und eigentlich von größerem Wert als der Hauptteil des Buches. Daß dies Verzeichnis nicht vollständig, ist nicht Rassen's Schuld, da es an allen Vorarbeiten fehlte. Ein Philolog oder ein geschulter Litterarhistoriker hätte dies Verzeichnis allerdings anders angelegt und durchgeführt, aber all diese Bedenken sollen das Verdienst des Autors nicht schmälern, der mit so vielem Fleiß und eifrigem Bemühen seine Arbeit unternommen hat.

Ich komme nun zu der einzigen Schrift in der neueren Heine-Litteratur, die nicht gegen ihn auftritt.

Allerdings beschäftigt sich diese Schrift auch fast gar nicht mit Heine selbst, sondern nur — mit seinen Ahnen. Sie ist aber darum nicht weniger verdienstvoll, da sie zunächst eine Fülle von Irrtümern berichtigt, die sich bisher mit unerhörter Konsequenz durch alle biographischen Darstellungen geschlichen haben und da sie ferner uns äußerst wertvolle Aufschlüsse über die Familie des Dichters giebt. Durch die Bemühungen Prof. Kaufmann's, der aus tausend zerstreuten und entlegenen Quellen das ganze Material zusammengetragen und mit großer Geschicklichkeit zu einem stattlichen Bau aufgerichtet hat, können wir nunmehr den Stammbaum Heinrich Heine's bis in das 16. Jahrhundert verfolgen. Kaufmann hat dem Dichter einen Ahnenjaal erschlossen, von dem dieser selbst keine Ahnung gehabt hat und, was das Wichtigste ist, fast alle seine Vorfahren waren im Rheinland angefehene, bedeutende, gelehrte und allgemein gebildete Menschen. Man begreift nun, wie aus dieser Familie ein Genius hervorgehen konnte, und die Liebhaber der Vererbungstheorie werden hier ohne Zweifel den schönsten Beweis für die Lehre von der Heredität finden. Kaufmann schildert allerdings nur die Familie der Mutter, aber die Verfechter jener Lehre Darwin's werden sofort mit ihren Beweisen auch dafür zur Hand sein, daß der Einfluß der mütterlichen Familie ein weit größerer sei als der väterlicherseits. Eine geradezu atavistische Erscheinung ist die geistige Verwandtschaft Heinrich Heine's mit seinem Oheim Simon von Geldern, der unstreitig das interessanteste Bild in dieser Ahnengalerie ist. Heine hat in seinen Memoiren dem Großoheim, dem „Morgenländer“, ein Denkmal gesetzt, das freilich phantastisch ausgeschmückt ist. Kaufmann hat dasselbe auf seine historische Wahrheit zurückgeführt und zwar auf Grund eines noch erhaltenen Tagebuches dieses Mannes, das sich gegenwärtig in meinem Besitze befindet. Dieser Großoheim war unstreitig ein sonderbarer Schwärmer, halb Ritter, halb Heiliger, bald als frommer Pilger voll weltentfremdeter Anschauungen, bald als kühner Beduinenhäuptling, an bunten Abenteuern reich, waffenkundig und ein Koffetummler, dabei träumerisch und ein Bissonär, halb Faust und halb Don Juan, ein Gemisch von Scheich und Propheten, immer aber als fesselnde Erscheinung im morgenländischen Gewande, so steht der Einsiedler von Safed vor der Kinderphantasie des der dunklen Kunde andächtig lauschenden Heinrich Heine^{*)}. Aber, wenn man auch alles abzieht, was die lebhafteste Phantasie des Dichters in seinen „Memoiren“ hinzuerfunden, so bleibt immer noch genug Wunderbares und Phantastisches übrig. Simon von Geldern war thatächlich während seines ganzen Lebens auf Reisen und verschiedene Male im Orient. Die Wallfahrten nach Jerusalem bilden den wichtigsten Teil seines Reisetagebuches. Ein Märchen ist es allerdings, daß er von einem unabhängigen Beduinenstamm

zum Scheich erwählt und schließlich ein Ränderhauptmann wurde. Daß er durch seine Eigenschaften besonders auf die Frauen einen gewissen Reiz ausübte, ist gleichfalls eine Thatjade; eine phantastische Ausschmückung aber ist es, wenn Heine ein galantes Verhältnis hinzusetzt, in welchem der Morgenländer zu einer fehr erlauchten Dame gestanden haben soll, dessen Entdeckung ihn nötigte, den Hof und das Land zu verlassen. Daß er in England einen sicheren und kümmerlichen Zufluchtsort gefunden, wird durch das Notizbuch bestätigt, das aber weder in arabischen noch in jehrischen oder koptischen Buchstaben geschrieben ist, sondern einfach hebräisch und zum Teil deutsch mit hebräischen Buchstaben. In jedem Fall ist dieier Großoheim eine rätselhafte Erscheinung, eine wunderliche Existenz, wie sie nur im 18. Jahrhundert, in der Zeit der Schwärmer und Schwindler, erklärlich ist. Und es ist mehr als begreiflich, daß dieier Großoheim die Einbildungskraft des Knaben außerordentlich beschäftigt hat. „Alles, was man von ihm erzählte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mein junges Gemüt und ich versenkte mich so tief in seine Trefahren und Schicksale, daß mich manchmal am hellen lichten Tage ein unheimliches Gefühl ergriff und es mir vorkam, als sei ich selbst mein seliger Großoheim und als lebte ich nur als eine Fortsetzung des Lebens jenes längst Verstorbenen“.

Aber auch die anderen Ahnen des Dichters sind interessante Menschen. Sein Uro Großvater ist Hofagent des Kurfürsten von der Pfalz, sein Großvater und einer seiner Großoheime gehören zu den ersten Juden, welche auf einer deutschen Universität zu Doktoren der Medizin graduiert worden sind. Dem Forscherfleiß Kaufmann's ist es sogar gelungen, ihre Doktor-dissertationen anzutragen. Aus dieser Familie stammte die Mutter des Dichters Petri von Geldern, die er so innig liebte und der er so viel von seinen geistigen Eigenschaften zu danken hatte. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß Prof. Kaufmann uns nun auch die Familie des Vaters schildern möchte, die ebenfalls durchaus nicht unbedeutend war, um so mehr, da Heine von seinen väterlichen Sippen und Wagen in der That nur wenig und nur selten zu sprechen Gelegenheit hat.

Wir kommen nun zu den rein literarisch-historischen Schriften über Heine, einem weit erquicklicheren Kapitel, wenn dasselbe auch gerade diesmal keine sehr bedeutenden Erscheinungen aufzuweisen hat.^{*)} Die betreffenden Autoren werden mir wegen dieses

^{*)} H. D. Greinz: Heinrich Heine und das deutsche Volklied. Kiewitz und Leipzig, 1895. August Schupp. A. C. von Grothaus: Heinrich Heine als deutscher Kritiker. Zittau 1894. Verlag von Christian Becker's Verlagsbuchhandlung.

Gustav Karpeles: Heinrich Heine und der Rabbi von Bagdad. Wien 1896. Verlag des Freien Blattes.

Urteils um so weniger zürnen dürfen, da ich mich selbst mit einbegriffen habe.

Die Schrift von Greinz gelangt zu dem Nachweis, daß Heine ein sehr geschickter Schüler des deutschen Volksliedes gewesen sei. Karl Hessel hat in dieser Beziehung schon früher sehr interessante Untersuchungen angestellt, von welchen Greinz leider keine Ahnung gehabt zu haben scheint. Gleichwohl ist seine Arbeit lehrreich und wertvoll für die Befestigung des Grundgedankens. Auch der Nachweis über den Einfluß, den die *Phyl* Goethe's auf Heine ausübt, ist von Interesse. Greinz zeigt uns, wie Heine von Goethe gelernt habe, sich in der Weise des deutschen Volksliedes klar und prunklos auszubringen und wie er andererseits für mächtige Wirkungen sein Ohr ebenfals an Goethe geübt habe.

Der Freiherr von Grotthuß nennt seine Arbeit eine „litterarische Ketzerei.“ Ich weiß nicht, warum. Es ist heute leider keine Ketzerei mehr, wenn man zu behaupten wagt, Heine's Eigenart als Dichter sei undeutsch. Zur Charakteristik dieser Arbeit habe ich nichts weiter, als den Fundamentalsatz zu citieren: „Goethe ist der Nationaldichter der Deutschen, Heine der der modernen Juden.“ Die Schrift ist übrigens in den „Beiträgen des christlichen Volkslebens“ erschienen.

Meine Schrift über den „Rabbi von Bacharach“ ist der erste Versuch, diesen herrlichen Torso vom poetischen und geschichtlichen Standpunkt aus unbefangenen zu würdigen. Ob mir dies gelungen, mögen

ebenso unbefangene Kritiker entscheiden. Ich habe mir jedenfalls redliche Mühe gegeben, den Nachweis zu führen, daß der „Rabbi“ Heine's erstes Prosa-Werk gewesen, daß er so gut wie vollendet war, als das Manuscript in Hamburg verbrannte und daß das dritte Kapitel erst 1840 entstanden, als Heine die Absicht begab, die Novelle im 4. Band des „Salon“ herauszugeben. Von Interesse dürfte der Nachweis sein, daß die wichtigsten Charaktere der Erzählung historische Persönlichkeiten sind, und daß die Fabel gleichfalls im Wesentlichen auf geschichtlichen Motiven ruht. Wenn ich vorhin gesagt, daß meine Arbeit der erste Versuch auf diesem Gebiete ist, so geschah es keineswegs, um mich zu rühmen, sondern vielmehr ausdrücklich deshalb, weil ich es lebhaft beklage, daß die Forschung, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, sich bisher so wenig mit den einzelnen Schriften Heine's, mit seinen Vorbildern und Quellen, beschäftigt hat, anstatt immer und immer wieder ihre Kräfte an der Lösung unfruchtbarer Grund-Probleme zu verjüngen. Der Fremde, der die neuere deutsche Heine-Litteratur durchmustert, muß am Ende zu der Meinung gelangen, man sei in Deutschland wirklich so naiv, zu glauben, daß Heine überhaupt kein Dichter sei. Dies wäre freilich ein verhängnisvoller Irrtum. Das deutsche Volk denkt Gott sei Dank darüber doch ganz anders, als die Herausgeber christlicher Zeitfragen, antijemitischer Schmähartikel und moralisirender Schulprogramme.

Litterarische Notizen.

— Das Problem, den ganzen „Faust“ für die Bühne zu erobern, wird voraussichtlich für immer ungelöst bleiben, aber sicherlich wird bis in ferne Zukunft der Versuch der Lösung immer wieder unternommen werden. Aus welchem Gedanken heraus diese Bestrebungen immer wieder aufstehen und intensiver müssen, hat Niemand klarer und schöner ausgesprochen, als jener Dichter und praktische Theatermann, der diesen Versuch im größten und idealsten Maße unternommen hat, Adolf Wilbrandt, der als Direktor des Wiener Burgtheaters seine Bearbeitung des „Faust“ für drei Theater-Abende zur Aufführung brachte. „Was war denn“, sagt er im Vorwort zu dieser Bearbeitung, („Faust“), Tragedie von Goethe, für die Bühne in drei „Abende“ eingerichtet von A. Wilbrandt. Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft 1895, „der Zweck den ich meinte? Was der Bühne vom „Faust“ gehörte, das besaß sie längst; so weit er Bühneneid und Bühnenblut hatte, ward er auf allen großen Theatern des Vaterlandes gespielt. Aber Goethes „Faust“ ist unendlich viel mehr als das; nicht nur das größte Werk der deutschen Dichtung, man kann ihn auch die wunderbarste und tiefste Stimme des Menschengeschlechtes nennen. Mir schien die Frage hier nicht zu sein: was bedarfst du, Bühne? sondern: was ermagst du, wenn du dein alles und dein letztes hergiebst, um auch das zu gestalten, was genialst scheint? um auch das Gedichtete, Beträumte anschaulich zu machen und eine andächtige Menge zu der Selbstimmung emporzubeden, die sonst nur den Vester in seiner Einsamkeit heimlich? um diese einzige Schöpfung nicht wie irgend ein anderes Bühnenwerk eines großen Meisters, sondern gleichsam als Bühnenfestspiel zu geben, das den grenzenlosen Gehalt des Gedichtes mit allen

edeln und geforderten Mitteln der Bühne lebend- und strahlend verlorbert? Nur mit edlen Mitteln, wohl- verstanden: nicht mit den tanzen Balletkünsten, mit denen man die großen und kleinen Kinder entzückt, und die den zweiten Teil des „Faust“ hier und da zum Raffensstück befördert hatten. Auch nur mit den Mitteln, die der Dichter fordert; nicht mit diesem willkürlichen Uebermaß von Gesang und Musik, das auch in besseren Bearbeitungen das Schauspiel fast zur Oper macht, während es durch alle „Prospekte und Masken- hindurch das Geist zum Geist reden soll. Von Länge und Kürze also, wonach die praktische Bühne so viel zu fragen hat, war hier nicht die Rede; was für die Sache von Bedeutung, dichterisch von Wert, dramatisch lebendig, theatralisch möglich war, das alles sollte geschehen.“ Gewiß ein ebenso stolzes, als — verwegenes Programm; fragt sich nur, wie viel dabei praktisch herauskam. Es sel, sagt Wilbrandt, damals (Januar 1883) in Wien ein „unvergeßlich schönster Erfolg“ gewesen; wir verdammen aus eigener Wissenschaft nicht darüber zu urteilen und glauben dem Dichter, aber nachhaltig war dieser Erfolg nicht; Wilbrandt's Bearbeitung wird heute auch am Burgtheater in Wien nicht mehr aufgeführt und es hat sich auch in den dreizehn Jahren keine große Bühne in Deutschland gefunden, die sich zur Incubierung entschlossen hätte. Und ob sich in den nächsten dreizehn Jahren eine finden wird? — Wir möchten es bezweifeln. Dennoch soll Wilbrandt's Beginn deshalb nicht getadelt, sein Verdienst nicht geschmälert, seine Verechtigung, die Bearbeitung nun auch in Buchform herauszugeben, nicht bestritten sein. Wir gehen nicht so weit, als er selbst, der geradezu anspricht: „Es erschien mir zuletzt fast als

Wißt, diese meine Arbeit als Buch zu veröffentlichen, denn nur in solcher Gestalt ist es möglich, die ganze Faust-Dichtung rein und wahrhaft zu genießen; selbst sie zu verstehen ist nicht anders möglich! — aber wir geben zu: diese Bearbeitung erleidet wirklich das Verhängnis, indem sie in das dunkle Labyrinth des zweiten Teils hineinleuchtet, das Wesentliche und Lebensvolle hervorhebt, das Unwesentliche und Greislich-Spielerei beseitigt. — Die Wilbrandt dies gemacht hat, sei nun in Kürze dargelegt. Der erste Abend besteht aus einem Vorspiel und fünf Anzügen Scene des Vorspiels ist die Bühne, die wie zur Probe hergerichtet ist. Der Dichter (in reiferen Jahren, ein wenig angegraut) sitzt am Tisch inmitten der Bühne und spricht die vier Strophen der Zueignung. Nun treten der Direktor und die lustige Person auf und das Vorspiel auf dem Theater spielt sich ab. Der erste Anzug bringt nun den Prolog vom Himmel, dann der offener Verwandlung — die Vollen geben in die Höhe, als kurze Decoration erscheint Faust's Studierzimmer — den großen Monolog, das Anstehen des Erdgeistes, das Gespräch mit Wagner bis zur Scene vor dem Thor. Diese fällt den zweiten Akt; mit den Schlußworten Wagners: „Ja, deine Günst' u. f. w.“ gehen Faust und Wagner in das kleine Stadthor. Mephistopheles kommt hervor, setzt in schwarzer Schloßsteinleibung, vom Mond beleuchtet, hint' er ihnen nach, in die Stadt hinein. Stelle; eine Thurmuhr schlägt acht. Dann rasche offene Verwandlung. Faust's Studierzimmer; die Beschreibung der Geister, die Scene mit Mephisto, bis zu dessen Worten: „Nun, Kaufe, träume fort, bis wir uns wiedersehen!“ Die Schlußworte des erwachenden Faust („Bin ich denn abermals betrogen“ u. f. w.) fallen bei Wilbrandt weg. Der dritte Akt bringt ohne Aenderung die nächsten Scenen der Dichtung (Fast, Schülerzene, Aufbruch) bis zu Mephisto's Schlußworten: „Ich gratuliere Dir zum neuen Lebenslauf.“ Den vierten Akt fällt die Scene in Auerbach's Keller, der fünfte führt in die Herentüde; auch hier ändert Wilbrandt im Eingang nicht, nur, daß er die Worte der Tiere' dem Wirtskater in den Mund legt, hingegen fallen die Reden des Katers: „D wüßte nur gleich“ bis „Es giebt Särden“, sowie die Zuschauende des Mephisto aus, wobei keine andere Mühsal maßgebend gewesen sein kann, als die auf den ohnehin bereits sehr langen Texterarbeit, denn wir sind ja nun, das Vorspiel eingerechnet, bereits im sechsten Akt Mephisto sieht nun das Bild im Handerspiegel, dann erscheint die Here (das Spiel mit der Krone fällt aus) und erkennt Mephisto An seine Worte: „Ich bin ein Kavalier, wie andere Kavaliere“ schließt sich die Frage der Here: „Nun, sag, Ihr Herren, was Ihr saamt“, unmittelbar an — der Quisninus vom „Wappen“ fällt aus, was ja selbstverständlich auch für das pietätvollste und der Dichtung kundige Publikum unbedingt nötig war. Das Uebrige un verändert bis zum Schluß. Wie man sieht, gebraucht Wilbrandt einen vollen Abend, um den Zuschauer bis zu dem Punkte zu führen, wo die Gretchen- Tragödie beginnt; allerdings geht er ihm auch, einige wenige Stellen abgerechnet, die ganze Dichtung, selbst die rein lyrische Jueignung mit inbegriffen, und zwar, wie man zugeben muß, in durchaus zwangloser Folge, sehr geschickt, je nach dem Bedürfnis, abgeteilt oder verbunden. — Das gleiche gilt vom zweiten Abend, der die Gretchen- Tragödie bringt. Der erste Akt bringt die Begegnung auf der Straße, führt uns dann, durch eine offene Verwandlung, in Gretchen's Zimmer und endet mit ihrem Monolog: „. . . Ach, wir Arment! Auch der zweite Akt war nicht ohne Verwandlungen zu Stande zu bringen; hier sind es sogar ihrer einige; gleichwohl setzt gerade dieser Akt die schließliche Regiertheit Wilbrandt ins hellste Licht. Den „Spaziergang“ („Bei aller verständigster Liebe“ bis: „Zum Herbtritt dem Viechen in die Enst“) läßt Wilbrandt „unter alten Bäumen an einem Kirchensplatz“ spielen; die Decoration ist kurz, so daß die Verwandlung zur nächsten tieferen Decoration, dem Zimmer in Frau Martens Haus, bei offener Scene geschehen kann. Nach Frau Martens Worten: „Wollen

wir der Herren heut Abend warten“ fällt wieder die kurze Decoration vor, so daß sich das Zwiegespräch zwischen Faust und Mephisto nun wieder unter den Bäumen am Kirchensplatz abspielen kann. Während dann Faust mit den Worten: „Denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß“, abgeht, beginnt das Verperäntien, die Bühne wird dunkler, der Vorhang schwebt wieder empor und zeigt als tiefere Decoration Martens Garten; Faust und Margarethe treten auf und während ihrer ersten Reden dauert das Verperäntien noch fort, so daß der Zusammenhang dieser Scene mit der vorausgegangenen in einfacher und dabei stimmungsvoller Art hergestellt ist. Unmittelbar mit dieser Scene ist nun jene im Gartenhäuschen verbunden. Nach Mephisto's Worten: „Und sie ihm auch, das ist der Lauf der Welt“, treten er und Marthe in deren Haus, Margarethe kommt von links, wie fliehend; blickt mit schaltlosem Lächeln zurück; schlüpfst dann in die Laube, hält die Fingerspitzen an die Lippen und guckt durch die Blätter.“ Die folgende Scene spielt sich nun wie folgt ab:

Margarethe: Er kommt!
Faust (kommt von links, sucht, borchst. Alt dann in die Laube.) Ach Schem!, so nest! Du nicht!
Treff ich Dich! (Er küßt sie.)
Margarethe (ihm lassend und den Kopf zurückgebend): Bester Mann, von Herzen lieb ich Dich!
Mephistopheles tritt wieder in die Hausthür, huscht.)

Faust (stampsend) Wer da?
Mephistopheles. Um Freund!
Faust Ein Tier!
Mephistopheles. Es ist wohl Zeit zu scheiden.
Martha (steht im Fenster rechts von ihrer Hausthür sichtbar). Ja, es ist spät, mein Herr.
Faust zu Margarethe.) Darf ich Euch nicht begleiten?
Margarethe. Die Mutter würde mich — lebst wohl!
Faust. Muß ich denn geh'n?
Lebt wohl!
Marthe (vom Fenster aus) Ade!
Margarethe. Auf baldig Wiederseh'n!
Faust und Mephistopheles ab, durch die Hausthür, die auf die Straße führt. Marthe verschwindet vom Fenster. Margarethe blickte ihnen nach; wendet sich wieder nach vorne; schließt die Augen, schneit ihn in Gedanken wieder zu lächeln, die Lippen öffnend und schließend.)
Du lieber Gott, was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da,
Und sag' zu allen Saden ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er zu mir findt!

Man sieht, die Anpassung ist völlig geklärt und es ist zu wünschen, daß mindestens diese Scenen in der Bearbeitung Wilbrandt auf den Bühnen erscheinen mögen. — Der dritte Akt des zweiten Abends bringt nun zunächst Faust's Monolog, („Erhabener Geist, Du gabst mir, gabst mir Alles“), und das Zwiegespräch mit Mephisto, und führt dann durch eine Verwandlung in Marten's Garten, wo nun Wilbrandt Gretchen den berühmten Monolog sprechen läßt. „Margarethe kommt durch die Hausthür, schwermüthig träumend, geht nach vorne links, wo sie damals die Blume pflücht, reißt wieder eine ab, wirft sie aber weg. Innere Unruhe scheint sie umherzutreiben, sie weiß nicht woher mit sich. Und nun spricht sie: „Meine Kuh ist blu u. f. w.“. Wie man sieht, hat Wilbrandt sowohl von der von Goethe vorgeschriebenen Decoration, Gretchen's Zimmer, als auch vom obligaten Spitznrad abgesehen, um beim Uebergang zur nächsten Scene die Verwandlung zu vermeiden. Der Uebergang ist wie folgt hergestellt: „Faust und Mephistopheles kommen durch die Hausthür, Faust zuerst. Margarethe borchst, wendet sich, läßt, glücklich anjubelnd. Faust ans Herz. Aus der Innern Umarmung sieht dann wieder fliehend, erblüht sie Mephistopheles, tritt schein und bekommen zurück. Faust wütht dem Mephistopheles zu gehen. Dieser verschwindet ins Haus. Dann führt Faust Margarethe in seinem Arm zur Laube, giebt sie auf seinen Schooß.“ Und nun folgt das Zwiegespräch: „Verpach mir, Heinrich u. f. w.“ Der Akt schließt dann mit Mephisto's „Gib' ich doch melne

Zrende dran!" Die Aenderung ist schön, ob sie dem Stimmungsgelalt des Goethe'schen Monologs nicht Abbruch thut, läßt sich nach der Veltüre nicht ganz beurteilen; derteil muß man immer gesehen haben, um mit voller Gewißheit darüber sprechen zu können, aber fast möchten wir solche Einträge beschränken, und noch mehr, daß nicht viele Darstellerinnen des Gretchen die überaus schwierige Aufgabe, die ihnen Wilbrandt durch den Uebergang von der Tonart des Monologs zu der des Zwiesgesprächs mit Faust zumutet, voll werden können. — Glücklicher weiß zwangloser, hat Goethe dann die drei nächsten Szenen der Dichtung („Am Brunnen“, „Zwinger“ und „StraÙe vor Gretchen's Thür“) im ersten Teil des vierten Akts mit einander verbunden. Die Scene ist der Dompfanz, zur Seite die Häuser Gretchen's und Marthens sichtbar, vorne rechts eine Statue der Mater Dolorosa, in der Mitte ein Brunnen mit einer Steinbank. So spielen sich denn die Vorgänge ohne Verwandelung ab: die Mädchen, die Gretchen bößnen, bewegen sich um den Brunnen, Gretchen spricht das: „Ach selge, Du Schweizerin“, nachdem sich der Pfalz gelichtet, im Halbdruck vor der Statue; dann wird es Nacht und die Valentinszene spielt sich vor dem Hause Gretchen's ab. Dann folgt eine Verwandelung: die Scene im Dom. — Der fünfte Akt bringt zunächst die Walpurgisnacht; ohne starke Streckungen ist auch Wilbrandt da nicht weggekommen; da das, was er auf die Scene bringt, so ziemlich die äußerste Grenze des für die Darstellung Darstellbaren bedeuten dürfte, so verzehren wir hier kurz das Beggelassene. An die Worte Mephisto's: „Wie traurig ist es die unvollkommene Scheibe — des rotenmonds mit später Gln heran“, schließen sich unmittelbar die fünf Strophen an, die Goethe als Wechselgespräch zwischen Faust, Mephisto und dem Zerlitz bezeichnet, ohne sie des Näheren unter sie zu vertellen; Wilbrandt legt dem Faust die erste, dritte und fünfte, dem Mephisto die zweite in den Mund, was uns durchaus richtig erscheint; die vierte („Uhn, Schuhn“) läßt er weg, ebenso die Zwischenreden im „Ghor der Herzen“, den er ungeliefert bringt. Starke Striche zeigt das Folgende; weggelassen sind die „alten Herren“ (General, Minister, Parvenu, Autor), samt Allen, was sich daran knüpft, ebenso die Trüdelhere, der Tanz Faust's mit der Jungin, und der Mephisto's mit der Alten, ferner der Prokoptantismus, so daß der Erscheinung Ullrich's unmittelbar jene des Gretchen folgt. Hier treffen wir auch auf eine größere Zutat Wilbrandt's. Nach den Worten Mephisto's: „Sie kann das Haupt auch unterm Arme tragen — denn Verens hat ihr's abgeschlagen“, fährt er die Scene wie folgt weiter:

Gretchen's Erscheinung still stehend, schüttelt traurig ernst den Kopf, hebt schmerzlich die Hände Faust entgegen.)

Faust (stöhnend): Du läßt Nicht Verens . . . Das ist Gretchen!

Mephistopheles. Nein!

Faust: 's ist Gretchen. (Sie nickt langsam dreimal mit dem Kopf; fährt dann mit der Hand an dem roten Streif an ihrem Halbe hin.)

Mephistopheles: Tran' doch nicht dem Spul, dem Gaukelschein.

Was tolle here läßt dich sehn,

Was noch nicht ist —

Faust (entsetzt): So wirt's geschah!
Wie Antwort: (Pakt ihn) Bleib! Nicht von der Stelle;

Sieh mit ins Aug'! (auf die Erscheinung blickend); Und du, Gespenst der Hölle —

Mephistopheles: Verschwinde Spul! (Donnerschlag. Die Erscheinung verlischt in einer rasch vorüberziehenden Wolke, die auch Faust und Mephisto verdeckt; andere Wolken folgen.)

Faust (schon unsichtbar): Ihr nach! — Du sollst gesehen! gesehen!

Zu dem Faust Verse eigener Natur einzuschreiben, ist für jeden Bearbeiter ein Wahnis, wie ein größeres kaum erkennbar ist. Von vorübergehen werden wir seine Einschreibung verwerfen dürfen, wenn sie irgend einwirklich ist. Diese Frage läßt sich im vorliegenden Fall nicht

leicht entscheiden. Daß hier eine Lücke in seiner Dichtung laßt, hat Goethe selbst empfunden. Nach dem Verse: „Denn Verens hat's ihr abgeschlagen“, gedachte er, seinem Entwurf zufolge, die Scene so zu führen, daß Gretchen's Kopf abfällt, das hervorströmende Blut das Feuer löscht, und Faust durch das „Weldwäg von Kieftöpfen“ (untergeschobenen Tinfelstündern) erfährt, wie sich Gretchen's Schicksal gefügt. Er hat die Scene dann unangeführt gelassen, und nur das Internezgo (den Walpurgisnachts-trium), eingehoben, den Willbrandt selbstverständlich wegläßt. Aber ob es ebenio selbstverständlich ist, daß er die Scene weiterführt, möchten wir, wie gesagt, nicht behaupten; soll der Dörer Alles sehen, so ist's nötig; darf man seiner Phantasie über, wo es sich um den Faust handelt, mehr überlassen, als in einem anderen Drama, so ist die Ergänzung zu entbehren. Hält man sie jedoch für nötig, so wird unbedingt zuzugeben sein, daß kein Bearbeiter seine Sache bistreter und geschickter machen kann, als dies Wilbrandt gegläßt ist. Auch gewinnt er dadurch den durchaus zwanglosen Uebergang zur nächsten Scene („Trüber Tag“). Nachdem die Erscheinung verschwunden, die Wolken sich verzogen, sehen wir Faust den Mephisto lassen: „Im Glend! Verzweifelnd! Und du verheißest mir's!“ Auch den Uebergang zur Kerkerzene läßt er bei offenem Vorhang geschehen, die Wolken unwallen Faust und Mephisto bis die Desolation steht; der Zuschauer muß den Eindruck gehabt haben, als läße er die beiden durch die Luft zu Gretchen's Kerker fliegen. Die Scene an sich bis zum Schluß: „Heinrich! Heinrich!“ giebt Wilbrandt ganz ungedeutet — Was nun den zweiten Teil betrifft, so hat ihm Wilbrandt einen, den dritten Abend, eingeräumt, also den weitaus größten Teil der Dichtung weggelassen. „Bleibst früh gedacht, jedenfalls spät geforn“, bemerkt er hierüber im Vorwort, „mit unendlichen Unterbrechungen langsam herangewachsen, im höchsten Alter vollendet, ist dieser zweite Teil, wie ein Feder weß, das formloseste aller dramatischen Werke, oß bis zur Vernichtung der Form. Tausende von Versen müßen, wie Sätlingpflanzen im Dicht des Urwaldes, fallen, damit ein gangbarer Weg entsteht; zu welen schwanke der Boden unter den Füßen, Brücken sind zu schlagen, Dämme anzubauen. Mit Uebellover Arbeit des Bildes gilt es, den Urrap zu finden, den der Dichter gng.“ Im Prinzip wird wohl wenig dagegen einzuwenden sein, denken wir nun an, wie sich der Vorhang in die Tat verwandelt hat. Wilbrandt's erster Akt bringt die „Anmutige Gegend“, also die erste Scene der Dichtung mit starken Kürzungen; auf die Bühne, das Gleiche gilt von der zweiten Scene in der lalerlichen Holz, daran sind im Anfang die Wirtshaus-Szenen gereiht, so daß der kurze Akt der Bearbeitung und der lauge des Originals in gleicher Weise endet. Der zweite Akt bringt im snappen Anfang die Schaffung des Somuntinus und die klassische Walpurgisnacht, er schließt mit den umgedänderten Worten des Mephisto:

„Ich muß vor aller Augen mich verdecken,

Im Schatteneich die Schatten zu erschrecken.“

Die zweite Hälfte des Akts fällt ganz weg. Der dritte Akt bringt von den Helena- und Gypthion-Szenen das Wesentliche, wenn auch in harter Kürzung; aus dem vierten rettet Wilbrandt in seine Bearbeitung den Eingangs-Dialoz zwischen Faust und Mephisto, dann die drei „Gewaltigen“, sowie eine kurze Andeutung des Kriegsaetiumens hinüber, der fünfte Akt bringt, Faust's Ansedelung am Meer und sein Ende. Mehr über diesen Teil der Bearbeitung zu sagen, schiene uns überflüssig; er darf auf sein so großes Interesse rechnen, wie der erste, was freilich nicht Wilbrandt's Schuld ist, sondern jene des Stoffes, der sich eben sehr schwer in Akte teilen und für die Bühne, die Leben und Menschen verlangt, und Phantasie-Gestalten und Symbole nicht verträgt, gewinnen läßt. Alles in Allem aber: Wilbrandt's Faust-Bearbeitung ist ein so felnes und prächtiges Stück Arbeit, daß sie nicht bloß die Aufmerksamkeit der egeren Goethe-Gemeinde, sondern aller Gebildeten verdient, und selbst der Bearbeitung des zweiten Teils ist mit Zug und Recht nachzutreiben, daß sie das Verständnis der Dichtung anogleglicher fördert, als mancher Kommentar. Auch in diesem Sinne sei das Wert den Lesern dieser Zeitschrift empfohlen.

R. G.



Das Adoptivkind.

Erzählung von F. Offner.

(Fortsetzung.)

III.

Die nächsten Wochen vergingen Luise in athemloser Spannung. Zwar war es Braun schon mehrere Male gelungen, ein Kind in Erfahrung zu bringen, dessen Eltern es reichen Leuten abtreten wollten, sei es aus Noth, sei es aus Habgier; doch immer fehlten eine oder mehrere der gestellten Bedingungen. Entweder war es bereits zu alt oder kränklich oder aus einer Familie, deren erbliche Defekte offenkundig waren.

Endlich erschien eines Tages der Doktor, um mitzutheilen, daß er nun glaube, das Richtige gefunden zu haben. Eben sei ein Brief eines Kollegen in Leipzig, welchen er auch für die Angelegenheit interessiert habe, eingetroffen. Ein vierjähriges Mädchen sei darin in Vorschlag gebracht. Der Vater sei Tischler von Beruf, Magenzeller mit Namen, ein brauer Mensch, der seine Familie bis vor Kurzem durch seine Arbeit redlich ernährt habe, nun aber, durch ein Mißgeschick seiner rechten Hand beranbt, sein Handwerk nicht mehr ausüben könne und in üble Nothlage geraten sei. Die Mutter sei durch mehrere Jahre Kammerjungfer gewesen, und habe ihrer letzten Herrschaft so ansehnlich treue Dienste geleistet, daß sie von der nunmehr verstorbenen Gräfin bei ihrer Verheirathung mit Magenzeller reichlich ausgestattet worden sei. Jetzt jedoch, wo sie durch die Arbeitsunfähigkeit des Mannes in so traurige Lage geraten, hätten beide Eltern es freudig bejaht, als der Leipziger Arzt die Frage an sie gerichtet, ob sie sich gegen eine bedeutende Entschädigungssumme entschließen könnten, ihre kleine Mimi einem kinderlosen Ehepaare abzutreten.

Als die Sache Gustav vorgetragen wurde, hatte er auch da eine Reihe von Bedenken und

Einwendungen, doch mußte er endlich die Unmöglichkeit, ein Kind aus ganz reinen und geordneten Verhältnissen zu erlangen, zugeben. Da er sich aber davon überzeugen wollte, daß die gemachten Angaben auf Wahrheit beruhten, fuhr er in Brauns Begleitung selbst nach Leipzig.

Einige Tage später saß Luise, siebernd vor Aufregung, in ihrem Wohnzimmer und erwartete die Ankunft ihres Mannes und des fremden Kindes. Es war ein stürmischer Abend. Der Nordwind umtoste das Haus und peitschte den dichten Regen gegen die Scheiben. Die hohen Bäume des jenseits der Fahrstraße liegenden Thiergartens ächzten und stöhnten. Krakend fiel ein Ast zu Boden und knallend flog die Balconthür auf. Luise ließ sie wieder schließen, neue Scheite auf das brennende Feuer legen und rückte fröstelnd näher an den Kamin heran. Ihre nervöse Unruhe wuchs von Minute zu Minute. In athemloser Spannung lauschte sie auf das Heranrollen des Wagens, der die Beiden bringen sollte. Doch der Sturm überdönte jedes Geräusch, so daß sie nichts davon vernommen hatte. Da öffnete der Diener plötzlich die Thür von außen und Gustav — noch im Mantel, den Hut auf dem Kopf — trat ins Zimmer. Er hatte das kleine Mädchen auf dem Arm und ließ es nun schweigend zu Boden gleiten.

Einen Moment blieb alles still. Luise starrte weit geöffneten Auges das winzige Ding an, das vor ihr stand. Es war in ein faden-scheiniges brannes Mäntelchen gehüllt, an dem mehrere Knöpfe fehlten, ein ausgefraztes Tuch war ihm um den Hals gewunden, auf dem mißfarbene Haarsträhnen fielen. Auf dem Kopf trug es eine gestrickte Kappe, in den Ohren bunte, in Messing gefaßte Glasstirichen. Mit einem Male warf es sich zu Boden und fing

jämmerlich zu schreien an. Ein eifriger Schauer ging über Luise's Herz, hülfesuchend sah sie zu ihrem Mann empor und erschrak vor dem fremden Ausdruck des Widerwillens, ja des Ekels, den sie auf seinem Antlitz traf, während sein Blick auf dem Kinde ruhte. Einen Augenblick schien es, als würde er sich darauf stürzen, um es zu züchtigen. Dann wendete er sich aber stumm ab und verließ das Zimmer.

Luise war wie gelähmt von einem fast körperlich schmerzhaften Entsetzen. Das sollte es sein — das Glück! Dies ungepflegte, unhübsche Proletarierkind, das da heulte und zetzte und bei jedem Annäherungsversuch um sich schlug. So hatte sie sich's nicht gedacht; unbestimmt hatte ihr ein Kind vorgekehrt, das dem ihrer Freundinnen gleich — pausbäckig, freundlich und duftend vor Keinlichkeit. Und nun dieser Kobold!

Aber etwas mußte geschehen. Die Kleine hatte aufgehört zu schreien und betrachtete mit feindseligem Blick die Frau, die sich ihr nun wieder näherte. Doch kaum berührte Luise ihren Leib, um sie emporzuheben, so ging das Geschrei von Neuem los. Das Kind stieß mit Händen und Füßen nach ihr und wollte sich nicht anlassen lassen. Luise war in ihrer Ratlosigkeit eben im Begriff nach ihrer Jungfer zu schellen, als sich die Thür aufthat und eine stattliche ältere Dame eintrat.

„Ach, Frau Doktor,“ rief Luise mit einem Seufzer der Erleichterung, „welcher gute Engel schickt sie mir?“

„Gar kein Engel, Fraule, nur mein Mann. Eigentlich hat er selber noch heut sehen wollen, wie's Kind angekommen ist, hat aber noch zu einem Schwerkranken genußt. Da hat er halt gemeint, ob ich mich hier vielleicht nützlich machen kann. Na, was schreist denn so, du arg's wütscht's Ding?“ (Die gute Frau Dr. Braun fiel des öfteren in ihren heimatlich schwäbischen Dialect, was sie aber durchaus nicht Wort haben wollte.) „Gleich stehtst auf!“

Dabei packte sie die kleine Mimi am Arm und hob sie empor. Das Kind hielt in seinem Geschrei inne und sah die energische Frau unter zusammengezogenen Brauen aufmerksam an.

„Na, hast du ja noch dein Mäntele an. Kommi', ich zieh dir's aus.“ Damit setzte sie sich und nahm das Kind auf die Kniee. „Wirst jetzt hübsch artig sein? So ist's recht. Dann kriegst auch was zu essen. Hast wohl argen

Hunger? Ja? Wart, gleich wird's was geben.“

Luise sah voll Staunen, wie die ruhige, bestimmte Art der Frau den kleinen Unbänd zum Schweigen und Gehorchen gebracht hatte. Nun wollte sie sich erheben, um nach Speie und Trank für das Kind zu klingeln.

„Lassen Sie nur,“ sagte aber Frau Braun. „Ich bring's lieber nach seiner Stube und wasch' es vorher — es soll sich gleich an rechte Ordnung gewöhnen. Wo ist denn aber Ihr Mann?“

„Ich weiß nicht,“ jagte Luise kleinlaut. „Er ist vorher so böje fort.“

„Na, dann sehen Sie einmal nach ihm. Die Kleine werd' ich schon allein besorgen. Sie können ja nachher kommen, sich ansehen, wie weit wir sind.“

Damit strich sich die gute Frau mit einer ihr sehr gewohnten Bewegung mit beiden, auffallend weißen und wohlgepflegten Händen den tabellofen Scheitel glatt, erhob sich und ging, das Kind auf dem Arm, das zutraulich die Arme um ihren Hals legte, zur Thür hinaus.

Luise blieb noch eine ganze Weile wie betäubt sitzen. Enttäuschung und Bangigkeit stürzten auf sie ein und dabei regte sich bereits ein Gefühl der Eifersucht in ihr darüber, daß das fremde Kind sich so störrisch gegen sie, so zutraulich gegen die Frau Doktor erwiesen hatte. Woran das wohl lag? An Frau Braun's bestimmter Art des Auftretens oder an der warmen Herzensgüte, die aus ihren hellen Augen leuchtete? Würde es ihr, Luise, gelingen, sich die Kleine zu erobern? Würde sie es lieb gewinnen können, dies unhübsche Geschöpf, so lieb, wie sie es erträumt hatte, so, als ob es ihr eigenes Kind wäre? Plötzlich zuckte ihr der Gedanke durch alle Glieder, daß sie sich noch immer nicht um ihren Mann gekümmert habe. Zum ersten Mal seit den sieben Jahren ihrer Verheiratung geschah's, daß er, nach mehrtägiger Abwesenheit zurückgekehrt, sofort von ihr allein gelassen wurde. Wie waren ihnen sonst die ersten Stunden nach einer noch so kurzen Trennung in erneutem Beisammensein verfloßen, und heute wußte sie nicht einmal von seinem Befinden.

Nach erhob sie sich und schritt auf sein Zimmer zu. Sie fand ihn hastig auf- und abgehend, wie er gethan, seitdem er sie in jäher Anfuwallung gegen das fremde Kind verlassen.

Luise erschrak neuerdings über den Ausdruck, der auf seinen Zügen lag. Wie weggeiwicht war

die gewöhnliche sorglose Heiterkeit, eine tiefe Falte zeichnete sich zwischen seinen dunklen Brauen.

Ekel, Jorn und Schmerz rangen in seiner Seele. Das verwahrloste Heim, das er betreten hatte, die Kälte der Mutter beim Abschied von ihrem Kinde, ihre habgierige Fremde beim Anblick des Geldes, das er ihr auf den Tisch gezählt, die Theilnahmslosigkeit des Vaters, die Unannehmlichkeiten, die die Formalitäten der Liebergabe gemacht hatten, das alles bedrückte ihn wie ein böser Traum. Vor Allem aber die Heimfahrt, allein mit dem unartigen, ungepflegten Kinde. Er mußte seine ganze Willenskraft aufwenden, um nicht den Haß Herr über sich werden zu lassen. Und als er es dann da liegen sah, zwischen Luise und sich, einem häßlichen kleinen Tierchen gleich, und doch schon eine Schranke bildend zwischen ihm und ihr, da hatte er das Zimmer verlassen müssen, um sich nicht in blinder Wut auf den Störenfried zu stürzen.

Ohne Brauns energische Fürsprache wäre er wohl überhaupt unverrichteter Sache heimgekehrt, so sehr hatte sich alles in ihm dagegen gestäubt, ein Kind aus so niedriger Umgebung in sein vornehmes Haus zu bringen. Und dabei hatte er in Leipzig nichts erfahren, was nicht die vorher gemachten Angaben vollauf bestätigt hätte, dabei ahnte er nichts von der wahren Herkunft des Kindes! Denn die ehemalige Kammerjungfer war nicht, wie sie vorgab, ihrer treuen Dienste wegen ausgesperrt worden, sondern weil sie es verstanden, durch ihre reifen Reize den Sohn des Hauses, ein früh verderbtes Bürschchen, zu verführen und mit Vorn drohte, als sie fühlte, daß die Frucht dieses unsaubereren Verhältnisses in ihr keimte.

So war Magensteller, dessen Gefallen das Mädchen zu erregen wußte, und den die Summe lockte, die die Gräfin der durchtriebenen Person im Falle einer schleimigen Heirat zur Vermeidung des Skandals zu spenden versprochen hatte, das Opfer eines häßlichen Betruges geworden, den er erst nach geschlossener Ehe entdeckte. Doch scheute er sich so sehr davor, seine Schande in die Öffentlichkeit dringen zu lassen, daß er mit dem Weibe zusammenblieb und das Kind für das seine gelten ließ. Als aber vollends ein Jahr nach Mimi's Geburt ein Knabe das Licht der Welt erblickte, der ihn zweifellos zum Vater hatte, wurde das Weib frech und spottete seiner Schwachheit.

Unter diesen Umständen konnte es nicht Wunder nehmen, daß Magensteller sich mit Freuden von Mimi trennte, um so mehr, als seine Verhältnisse durch seine Arbeitsunfähigkeit — sein ganzer Verdienst bestand nun in einem schlecht bezahlten Aufseherposten — und die Nachlässigkeit der Frau immer weiter zurückgingen. Die ehemalige Zofe, an das gute Leben in reichen Häusern, an keine andere Arbeit als die, für den Putz ihrer Herrin zu sorgen, gewöhnt, verstand es weder, sich mit beschränkten Mitteln einzurichten, noch suchte sie für Ordnung und Behaglichkeit zu sorgen. Sie war ewig unzufrieden, ging in zerklüfteten Kleidern, die noch aus ihrer gräßlichen Zeit stammten, herum und entschädigte sich für die einfache Kost durch Mähdereien, welche sie heimlich kaufte und verzehrte.

Dies Alles wußte sie aber vor Gustav schlau zu verbergen, und da Mimi's wirklicher Vater um eines dunklen Ehrenhandels willen im Duell erschossen worden, die gräßliche Mutter, ohne der illegitimen Schwiegertochter und Enkelin in ihrem Testament weiter zu gedenken, gestorben war, wäre es ihm, selbst wenn sich irgend ein Zweifel in ihm geregt hätte, kaum möglich gewesen, die Wahrheit zu ergründen.

So fand er keinen zu rechtfertigenden Grund, um ohne das Kind heinzutreten.

Als Luise aber nun bei ihm eintrat und sofort beginnen wollte, von ihrer Bangigkeit zu sprechen, fuhr er, mißgestimmt wie er war, zu ihr herum und sagte mit ganz ungewohnter Festigkeit:

„Daß mich damit in Frieden — ich hab's Dir gebracht — nun werde damit fertig wie Du willst — ich mag nichts mehr davon hören.“

Luise wich zurück. Ihr Mann kam ihr sonst mit zartester Rücksicht entgegen, sie hatte ganz verlernt, seine Liebe recht zu schätzen, weil sie ihr ein Selbstverständliches geworden war. Diesen rauhen Ton empfand sie als unverdiente Kränkung. Sie verließ darum Gustav gleich wieder empörten Sinnes und wandte sich der Stube zu, die für die kleine Mimi bereitet war.

Frau Braun faltete eben die alten Sachen, mit denen die kleine bekleidet gewesen, in ein Bündel zusammen. Das Kind aber lag still schlummernd in seinem Bette. Der böse Ausdruck war aus dem Gesichte gewichen, statt dessen spielte ein friedliches Lächeln um den leise geöffneten Mund, die warme Röthe des

Schlafes färbte die vorhin so sahlen Wangen und die blonden Haare spreiteten sich wohlgekömmt über das weiße Kissen. War das noch dasselbe Kind, das Luise soeben die herbe Entrückung bereitet hatte? Ein Gefühl des Glücks über den endlich errungenen Besitz überflutete sie, in das sich heftiger Troß gegen ihren Mann mischte, der sie so unfreundlich behandelt hatte, der ihr, nachdem er ihr endlich den nach ihrer Meinung so berechtigten Wunsch erfüllt, die Freude daran verleiden zu wollen schien.

Die Bitterkeit gegen Gustav hielt auch in den nächsten Tagen vor. Daß sie sich in allem Triumph, den sie über seine Neigungen davongetragen, einer gewissen nebhaglichen Unsicherheit nicht erwehren konnte, schürte die Liebe, die ihr Herz bereits am ersten Abend am Bettchen des Kindes empfunden hatte, heftig an.

Diese Empfindung machte sie blind dafür, daß ihr Mann, seiner, aus Schmerz und Zorn entsprungenen Abweisung entgegen, sich bestrebe, der Kleinen unbefangenen gegenüber zu treten. Denn er tadelte sich selbst, nachdem die erste Aufwallung vorüber, für die Strohheit, mit der er jede weitere Verantwortung für das Kind, jede Beteiligung an seiner Erziehung zurückgewiesen hatte. Hatte er auch noch so widerwillig die Annahme zugegeben, nun es geschehen war, sah er wol ein, daß er die Pflichten, die ihm darans erwachsen, auf sich nehmen müsse, sollte ein klares Verhältnis entstehen. Seiner Frau zu Liebe hatte er das Opfer gebracht, nun hieß es auch, ihr das Heilmittel nicht verleiden. Er mußte sich alle Mühe geben, daß ihr Freude aus dem Kinde erwüchse. Der selbstverständliche Weg dazu schien ihm, aus dem Kinde vor allem einen gesitteten Menschen zu machen.

Dabei stieß er aber durch Einjens's Unvernunft auf unüberwährende Schwierigkeiten. Zu ihrem Wunsch, das Kind bald zu sehn, als wäre es ihr eigenes, an sich zu fesseln, suchte sie es durch maßlose Nachgiebigkeit zu gewinnen und über sah die zahllosen Unarten und niedrigen Gewöhnungen, die es aus dem Tischlerhause mitgebracht hatte. Wenn Gustav dem Kinde bereits öfters mit Milde Gerügtes streng verwies, empfand sie dies als persönliche Kränkung. Auch seine Bitte, das Kind von den gemeinsamen Mahlzeiten fern zu halten — was bei dem garten Alter der Kleinen nichts Ungewöhnliches gewesen wäre — betrachtete sie als ein Zeichen seines Absehens, und sie berücksichtigte es

unmweniger, als es ihr bereits schwer fiel, sich, wenn auch auf noch so kurze Zeit von Mini zu trennen. Selbst als es gerade während dieser Mahlzeiten zu den heftigsten Szenen kam und Gustav zuweilen vom Essen aufsprang und das sich aus Leibesträften sträubende Kind auf seinen Armen aus dem Zimmer trug, weil es ihm den Gehorsam geweigert hatte, änderte dies nichts daran, daß Luise ihm Mini so viel wie möglich unter die Augen hielt. Durch die unausgesetzte Nötigung, sich zu beherrschen, wuchs seine Abneigung immer mehr an. Er vermigte die Rücksicht, die er schon von Einjen's Dantbarkeit zu erwarten berechtigt zu sein glaubte, und die vor Allen nach seiner Meinung darin hätte bestehen müssen, ihm das Opfer zu erleichtern. Er hatte erwarten dürfen, daß an ihrem gemeinsamen Leben nicht mehr, als unvermeidlich geändert würde, und als er nun das Gegenteil erlebte, fachte dies seine Abneigung immer mehr an. Als er aber einmal durch Mini's Unbarmhäßigkeit außer Fassung gebracht, die Nacht über sich so weit verlor, um dem Kinde einen leichten Schlag zu versetzen, warf ihm Luise Rohheit und Herzlosigkeit vor. Gustav setzte das Kind, das zu schreien aufgehört und mit zusammengekniffenen Augen Einjen's Worten lauschte, mit einem Ruck zu Boden, winkte seiner Frau, ihm ins nächste Zimmer zu folgen und hielt ihr nun seinerseits alle Rücksichtslosigkeiten entgegen, deren er sie seit langem innerlich bezichtigte. Nun bestand er auch darauf, daß Mini für alle Mahlzeiten in die Kinderstube verwiesen werde.

Doch gewam er dabei nicht viel. Denn bei ihrem nunmehrigen Alleinsein saß ihm Luise gereizt und verdrossen gegenüber und beantwortete das harmloseste seiner Worte mit spizen Anzüglichkeiten. Als Mini dann nach kurzer Zeit doch wieder bei Tisch erschien, ließ er es still schweigend geschehen und benahm sich ihrem Thun gegenüber ziemlich teilnamlos. Er war nun fest entschlossen, sich nicht weiter um das Kind zu kümmern, nachdem er versucht hatte, seine Pflicht an ihm zu thun und von seiner Frau nur Ungerechtigkeit und Undank geerntet hatte. Sich je wieder dem anszusetzen, in Gegenwart der Tischler'srange der Rohheit geziehen zu werden, dazu konnte ihn nichts verpflichten! So nährte er, ohne weiter dagegen anzukämpfen, in seinem Herzen den Haß gegen das Kind, die Bitterkeit gegen Luise.

Doch gab Mimi kaum mehr Anlaß zur Heftigkeit. Mit dem feinen Instinkt aller Kinder und einer für ihr Alter ungewöhnlichen Schlantheit ungefattet, hatte sie ihre Lage begriffen. Sie war sich des vorteilhaften Tausches voll bewußt, den sie durch das Verlassen ihres Elternhauses gemacht. Dort waren ihr ja Hunger, Kälte und Vernachlässigung nicht fremd geblieben, und sie war stets gegen den jüngeren Bruder zurückgesetzt worden. Auch wußte sie, daß Luise diejenige sei, von der ihr jetziges Wohl abhing und lohnte die maßlose Nachgiebigkeit und Schwäche der Pflege Mutter mit einer gewissen sagenartigen Zärtlichkeit. Ebenso fühlte sie aber mit untrüglicher Treffsicherheit die Abneigung des neuen Vaters und vergalt ihm aus vollem Herzen Gleiches mit Gleichem. Aber sie erkannte auch bald, daß sie im offenen Krieg nichts gegen ihn anrichten, daß selbst die Mutter sie nicht immer vor ihm schützen konnte, und wandelte darnü ihre Widerjeglichkeit in unterwürfigen Trotz. So kam es zu keiner Empörung und Züchtigung mehr, doch krenzten sich die Blicke des Mannes und des kleinen Kindes oft in hellen, lobenden Haß, der in Gustav um so stärker wurde, als er sich immer mehr in den Hintergrund gehoben fühlte, während das fremde Mädchen zum Mittelpunkt aller Gedanken, des ganzen Lebens der geliebten Frau wurde.

Dazu kam, daß er die größte Mühe hatte, es nicht zum völligen Bruch zwischen seinem Vater und Luise kommen zu lassen. Johann Joachim Erler verbat sich den Anblick des Eindringlings auf das Entschiedenste, was Luise sich in ihrem Hause nicht gefallen lassen wollte, und so hätte der alte Mann wohl kaum mehr seines Sohnes Schwelle betreten, wenn dieser nicht bei jedem seiner Besuche energisch für Beilegung des Kindes gesorgt hätte. Das ging natürlich nie ohne heftiges Geschrei der Kleinen und tiefe Empörung Luises gegen Mann und Schwiegervater ab.

IV.

Ostern war herangekommen.

Am Sonnabend kam Gustav mit vergnügter Miene nach Hause.

„Eben ist Anélie eingetroffen mit ihren fünf Bälgen. Reizende Dinger, sag' ich Dir. Vater ist ganz verklärt. Lamson ist aber nicht mit herübergekommen — keine Zeit, Frühling-

jaat — was weiß ich! Wir sollen morgen bei Vater essen und dann ist große Eierfuche für die Kinder.“

„Und Mimi?“ fragte Luise.

„Na, Mimi nicht,“ erwiderte Gustav scharf. „Meinst Du, Vater wird sie sich plötzlich jetzt einladen, wo er seine Enkel da hat?“

„Dann komme ich auch nicht,“ sagte Luise und preßte die Lippen zusammen. „Ich gehe mit ihr zur Frau Doktor, die hat sie eingeladen zum Eierfuchen.“

„Wie es Dir beliebt,“ war die trockene Antwort. „Aber zum Abendbrot bei Vater wirst Du kommen. Ich mag keinen neuen Verdruß, schon Amélies wegen nicht. Der soll der Aufenthalt hier nicht auch noch um Mimi's willen verleidet werden.“

So stieg denn Luise am Oster Sonntag gegen die vierte Stunde die Treppe im Doktorshause empor. Es war ein einfacher, in einer engen Straße gelegener Bau. Der Doktor verfügte, trotz seiner großen Einkünfte, über keine Reichthümer. Dazu hatte er eine zu offene Hand und seine Frau deren womöglich zwei. Aber gleich, nachdem Luise die ersten Stufen erklimmen hatte, prallte sie zurück. Da saß ein abgerissener Mensch auf der Stiege und zog neue wollene Strümpfe an; neben ihm standen ein paar durchlöcherter Schuhe und ein paar abgetragener, aber ganzer Stiefel. Sie suchte möglichst rasch an ihm vorbeizukommen und berichtete der Frau Doktor, die sie bereits an der Thür erwartete, daß eben Geschaue. Die strich sich über die tadellosen Scheitel.

„Ja,“ sagte sie, „das ischt so. Um die Osterzeit, da lassen wir keinen unbeschenkt von unserer Thür gehen und weil ich die Woche einem Armen Schuh und Strümpf geschenkt habe, da ist's nun schon der vierte, der um welche bitter. Mit Strümpfen bin ich gut versorgt, ich strick' das ganze Jahr auf Vorrat, aber mit den Schuhen — gestern war ein Paar weg, das mein Alter gerade anziehen wollte. Bissel gerammt hat er, aber nicht arg. Freilich, daß der jetzt auf unserer Trepp' sitzt, zur Besuchsstund' — recht ischt's nicht. Aber wo soll er sich denn hinsetzen, auf die Straß' kann er doch auch nicht! Bist wohl schon ungeduldig, Herzle?“ wandte sie sich zu Mimi. „Kommi'. Oben auf dem Dach — da hat sie das Häskle hingelegt — und da ist's schön wie in einem Garten.“

Damit ergriff sie die Hand des Kindes

und stieg mit ihren Gästen weitere zwei Treppen empor.

„Da wohnt unser' alt Frau Schneider,“ sagte sie kopfnickend an der Wohnungsthür im zweiten Stod. „Eine gute Hausgenossin und so fromm! Die ganze Stube hat sie voller Heiligenbilder und in der Ecke einen Altar und einen Betischel davor — sie ist eine Katholische. Sie geht auch fleißig zur Beicht'. Das wäre meine Sache nicht, so einem fremden Mann und wein's auch ein Priester ist, meine Sünden anzuvertrauen, die erzähl' ich jeden Abend meinem Heiland, in dessen Dienst ich mich an jedem Morgen gestellt hab' und wenn sie mir zu arg das Herz abdrücken, dann muß mein Alter herhalten, der schläft freilich manchmal drüber ein. Er ist mild Abends vom vielen Herrn — schad't aber nichts, weggesprochen hab ich mir's doch. Aber das bleibt sich gleich — meine Religion ist mir die beste, aber Jeden, der einen Glauben hat, den acht' ich. Und wenn ich zu der Frau Schneider geh' und sie erzähl' mir von allem, was sie schon erduldet hat und ich sehe, wie sie's trägt, dann ist's mir wie am Sonntag in meiner Kirche. Da sind wir aber, Mänsle,“ wandte sie sich wieder zu dem Kinde.

Damit traten sie auf das flache Dach hinaus. Ein paar große Oleanderbäume in grünen Kübeln standen noch blütenlos in einer Ecke, daneben Kästen, aus denen sich dichter Epheu an Spalieren emporranke, auch einige Töpfe, aus deren brauner Erde eben grüne Spitzen hervorzukeimen begannen, waren da. Dazwischen staken mehrere Bündel abgechnittener Weidenzweige, an denen die Kästchen graußilbernen schimmerten. Ein Gartentisch mit Stühlen von einem weiß und rot gestreiften Gezelt beschattet — daraus setzte sich die ganze Einrichtung zusammen. Ringsum nichts als Dächer, nur durch die Öffnung der Straße nach Süden blickte der Kreuzberg mit seinen grünen Anlagen herein. Das war der Stolz der guten Frau Doktor, „die Aussicht.“

„So und nun juch,“ sagte sie der Kleinen. „Sechs hat das Häse gelegt — mußst sie alle finden.“

Während das Kind sich um die Oleanderkübel und Epheukästen, unter Tisch und Stühlen zu schaffen machte, fuhr Frau Braun fort:

„Ja, die Frau Schneider! Wenn wir von unserer Sommerreis' heimkommen, mein Alter und ich, da freut sie sich immer arg, daß wir

wieder da sind und schickt uns was gut's und dann auch zu Ostern und zu Weihnachten. Zu Neujahr aber machen wir ihr einen feierlichen Besuch, obwohl mein Mann sie ja auch das Jahr über viel sieht, denn er ist ihr Arzt, und die Arne hat allerlei Gebreden, und ich geh' ja auch, wenn ich kann, zu ihr hinauf. Da schenkt sie einem jeden von uns ein Heiligenbild und dazu, sauber auf ein Blättle Papier geschrieben, einen Vers aus ihrem Gebetbuch, den sie für uns ausgesucht hat. Ich schen mir ihn oft an das Jahr über, immer noch hat er mich was gelehrt und mir gut gethan und das Bild ley' ich in mein Gesangbuch — ich bin eine gute Protestantin, aber das nehm' ich schon an mein Gewissen.“

Eben kam das Kind gesprungen, im hochgehobenen Kleidechen die sechs Eier.

„Hast sie alle! Bist ja ein Geschick's! Jetzt wollen wir aber hinaunter gehen mit dem Onkel Doktor Kaffee trinken. S' ist auch, scheint mir, ein bißle zugig hier.“

Sie stiegen die Treppe wieder hinab. Unten — wohin der Doktor aber von einem notwendigen Krankenbesuch noch nicht zurückgekehrt war — wartete der kleinen Mini noch eine Uebervorsingung. Neben ihrer Tasse lag ein feingebundenes Büchlein: „Allerlei Verslein für das liebe Kind“ mit zahlreichen kolorirten Bildern versehen. Auf dem Titelbild stand:

„Gedicht und illustriert von Marie Braun. Dritte Auflage.“

Luise sah sinnend darauf nieder.

„Ihnen wird die Zeit nicht lang, Frau Doktor, obwohl sie keine Kinder haben?“

Es flog wie ein Schatten über das heitere Gesicht der Frau.

„Mein, das hat's nie. Ich könnt' schon gut die doppelte täglich brauchen und würd' nicht fertig. Zum Malen komm' ich gar nicht mehr und zum Schreiben lange nicht so viel wie ich wöcht' — schon wegen dem Haunele, das ich für mein Selbstverdientes zur Kindergärtnerin ausbilden laß — es ist eine arme Waise, die Tochter von unserem Gärtner zu Hans in Stuttgart. Meine Malsachen hab' ich ganz auf den Boden gethan, damit ich nichts wichtiges veräumm', wenn mich die Lust zum Bildermachen gar zu arg packt. — Zuerst kommt mein Mann und die Wirtschaft und dann sind so viele, die einen immer gut brauchen können. Aber gewünscht hab' ich mir ein Kind doch auch recht sehr, viele Jahre hindurch, und immer wieder

hab' ich gehofft, der liebe Gott wird mir eins schicken — aber jetzt hab' ich schon lange einsehen gelernt, daß ich's ohnehin viel besser hab' auf der Welt, als ich verdien'."

"Hat Ihr Mann sich nicht auch sehr nach einem Kinde gesehnt?"

"Nein — ich glaub' nicht — Männer sind nicht so — und das ist gut. Die haben an ihrem Beruf schon genug zu tragen, da wär's zu viel, wenn sie auch noch den Kummer hätten. Nein, Gott sei Dank, mein guter Alter hat das nicht mit durchgemacht."

"Und haben Sie ihm das nie verübelt?"

"Ich ihm? — Aber Franke, wenn einer zu verübeln gehabt hätte, wäre es doch er gewesen, wenn er gesehen hat, wie ich in all meinem Glück den Kopf hab' hängen lassen und immer wieder mit verheulten Augen herumgegangen bin. Jetzt freilich ber' ich nur: möge mir noch lange erhalten bleiben, was ich hab', und ich such' ihm alle Lieb und Tren zu vergelten, die er mir gethan hat. Mit 'n Kinde hätt' ich gar nicht so Zeit für ihn, der in seinem schweren Beruf doch so notwendig eins ganz für sich braucht; es ist besser — es ist wirklich besser so."

Luisie sentte betroffen das Haupt. Dieser reinen, fröhlichen Frau gegenüber, wie kam sie sich klein und unzufrieden vor und doch, wenn sie verglich! Diese einfachen Verhältnisse mit den ihren, in denen ihr kein Wunsch versagt blieb, der mit Geld zu erfüllen war! Der vielbeschäftigte Arzt, welcher nie eine Stunde hatte, in der seine Frau sicher sein konnte, ihn für sich zu behalten und ihr Gustav, der sich nur darüber beklagte, daß sie ihm nicht genug Zeit widme, dessen Weltfremdigkeit ihr jeden Genuß zu bieten suchte! Und diese Frau da war glücklich und zufrieden und suchte noch Grund zur Dankbarkeit darin, daß ihr ihr liebster Herzenswunsch versagt geblieben, während sie ihrem Mann bitter und unliebenswürdig begegnete, weil er sich nicht genug mit ihr freute, nachdem er ihr, so sehr gegen seine Neigung, erfüllt, was sie begehrt. Und sollte die gute, klare Frau nicht vielleicht Recht haben? War ihm ein Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht dieselbe Liebe zu Kindern fühlte wie sie? Hatten Männer nicht in der That darin ein weniger warmes Empfinden? Es stieg ihr ganz heiß von plötzlicher Beschämung in die Augen und früher, als sie vorgehabt, brach sie auf, um sich mit Gustav, nachdem sie Minni abgesetzt, bei seinem Vater zu vereinigen.

Aber der Anblick, welcher sich ihr bot, als sie im Hause Erler den tiefen Salon betrat, der mit alten, kostbaren Möbeln ausgestattet, den gewohnten Familienaufenthalt bildete, ließ ihre guten Vorzüge sofort wieder zerflattern.

In der Mitte des Raumes saß, oder vielmehr lag Gustav auf dem Teppich und auf ihm kletterten und krabbelten die Kinder seiner Schwester herum, deren er sich kaum zu erwehren vermochte.

Sein altes, fröhliches Lachen vermengte sich mit dem ans fünf jauchzenden Kinderkehlen.

Er konnte also mit Kindern spielen, er hatte also Kinder lieb, nur das nicht, das sie zum ihrigen gemacht, an das sie ihr Herz gebängt hatte! Ein häßliches Gefühl gegen ihn durchzuckte sie und mit schon beschatteter Stirne erwiderte sie die warme Begrüßung ihrer Schwägerin. Gustav hatte seiner Frau nur zugewinkt, ohne sich zu erheben. Doch Amélie's weiblicher Instinkt empfand, daß Luisie etwas an der heiteren Gruppe mißfiel und so rief sie:

"Kinder schnell! Kommt Tante Luisie Guten Tag sagen."

Sofort ließen sie das Spiel und kamen heran, fünf kleine Dinger, das jüngste gerade so weit, um sich auf seinen dicken Beinchen aufrecht halten zu können.

Der Reihe nach gaben sie die Hand, dann pflanzte sich der größte vor ihr auf und sagte:

"Aunt Louisa, why —"

"Oh, Zohnnie, wie hat Mama gesagt, daß man bei Großpapa immer sprechen muß?"

"Deutsch", sagte der Kleine. "Tante Louisa, warum hast Du nicht gebracht mit Dein Minni, wovon uns hat erzählt Mama?"

"Frag' Deinen Großvater und Onkel Gustav, die werden Dir's sicher gerne erklären, warum —" erwiderte Luisie mit einem bösen Blick auf ihren Mann.

Der alte Erler machte eine heftige Bewegung und gab einen pfauchenden Ton von sich; Gustav sprang auf die Füße. Jede Spur der harmlosen Fröhlichkeit, die sein Gesicht eben noch erhellt, war von ihm gewichen, tief erblaßt trat er vor seine Frau. Aber schon hatte Amélie die Hand auf seinen Arm gelegt.

"Gustav —" sagte sie mit ihrer sanften, weichen Stimme und deutete auf ihre Kleinen.

Er beugte sich zu seiner Schwester nieder und küßte sie auf die Stirn. "Du hast Recht!"

Aber der Abend war verborben. Auf Zo-

hann Joachim's Stirne lagerten schwere Gewitterwolken, Gustav lehnte verdrossen in seinem Stuhl und nur Amélie suchte das Gespräch aufrecht zu erhalten. Sie waren alle froh, als sie sich trennen konnten.

Amélie's Aufenthalt, so viele Mühe sie sich auch gab, Gustav veröhnlich gegen Luise zu stimmen, hatte fast den gegenteiligen Erfolg. Denn wenn sie Gustav so recht eindringlich alle Gründe vorgehalten hatte, die zu Gunsten der Aufnahme Mimi's sprachen, fragte er nur: „Hättest Du's gethan?“ und dann mußte sie erötend zugeben „Nein“. Ihr stand die Mutterschaft zu hoch, als daß es ihr je möglich gewesen wäre, falls sie ihr versagt geblieben, sie sich künstlich erzeigen zu wollen. Es hätte ihr erschienen, als raube sie ihrem eigenen, nie geborenen Kinde seinen rechtlichen Platz. Sie konnte sich wohl in die Lage hineindenken, denn

sie war einige Jahre verheiratet gewesen, bevor ihr der reiche Kindersegen geworden.

Auch fiel der Vergleich zwischen Neffen und Nichten und seinem Adoptivväterchen, der sich Gustav aufdrängte, sehr zu Ungunsten Mimi's aus. Amélie erzog ihre Kinder in jeder Richtung mit weiser Strenge, während Luise nicht nur jeder Laune Mimi's nachgab, sondern sie auch, da sie nicht wie eine wirkliche Mutter gelernt hatte, von der ersten Stunde ab das Schädliche zu vermeiden, mit einer Angstlichkeit hütete, die aller Vernunft widersprach.

So war bei Amélie's Abreise nichts gebessert — Gustav im Gegenteil nur noch unduldsamer gegen Mimi's Unarten und der alte Erler, der von seinen Enkeln in echterster Grob- vaterüberschätzung schwärmte, noch ablehnender gegen den Proletariertörrling.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlings-Abend.

Nun lezt es allerorten,
Die Aosen stehn in Flor.
Siehst du die Mädchen dorten
Vor jenes Hauses Thor?

Sie spulen, in den Händen
Garwinden sink sich drehn,
Und morgen allerenden
Wird's an ein Weben gehn.

Nun singt von ihnen Eine,
Der Schwarzin der Andern schweigt,
Indeß mit goldnem Scheine
Der Sonnenball sich neigt.

„Er hat versprochen, mich im Mai zu frein.
In welchem Kleid soll ich zur Kirche gehen?
Ich will es ganz aus Rosenblättern nähen
Und einen Sonnenstrahl säd' ich mir ein

Wie'n Garten werd' ich duften an dem Tage,
„Ein Engel scheintst du.“ wird er zu mir sagen,
Und glänzen werd' ich, daß es eine Pracht;
Für dich nur Schah! roun' ich ins Ohr ihm sach!“

Sie schweigt. Die Andern lauschen,
Sie aber seufzt noch leis.
Die raschen Winde rauschen
Stets um und um im Kreis.

Die Augen glühn so eigen,
Was schwebt den Herzchen vor?
Am Himmel sach empor
Sieht man den Vollmond steigen.

Nach dem Italienischen des Pietro Maselli von Paul Heyse.

Morgengruß des östlichen Dichters.

Herr! Herrlich glühst du auf im Osten,
Du schültest mit dem Sonnenschild
Stark an des Weltthors erne Pforten
Und trittst heraus so hehr als mild.

Der Mantel reich gefärbt Sterne
Sinkt von der Schulter dir ins Meer,
In feuchter Höhlen Dämmerferne
Sitzt sich der Nachgepfeifer Heer.

Schon hebt auf des Kameeles Rücken
Der Führer zum Gebel die Hand,
Vor'm Felle sich die Händler bücken
Und reiben ihre Stirn im Sand.

Der Frühwind trägt auf Morgenschwingen
Durch Palmenwipfel leis Gelohn,
Das ist der Memmonsäule Klingeln:
Wie herrlich kommst du, stark und schön!

So laß auch deines Dichters Seele,
Gleich jenem fabelhaften Stein
Dich grüßen sonder Falsh und Lehle,
Ihr erstes Lied dem Schöpfer weihn.

Wär' ich ein Baum, wie wollt' ich heben
Die Goldfrucht hoch empor zu dir,
Wär' ich ein Vogel, wollt' ich schweben
Bis in der Seel'gen Chor zu dir.

Wär' ich ein Quell, ich wollte spiegeln
Auf jedem Tropfen dein Gesicht,
Mein Herz steht auf mit allen Kiegeln,
O füll' es ganz mit deinem Licht

Erleuchte diese Tages Reife.
Verkläre, was dein Dichter singt,
Dah' er zu deinem Lob und Preise
Die Völker auf die Anize jwingt.

Gans Mackowsky.

Und ewigen Hunger hast du, meine Seele!

Im Lebensgarten stehen gold'ne Tischen,
Drauf schäumt der Ruhm in schimmerndem Pokal,
Da lockt die Liebe unter Rosenranken.
Und Alle schweigen an den gold'nen Tischen
Und legen, rasch gefügigt, sich zur Ruh',
Doch ewigen Hunger hast du, meine Seele!

An deinen Lippen schäumt der Reich des Lebens,
Vor deinen Sinnen duften Liebestosen,
Doch da du trinken willst und küssen, küssen —
Da schwinden Ruhm und Liebe dir dahin
Wie Tantalus die rothen Lebensfrüchte.

Kalt küßt die Liebe, bitter schmeckt der Ruhm
Und Hungers stirbst du, vor dem Tisch des Lebens,
Du meine Seele, meine arme Seele!

Hermine von Preuschen.

Was die Blumen wußten.

Und als der letzte Hauch entflohn
Und das Mädchen da lag bleich und tot,
Stühten ihr zu Häupten Purpurmohn,
Eine Lilie weiß, eine Rose rot.

Und die Lilie sprach: ich weiß, ich weiß!
Gestern Abend kam sie schein und leif'
In die Nische, wo wir Lilien steh'n,
Sich im Balsamduch spiegelnd zu besch'n.

Ob er kommen wird? Ob er kommen mag?
Wie ein Vorwurf klang's, wie tiefe Klag'
O sie starb so fleckenlos und rein,
Meine Schwyster könnst' nicht reiner sein
Sprach die Rose: nein!

Duftet schwül die Ros': ich weiß, warum
Sie am Tage ging so blaß und stumm,
Denn ich weiß wie heiß zur Mittnachtsstund'
Ihren Mund geküßt ein andrer Mund.

Gestern Nacht da wachst' ich stundenlang,
Da Aufgedröhm herüberdrang,
Bis dem Mädchen folgte beim Horngetön,
Ein Jüngling schlank, ein Jüngling schön.

Ros'len süß und bang im duftigen Raum
Die Verliebten lang am Rosenbaum
Und sie lauschten noch der Liebe Lohn,
Wär' sie plötzlich, aufschrei'ne, nicht entflohn —
Sagte: nein! der Mohn.

Ich bin des Todes Schlummerblum',
Mir fehlt der Rose Düftergenuß,
Doch weiß ich Alles ganz genau:
Mich trug im Haar die schöne Frau.

Heute früh, da endlich schloß der Saal,
Sein Nachtmahl war's, in der hohen Hall',
Da sah, im dunklen Auge Haß,
Des Jünglings Gattin, leichenblaß.

Ich sah, wie sie den Trunk ihr bot,
Wie sie dem Mädchen bot den Tod,
Wie die sie starb mit den Augen maß
Und trank und starb — ich sah's — ich sah's

— Da lag die Jungfrau bleich und tot,
Ihr letzter Hauch schon lang entflohn,
Zu Häupten ihr eine Rose rot,
Eine Lilie lüch und Purpurmohn.

Georg Bachmann.

„Ob noch so hell die Sonne scheint.“

Ob noch so hell die Sonne scheint,
Du glänzend strahlst sie nicht:
Ich weiß, du hast heut Nacht geweint,
Drum blendet dich das Licht.

Auf, bade dir die Augen rein
Im klaren Quell der Pflicht,
Dann lockt auch dich der holde Schein
Dann schreckt sein Glanz dich nicht.

E. H. Müller.





Der Papagei.

Novelle von Ernst Kappeler.

Der Rittergutsbesitzer Karl von Spiegel hatte im Alter von vierzig Jahren die Tochter eines wenig bemittelten Staatsbeamten, Melanie, ein zwanzigjähriges Mädchen heimgeführt. Er lebte mit ihr, einer vollaufgeblühten Schönheit, auf seiner ausgedehnten Besitzung in der Mark, die er selbst bewirtschaftete. Nur einige Wintermonate brachten sie in der Hauptstadt zu, da er einsah, daß seine junge Frau die Eintönrigkeit des Landlebens, das ihr zu dem ungewohnt war, nicht ertragen würde.

In dieser Zeit, die den Höhepunkt ihres Daseins bildete, genoß sie in vollen Zügen, was ihr in ihrer ländlichen Abgeschlossenheit, die freilich mit allem Luxus ausgestattet war, versagt blieb. Sie nahm die Huldigungen, die man ihrer Schönheit, ihrer vollendeten Toilettenkunst und gesellschaftlichen Gewandtheit zollte, zwar als etwas Selbstverständliches hin, berauschte sich aber dennoch an diesen Triumphen, so daß sie eigentlich nur in diesen Wintermonaten, von der Mitte des Januar bis gegen den Ausgang des März, lebte und sich jedes Mal nach ihrer Rückkehr auf das Gut wie begraben vorkam, nur von Erinnerungen zehrend. —

Ihr Gatte dagegen, der nach einer stürmisch verlebten Jugend früh alterte, atmete wie von einer Last befreit auf, sobald er sich wieder auf seinem eigenen Grund und Boden fühlte. In den ersten Wochen nach seiner Heimkehr behagte er sich in der Rolle eines hohen Inspektors und ging in der Zoppe, mit hohen Lederstiefeln, eine kurze Pfeife rauchend, allgeschäftig umher, so daß sie noch mehr als sonst auf sich angewiesen war.

Der Baron ertrug die Strapazen des Auf-

enthaltes in Berlin, wo er zahlreiche verwandtschaftliche und gesellige Verpflichtungen hatte, nur seiner jungen Frau zu Gefallen und nur um ihren dringenden Bitten zu willfahren, dehnte er seinen Anwesenheit in der Stadt hin und wieder länger aus, als es ihm lieb war. Auch wollte er ihr dadurch verbergen, daß er sich bei dem ihm fremd gewordenen überstürzten Treiben älter und hinsüßlicher fühlte, als bei seiner gewohnten Lebensweise. Zudem begriff er bald, daß ihre Jugend und Lebenslust eine Ableitung erforderten, wollte er sie, die Genossin seiner Einsamkeit, bei einigermaßen guter Laune erhalten. In engen Verhältnissen, als die jüngste von fünf Geschwistern aufgewachsen, früh genötigt den Schein, den die Stellung des Vaters erforderte, ängstlich zu wahren, hatte sie ihre Verheiratung als eine Verjüngung, eine Befreiung von einer ihr längst lästigen Umgebung angesehen.

Die Verbindung mit den Ihrigen gestaltete sich nach ihrer Vermählung denn auch durchaus locker; sie selbst aber fand sich schnell in die veränderten Verhältnisse und streute das Geld mit vollen Händen aus. Ihr Gatte hinderte sie nicht daran, da sie ihm in dem Luxus, mit dem sie sich umgab, noch verführerischer erschien und die Ehe nicht mit Kindern gesegnet war. Freilich geschah es, daß er, wenn er seine Frau von Huldigungen unvrängt oder am Arm eines Andern tanzend erblickte, von eifersüchtigen Regungen gequält wurde, allein er unterdrückte dieselben, da er nichts so fürchtete, als lächerlich zu erscheinen. Auch glaubte er allmählich erkannt zu haben, daß Melanie im Grunde eine kalte Natur sei, die sich in den Triumphen, die ihre Schön-

heit feierte, Befriedigung fand. Auch die Frauen kamen ihr freundlich entgegen, da man wußte, daß sie stets nur für kurze Zeit in der Gesellschaft erschien, leuchtend wie ein Meteor, aber schnell wieder verschwindend. Trotzdem hatte sich zwischen ihr und den übrigen jungen Frauen ihres Kreises kein Freundschaftsverhältnis gebildet, denn sie fühlte sich nur in der Gesellschaft von Männern wohl und machte kein Hehl daraus. Sie schien allerdings niemanden zu bevorzugen, was namentlich älteren Männern den Mut gab, sich ihr ebenfalls zu nähern und die Schar ihrer Verehrer zu vermehren. Diese behaupteten, daß sich mit keiner anderen jungen Frau so gut und angenehm plaudern und verkehren lasse, da sie sich wie ein guter Kamerad gebe und ihre unschuldige, fast naive Kofetterie nur den Reiz ihrer Persönlichkeit erhöhe.

Nach ihrer jedesmaligen Rückkehr aus der Hauptstadt beschäftigte sie sich, während ihr Gatte sich in die geschäftlichen Angelegenheiten vertiefte, mit den Tropfäsen ihres Aufenthalts in der Residenz. Sie betrachtete die welken Blumensträuße, Schleifen und dergleichen, die sie bei den Cotillons der zahlreichen Bälle erhalten hatte, oft und wehmütig, um sie endlich, nach Jahrgängen geordnet, in einen dafür bestimmten und allmählich damit angefüllten Schrank, der in ihrem *Boudoir* stand, zu legen.

Die mannigfachen galanten Angebinde aber, die sie als Vielliebchen geschenkt erhalten, standen und lagen überall, auf *Etagères* und Tischen, im *Boudoir*, im Salon, selbst in ihrem Schlafgemach umher. Alle diese Männer erschienen wie ein Museum ihrer Eitelkeit, in dem sie, sobald sie allein war, ihre Schönheit triumphierend spazieren führte. Jeder einzelne Gegenstand erzählte ihr eine kleine Geschichte, etwas unendlich Intimes, das die Einformigkeit ihres Daseins erhellte und erwärmte, den Anfang eines Romans, der stets mit dem ersten Kapitel endete . . .

Aber in ihrer Abgeschlossenheit, innerhalb der vier Wände ihres *Boudoirs*, auf ihren einsamen Spaziergängen, während der Fahrten an der Seite ihres Gatten, spann sie diese Romane weiter aus und oft ungaufelsten sie die lieblichsten Phantasien, aus denen sie sich nur ungern in die Wirklichkeit zurückwand. Mehr als sonst vertiefte sie sich in das Lesen von Romanen, von denen sie die neueren französischen vorzog. Namentlich *Raupassant* war ihr Lieblingschrift-

steller, was sie aber aus anbezogener Prüderie ihrem Gatten verschwieg.

In der guten Jahreszeit hatte sie sich, um sich ihrer Lektüre ungestört hingeben zu können, einen heimlichen *Platz* in dem ausgedehnten Park ausgesucht, der sich hinter dem Herrenhause über ein leicht hügeliges Terrain ausdehnte. Am Ende einer Allee von alten breitstämmigen Platanen, unter deren Zweigen eine tiefgrüne Dämmerung herrschte, lag ein kleines Rondell auf mäßiger Anhöhe, von dichtem Gebüsch umgeben. Dieser *Platz* war einigermassen verwildert, da man nur die dem Hause nahe liegenden Teile des Parkes pflegte. Man blickt von hier durch das Laubwerk der Bäume auf die Landstraße, an deren entgegengesetzter Seite sich weite Getreidefelder einformig ausdehnten, während der Horizont durch dunkelschimmernde Kiefernwaldungen begrenzt wurde. Unter einem dichten Gebüsch von Jasmin und Flieder, die in der Blütezeit einen berauschenden Duft ausströmten, befand sich eine alte, verwitterte Steinbank, von Gras und Lukraut umwuchert. Hier saß sie mit einem Buch oft stundenlang, ließ es wohl auch dann und wann in den Schooß sinken und träumte vor sich hin oder blickte zum Himmel auf, den Wolken nach. Selbst ein Regenschauer verwochte sie nur selten zu vertreiben, da das dicht überhängende Gebüsch sie schützte und nur einzelne Tropfen durchdringen ließ. Oft fieberhaft von der Lektüre ergriff, empfand sie die Feuchtigkeit auf ihrem Haar, ihrem Antlitz oder ihren Händen mit einer Art eigenen Wohlbehagens. —

Am unruhigsten fühlte sie sich bei anhaltendem Sonnenschein, während ein bedeckter Himmel, unter dem alles Grelle ausgeglichen erschien, ihr wohlthat. Es war etwas Verschleiertes, ihr selbst Unbewußtes in ihrer Natur, das jede strahlende Helle fast schmerzlich empfand, daher sie auch Herbst und Winter den übrigen Jahreszeiten vorzog, so sehr sie dann wieder unter der Einformigkeit ihres sorglosen Daseins litt. Die milde Dämmerung aber, die dann Tage lang in den weiten Räumen des Hauses herrschte, erfüllte sie mit lieblichen Ahnungen, in die sie sich leidenschaftlich versenkte.

Nur im Ball- oder Festsaal, wo ihre Schönheit zu voller Geltung kam, war ihr keine Beleuchtung strahlend genug und sie wünschte oft das elektrische Licht durch Gas- oder Kerzen-glanz verstärkt, als sei sie beorgt, daß in seinem kalten bleichen Schimmer eine Einzelheit ihrer

Erscheinung oder ihrer Toilette nicht zu voller Geltung gelange.

Die Regelmäßigkeit und Einförmigkeit ihres Daseins auf dem Lande wurde nur durch die Besuche einiger Gutsnachbarn, mit denen der Baron seit langer Zeit freundschaftliche Beziehungen pflegte, unterbrochen. Diese Besuche wurden dann in abgemessenen Zwischenräumen erwidert.

Ihr nächster Gutsnachbar war Herr von Wittenig, ein Witwer von ungefähr fünf- und vierzig Jahren, ein früherer Offizier, der in knappen Verhältnissen, von den Ertragnissen seines Gutes lebend, die Küche und die Weine Herrn von Spiegels zu würdigen wußte, was er durch häufige Besuche bewies. Er setzte überdies eine Ehre darein, die Gatten mit einigen anderen Bekannten aus der Umgegend einmal jährlich in seinem Hause zu bewirten. Unter diesen Gästen war es vornehmlich ein Ehepaar von Preuß, die auch den Verkehr mit Herrn von Spiegel und seiner Gemahlin pflegten, da jene, in steter Uneinigkeit lebend, jede Gelegenheit benutzten, nicht mit einander allein zu sein. Melanie ließ sich diesen Verkehr auch deshalb gefallen, weil die alternde Frau von Preuß eine wirksame Stütze für ihre eigene Erscheinung abgab. Die Unterhaltung bei derartigen geselligen Zusammenkünften drehte sich meist um die Landwirthschaft, um die Jagd, Pferde und Hunde, und Melanie saß dabei, mechanisch auf die an sie gerichteten Fragen antwortend, während ihre Gedanken weitab schweiften. Man nannte sie deshalb eine gute Zuhörerin und namentlich Frau von Preuß lobte ihre Bescheidenheit und ihr vornehmes Wesen. Setzen die Männer sich dann zum Kartenspiel, so gab sie der jungen Frau Rathschläge für ihr Hauswesen, welche diese stets freundlich anhörte, um gleich darauf alles zu vergessen, da ihr Hanshalt, dem eine Wirthschafterin vorstand, sie nur wenig interessirte.

Herr von Wittenig dagegen machte ihr in vitterlicher, wenn auch etwas altväterischer Weise, den Hof. So stellte er sich in der warmen Jahreszeit selten ohne einen seinem Garten entnommenen Blumenstrauß ein und küßte ihr galant, mit förmlicher Verbeugung die Hand. Sie lächelte ihm in ihrer gleichgiltigen müden Weise zu und er war befriedigt und entzückt; namentlich wenn er ihr den Arm bot, um sie zu Tisch zu führen, der, wie er ja aus Erfahrung wußte, stets reich besetzt war. —

Einst, an ihrem Geburtstag, der in den Juli fiel und stets festlich begangen wurde, erhielt Melanie von ihrem Mann einen prächtigen grauen Papagei zum Geschenk, da er hoffte, daß dieser ihr Zerstreuung verschaffen und sie beschäftigen würde. Der kluge afrikanische Vogel, dessen rote Schwanzfedern prächtig von den gleichmäßigen grauen seines Gefieders abstachen, saß in einem geräumigen Messingbauer oder angekettet auf einer Stange, die er emsig mit seinem scharfen Schnabel bearbeitete. Bald aber wurde er so zahm, daß er frei im Zimmer umherspazierte. Er sprach alles mögliche, mehr oder minder deutlich, durcheinander, nieste, lachte, und hustete mit fast menschlichen Lauten.

Melanie war über dieses lebendige Spielzeug entzückt und hütete es ängstlich, da es ihr Zerstreuung und Erheiterung verschaffte. Sie reichte ihm häufig Vederbissen, die das Tier gierlich entgegennahm, sie mit seinen großen klugen Augen zutraulich anblickend.

Herr von Wittenig erklärte, daß es ein seltenes Exemplar eines afrikanischen Graupapageis sei und in dem Bestreben, sich für die so reichlich genossene Gastfreundschaft auf seine Art erkenntlich zu zeigen, bemühte er sich, Jocko's Schatz an Worten und Redensarten zu bereichern. Dieses gelang ihm einige Zeit zwar nur unvollkommen, aber er ließ in seinem Eifer nicht nach und als Melanie eines Morgens an den Bauer trat, rief der Vogel ihr entgegen: „Melanie, — reizende Melanie, — schöne Melanie!“ Sie horchte überrascht und belustigt auf, als er bald laut, bald leise wiederholte: „Melanie, — reizende Melanie, — schöne Melanie!“ —

Da öffnete sie den Käfig und setzte das gelehrtige Tier auf ihre Hand, seinen Kopf zärtlich streichelnd. Jocko schmiegt sich an sie und sie liebte ihn und gab ihm zärtliche Namen.

Nach einer Weile ließ sie ihn von ihrer Hand und er kletterte auf die Stange, wo er sie in Erwartung einer Belohnung, mit den Flügeln schlagend, unverwandt anblickte. Sie reichte ihm ein Stück Zucker, den er, wie stets, mit zierlichem Anstand entgegennahm, und bald gab er sich dem Genuß des Vederbissens hin. Sie aber sah ihm zu, bis derselbe verzehrt war. Dann horchte sie auf, ob er wieder zu sprechen beginnen würde. Aber er gab nur verworrene Laute von sich und kletterte unruhig an der Stange auf und ab, bis er endlich die Augen schloß und zu schlafen schien. —

Da verließ sie das Haus und ging in den Park. Es war ein milder, sonnenheller Herbsttag. Das Laub leuchtete welkend in vielen Tinten, vom dunkeln Grün bis zum leuchtenden Rot, vom hellen Gelb bis zum schwärzlichen Braun. In der Luft schwebten Sommerfäden, wie zerrissene Netze einer ungeheuren Spinne, hin und her.

Melanie ging sinnend auf und ab, während die dürren Blätter zu ihren Füßen raschelten und plötzlich begann sie die Wochen und Tage, die noch bis zu ihrem Aufenthalt in der Hauptstadt vor ihr lagen, zu zählen. Wie immer an sonnenhellen Tagen fühlte sie sich unruhig, gleichsam von einem Drang in die Ferne getrieben, und die Zeit bis Neujahr dünkte ihr lang und schwer zu überstehen.

Und es überkam sie ein Verlangen nach einer einschmeichelnden Stimme, nach Ausdrücken der Bewunderung, einer Verherrlichung ihrer Schönheit, die in ihrer Abgeschlossenheit vergebens blühte. Die umgebende Natur, so vertraut sie ihr war, erschien ihr starr und gleichgültig ihrem Liebreiz gegenüber. Und es durchfuhr sie der Gedanke: „Wenn ich plötzlich sterbe, wird auch nur ein Blatt mehr oder früher sich vom Zweige lösen?“ Es überkam sie inmitten der herbstlich absterbenden Natur eine Angst, ein Grauen vor dem Tod, wie sie es nie gekannt hatte, und einen Augenblick empfand sie deutlich, daß sie eigentlich nicht gelebt habe. Inmitten des warmen Sonnenscheins, der alles mit einem tiefgoldigen Glanz umspann, überfiel sie ein Frösteln und sie ging mit gesenktem Haupt langsamem Schrittes ins Haus zurück. —

Der Papagei schlief bei ihrem Eintritt noch. Sie trat auf ihn zu und weckte ihn. Dann, als er sie noch schlaftrunken anblinzelte, setzte sie sich ihm gegenüber in einen bequemen Sessel und wartete, ob er sprechen würde. Als dies aber nicht geschah, begann sie zuerst leise, wie zu sich selbst redend, dann allmählig lauter: „Melanie, — reizende Melanie, — schöne Melanie!“

Dann horchte sie wieder zu dem Vogel hinüber. Dieser aber saß ruhig da, wie in Gedanken versunken. Sie erhob sich, trat nahe an ihn heran und wiederholte dieselben Worte. Zu regelmäßigen Pausen, in denen sie lauschte, ob er nicht endlich sein Schweigen brechen werde, sprach sie, nach und nach in einem heitigen Ton verfallend: „Melanie, — reizende Melanie, — schöne Melanie!“ Als Jocko auch dann noch

stumm blieb, nahm sie ihn mit einer hastigen Bewegung von der Stange und zwar so unsanft, daß er die Federn sträubte und nach ihrem Finger haakte. Sie zuckte zusammen und setzte ihn schnell in den Käfig, dessen Thür sie heftig zuschlug.

Jocko blinzelte sie ob dieser ungewohnten Behandlung wie erstaunt mit seitwärts gerichtetem Kopf an und stieß plötzlich dumpfe Laute aus, die ihr wie unterdrücktes Gelächter klangen. Schon wollte sie unnützlich das Zimmer verlassen, als ihr Fuß an der Schwelle stockte. Deutlich klang es vom Käfig zu ihr herüber: „Melanie, — reizende Melanie, — schöne Melanie!“ Und als sie sich ihm lächelnd näherte, fügte er langsam, wie zögernd hinzu: „Schöne Melanie!“

Sie hatte nicht bemerkt, daß ihr Gatte in's Zimmer getreten war und das Geplapper Jockos vernommen hatte. „Das nenne ich mir einen galanten Kavaliere!“ sagte er lächelnd. „Wenn er Dir nur nicht den Kopf verdreht! Die Schuld läge freilich an mir, habe ich ihn doch selbst in's Haus gebracht!“

Er lachte bei diesen Worten und Melanie erröthete, ohne es zu wissen.

Von jenem Tage an aber hielt sie den Papagei in ihrem Boudoir, zu dem kein Fremder den Zutritt hatte.

Es war, als schämte sie sich vor anderen der schmeichlerischen Lebensarten des Vogels, denen sie, wenn sie allein war, so gern lauschte, daß sie dieselben bald nicht mehr entbehren konnte.

Zu ihren Träumereien war es ihr dann, als höre sie die bewundernden Komplimente der Herren in der Residenz. Sobald sie die Augen schloß, schien es ihr, als ob bald dieser, bald jener aus den Lauten Jockos zu ihr rede. Manchmal stellte sie sich auch vor den Spiegel und nickte ihrem Bild lächelnd zu, während der Vogel sein einfürmiges: „Melanie, — reizende Melanie, — schöne Melanie“ herplapperte.

Zu darauffolgenden Jahre war nach einem heißen Sommer ein früher Herbst gemalt. Die Ernte war eingebracht und so reichlich wie jeit lange nicht ausgefallen.

Melanie beschäftigte sich mit den Vorbereitungen für ihre Uebersiedelung in die Hauptstadt, besonders mit ihren Toiletten für den Winter, der ihr die langersehnte Abwechslung und Zerstreuung bringen sollte. Ihr Gatte hatte sie zu ihrem Geburtstag mit reichen Geschenken bedacht, die alle dazu dienten, sie zu schmücken. Er meinte halb scherzhaft, halb spöttisch: „Du

mußt Dich doch für Deinen ländlichen Anbeter Zock schön machen, damit er in den Bethenerungen seiner Bewunderung nicht ermattet.“ Und wenn sie, wie es daheim meist der Fall war, in geschmackvoller, aber einfacher Kleidung erschien, meinte er oft: „Du, Du! Wenn das dem Zock nur recht ist! — Ich habe heute noch garnicht gehört, daß er Dir den Hof gemacht hätte!“

Troy der guten Laune aber, die der Baron zur Schau trug, fühlte er sich schwächer und hilflos, als er gesehen wollte. Die angestrengte Thätigkeit, der er sich wie stets in den Monaten Juli und August hingeeben, machte ihre Folgen in diesem Jahre stärker geltend als sonst, so daß er bald sogar seine gewohnten Spazierritte unterlassen mußte, was für ihn eine schmerzliche Entbehrung bedeutete.

Melanie beobachtete seinen Zustand mit zunehmender Sorge. Obgleich sie es sich selbst nicht eingestehen wollte, fürchtete sie vor allem eine Abkürzung oder wohl gar einen Ausfall ihres Aufenthalts in der Hauptstadt und sie pflegte den Gatten mit einer Sorgfalt, die diesen rührte und erfreute. Da er aber nicht jede Bewegung im Freien, auf die er gewöhnt war, aufgeben wollte, so wandelte er, auf den Arm seiner jungen Frau gestützt, fast täglich im Park hin und her, der im letzten Schmuck des Herbstes prangte. Sie führte ihn oft bis zu dem Rondell, wo er sich auf der Steinbank, auf der sie so häufig träumend oder lesend gesessen, niederließ. Der Wind wirbelte rings das welke Laub empor und es lag meist ein fahler Sonnenglanz auf den Wipfeln der schon fast entblätterten Bäume, unter denen nur die Nadelholzgewächse noch in tiefem Grün prangten, während die roten Beeren der Ebereschen, welche auf der Landstraße, am Rande der weitgedehnten Felder standen, herüberleuchteten.

Der Leidende, der sich gewöhnlich schon nach wenigen Minuten ermattet fühlte und ansruchen mußte, war, von Langeweile geplagt, gesprächiger als sonst. Besonders machte er Pläne zur Verbesserung seiner ausgedehnten Besitzung, die er im nächsten Frühjahr in Angriff zu nehmen hoffte. Melanie ging mehr als früher auf seine landwirtschaftlichen Interessen ein und einmal, als sie ihm zuhörte, durchfuhr sie der Gedanke: „Vielleicht ist es nützlich, daß er dir dies alles mittheilt, denn, wer weiß?“ — Und sie sah ihn lange aufmerksam an und erschrak über die Veränderung, die mit dem noch im besten Mannes-

alter Stehenden seit einigen Wochen vor sich gegangen war. Sie bestrebt sich an diesem Tage ungewöhnlich heiter zu sein, als fürchte sie, daß er ihre Gedanken erraten könne. —

Die einförmigen Spaziergänge im Park genügten dem an Thätigkeit Gewöhnten nicht lange und so ging er mit ihr, wenn er sich ein wenig kräftiger fühlte, durch die kahlen Felder, auf denen die Krähen zwischen den Stoppeln hin und her hüpfen, um bei ihrem Nagen aufzufattern. Sie kehrte von diesen Gängen inmitten einer absterbenden Natur meist ebenso ermüdet zurück als er, ohne daß sie es ihn merken ließ.

Einmal, als sie wieder am Rande der vom Herbstregen durchweichten Felder dahinschritten, jagte der Baron plötzlich: „Wenn ich Dich so ansehe, inmitten dieser herbstlichen Natur, ist es mir, als ob es noch immer Sommer sei.“

Sie erwiderte, halb erstaunt, halb geschmeichelt: „Sieh einmal an! Seit Du Zeit gefunden, Dich mit mir zu beschäftigen, wirst Du galant. Das ist für einen Ehemann eine auerkenntenswerte Leistung.“ Und sie lachten beide, wie sonst selten.

Dann aber kamen wieder Tage, an denen die Laune des Leidenden eine trübe und selbstquälereiische war und er auch auf sie keine Rücksicht nahm. Sie ertrug alles ruhig, um ihn nicht aufzuregen. Ihre Hoffnung war es immer noch, daß er sich so weit kräftigen werde, um wenigstens einige Wochen in der Hauptstadt zu bringen zu können, denn der Gedanke, den langen Winter in dieser Abgeschiedenheit an der Seite eines Kranken verleben zu müssen, erfüllte sie mit Angst und Traurigkeit.

Die Stimmung des Barons war selten eine derartige, um Besuche zu empfangen. Nur Herr von Witteniy war nach wie vor ein häufiger Gast, da man mit ihm nicht eben Umstände machte. Er blieb jetzt nicht selten mehrere Tage lang, um dem Baron Gesellschaft zu leisten. Die beiden Männer sprachen dann dem Wein fleißig zu, wobei der Gast es meist so einzurichten wußte, daß die älteren Jahrgänge, die zu besonderen Gelegenheiten aufgewahrt waren, auf der Mittags- und Abendtafel erschienen. Er erklärte diese nämlich als besonders stärkend und dem Zustand des Gutsheerrn angemessen.

Melanie ließ sich seine Gegenwart gefallen, weil er ihr die Sorge um den Gatten für manche Stunde abnahm, die sie dann in ihrer gewohnten Weise verträumte.

Eines Nachmittags, als ihr Gatte sich auf sein Zimmer begeben, um, wie der Arzt es ihm verordnet, zu ruhen, fragte Herr von Wittenitz, der freien der Freude über die Gelehrigkeit seines Schülers Jocko Ausdruck gegeben hatte: „Warum sehe ich ihn aber garnicht mehr? Hat er etwa Arrest in Ihrem Allerheiligsten?“ Und er machte eine bezeichnende Bewegung nach der Thür, die zum Voudoir führte.

„Allerdings“, erwiderte die junge Frau. „Wenigstens so lange Sie unser Gast sind. Ich will nicht, daß Sie ihm noch mehr solcher Thorheiten beibringen.“

Herr von Wittenitz lachte, und indem er die Rechte beschwörend auf die Brust legte, rief er pathetisch: „Thorheiten? — Aber ich habe den Vogel nur als Sprachrohr benutzt.“ Und da sie schwieg, fuhr er feuzend fort: „Das müssen Sie doch gemerkt haben. — Wenn Sie wüßten —!“

Melanie unterbrach ihn lächelnd: „Ich glaube allerdings zu wissen, was Sie sagen wollen. Eben deshalb habe ich das Sprachrohr aus Ihrem Bereich entfernt.“

Er sah sie einen Augenblick verwirrt an, dann meinte er kleinlaut: „Verzeihen Sie, wenn ich zu kühn gewesen bin. Ich weiß, daß ich mich fügen muß. — Aber es wird mir schwer, sehr schwer.“ Und er versuchte, seinem vollen

gutmüthigen Gesicht einen sorgenvollen Ausdruck zu geben, was ihm aber nur unvollkommen gelang.

Sie konnte ein leises Lachen nicht unterdrücken, da er ihr zum ersten Mal komisch erschien. Auch während des Abendessens lachte sie mehrere Male vor sich hin, als sie bemerkte, wie wenig die unterdrückte Leidenschaft ihres Anbeters seinen Appetit wie seinen Durst beeinflusste.

Der Schwächezustand des Barons nahm in den nächsten Wochen zu und der Arzt erklärte, daß er an einer durch Blutarmut hervorgerufenen Erschöpfung leide. Da er sich keiner strengen Kur unterziehen wollte, so begnügte sich der Arzt, ihm mäßige Bewegung in frischer Luft, Ruhe und eine bestimmte Art der Ernährung zu verordnen, ohne sich über die Tragweite des Uebels zu erklären. —

Die Laune des Leidenden verschlechterte sich fort und fort und Melanie hatte oft darunter zu leiden. Ihre bisherige Zuversicht auf einen, wenn auch kurzen Aufenthalt in Berlin schwand mehr und mehr, besonders als der Baron, grade als Ende November der erste Schnee gefallen, das Bett nur noch selten verlassen konnte. Man berief einen berühmten Arzt aus der Residenz; dieser aber erklärte das Uebel bereits so weit entwickelt, daß man den Fortschritt desselben wohl aufhalten, nicht aber verhindern könne.

(Schluß folgt.)

Das Vöglein.

Von Robert Waldmüller-Dubor.

So ist es mir ergangen
Am Sonntag Erici!
Mir beben noch heut' die Anie, —
Mir brennen noch heut' die Wangen,
Wenn ich daran gedenke.

'S war auf der Währinger Haide,
So um die Mittagslund',
Da thät ich einen Lund, —
Es wird mir lieb und leide,
Wenn ich daran gedenke.

Ein Beutel aus greissem Zwirne
Mit hundert Dukaten darin;
Das war nach meinem Sinn, —
Mir perlt noch heut' die Stirne,
Wenn ich daran gedenke.

Ich hab' mich umgesehen,
Ob in der Nähe wer?
Die ganze Haide war leer, —
Mir will der Atem vergehen,
Wenn ich daran gedenke.

Und hat ihn einer verloren,
Ich war nicht Schuld daran,
Nun bin ich ein reicher Mann, —
Es sauß mir noch in den Ohren,
Wenn ich daran gedenke.

Ein Wetter ist aufgefliegen,
Es blitzt am Himmelsrand,
Ein Vöglein slog dich am Grund, —
Ich seh' es noch heute fliegen,
Wenn ich daran gedenke.

Und hab' ihn verloren wer immer,
Ich geb's nicht wieder heraus;
O, wär' ich nur erst zu Haus:
— Noch seh ich der Blitze Schimmer, —
Wenn ich daran gedenke.

Der Regen tauchte nieder,
Der Donner hat gekracht,
Als wär' es in der Schlacht,
— Mir jillern noch die Glieder,
Wenn ich daran gedenke.

Wollt' mich's nur nicht erschlagen,
Die einsame Linde dort,
Das wär' ein schühender Ort
— Ich seh sie noch heute ragen,
Wenn ich daran gedenke.

Doch als ich ihr nah' gekommen,
Da hat es gezickt und gezackt
Und im Wipfel geknackt und geknackt, —
Noch heut wird mir beklommen,
Wenn ich daran gedenke.

Das war erst ein laubes Begrühen,
Das Schlimmere kommt schon noch nach:
Ich such' mir ein sichrerer Dach,
Noch such's mir in den Füßen,
Wenn ich daran gedenke.

Doch als ich eilig vorüber
Mit meinem Kunde gewollt,
Da ruff's: mein Gold, mein Gold!
Noch läufst mir's eiskalt über,
Wenn ich daran gedenke.

Das hat im Traum gesprochen,
Der dort unter'm Baume ruht.
Ei sieh! Wir kennen uns gut! —
Noch fuhr' mein Blut ich kochen,
Wenn ich daran gedenke.

Der hat mir seinen Daumen
Gar oft aufs Aug' gefehlt,
Der hat mich arg gehehlt! —
— Noch klebt mir die Zunge am Gaumen,
Wenn ich daran gedenke.

Der hat mit Kind und Weibe
Mich vor den Pflug gespannt,
Mir such' nach ihm die Hand,
— Noch pocht mir das Herz im Leibe,
Wenn ich daran gedenke.

Ich nehm' ihm hier das Leben,
So wahr ich diesen Ath
Mit meiner Hand gefaßt, —
Noch will mein Arm sich heben,
Wenn ich daran gedenke.

Doch als ich, um ihn zu erschlagen,
Herau trat an den Wicht,
Da wellert's mit giftgrünem Licht, —
Noch heut' will die Luft mir verlagern,
Wenn ich daran gedenke.

So, so! Der Herrgott droben
Hat ihn sich selbst ersch'n?
Da bleibe abseits ich stehn, —
Noch fuhr' ich der Adern Toben,
Wenn ich daran gedenke.

Nun wird ihn der Bliz erreichen,
Geh, Vöglein, was sich dich an?
Der ist ein gezeichneter Mann!
— Noch heut' seh' ich's über ihn streichen,
Wenn ich daran gedenke.

Der Bliz wird dich mit ihm erschlagen!
Laß' doch die Mückenjagd! —
Wie eigen es ruff' und klagt!
Noch heut' hör' ich es klagen,
Wenn ich daran gedenke.

Es will sich nicht scheuchen lassen,
Es kreiß um ihn fort und fort
Und weiß nicht, wie schlimm der Ort, —
Noch heute will Angst mich erfassen,
Wenn ich daran gedenke.

© daß sein klagen Singen
Es doch nur lassen wollt!
Mir brennt in den Händen das Gold!
— Noch hör' ich des Stimmleins klingen,
Wenn ich daran gedenke.

Ich muß den Schläfer wecken,
Sonst geht es rimmer gut.
Wach auf, du Kattenbrut!
— Ich seh' ihn noch heut' aufschrecken,
Wenn ich daran gedenke.

Da sind deine güldnen Dreier!
Mach fort, du weißt wer ich bin,
Und damit warf ich sie hin.
— Noch höhnt mich des Goldes Feuer,
Wenn ich daran gedenke.

Er rafft seinen Mamon zusammen,
Und als er entronnen kaum,
Da schlägt der Bliz in den Baum.
— Ich seh' ihn noch heute flammen,
Wenn ich daran gedenke.

Nun, Vöglein, laß da brennen,
Was brennen will, und kommu',
Dein Stimmlechen klingt so stumm;
Will dich meine Warnerin nennen,
So lang' ich daran gedenke.

Möcht' nicht mit jenem laufen,
Bin ich gleich wieder arm
Und voller Not und Harm, —
Ich kann dir doch fröhlich laufen.
So oft ich daran gedenke.



Abendläuten.

Ich lege die Hände zusammen
Und seh' wie im Gebet,
Das Läuten wie wehende Flammen
Mir durch die Seele geht.

Das Tiefste beginnt sich zu regen,
Ich fühl' mich plötzlich groß!
Es will sich gestalten, bewegen,
Es jillert und ringt sich los.

Emil Schering.

Ach ja! nun fühl' ich's ganz und gar ...

Ach ja! nun fühl' ich's ganz und gar:
— Es ist kein böser Wahn —
Ein Kösschen mit dem blonden Haar,
Du hast mir's angethan!

In deiner Augen tiefes Blau
Verlehn' ich Sinn und Blick,
Und sich'rer werd', je mehr ich schau,
Mein ganzes Mähgeschick.

So hat der Fischer einst geschaut
Ins Wasser tief und klar,
Da lockt ihn eine Nixe kraul,
Bis er verloren war.

Hans Müller.

Donna Inez.

Land der Sonne, Land der Palmen,
Land der rauchenden Vulkane,
Land der schimmerndweißen Städte,
Sei begrüßt, mein Mexiko!

Tief in Klüften rauschen Wasser
Unterirdisch wilder Ströme;
Unbestimmte Töne dringen
Durch das Schweigen auf der Ebne.

Riesenblumen hauchen Düfte
Süßnarctisch, seltsam prickelnd,
Und die Stämme der Madroños
Glühen feuerrot im Mondlicht.

Glänzt aus dem Madroñoahaine
Lichterhell ein weißfern Städtchen:
Auf der Alameda wandelt
Eines Volkes bunte Menge:

Cavalieri und Peonen,
Indianer, frische Mönche,
Und in prächtigen Mantillen
Graziöse schöne Frauen!

Wie das Alles gleißt und funkelt,
Wie die blanken Dolche blitzen,
Wie die Ohrgehänge strahlen
Und Juwelen flüßig schimmern!

Und auch du nahn', Donna Inez.
Ach, mich packt ein jäh Erschrecken!
Bist du's wirklich? Welch ein Zauberer
Hat so tödlich dich verwandelt!

Wohin schwand die schlanke Taille
Und die Glut der dunklen Augen,
Wohin sind der Wangen Strübchen
Und dein blauschwarz-lockig Haar?

Eine watschende Matrone
Von dem Anfang einer Tonne
Kommst du matt daher. Es heimt
Dir ein Bärtchen auf der Lippe ...

Denkst du noch des locken Abends, —
Wohl fünf Lustra sind veronnen. —
Als du vor der heißen Fonda
Reizend den Landango tanzt?

Leppig wogt' dein wirr Gelocke
Auf die bloßen Schultern nieder,
Und des Busens runde Wölbung
Sprengte schier des Kleides Hütle!

Wie bezaubernd war dein Lächeln!
Einen Stein erweckt's zum Leben,
Und ich fühl', ein kühler Deutscher,
Cavaglut zum Herzen strömen ...

Und so weih' ich eine Fährte
Still den weggeschwundenen Fahren ...
Erücht' er uns die Jugend wieder,
Einen Kronreif gab' ich drum ...

Also dacht' ich. Zu der Fonda
Leucht' ich heut wie einst die Schritte:
Hinter'm Stamm der Sierra Madre
Schwand des Mondes Feuerfisch!

Mar Giesewetter.



Die Litteratur der Bulgaren.

Von Karl Emil Franjos.

II.

Das Volkslied. Die Türkenherrschaft.

Tiefe Nacht der Barbarei senkte sich auf das Land. Sie sollte vier Jahrhunderte währen. Wir aber wollen nun verfolgen, wie das Licht geistigen Lebens in dieser Nacht erloschen und dann, wie es sich langsam wieder entzündet. . . .

Das Erlöschen geschah rasch und jäh. Man darf behaupten, daß die türkische Herrschaft das bulgarische Volk binnen zwei Generationen zu einem dumpfen, stumpfen Helotenvolk hinabdrückte. Freilich gingen die beiden Hauptschläge, unter denen das geistige Leben ins Grab sank, nicht unmittelbar von den Türken aus, sie waren nur eine Folge ihrer Invasion. Erstlich bekehrten sich sofort der ganze Bojarenstand und die Mehrzahl der Bogomilen zum Muhamedanismus. Warum der Adel Glauben und Volkstum abthat, liegt klar: es geschah, um seinen Besitz zu retten. Die Gründe jedoch, welche die Bogomilen zum Abfall bewogen, liegen in tiefem Dunkel. Es geschah gewiß nur zum geringsten Teil, um den irdischen Besitz zu retten, dafür bürgt der Geist der Sekte nicht minder, wie die soziale Stellung ihrer Glieder. War es ihr heißer Haß gegen das orthodoxe Christentum, welcher sie dem Islam in die Arme trieb, um unter seinem Schutze Rache an dem Todfeind zu nehmen? Aber dagegen läßt sich mit Recht einwenden, daß die Bogomilen fanatische Christen waren, denen der Islam noch verhasster war, als anderen christlichen Sekten. Der wahre Grund liegt sicherlich tiefer, ist sicherlich ein rein religiöser. Höchstwahrscheinlich trieb jene feyerliche Sekte des Islam, welche Mahmud Bedreddin in den bulgarischen Bergen gegründet hatte, die Bogomilen zum Abfall. Mahmud predigte eine sonderbare Lehre, die gleichermaßen im christlichen, wie im muhamedanischen Mystizismus fußt: Verbrüderung beider Religionen, Armut und Kommunismus. Das mochte auf die Bogomilen wie die Offenbarung eines verwandten Geistes gewirkt haben. Was immer jedoch

ihren Abfall herbeigeführt haben mag, er war ein schwerer Schlag für das bulgarische Volk. Wie es durch den Abfall der Bojaren führerlos geworden, so verlor es nun auch jene Volksgenossen, in denen bisher das nationale Geistesleben denn doch trotz aller Kessele am kräftigsten pulsiert. Der zweite Hauptschlag aber, der die Bulgaren traf, war die Unterwerfung ihrer Kirche unter das Patriarchat von Konstantinopel, schon im 15. Jahrhundert dem Geiste, wenn auch erst später der Form nach. Das war das furchtbarste Unglück, das sie hätte ereilen können: nun waren sie der erbarmungslosen Willkür ihrer bittersten Feinde, der Phanarioten, hilflos preisgegeben. Mit jäher Eist hatten diese den Türken, welche sich sonst um die hierarchischen Verhältnisse der Kajah wenig bekümmerten, dieses Zugeständnis entlockt; mit plumper Grausamkeit nutzten sie es aus. Fluchwürdiger hat sich im Lauf aller Geschichte selten ein Volk an dem anderen vergangen, als die „Hellenen“ in der Türkei an ihren bulgarischen Glaubensgenossen. Ihre Motive waren teils nationale, teils grob materielle; einerseits hofften sie dadurch, daß sie die Kirchensprache gräzisierten, als Popen nur Phanarioten oder bulgarische Renegaten anstellten und die Manustripte und Bücher der altslovenischen und bulgarischen Litteratur vernichteten, ihren Lieblingsplan, die Hellenisierung der Slaven, durchzuführen zu können, andererseits wollten sie durch Ausfagung dieser Däwese ihrem schwer verschuldeten Patriarchat aufhelfen. Es hat manche unwürdige Priesterkaste auf Erden gewaltet, aber sicherlich keine unwürdigere, als die phanariotische unter den Bulgaren. Ihre Sittenlosigkeit, ihre Geldgier ist nicht mit Worten zu schildern. Alle Stellen waren käuflich und wurden teuer bezahlt; natürlich suchten dann auch der Patriarch und der Erzbischof, der Bischof und der Erzpriester, der Pape und Zegumen (Abt) nicht bloß den Kaufpreis und bequemen Unterhalt, sondern Versorgung seiner ganzen Familie herauszuschlagen. Daneben wurde in brutalster Weise, durch alle Mittel der List und Gewalt, das Neuhellenische an Stelle des Sla-

wischen gesetzt. Ein Volk von leibeigenen Bauern, dessen geistliche Berater die schlimmsten Feinde seiner Rationalität waren, so stellt sich der Zustand der Bulgaren schon wenige Jahrzehnte nach dem Untergang ihrer Selbständigkeit dar. Und nun rechne man noch den Druck der Staatsgewalt hinzu, der zunahm, je mehr die Zerstörung am goldenen Horn wuchs und schließlich zu einem Raubsystem ausartete, das den Unterdrückten wenig mehr übrig ließ, als das nackte Leben! „Unser Volk“, sagt Drinow, „war tot; die Bulgaren waren kein Volk mehr, sondern nur ein Haufen unterjochter, bedrückter, ruinierter Leute. Sogar das Wort „Marob“ (Volk) verlor sich damals und an seine Stelle trat das dem Griechischen entnommene „Ghora“, was das zu Milken und Lasten verurteilte Landvolk bedeutet. Gelangte wirklich Jemand zu einem menschenwürdigeren, bürgerlichen Leben, so hörte er auch schon auf, Bulgare zu sein, und wurde Grieche, weil es dem Bulgaren gar nicht zutram, ein bürgerliches Leben zu führen; so etwas durfte sich nur der Grieche erlauben. Der Bulgare mußte Bauer bleiben, geboren zu schwerer Arbeit.“

Man sieht, das Schicksal der Bulgaren war womöglich noch härter, als jenes der anderen slavischen Rajah, z. B. der Serben; diese hatten auch unter der Türkenherrschaft doch mindestens ihr Patriarchat und damit eine nationale Kirche behalten. Daß unter solchem Sturm und Druck bei den Nachkommen jenes Volkes, das einst zur Zeit Simeon's des Großen der gesamten Slavenwelt eine Leuchte gewesen, jegliches geistige Leben erlosch, daß in die tiefe Nacht, in der die armen Hürigen dahinlebten, kein Lichtstrahl der Kultur drang, ist leicht begreiflich; aber wie ein Wunder muß es uns anmuten, daß die Verknechteten trotz der wütigen Anfeindung ihre Sprache und bis zu einem gewissen Grade auch ihr Volksbewußtsein wahrten. Das ist sicherlich ein Beweis für die Zähigkeit und Ausdauer der Nation. Mochte ihnen auch der Türke den Leib knechten, der Phanariote die Seele, die Bulgaren führten fort, die Sprache ihrer Väter zu sprechen und die Lieder zu singen, in denen der einseitige Glanz ihres Volkstums verklärt fortlebte.

Das Volkslied ist die einzige Offenbarung des bulgarischen Volksgeistes in jenen vier Jahrhunderten, die vom Untergang der bulgarischen Macht und Litteratur bis zum Wiederaufleben des letzteren verstrichen sind. Von den für alle Zeit erhaltenen, d. h. aufgezzeichneten und gedruckten Liedern stammt sogar der größte Teil ungewisselhaft aus den Zeiten der Türkenherrschaft; nur wenige dürften älter, nicht viele jünger sein. Darum ist für den Versuch, diese Erzeugnisse des Volksgeistes zu charakterisieren, hier der richtige Ort, obwohl erst in der jüngsten Zeit — seit 1842 — Sammlungen erschienen sind, sodaß eine kritische Würdigung der Thätigkeit der Sammler in einen späteren Abschnitt gehören würde. Doch müssen wir

auch diese vorausgreifend schon hier geben, weil sie allein Aufschluß darüber gewähren kann, welche Schwierigkeiten sich vorläufig einer Charakteristik des bulgarischen Volksliedes entgegenstellen und wie jedes Urteil über dasselbe zur Zeit naturgemäß nur ein bedingt richtiges, der Vervollständigung bedürftiges sein kann.

Der Ruhm, die Bahn gebrochen zu haben, gebührt mittelbar der deutschen Romantik, von deren Einflüsse die ersten sammelnden Reden dieses lange verstumten Volkes noch in der Folge Erwähnung gesehen soll. Unmittelbar gehört dieser Ruhm jenem kraft- und eifervollen serbischen Banerensohne, der, in Wien mit deutscher Bildung durchtränkt, zum Erwecker seiner Nation wurde: die ersten bulgarischen Volkslieder druckte Buk Stephanowitsch Karadschitsch 1815 in seinem Büchlein: „Pesmarica Srpska“ („Serbisches Liederbuch“). Es waren einige wenige „Frauenlieder“, die fast spurlos vorübergingen, aber das Verdienst beanspruchen dürfen, den Bulgaren eine Kraft zugeführt zu haben, die an ihnen daselbe edle und mächtige Werk vollziehen wollte, das Karadschitsch an seinen Volksgenossen vollbracht. Es war dies der Arzt Georg Venelin, von dessen Lebensgang und energischer Einflüsse auf die Erweckung der neubulgarischen Litteratur später eingehend zu berichten sein wird. Hier nur so viel, daß Venelin in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre rasilos, obwohl immer mit der härtesten Not kämpfend, die von den Bulgaren bewohnten Landstriche der Türkei nach allen Richtungen durchzog, um neben anderen ethnographischen und historischen Materialien Volkslieder zu sammeln. Als Ankündigung des großen, wenn auch nicht gehörig gesicherten Schatzes erschien 1835 seine überaus begeisterte, aber gleich allen seinen anderen Schriften durch kritiklose Ueberschwänglichkeit entstellte Broschüre: „Ueber den Charakter der bulgarischen Volkspoesie“. Die Sammlung selbst gedruckt zu sehen, blieb ihm aus sehr sonderbaren, gleichfalls später noch zu würdigenden Gründen verjagt. Die Volkslieder wurden erst 1855 unter Bezjonow's Redaction publiziert; die Versuche, die dem lange und sehnlichst von den Bulgaren erhofften Erscheinen dieser Sammlung vorangingen, einige Lieder, die Gregorowitsch, Gerow, Palanzow und Vagojew gesammelt hatten, waren der Zahl nach nicht erheblich, blieben aber auch in ihrer Echtheit nicht ganz unangefochten, wenn sich auch die kritischen Einwendungen diesen Gesängen gegenüber im wesentlichen nur darauf beschränken, daß die Aufzeichner einzelnes in der Form „schöner“ gestaltet, oder mehrere eigene Gedichte eingeschmuggelt. Auch gegen die von Bezjonow herausgegebene Sammlung Venelins haben sich in letzter Zeit ähnliche Bedenken erhoben; im allgemeinen darf sie noch heute als relativ zuverlässig gelten, und wird nach dieser Richtung nur von der 1861 von den Brüdern Demeter und Kon-

stantin Miladinow herausgegebenen Sammlung: „Bulgarski narodni pesni“ („Bulgarische Volkslieder“) übertreffen. Wie weit sich die elf Jahre später von Pafil Tscholakov veröffentlichte Sammlung in der Folge noch als echt erweisen wird — derzeit tobt unter den bulgarischen Gelehrten noch der Streit über den Grad von Tscholakov's „Wissenschaftlichkeit“, d. h. darüber, wie viele von jenen Liedern er selbst gedichtet und wie viele er nur „durchkorrigiert“ habe — mag dahingestellt bleiben; gewiß aber ist schon heute, daß gerade jene Sammlung, die sofort nach ihrem Erscheinen die größte Sensation hervorrief und bisher dem Anlande gegenüber fast ausschließlich das bulgarische Volkslied repräsentierte, von Anfang bis zu Ende eine Fälschung ist.

Wie es der Gede Wenzel Hanfa 1817 mit seinem Gewissen für vereinbar hielt, einige epische Versuche, die er in möglichst altertümlider Form gedichtet, in mittelalterlichen Schriftzügen auf Pergamentblätter zu schreiben und dann das Ganze im Gewölbe des Königinhofer Kirchturns „aufzufinden“, um seinem Volke, da es keine ehrwürdigen Sprachdenkmale hatte, dieselben aus eigener Kraft zu bejahen, so „sammelte“ von 1860 ab ein aus Bosnien stammender, zu Serež in Bulgarisch-Mazedonien wohnhafter Ex-Merker, Stephan Werfowitsch eine Reihe höchst merkwürdiger Gesänge, die schon als Manuskript so großes Aufsehen erregten, daß sich die serbische Regierung entschloß, sie 1874 auf Staatskosten nicht bloß in der Ursprache, sondern auch zugleich in wörtlicher französischer Uebersetzung erscheinen zu lassen. Der Titel: „Veda slovena“ („le veda slave“) war stolz und vielversprechend genug, aber man muß zugeben, daß er eher zu wenig als zu viel jagte. Diese Lieder, ein kleiner Teil der ganzen Sammlung von einer viertel Million Versen, welche der fleißige Forstler zusammengebracht, repräsentierte einen Schatz von so hohem Altertum, wie ihn sonst kein europäisches Volk besitzt; die ältesten Stücke enthielten Erinnerungen an die indische Urheimat aller Staven, andere, jüngere, erzählten die Einwanderung in die Balkanländer; die relativ jüngsten berichteten von den bald feindseligen, bald friedlichen Verührungen der Thraxier, die sich nun unzweifelhaft als Bulgaren nachweisen ließen, mit den Hellenen. Besonders schön und rührend war darunter das Lied vom albulgarischen, bis dahin nur aus der hellenischen Sage bekannten Dichter Orpheus. Aber nicht bloß die gesamte alte Geschichte der Südslaven und aller Völker, die je mit ihnen in Verührung gekommen, trat durch diese Entdeckung mit einem Schlag in klares Licht, das die bisher aufgestellten Hypothesen westeuropäischer Forstler als leere Hirngespinnste erscheinen ließ, auch über die Mythologie der heidnischen Slaven mußte man nun mindestens ebensoviel, als über jene der Griechen und Römer, ja eigentlich noch weit mehr: wer auch nur ein ein-

ziges dieser Lieder, z. B. jenes von der Ehe des Sonnengottes mit dem Mägdelein Wylkana las, konnte nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß die Volksreligion der heidnischen Südslaven ein heller, freudiger, geistvoller Naturdienst gewesen und sich einen Olymp erkauft, der teils an den indischen, teils an den hellenischen erinnerte, aber offenbar älter war, als der letztere, sodaß die Vermutung, den Hellenen seien auch von Thraxien her Elemente ihrer Volksreligion zugeflossen, dadurch ihre überraschende und glänzende Bestätigung erhielt: sie hatten überhaupt so ziemlich alles von den alten Bulgaren bezogen, insbesondere auch die schönen Göttergestalten des Phöbus Apollo, der Selene und des Hephaistos. Nur der albulgarische Zeus war etwas anders als der hellenische, tüchtiger und tugendhafter. Einzelne Einrichtungen seines Hofstaates erinnerten an den germanischen Götterglauben; insbesondere waren die Dewa's den Walküren merkwürdig ähnlich.

Aber die Welt ist undankbar, und wer ihr zu viel schenkt, den belegt sie leicht mit dem Verdachte der Falschmünzerei. Selbst in Bulgarien war die Begeisterung über die neuen Funde nur im Volke groß und ungetrübt; unter den Gelehrten schüttelten einige bedenklich das Haupt, auch wenn sie aus Patriotismus nicht zu reden wagten. Noch kühler verhielten sich die Russen, und was nun gar die bösen Gelehrten des Westens betrifft, so sprachen sie sofort von Schwindel und zwar von grobem, durch die maßlose Uebertreibung ungeschicktem Schwindel. Aber auch an Verteidigern fehlte es nicht, und der fleißige Werfowitsch mußte den wankenden Glauben durch immer neue Funde so sehr zu beleben, daß ihm die Freude wurde, in Auguste Dozon einen französischen und in Georg Rosen, wenigstens bezüglich einzelner Stücke, einen deutschen Uebersetzer zu finden; die Zweifler im eigenen Volke aber wurden kurzweg als unpatriotisch, als Verkleinerer der bulgarischen Größe abgethan. Kurz, die Sache nahm anfangs denselben Verlauf, wie der Streit um die Königinhofer Handchrift, bis sich auch hier der wissenschaftliche Sinn und die Ehrlichkeit endlich stärker erwiesen, als die falsche Rücksicht auf die nationale Empfindlichkeit. Wie die slavischen Gelehrten Mikloficz und Alois Schembena die Fälschung des Wenzel Hanfa enthüllt, so wiesen Zircel und Drinow jene des Stephan Werfowitsch nach. Einzelne Gläubige mag der Mann aus Serež noch heute haben; im allgemeinen ist dem „slavischen Veda“ das verdiente Schicksal bereits geworden.

Man sieht: das bulgarische Volkslied schon heute eingehend charakterisieren zu wollen, wäre eine Aufgabe, deren sich nur ein Mann von der Wissenschaftlichkeit eines Tscholakov und der Phantasie eines Werfowitsch gewachsen fühlen könnte. Noch ist verhältnismäßig wenig gesammelt, etwa 1500 Lieder,

und von diesen wenigen ist ein beträchtlicher Teil entschieden falsch, ein anderer zweifelhaft. Aus denselben Gründen erklärt sich wohl auch der Mangel an Vorarbeiten von slavischer Seite. Sehen wir von jenem Schriftchen Venelin's ab, so ist Bezsonow's Einleitung zur Venelin'schen Sammlung, welder auch Pypin und Spasowicz in ihrer „Geschichte der slavischen Litteraturen“ folgen, als der erste Versuch dieser Art zu betrachten. Eben darum wird man es begreiflich und verzeihlich finden, wenn sich die nachstehende Darstellung auf die wichtigsten und un- zweifelhaft feststehenden Momente beschränkt.

„An echter Volkspoesie“, — sagt Georg Rosen in seinem Werke über die „Balkan-Haidulen“ (Leipzig 1878) — „ist die bulgarische Nation wohl reicher, als irgend ein Volk Europas“. Das ist ein energisch formuliertes Urtheil, und daß es der beste Kenner der bulgarischen Volkspoesie in Deutschland, der verdienstvolle Uebersetzer derselben fällt, dem wir neben dem eben genannten Werke auch die „Bulgarischen Volksdichtungen“ („Gesammelt und ins Deutsche übertragen“, Leipzig 1879) verdanken, macht es zu einem schwerwiegenden. Gleichwohl wird es nicht anrecht zu erhalten sein, und auch die Slaven urtheilen anders. Rosen vindiziert den Bulgaren diese Auszeichnung erstlich deshalb, „weil die Volkspoesie bei ihnen aus sozialen Schichten hervorgeht, in die das Licht der Schulbildung entweder noch gar nicht oder doch in rein äußerlicher, das Innere des Menschen unberührt lassender Weise gedungen.“ Die Thatfache ist natürlich zuzugeben, aber gilt sie etwa nicht von den Serben und Kroaten, Rumänen und Albanesen, kurz so ziemlich von allen Volksstämmen der Balkanländer, ja Halbinseln überhaupt, in gleicher Weise? Womöglich in noch höherem Grade, antworten wir, und verweisen darauf, daß die Bulgaren, wie später zu berichten sein wird, ihr Schulwesen weitaus energischer entwickelt haben als die Nachbarvölker. Vermuthlich hat jener, bei einem Manne von Rosen's Sachkenntnis geradezu unbegreifliche Glaube an den biederen, unermüdbaren Werthowitsch aus dieses Urtheil verankert: eine Volkspoesie, welche die gesamte Mythologie aus heidnischer Zeit in solcher Lebendigkeit, Fülle und Anschaulichkeit bewahrt hätte, wäre der Gipfelpunkt alles „Unberührten“ gewesen. Nicht erheblicher will uns Rosen's zweiter Grund erscheinen. Er findet die Volkspoesie der Bulgaren auch deshalb so ganz besonders echt und unverfälscht, „weil die Dichter betrefis der Versform, der zu gebrauchenden Ausdrücke und Wendungen, und sogar vielfach der Gedanken so sehr an ein im Volksmunde lebendes nationales Gemeingut gewiesen sind, daß jede neue Produktion nur als wenig modifizierte Gestaltung von etwas schon Dagewesenem erscheint und der Name der Verfasser in dem Meer des dichterischen Gesamtvolks verjett bleibt. Wenn diese Dichter

schreiben könnten, und die Vorarbeiten ihnen geschrieben und gedruckt vorlägen, da würde man sagen, daß sie mehr mit der Papiersehere, als mit der Feder gearbeitet“. Ein charakteristischer Zug dieser Volkspoesie ist hier allerdings angedeutet, aber er spricht keineswegs für ihre besondere Echtheit. Auch bei dem Volkslied anderer Nationen kennen wir die Namen der Verfasser nicht; auch hier sind die Dichter an ein „im Volksmunde lebendes, nationales Gemeingut“ gewiesen. Wenn bei den Bulgaren allerdings diese Aehnlichkeit der Lieder untereinander so stark hervortritt, daß die ununterbrochene Festsüre einer oder gar mehrerer Sammlungen unbeschreiblich sein Genuß ist, so hat dies unseres Erachtens, selbst wenn wir den schlimmen Gedanken an die Papiersehere der — Sammler ganz ablehnen, nur eben darin seinen Grund, weil die dichterische Begabung und damit die individualisierende Kraft der Bulgaren geringer ist, als jene anderer Völker, insbesondere der Serben. Es ist also kein Vorzug, sondern ein ästhetischer Mangel, auf den Rosen's Bemerkung hinführt.

Wir haben eben das Volkslied der Serben zur Vergleichung herangezogen, nicht bloß, weil dasselbe den deutschen Lesern aus unzähligen und darunter ganz vortheilhaften Uebersetzungen bekannt ist, sondern auch der inneren Aehnlichkeit wegen. Wer flüchtig zusieht, wird die Volkslieder der drei süd-slawischen Hauptstämme, der Kroaten, Serben und Bulgaren, nicht von einander unterscheiden können, sofern er auf Uebersetzungen angewiesen ist, und ist dies nicht der Fall, so bleibt ihm doch zunächst die Sprache das wichtigste Merkmal. Wer dies bezweifeln sollte, sei daran erinnert, daß jeder der drei Stämme dem anderen oft genug einen Teil seiner Volkslieder entwendet; zwischen Serben und Kroaten ist dies sogar ein ganz stereotypes, seit Jahrzehnten gelübtes litterarisches Spiel, welches, da es auf voller Gegenseitigkeit beruht, eigentlich beiderseits mit mehr Gemütsruhe aufgenommen werden könnte. Auch zwischen serbischen und bulgarischen Sammlern sind aus dem gleichen Anlaß schon häufig und gewiß nicht grundlos die wichtigsten Höfflichkeiten ausgetauscht worden.

Die Möglichkeit dieser Thatfache erklärt sich zunächst aus der völligen Gleichheit der metrischen Form. Nur das epische, das „Männer-“ oder Heldenlied hat eine feste Kunstform, die zechnsilbige Verszeile, mit der häufigen aber nicht unentbehrlichen Cäsur nach der vierten Silbe, reimlos, ohne strophische Anreihung. Trochäisch ist dies Versmaß nicht, wie z. B. Goethe glaubte, und noch heute die deutschen Dichter meinen, die den „serbischen Zänzfänger“ nachahmen; der Südslave kennt den Unterschied zwischen langen und kurzen Silben und berücksichtigt ihn, ähnlich wie der Franzose, zuweilen um Wirkungen besonderen Wohlklang zu erzielen; aber ein Geheiß seiner Metrik ist der regel-

mäßige Wechsel betonter und unbetonter Silben nicht; sie werden gezählt, nicht gewogen. In den lyrischen Gesängen, den Frauenliedern, wechselt im Verse die Anzahl der Silben; sie sind auch hier und da gereimt, jedoch nicht strophisch gereimt.

In dieser völligen Gleichheit der metrischen Form gefestelt sich eine weitgehende Uebereinstimmung der Vortragsweise. Wie bei den Serben, so werden auch bei den Bulgaren die Lieder nicht eigentlich gesungen, sondern in einem bestimmten Tonfall rezitiert, und zwar größtenteils in Begleitung der „Gusle“, des primitiven, südslavischen Saiteninstrumentes. Hier wie dort sind die Stoffe und Formen je nach Geschlecht des Vortragenden streng geschieden, sodas die Einteilung in „Zenski pesni“, Frauenlieder, und „Junacki pesni“, Helden- oder Männerlieder, nicht bloß einen formalen, sondern auch einen inhaltlichen, also einen Unterschied der ästhetischen Kategorien bedeutet. Das Männerlied ist vorwiegend rein epischen Charakters; es schildert die Thaten berühmter Helden und Räuber; auch die Legenden fallen den Männern zu. Die Frauenlieder teilen sich in solche zu bestimmten kirchlichen Festen, Hochzeits- und Tanzlieder. Bei den letzteren hat man keineswegs durchweg an heitere Gesänge zu denken; der Tanz ist bei den Südslaven eine recht ernsthafte Verrichtung, und wer ihn jemals gesehen, wird sich nicht darüber wundern, das viele Kenner dieses Volkstums, darunter auch Rosen, den Tanz geradezu als ein Ueberbleibsel vordrisslichen Gottesdienstes betrachten. „Daher das charakteristische Schreiten und der unerbrüchliche Ernst in den Mienen der den Tanz Aufführenden; die überraschende Decenz, auch wo einmal der in der Regel ruhige Tanzschritt lebhafter wird.“ Als ein Gemeinsames ist ferner anzuführen, das das Männerlied immer mehr zur Domäne gewerbmäßiger Sänger, namentlich blinder oder sonstwie verstümmelter Greise geworden ist, sodas es der wohlhabende Bulgare gleich dem Serben als eine Veräußerung an seiner persönlichen Würde betrachtet, die Lieder selbst zu singen, während das Frauenlied einer solchen Beschränkung nicht unterliegt und vielleicht eben deshalb sich lebendiger und abwechslungsreicher entwickelt hat. Man pflegt die serbischen und bulgarischen Frauenlieder kurzweg als lyrische zu bezeichnen, was insofern nicht ganz zutrifft, als auch hier der lyrische Kern fast stets eine epische Einleitung erhält. Will die Bulgarin ihre Sehnsucht nach dem fernem Liebsten schildern, so beginnt sie nicht:

„Ach wie bist Du fern mir, lieber Marko“ . . .

sondern sie schiebt die Einleitung voraus:

„Einsam in dem Garten saß das Mädchen,

„Sag die dunkeläugige Marisa,

„Und sie seufzte: Sag, wo bist Du, Marko? u. i. w.

Das subjektive „Ja“ des deutschen Volkslieds

wird man in dem südslavischen äußerst selten finden. Es ist eine Art objectivierter oder — sit venia verbo — novellistischer Hymn.

Als ein kleiner Unterschied in der Vortragsform beider Völker sei endlich noch der Vollständigkeit wegen verzeichnet, das bei den Bulgaren das Heldenlied in letzter Zeit immer häufiger auch von Frauen gesungen wird, was bei den Serben nicht üblich ist.

Das sich die Volkslieder beider Völker in der Anwendung stehender Epitheta, des Refrains, der Tautologie und Pallologie (Anwendung des Schlussworts eines Verses als Anfangswort des nächsten) begegnen, kann natürlich nicht auffallen; das sind Formen, die in höherem oder geringerem Grade der Volkspoesie aller Völker gemeinsam sind. Aber auch weit über diese fast selbstverständliche Uebereinstimmung hinaus läßt sich die Aehnlichkeit gewisser Wendungen feststellen. Für die Zahlen Drei, Sieben und Neun hat z. B. auch das Volkslied der Bulgaren eine besondere Vorliebe, ebenso für die Einföhrung gewisser Bestimmte, des Mondes und des Morgensterns, als mitführende und spredende Wesen, oder, um wieder ein formales Moment hervorzuheben, für die Einleitung durch Frage und Widerlegung. Aehnlich wie der von Goethe überrepte „Klagegesang von den edlen Frauen des Alan Aga“, beginnen unzählige serbische Volkslieder, z. B. das folgende, von der Talvj übertragene:

„Nieder Gott! O übergroßes Wunder!
Rollt der Donner oder hebt die Erde?
Schlagen Meereswogen an's Gestade?
Nicht der Donner ist es, noch die Erde,
Roch das Meer, das an's Gestade schlägt;
Teilen sich die Heil'gen in die Segen,
Teilen sich Sanct Petrus und Sanct Petrus“ u. i. w.

und ganz ebenso beginnen zahllose bulgarische Volkslieder, so z. B. das von Rosen überrepte:

„Sagt, was jammert in dem dunklen Kerker?
Ist's der Drache, ist's die Aet der Eede?
Wär's der Drache, im Gefirne sah' er,
Wär's die Aet, sie wäre im Gebirge!
Nein, es ist der junge Alan Aga,
Welcher löhnt und jammert, lieblich Achend“ . . .

Wo eine so große Uebereinstimmung der Formen und Wendungen zu gewahren ist, wird man auch ohne Weiteres eine gewisse Aehnlichkeit des Inhalts vermuten müssen. Und zwar mit Recht: in den Stoffen der Heldenlieder, in der geistigen Anbahnung und seelischen Empfindung der Frauenlieder nähert sich das bulgarische Volkslied gleichfalls dem serbischen. Die Erklärung hierfür liegt einzig in der Gemeinsamkeit des ererbten Blutes, der Lebensgewohnheiten, der äußeren Schicksale. An eine Entlehnung darf man nicht denken, nicht einmal an eine allzu starke gegenseitige Einflüßnahme; beide Völker haben schöpferisch ihr Lied ausgealtet. Ob das gemeinamte

poetische Erbe aus der vorhistorischen Zeit, da sie als einheitliches Volk in der Donauebene geseßen, ein so beträchtliches gewesen, wie Rosen vermutet, scheint uns höchst zweifelhaft; aus jenen grauen Tagen

stammt das Volkslied dieser Völker gewiß nicht. Aber war es kein großes Erbe an Liedern und Formen, so doch ein solches an Gewohnheiten und Einrichtungen, so daß die Erscheinung an sich nichts rätselhaftes hat. (Ein dritter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Es begegnet dem Kritiker nicht alle Tage, daß er beim Durchblenden einer Sammlung sich fragt: „Was und wie mag der Mann wohl sein?“ Im Gegenteil — seine Frage ergiebt sich da, allen guten und bösen Sditeru seine Frage, seltener, als die nach dem Menschen, der hinter dem Buche steckt, denn zumeist steckt eben seine Individualität dahinter, sondern ein Etwas, das Verse macht, wie sie Tausende vor ihm angestrichelt haben, Tausende neben ihm anfertigen und Tausende nach ihm anfertigen werden. Bei dem Büchlein, dem diese Zeilen gelten, hat sich uns jene Frage aufgedrängt, und zwar immer lebhafter, je mehr wir lasen. Ein nur 84 Seiten umfassendes, schlicht ausgestattetes Büchchen: „Gustav Renner. Gedichte. Rigdors-Berlin, Selbstverlag des Verfassers,“ dazu auf dem Umschlag naiver Weise die Bezeichnung: „2. Auflage“ — der Mann muß offenbar recht weltfremd sein. Aber nun erst der Inhalt! Erschütternde Klagen über Dünkel und Armut schlagen an unser Ohr, dazwischen geht der Ruf heißen, ungetrübten Schmachtes nach Schönheit, nach freien, geläuterten Lebensformen — später wird vom „Meister“ gesprochen — also ein Handwerker. Dann jedoch sagten wir uns: möglich, daß er's äußerlich ist, innerlich gehört er nicht zu den sogenannten Dichtern „aus dem Volke“, weder was die Ausdrucksweise, noch was die Weltanschauung betrifft; ist er eben Einer, der in jeder Hinsicht abseits steht und fordern dürfte, mit besonderem Maß gemessen zu werden, schon um seines Talents willen, auch wenn ihm nicht sein eigentümliches Schicksal ein Recht darauf gäbe. Ein schweres Schicksal, denn ein Mensch von welchem Gemüt muß viel gelitten haben, ehe er Verse wie die folgenden schreiben konnte:

Dem Pöbel reich' ich nicht die Hand, die reine,
Obgleich ich seinem Boden bin entsprossen
Und das Weichid ihn gab mir zum Genossen —
Ich kenn' ihn nicht, sein Ziel ist nicht das meine.

Wenn aus den Höhn'n, wo thronet die Welt, die feine,
Verachtung stromweis mir aus's Haupt gossen,
Habt Ihr mit schmerzgem Weich mich begossen,
Liff' Ihr aus niedren Reich mich in die Weine.

Doch Schmutz bleibt Schmutz! Mag liegen er auf Höhen,
Ob in den Thälern, 's ist dieselbe Sorte
Und selten ist das Gold am jedem Orte.

Es gilt mir gleich, ob Du ein Lump im Trade,
Ob Du ein solcher in geriffener Jacke —
Ich hoff' Euch Alle, wo Ihr woget stehen.

Noch einmal: wer mag dieser Gustav Renner sein? Eine Resension, die uns zur Zeit, da uns das Büchlein beschäftigte, vor Augen kam, enthielt Angaben darüber, die uns nur in einem Punkte übertrahen: Renner war Buchbinder-Geselle (wir hätten eher auf einen Segler getaten), hat seinem Handwerk Ballet vorgesagt und will nun — und dies eben kommt uns unerwartet — Maler werden, obwohl er bereits volle dreißig Jahre alt ist und es sich um eine Kunst handelt, die, wie seine andere, der technischen Vorbildung bedarf. Nun, was aus Renner als Maler werden mag, wird die Zukunft erweisen, aber der Dichter verdient, daß man auf sein Buch hinweist, verdient es — das sei hiermit wiederholt —, von allem Mitgefühl mit seinem Angen, allem Reiz der Kuriosität abgesehen, um seiner Begabung willen. Er selbst scheint freilich anderer Meinung:

Mir gab Natur die leere Harje mit,
Und erst das Leben spannte mir die Zaiten,

Wenn meine Verse ernst und düster schreiten,
Ist es der schweren Tag und Nächte Zeit.

Denn sie erzählen nur, was ich erlitt,
Und wenn sie ihre dunklen Schwingen breiten,
Ihr greller Jammerkrei ballt in die Weiten,
Ist es das Leid, das mir das Herz durchschneit.

Aber nicht sein Leid hat ihn zum Dichter gemacht,
Sondern sein Herz, und seine besten Gedichte sind darum
auch die mild-friedlichen. Zur Probe siehe hier das schöne:
„An den Schlaf“:

O Schlaf, du milder, blauäugiger Schlaf!
Mit welchen Sohlen trittst du an's Lager,
Geschnüdt mit dem duftigen Mantel des Mondlichts,
Um's Haupt gemunden das Diadem
Der prangenden, leuchtenden Sterne!
Du entschirrst die schlauenden, wilden Hoffe,
Die am Tage uns schleiten auf dieser Erde,
Die Reibenschäften; du reichst die Träne,
Den sinnesehenden, betäubenden Schalk,
Dem grämlichen Venker Berrunfft.
Mit liebendem Aufse weckst du auf
Dein gesügeltes Kind, die Phantasie,
Und, endlich entronnen dem strengen Hüter,
Beginnt sie in tollster Lust den Nagen.

O holder Schlaf!
Voll Mitleid lähst du die müden Augen,
Die bleiche Stirn, die heiß geworden
Im granfamen Kampfe des Tages,
Mit dem klaren Born der Bergessheit,
Der tröstend hervorquillt aus blauer Nacht.
Du festest voll Mitleid die stehende Zeit,
Die tönenden Schrittes am Tage vorbeieit,
Die nimmermüde, erbarmungslose,
Erit wenn der Morgen geschäftig heranauß,
Dir leuchtend in's schauvolle, feuchige Antlitz
Mit seiner Fadel in nächsterer Freiheit —
Dann lehrst du schweigend wieder zum Himmel,
Dem Heimatlande, das dich geboren.
O milder, blauäugiger, tröstender Schlaf!

Nicht jedes der Gedichte ist gut, nicht jedes geschmackvoll, und vor allem: auch Renner zahlt seinen Bildungsgang seinen Tribut, der ihm und all seinen Schicksalsgenossen auferlegt ist, er bleibt von den angelesenen Büchern nicht frei und es giebt Gedichte genug, die eigentlich nur aus solchen Büchern bestehen. Das hat nicht verschwiegen sein, wird aber keinen gerechten Beurteiler hindern, sich aufständig an dem Büchlein zu freuen. Es sei unsern Lesern warm empfohlen.

— Max Hauschhofer's dramatisches Gedicht „Der ewige Jude“ hat bei seinem ersten Erscheinen in der „Deutschen Dichtung“ sehr eingehende kritische Würdigung gefunden; wir freuen uns mitteilen zu können, daß der Verlag (A. G. Webersche, Leipzig) kürzlich in der Lage war, eine zweite durchgesehene Auflage erscheinen zu lassen.

— Blinde Liebe. Novelle von Ernst Wichert. Dresden und Leipzig. Carl Neigner. 1895. — Wir schätzen Wichert's christliche, gewissenhafte, verlässige Art aufrichtig und sehen durch Erzähler seines Schlags die Bedürfnisse der Familienblatt-Leser und des Volksbibliothek-Publikums viel lieber bereidigt, als durch die bähische, grellgefärbte, magenverderbende Ware, welche die Heimburg, Ganghofer, Boy-Ed und wie sie sonst heißen mögen, selbieten. Schlechter und unverständiger mitdensen ist Niemand durch diesen wackeren, rastlos schaffenden Schrift-

steller geworden. Aber ein wenig nüchtern ist er, das müssen auch wir zugeben, und ein wenig breit auch, und darum leider auch zuweilen nicht sehr kurzweilig, und weil wir schon an dem „Aber“ sind, so sei auch das letzte und größte nicht verschwiegen: seine meisten Erzählungen sind doch nur durchaus antiebarbare, ja, in ihrer Art öbliche Ereignissequenzen des Kunsthandwerks, aber nicht der Kunst. Mythenrechnen sind wohl nur die ersten Geschichten aus Eitthauern, die alle voll Farbe und markiger Kraft, einschle, so „Anfang und Ende“, geradezu voll Poesie sind. Der fremdartige Stoff ist ihm da offenbar mächtig zu Hilfe gekommen, und es ist ein Meister dieses Stoffs, namentlich der herben Tragik der Verhältnisse, welche das ganze Volk der Eitthauer zum jücheren Untergange bestimmt haben, der diese an sich etwas farblose Erzähler-Pöhylogonomie mit der roten Blut poetischer Leidenschaft bestrahlt. Wie gesagt, über das „Aber“, wie über das Gute an seinem Schaffen, waren wir uns stets einig und hätten nicht geglaubt, noch je ein Buch von ihm zu lesen, welches uns ein stärkeres Lob oder stärkerer Empfehlungen abwägt. Und doch hat uns diese „Blinde Liebe“ da diese Lieberfassung gebracht und sie ist keine nach der erfreulichen Richtung hin. So viel ist gewiss, ein schwächeres Buch hat Wichter bisher nie geschrieben. Schon die Grundidee kann durch ihre Tiefe und Neuheit nicht eben verfließen: Die Liebe macht blind! Wer durch die Brille der Leidenschaft sieht, erkennt Wert oder Unwert des geliebten Menschen nicht. Das dies ebenso oft falsch als richtig ist, daß die Liebe nicht selten erst recht belühelnd macht — und zwar ist es nicht etwa nur höhere, sondern häufig Alltags-Naturen, aus welche sie diese Wirkung übt — dies werden wir uns darin, daß der Erzähler den Satz nur eben im Sinne der Alltagsweisheit gesagt hat. Aber wie führt er ihn durch? Die Fabeln der Novellen, Agnes, die geistvolle, hochstrebende Tochter eines wackeren Gymnasiallehrers, wird von einem ebenso wackeren, aber etwas angegrauten, dafür aber feineren Fabrikanten geliebt, weiß jedoch seine Hand zurück, weil sie ihn nicht liebt und heiratet dann einen mit schließlichem Absicht entlassenen Erbsenrentner und Theater-Bagabunden, der sie natürlich ins Elend bringt, so daß sie wahnsinnig heimkehrt, um im Vaterhause zu sterben. O wie richtig! — Hätte Agnes den Fabrikanten genommen, sie könnte noch heute in tausend Freuden leben, und daß sie sich an den verblumten Schauspieler gebängt hat, daran ist gewiß nur die Liebe schuldig, die ihr die Blinde um die Augen gelegt hat — aber ist dies eine Fabel, die Wichters literarischem Rang entspricht? Dazu stimmt auch die Charakterzeichnung, dazu die Sprache. Wir setzen zwei Beispiele herbei: „Agnes besorgte die kleine Wirtschaft geräuschlos mit der Genauigkeit und Sauberkeit eines geborenen Hausmütterchens, an das doch in ihrer eher hohen Erscheinung und nach außen hin sehr sicheren Lebenshaltung nichts erinnerte.“ (S. 5.) „Es ist“, bemerkte der Vater Professor auf S. 88, als Agnes erklärt, den Fabrikanten nicht zu nehmen, weil sie ihn nicht liebt, „immerhin eine nützliche Sache, sich da, wo so viel zufällige Umstände zusammenwirken, um ein Resultat zu geben, mit geschlossenen Augen auf die Spitze eines Feinzeugs zu stellen.“ — Die beiden Proben mögen genügen; es ist uns nicht leicht gefallen, sie zu citieren, denn Wichter gehört, Alles in Allem, doch unzweifelhaft zu jenen Schriftstellern, die ein gewissenhafter Kritiker lieber loben als tadeln wird.

K. B.

— Frau Bertha Brandt in Berlin hat in pompöser Ausstattung ihre gesammelten Dichtungen unter dem Titel: „Herbstblätter“ im Selbstverlag (Berlin N, Grenzstr. 14) herausgegeben. Es hat uns überrascht, zu erfahren, daß dies die „vierte durchgesehene und vermehrte Auflage“ dieser Gesamt-Ausgabe ist, aber nicht

blos überrascht, sondern auch beschämt, denn angesichts der Schwierigkeiten, denen der deutsche Dichter sonst begegnet, auch wenn er nur eine erste Auflage seiner gesammelten Werke herausgeben will, ist diese vierte Auflage eine ganz ungewöhnliche Erscheinung und der Erfolg muß wohl keine Gründe haben; eine so erfolgreiche Dichterin nicht zu sein — und wir wollen nur offen gestehen, daß wir Bertha Brandt bisher nicht gekannt haben — ist eine rechte Schande. Nun, jetzt, wo wir den Band durchgesehen haben, schämen wir uns nicht mehr, da sich jedoch unglücklicherweise auch andere der gleichen Schuld gegen diesen Genius bewußt sind, so seien sie hiermit dringend eingeladen, es uns gleichzutun und das Buch zu genießen. Es enthält vielerlei, aber alles ist gleich vortreflich und originell. Schon die Vorrede erweist, welche Geistes Mutter unsere Dichterin ist. Wie zart und wahr ist z. B. „Mutterleber“:

Wer eine Mutter hier noch hat aus Erden,
Der preise glücklich sich in aller Still'.
Denn eine Mutter kann noch Trost gewähren,
Wenn man an Allem schon verzweifeln will —
— wie kraftvoll und natürlich die Sprache der Genrebilder aus dem Leben:

Der Vater sprach zu seinem Sohn im Zorn:
Nicht einen Groschen gebe ich Dir mehr,
Du denkst wohl, unerhöplich ist der Vorn?
Ich muß das Geld bedienen mir sehr schwer —
— wie amüsig neckisch die Beiträge zur Selbstbiographie dieser deutschen Sappho, z. B. „Der Tintenflex“:

„Als Kind da schrieb ich ein Gedicht
Aus Buch des Doktor Meyer, — nicht,
Nicht sauber war's zu Ende geführt,
Ich hatte ihm das Buch verschmürrt.
Und in der Angst, daß er's entdeckt,
Hab ich den Kler schnell abgelegt.
Doch ach, zu leben war er doch
Und da grad' kommt der Doktor noch.“

Was aber geschieht nun? Der Doktor Meyer erscheint, die junge Dichterin wendet sich zur Flucht, er aber —

Er schnüzzelt, lächelt und er lacht!
„Nun hab' ich's doch wohl gut gemacht?“
Frug' ich im leisen Nebenmüt,
Er spricht: „Das Ding ist wirklich gut.“

Nur Gines beeinträchtigt uns den Gindrud: es giebt so viele Meyer und auch zahlreiche Doktoren dieses Namens — wir hätten gar zu gern auch den Vornamen und die Adresse des Mannes erfahren, der sich das Verdienst um die deutsche Literatur erworben hat, Bertha zu erst emunert zu haben. Dagegen sagt uns die Dichterin erfreulicherweise über sich selbst ziemlich viel:

Wollt Ihr wissen, wer ich bin?
Nehmt dieses Zeugnis hin. —
Nicht mehr jung und auch nicht alt,
Nicht zu warm und nicht zu kalt.
Große grad nach Vögenmaß,
Aopf wie Vogel, ohne Späß
Paare mäßig, Stirne traus,
Augen schauen fremdlich aus.
Nas' und Ohren ganz normal,
Zähne ungerade Zahl.
Mund und Kinn zusammen macht,
Die Figur das Ganze macht.

Auf der gleichen Höhe steht alle im Bande: das dramatische Gedicht: „Ein Zukunftsroman“, das Lustspiel: „Das Kneipe“, sowie acht andere Dramen. Gesellen haben wir noch nicht alles, haben uns aber das Buch sorgfältig an, dem Wohlthätigen kann man nicht oft gedruckt lesen.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension angekommen:
Zedren, Claus. Die Brüder. Roman. Stuttgart. F. Engelhorn. 1895.
Jaffé, Robert. Der arme Walter. Trauerspiel in fünf Akten. Berlin. Richard Taenher. 1895.

Sims, George H. Möblierte Wohnungen. Stuttgart. F. Engelhorn. 1895.
Börck, Joseph. Wieland der Schmied. Drama in fünf Aufzügen. Bonn. P. Faust. 1895.
Wegner, Dr. Richard. Pöfischer Fruchtgarten. Göttingen. Fani Schettler's Erben. 1895.



Das Adoptivkind.

Erzählung von F. Ottmer.

(Fortsetzung.)

V.

Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß Mimi kurze Zeit darauf von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht wurde, wodurch Gustav, jedes Behagens in der Häuslichkeit, jedes Zusammenseins mit seiner Frau, die sich ganz der Pflege widmete, jedes Verkehrs mit befreundeten Familien, die sich vor der Ansteckung ängstigten, beraubt, die ihm aufgebürdete Last schwerer denn je empfand. Er bekam Luise durch Wochen kaum flüchtig zu sehen und mußte die Mahlzeiten allein einnehmen, wenn ihm nicht die gute Frau Braun, die einzige, die sich in das Haus wagte und Luise mit Rat und That beistand, Gesellschaft leistete. Die einsamen Abende aber konnte er nicht lange ertragen und kehrte, vom Bedürfnis nach Menschen und Zerstreuung getrieben, in den Klub zurück, den er vor seiner Verheiratung besucht, seither aber vollständig gemieden hatte. Mit großem Jubel wurde er dort von seinen Fremden empfangen, die aus Junggesellen oder solchen jungen Ehemännern bestanden, die sich weniger musterhaft führten, als er es bisher gethan, und die erste Gelegenheit, die ihre Frau ihrer Gesellschaft entzog, benützt hatten, um zu ihren alten Gewohnheiten zurückzukehren, und sie auch nicht wieder aufgaben, nachdem jeglicher Entschuldigungsgrund geschwunden war. Naturgemäß wurde Gustav durch sie die Welt, in der die Lebemänner der Großstadt Geld und Zeit vergeuden, wieder näher gerückt, und auch der Name der Tiefenfurth schlug des öfteren an sein Ohr, ohne daß sich jedoch dabei etwas in seinem Herzen geregt hätte. Ja, selbst als ihm berichtet wurde, wie schwer sie sich über seinen Verlust getrübt und daß sie seither Niemand mehr ihre Keigung geschenkt, machte ihm dies weiter keinen Eindruck, geschweige denn, daß ihm der Gedanke

gekommen wäre, aus der angeblichen Treue der Schauspielerin Vorteil zu ziehen. Noch mehr, als ihm eines Tages der Klubbier ein Briefchen seiner ehemaligen Geliebten, die natürlich sofort von der neuen Lebensweise des schönen Erler erfahren hatte, überreichte, in dem die Tiefenfurth ihn bat, sie ganz harmlos und als „Freund“ zu besuchen, gerieth er die parfumierte Popschaft, ohne sie zu beantworten.

Als Mimi endlich genesen war und wieder im Garten umher spielte, machte Gustav Luise den Vorschlag, nach der langen Entbehrung, die ihnen beiden auferlegt gewesen, auf einige fröhliche Wochen mit ihm nach Paris zu gehen.

„Ich danke dir,“ sagte Luise kühl, „du wirst es aber begreifen können, daß ich mich von dem Kinde, das eben eine so schwere Krankheit durchgemacht, nicht trennen will. Laß dich aber darum die Meise nicht verdrücken, du wirst dich in Paris auch ohne mich nicht langweilen.“

Diese Weigerung seiner Frau traf ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Er hatte erwartet, daß sie herzlich gern die Gelegenheit ergreifen würde, um ihn für die traurige Zeit, die er ihr zu Liebe durchgemacht, zu entschädigen — denn was war es anders als Liebe zu ihr, die ihm die ganze Kette von Opfern auferlegt, die das Kind mit sich brachte?! Noch mehr, er hatte gehofft, daß sie sich auch ihrerseits darnach sehnen würde, wieder einmal ein ungestörtes Zusammensein mit ihm zu genießen. Mit einer nervösen Hast, wie sie sonst gar nicht in seiner Art lag, betrieb er seine Vorbereitungen und reiste, ohne sich mit Luise weiter ausgesprochen zu haben, ab.

Auch sie blieb tief gekränkt zurück. Wie konnte Gustav ihre mütterlichen Besorgnisse nicht begreifen, wie von ihr erwarten, daß sie Mimi in diesem Augenblick fremden Händen überlassen

würde?! Freilich, auch während der ganzen Krankheit hatte er sich nach ihr nicht mit mehr Theilnahme erkundigt, als hätte es sich um das Kind irgend eines guten Bekannten gehandelt.

Zu dieser erbitterten Stimmung traf sie Frau von Buschinger, bei der sie Verständnis für die Kränkung zu finden hoffte, wie anders sich ihr Mann zu dem angenommenen Kinde gestellt, als Buschinger es gethan. Die Antwort, die sie erhielt, lautete aber sehr verschieden von allem, was sie erwartet hatte.

„Liebe Frau Erler,“ sagte Frau von Buschinger sehr ernst, „das ist eine ganz andere Sache. Wir reden sonst nicht über die Herkunft unseres Töchterchens; es soll erst, wenn es verständlich genug ist, um für seine wirklichen Eltern, trotzdem es sie nie gekannt, Pietät empfinden zu können, erfahren, daß wir es nicht sind. Mein Mann wird aber sicherlich nichts dagegen haben, wenn ich Ihnen gegenüber unserem Vortage nurten werde. So unglücklich wir beide darüber waren, zu wissen, daß wir auf keinen Ersatz für unseren kleinen Kurt, der uns im Alter von vier Monaten entrißen wurde, hoffen durften, so hätten wir uns doch nie dazu entschlossen, das Kind von Leuten, die uns nichts angingen, groß zu ziehen.“

„Wie sind Sie denn zu Ihrer Kleinen gekommen?“

„Mein Mann hatte,“ erwiderte Frau von Buschinger, „im Theresianum in Wien, wo er erzogen worden ist, — Sie wissen, daß sein Vater, obwohl Norddeutscher, oesterreichischer Offizier war — einen Freund gefunden, mit dem er in innigster Gemeinschaft lebte. Es war ein ganz armer Junge, gleichfalls Sohn eines Offiziers, vater- und mutterlos. Durch die Gnade des Kaisers war er in das vornehme Institut aufgenommen worden. Auch nachdem meinen Mann seine Laufbahn hierher geführt hatte und die beiden weit von einander getrennt waren, blieben sie in Beziehung zu einander. Karls Freund war Offizier geworden und lernte als solcher in einem kleinen bösnischen Orte ein Mädchen kennen, das als Erzieherin im Hause eines oesterreichischen Beamten lebte. Die beiden jungen Leute verliebten sich in einander, doch konnten sie an eine Heirat schon deshalb nicht denken, weil ihnen die Kaution fehlte, deren ein Hauptmann bedarf, um die Erlaubnis zur Eheheziehung zu erhalten. Durch einige Jahre blieben sie verlobt, dann brachte es der Mann nicht länger über sich, sein Mädchen zu entbehren und sie in abhängiger Stellung zu

wissen. Er quittirte, so schwer ihm dies fiel, den Dienst. Seine vortreffliche Führung während seiner Soldatenezeit trug ihm eine Anstellung in der Postverwaltung ein und kurze Zeit darauf theilte er meinem Mann seine Verheirathung mit. Ein Jahr nachher war er Witwer und Vater eines Kindes, das erst wenige Tage zählte. Von da ab — ich kann mich dieses Gedankens nicht erwehren und auch die Ärzte konnten an dem bis dahin kerngesunden Menschen keinerlei organische Erkrankung entdecken — ließ er sich sterben. Bevor es aber mit ihm zu Ende ging, schrieb er an meinen Mann und beschwor ihn, um der alten Freundschaft, um der gemeinsam verlebten Jugendzeit willen, sich seines kleinen Mädchens anzunehmen.“

„Und da fuhren Sie hin?“ fragte Luise.

„Ja, ohne zu zögern. Wir hatten bisher jeden Gedanken daran, ein Kind anzunehmen, einmütig verworfen. Hier handelte es sich aber um das Kind eines Unglücklichen, der meines Mannes liebster Freund war, um das Kind zweier vortrefflicher Menschen, die an Bildung des Gemüths und des Geistes uns ebenbürtig gewesen — es war arm und verlassen — durften wir da viel überlegen und uns durch etwaige Bedenken hindern lassen?“

„Und ohne diesen Zufall,“ fragte Luise, „hätten Sie sich also nie eines fremden Kindes angenommen? Haben wir nicht eigentlich die Pflicht, etwas von unserem Reichthum so einem armen Geschöpf zukommen zu lassen?“

„Warum nur einem einzelnen? Ich glaube, mein Mann und ich sind aufrichtig bemüht, nützlichen Gebrauch von unserem Gelde zu machen — aber niemals hätten wir irgend ein armes Kind in eine Lebensstellung gebracht, auf die es durch seine Abstammung keinerlei Anspruch gehabt, zu der es zu erziehen uns vielleicht unmöglich gewesen wäre. Nein, ohne die Erwägung, die uns die kleine Adelheid geradezu in die Arme legte, wären wir sicherlich allein geblieben.“

Die Wirkung dieses Gesprächs auf Frau Erler war lediglich die, daß sie nur noch mehr im Rechte zu sein glaubte, als bisher. Offenbar waren ihre Gemüthsbedürfnisse eben tiefere, als die der Frau von Buschinger, die das Mutterglück nicht weiter entbehrt hatte! Eine weitere Folgerung zog sie daraus nicht.

Zu Gustavs Abwesenheit widmete sie sich nun vollständig der Kleinen. Die Krankheit hatte ein Gutes mit sich gebracht, das Kind hatte das

Gedächtnis für alles, was vor seiner Übersiedlung ins Erlerische Haus lag, vollständig verloren. Dies kam dem brennenden Wunsch Luise's, von ihm für seine wirkliche Mutter gehalten zu werden, auf das Glückliche entgegen. Schon vorher war alles geschehen, damit ihm nicht von außen her Kunde von seiner Abstammung würde: Magen-zellers waren zum Stillschweigen verpflichtet und das gesamte Dienstpersonal nach Minis Eintreffen gewechselt worden.

Gustav war, das Herz voller Bitterkeit, abgereift. Doch bald erwachte in ihm, der zum erstenmal wochenlang von seiner Frau getrennt blieb — es hatte sich in Paris die Gelegenheit zu allerlei vorteilhaften geschäftlichen Anknüpfungen gefunden -- das alte Gefühl für sie und in allen Vergnügungen und Verlockungen Neubabels dachte er ihrer mit Sehnsucht. Ungeduldig zählte er die Tage und war froh, endlich die Nachricht absenden zu können, die seine Ankunft für eine späte Nachmittagsstunde des zweitnächsten Tages anzeigte. So freudig kehrte er heim, daß er bei Tisch selbst für Mini freundliche Worte hatte. Zu seinem Leidwesen mußte er gleich nachher zu einer wichtigen Signy, verschloß aber, indem er Einse ärztlich in die Arme schloß, er würde suchen, baldmöglichst heimzukommen.

Che ihm dies gelang, war es aber doch ziemlich spät geworden. Es mochte wohl um die elfte Stunde sein, als er trällernd die Treppe seines Hauses empor stieg. An Einse's Stelle trat ihm aber deren Jose entgegen. Mit großer Gleichgültigkeit und mitleidiger Miene bestellte sie ihm: Die gnädige Frau lasse Herrn Erler bitten, sie nicht zu erwarten. Die Kleine, die durch so lange Zeit gewöhnt worden, mit der gnädigen Frau zu schlafen, habe einen förmlichen Anfall gehabt, als sie gehört, daß dies nun nicht mehr der Fall sein solle, da sei der gnädigen Frau nichts übrig geblieben, als sich neben sie zu betten. Das Kind sei nun eben erst eingeschlafen, die gnädige Frau fürchte es zu wecken, wenn sie das Zimmer nochmals verlasse.

Gustav hatte die lange Rede schweigend mit angehört, ohne Hut und Rock abzulegen. — Ob Herr Erler sonst etwas wünsche? fragte die Jose nun. Der Theelisch sei im Esszimmer gedeckt. — Nein, erwiderte er, sie könne gehen.

Eine Weile stand er regungslos.

Plötzlich machte er kehrt und schritt die Treppe wieder hinab. Er rief dem Portier zu, daß er

ihn nicht zu erwarten brauche. Dann fiel die Hausthüre dröhnend hinter ihm ins Schloß.

VI.

In den nächsten Wochen war in der Welt viel von Gustav Erler die Rede. Er, der seit seiner Verheiratung nur in Gesellschaft seiner Frau gesehen worden, erschien nicht nur weiter allabendlich im Klub, sondern bald erzählte man es sich auch leise und dann immer lauter, daß er sogar zu seiner alten Maitresse zurückgekehrt sei. Natürlich freuten sich die ehemaligen Genossen seiner Wiederkehr und die böse Welt, daß auch seine Musterhaftigkeit ihr Ende erreicht habe.

Die Erbitterung über Luise's Benehmen wuchs in ihm von Tag zu Tag. Er war fest überzeugt, sie empfinde keinen Funken Liebe mehr für ihn. Das fremde Kind hatte ihm sein Haus verleidet und er meinte sich sagen zu können, er habe ohnehin länger und standhafter, als die meisten anderen an seiner Stelle vermocht hätten, Kälte und Vernachlässigung getragen.

Natürlich konnte es Einse nicht lange verborgen bleiben, daß sich eine große Wandlung in ihm vollzogen. Er war nicht mehr gereizt und heftig, sondern von steifer Höflichkeit, die freilich mit seinem früheren von Wärme strahlendem Wesen nichts gemein hatte. Er fügte sich all ihren Wünschen und Anordnungen, zeigte aber keinerlei Theilnahme für ihr Thun und stimmte sogar gleichmütig zu, als sie ihm Brauns Rat mittheilte, Mini in ein Soolbad und dann in Gebirgsluft zu bringen. Sie hatte nur zagend davon begonnen, weil sie gefürchtet, er werde es mit größter Heftigkeit zurückweisen, sich wieder von ihr zu trennen. Seine Liebe war ihr so lange als ein Selbstverständliches erschienen, daß sie der plötzliche Mangel an Zärtlichkeit ebenso überraschend traf, wie tief verlegte. So fest sie auch entschlossen gewesen, die Anordnungen des Arztes zu befolgen, so schmerzte es sie doch, daß ihr Mann sie anscheinend leichten Herzens ziehen ließ. Darum nahm sie die gegebene Erlaubnis hochmütig hin und verließ Berlin, ohne Gustav's eigenen Sommerplänen weiter nachzufragen; er würde ihr ja doch wohl, dachte sie, nach kurzer Frist nachkommen. Auf Empfehlung von Buschingers hatte sie Gmunden zu ihrem Aufenthalt gewählt, das amnütige oesterreichische Städtchen, das durch seine Vereinigung von Berg und Soole allen gestellten Anforderungen entsprach.

An einem heißen Augustabend saß Gustav, der bisher keinerlei Anhalten zu einem Besuche bei seiner Frau getroffen hatte, bei Kaffee und Cigarre auf der breiten Terrasse seines Hauses. Hier nahm er sein einsames Mittagessen, um erst in späterer Stunde die ihm nun gewohnten Zerstreuungen aufzusuchen. Die letzten Monate waren auch an seinem Äußeren nicht spurlos vorbeigegangen. Ein Zug von Erschlaffung lag um Mund und Augen und der Blick, der dem sich kräuselnden Rauch der Cigarre folgte, war müde, kein Blick früherer Heiterkeit zuckte in ihm auf.

„Grüß' Gott,“ sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm und durch die geöffnete Salonthür trat Frau Braunn.

„Liebe Frau Doktor,“ Gustav streckte ihr die Hand entgegen, „das ist aber schön, daß sie sich einmal nach mir umsehen.“

„Ist's wirklich? Stör' ich auch nicht? Ich komm' aber auch wegen was!“ sagte sie, indem sie sich niederließ.

Gustav griff nach seiner Briefftasche.

„Wofür denn, liebe Freundin?“

„Mein, nein, heut' komm' ich nicht betteln! Ich hab' auch noch vom Geld, das Sie mir gegeben haben für die arme Wöchnerin — es geht ihr recht. S' könnt' ihr aber noch besser gehen, wenn sie net so eigenjinnig wäre. Da liegt sie bei dieser Hiß' — dreißig Grad im Schatten hat's heut' — in einer fest verschlossenen Stube! „Machen Sie doch 's Fenster auf,“ sag' ich. „Sie schwitzen ja und ganz rot sind Sie im Gesicht — Sehen Sie doch mich an — Sommer und Winter schlafen wir mit 'm offenen Flügel.“ Da gloyt sie mich mit ihren runden Augen an und was sagt's: „Wie sehen Sie aber auch aus!“ Ganz mitleidig hat sie es gesagt — ein schönes Kompliment, was?“

Gustav lachte. „Die Frau hat einen schlechten Geschmack — ich wollte, es sähen viele Leute so aus wie Sie.“

„Mein,“ lächelte Frau Braunn, halb abwehrend, halb geschmeichelt, „schön war ich nie mit mein' vieredigen Schwabenschädel — nichts als ein irisch Mäble bin ich gewesen.“

„Aber womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte Gustav. „Ich muß mich doch für Ihren lieben Besuch erkenntlich erweisen.“

Frau Braunn sah einen Augenblick verlegen in ihren Schoß, dann hob sie den Kopf:

„Mein lieber Herr Erler — Ihre Frau hat meinem Mann geschrieben, was denn mit Ihnen

ist, ob Sie gesund sind, weil Sie gar nicht kommen und auch so wenig von sich hören lassen. Mein Alter hat aber jetzt gar so viel zu thun und dann“ — sie machte eine kleine Pause und wurde rot — „na, ich hab eben gemeint, es wär' besser, ich ging zu Ihnen und sagte Ihnen —“

Gustavs Gesicht hatte sich verfinstert. „Ich kann nicht abkommen,“ sagte er, „mein Vater ist in Karlsbad, beide Chefs können nicht gleichzeitig fort. Sonst hat meine Frau gewartet, bis ich frei war.“

„Aber,“ meinte Frau Braunn eifrig, „das hat's doch in diesem Jahr nicht gekonnt — das Kindle hat ja fortgemußt —“

„Ja, das Kind,“ erwiderte er, „immer das Kind — ach, ich wollt', ich hätt' nicht nachgegeben — es war zu unser aller Unglück —“

„Herr Erler,“ sagte sie und ihre klaren Augen sahen ihn groß an, „es ist nur so lang Ihr Unglück, als Sie es dafür ansehen; was sollt' so ein arm's, unschuldig's Kind für ein Unglück sein? Und dann, was man aus Lieb' thut, das soll man nie bereuen. Es steht geschrieben: „Die Liebe ist langmütig und freundlich — sie läßt sich nicht erbittern.“ Lieber Herr Erler, halten Sie sich das vor, seien Sie nicht böse auf Ihre Frau — Sie haben sie doch alle die Jahre hindurch so gern gehabt.“

Gustav erwiderte nicht; wie ein wehes Erinnern zuckte es über sein Gesicht.

Frau Braunn sah es und fuhr in noch wärmerem, einbringlicherem Tone fort:

„Reisen Sie doch zu ihr — 's wird schon gehen, wenn Sie nur wollen. Ich weiß ja, Sie sind ein guter Mensch und haben ein weiches Gemüt. Ich glaub' auch nichts von all den häßlichen Sachen, die wir von Ihnen gehört haben.“

Gustav hob den Kopf, die Zornesfalte zwischen den Brauen.

„Was für Sachen?“ fragte er scharf.

„Jetzt ist's heraus! Mein Alter hat zwar gesagt, ich dürfte nicht dergleichen thun — er weiß überhaupt nicht, daß ich hier bin — aber Sie sollen mir selbst sagen, daß es nicht wahr ist. Ein Mann wie Sie wird doch ein heiliges Gebot nicht vergessen und verheiratet sein und sich mit einer Schauspielerin ein Verhältnis anfangen. Ich glaub's nicht! Sagen Sie mir, daß es nicht wahr ist, damit ich den Leuten recht die Mäuler stopfen kann, wenn sie wieder so was von Ihnen erzählen.“

Gustav wußte nicht, was er erwidern sollte. Hätte irgend ein anderer es gewagt, auf seine Beziehung zur Tiefenfurth anzuspäzeln, er wäre um eine Antwort nicht verlegen gewesen. Dieser einen herzeseinsichtigen Frau aber, die eine so verfängliche Frage aus der Fülle ihrer Güte heraus stellte, die gekommen war, zu veröhnen und gut zu machen, die da vor ihm saß mit vibrierenden Nasenflügeln, vor Eifer glühend, eine häßliche Verleumdung mit all ihren Kräften zu bekämpfen, was sollte er ihr entgegen?

Es entstand eine lange Stille, während der Frau Branns helle Augen einen angstvollen, gespannten Ausdruck annahmen. Endlich wandte sie sich ab und erhob sich.

„s wird besser sein, ich geh' jetzt,“ murmelte sie mit gepreßter Stimme.

Gustav trat neben sie.

„Liebe Frau Doktor,“ sagte er warm und drückte ihr die Hand, „glauben Sie eines wenigstens, daß ich Ihnen danke, von ganzem Herzen dafür danke, daß Sie es so gut mit uns meinen. Ich will mir's auch überlegen — wenn ich kann, werde ich zu Luise nach Gnuuden gehen.“

Brann war sehr ungehalten, als seine Frau ihm den Besuch bei Erler mit allen Einzelheiten beichtete.

„Welche Thorheit,“ sagte er, „du bist doch nicht mehr sechszechn Jahre alt. Immer wieder läßt du dich hürzeigen. Wie kountest du das thun! Einen Mann nach seinen Liebesverhältnissen fragen.“

„Ich hab's ja nicht geglaubt,“ senzte sie. „Wie kann so was nur möglich sein! Und genügt hat's doch. Du wirst schon sehen, er geht zu seiner Frau und dann wird er die abschenliche Person vergessen, wenn er wieder bei einem rechtschaffenen Frauenzimmer ist.“

Aber die gute Frau Doktor täuschte sich. Gustav reiste nicht. Zug's ihn auch zuweilen mächtig zu Luise, so stand doch ewig der Gedanke an das fremde Geschöpf zwischen ihm und ihr, das ihm jedes Zusammensein mit ihr vergällte.

So brachten die langen Sommermonate, während deren an Luise tagtäglich die Kränkung nagte, daß ihr Mann keinerlei Verlangen nach einem Wiedersehen hege, die Gatten einander nicht wieder näher. Als sie sich im Herbst endlich trafen, war es kaum eine wirkliche Ehe mehr, zu der sie sich vereinigten.

VII.

Dies änderte sich auch nicht wieder.

Wie die Jahre hingingen und das Kind heranwuchs, zweigten die Wege der beiden immer weiter von einander ab. Es konnte Luise auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß ihr Mann Anlaß zu unlieblichem Gerede gab. War auch niemand so sehr feineren Empfindens bar, um ihr direkt von seinem Verhältnis zur Tiefenfurth zu sprechen, so fanden sich doch Leute genug, die sich einer leisen Anspielung, eines mitleidigen Worts, eines bedeutungsvollen Achselzuckens nicht enthalten konnten. Auch der Zufall trug dazu bei, sie nach und nach darüber zu unterrichten, wo Gustav in all den Stunden zu suchen war, die er sonst immer ihr gewidmet hatte. Dies traf sie, traf sie hart. Nicht nur ihren Stolz verletzte es und ihre Eitelkeit — sie hing doch auch an dem Mann, der die einzige Liebe ihres Lebens gewesen. Die Erinnerung an unzählige glückliche, leidenschaftliche Stunden verknüpfte sie mit ihm. Und bisher hatte sie sich von ihm so geliebt gewußt, wie es selten einer Frau zu teil wird. Welchen Anlaß zur Untreue hatte sie ihm gegeben? Zu einer Untreue, die nicht mit der Aufwallung eines flüchtigen Augenblicks verfloß, sondern sich trotzig festsetzte wie ein gutes Recht!

Das Kind? Daß sie das Kind genommen hatten? Das war doch kein Grund, um ihr zu zürnen, kein Grund, um von ihr zu gehen und an ihre Stelle ein Wesen zu setzen, dessen Liebe verächtlich war und ihn verächtlich machte! Warum nahm er sich nicht ein Teil an dem Kinde, warum freute er sich nicht an seinem Gedeihen und ließ es sich allmählich aus Herz wachsen, als wär's sein eigenes? Hätte er nur gewollt, wie bald hätte sich ihm, dem Mann, der nicht in Schmerzen trug und geber, die Erinnerung daran verwißt haben müssen, daß es nicht wirklich sein eigenes war. Aber nein, das war's nicht, das konnte es nicht sein! Für seine Untreue gab's kein Mäntelchen, gab's keine Erklärung — er that's wie hundert andere aus Drang nach Abwechslung, aus Verlangen nach neuem Anreiz!

Das bohrte und nagte in ihr. Der Leidenszug, den zu verwißen Gustav das schwerste Opfer gebracht hatte, grub sich tief und tiefer um ihre Lippen, ihr Antlitz verblähte, vorzeitig verblühte ihre zarte, blonde Schönheit. Sie machte keinen Versuch, die Jugend zu halten. Sie kleidete sich nicht mehr mit der sorgfältigen Auswahl von

Farben und Formen, wie sie gethan, solange sie wußte, daß ihre Schönheit ihres Mannes Stolz und Freude sei. Sie ließ ihn ziehen, ohne die Hand nach ihm auszustrecken, ohne ihm zu sagen: „Bleib“, du thust mir weh, ich kann deine Liebe nicht missen.“

Wie eine Märtyrerin schlich sie an seiner Seite dahin — ihr Auge lenkete nur auf, wenn sie auf das Kind blickte. Auf das Kind häufte sie alles, was in ihr lebte und webte, behing es mit Kostbarkeiten und suchte in ihm die Entschädigung für ihr Mißgeschick. So weit war's gekommen. Es war nicht mehr ein Geschenk, das der Mann der geliebten Frau im Überschwang seiner Sorge und Zärtlichkeit gemacht hatte, sondern eine Ausgleichung des Schicksals für die Demütigungen und Schmerzen ihrer Ehe!

Gustav aber, was hätte ihn zurückführen sollen? Er hatte gehofft, daß ihm aus der Dankbarkeit seiner Frau eine neue Liebeszeit emporblühen, daß ihn der bläueste Himmel in seinem Heim grüßen würde. Und was traf er, wenn er, von Gewissensbissen getrieben, nach Hause kehrte?! Ein verwelktes Angesicht, auf dem Entsetzen geschrieben stand, kalte Augen, gleichgültige Worte. Seinen Flay aber hatte ein Fremdes inne, seinen Flay im Herzen und seinen Flay am Herde — ein schummer Gast, der ihm alles zu Leide that und nichts zu Liebe.

Gereizt, verstümmt sah er nur die Fehler der kleinen Mimi und hatte nicht Sinn für den Zauber, der im Wachsen und Werden eines jeden Menschen liegt. Er vernachlässigte, was seine Pflicht gewesen wäre: auf die Richtung, die dies Wachsen nahm, seinen Einfluß zu üben, dafür zu sorgen, daß das Bäumchen gerade werde und nicht verdorre durch das Übermaß von Sonne, mit dem die Mutter es überflutete. Mürrisch und bitter hatte er nichts als Tadel für das Kind, oftmals ungerechten Tadel, der Kinderjäm wie Schledchtigkeit rügte. So entflamnte er immer von neuem den Haß im Herzen der Kleinen, die Kränkung im Herzen seiner Frau.

Auch ängstlich lebten sich die Gatten immer weiter aneinander. Nicht nur, daß Gustav nun viel Zeit im Klub und bei seiner Geliebten verbrachte, man sah auch in den alten Kreisen nur noch selten seine Frau an seiner Seite.

Das war Luise's Schuld. So viel es immer ging, zog sie sich von der Welt zurück. Sie hatte jedes Interesse an allen geselligen Veranstaltungungen verloren, an denen Mimi noch nicht

teilnehmen konnte. Es machte ihr nur Freude unter Menschen zu sein, wenn sie beobachten konnte, welch eigentümlicher Reiz von ihrem Mädchen ausging.

Schon als Kind zog Mimi bei jedem Zusammensein mit anderen den Schwarm der Anaben hinter sich her und teilte unter ihnen Gnaden aus, wie eine Königin, indes die anderen kleinen Mädchen abseits standen und mit traurigen oder neidischen Augen zusahen. Darum, und weil Frau von Buschinger entdeckt hatte, daß Mimi ihrer sanften Adelheid Dinge zutuschelte, die durchaus Geheimnis für deren harmloses Gemüt bleiben sollten, hatte es von früh auf lebhafter Auseinandersetzungen gegeben und es kam schließlich zum völligen Bruch zwischen den beiden Frauen, was Gustav, der mit Buschinger in jahrelangen Beziehungen stand, äußerst peinlich empfand.

„Frau von Buschinger,“ sagte er zu Luise, „hat mir Dinge von deiner Tochter erzählt (so nannte er Mimi mit Vorliebe), die bei einem Kinde aus anständigem Hause glattweg unmöglich wären. Das ist das feine Magenzellerische Blut! An dir war's aber wenigstens, dafür zu sorgen, daß ich vor den Leuten nicht über sie zu erröten brandete.“

„Frau von Buschinger ist eben neidisch,“ rief Luise. „Die farblose, langweilige Adelheid kann sich mit Mimi nicht messen. Sieh' dir doch einmal umbehangen an, wie entzückt jedermann von dem Kinde ist.“

„Ach was! Sie ist eben heute schon verderbt und kokett. Aber ich warne dich! Bei der nächsten derartigen Klage soll sie es zu fühlen bekommen, daß ich die Rechte eines Vaters an ihr habe.“

„Deffen Pflichten du nie erfüllst hast,“ stieß Luise bleich vor Zorn hervor.

„Wenn nicht — so frage, dich, wer sie mir zuerst aufgezwungen und mich dann durch Affensliebe gehindert hat, dort einzugreifen, wo es so überaus nötig gewesen wäre.“

So, unter der grenzenlosen Verwöhnung der Mutter, der oft ungerechten Härte des Vaters, entwickelte sich Mimi auch innerlich zu einem Geschöpf voll Gegensätzen und Widersprüchen, wie sie es ängstlich war. Zu den feinen, kleinen Händen stimmte die schon beim Backisch üppig entwickelte Gestalt wenig, zu der schmalen, geraden Nase nicht die geschlizten Augen, der volle Mund und die gedrungene Stirn, die wiederum von einer schier königlichen Fülle zu glänzendem Kastanienbraun nachgedunkelten Haars umkränzt

war. In ihrem Wesen aber war sie kagenartig einschmeichelnd, dann wieder gegen solche, die sie nicht mochte oder von denen sie keinerlei Vorteile erwartete, von geradezu erschreckender Rücksichtslosigkeit. So hochfahrend sie gegen Untergebene war, es bedurfte trotzdem einer unanfechtlichen Beaufsichtigung, um sie der Gefühlsstube fernzuhalten, eines ewigen Achtgebens, damit sie nicht von dorthin über Verhältnisse unterrichtet werde, deren Kenntnis ihrem Alter nicht gezieme, für die aber ihre junge Phantasie voll lästernen Interesses war. So mußten auch alle Romane und sonstigen Bücher, die Zustände besprachen, von denen sie nicht wissen sollte, vor ihr gehütet werden. Ihre Lehrer hingegen hatten keinen Grund, von ihrem Wissensdrang entzückt zu sein. Eine große Vorliebe für Luxus und Wohlleben paarte sich in ihr mit einer gewissen Geschicklichkeit, sich zu putzen und zu drapieren. Auf Gediegenheit kam es dabei wenig an, wenn nur die Außenseite blendete, mochte das Übrige sein wie es wollte.

Von alle dem sah Gustav nur die Schattenseiten, während Luise im Lichte schwelgte. Das reiche Lob, das dem Mädchen gesendet wurde, heimste sie mit Freuden ein. Geschah's in Gustavs Gegenwart, so waren ihre Empfindungen dabei freilich geteilt. Es war ihr ein Triumph, daß er zu hören bekam, wie sehr Mini genieß, gleichzeitig fürchtete sie aber, wenn sie ihn mit finsterner Miene, einen höhnischen Zug um den Mund, zuhören sah, daß er sich einmal hinreißen lassen und seinem Haß Ausdruck geben könnte.

Um die Frauen, die im Hause Erler verkehrten, kümmernte sich Mini wenig; sie machte ihnen das obligate Knixchen und damit war's abgethan. Auf die Männer aber wirkte sie, wie schon als Kind auf alle Knaben — sie hatte sie sämtlich zu begeisterten Freunden, war aber auch für sie von unerlöschlicher Liebenswürdigkeit und Panne, von reizendem Troß und koketter Nekterei. Und am tiefsten in ihre Bande verstrickt war ihr einst erbitterter Feind — der alte Johann Joachim. Zuerst hatte er mürrisch den älteren Widerstand gegen den fremden „Wechselbalg“ auf Anlies unablässiges Bitten und Drängen aufgegeben — wohl auch darum, weil ihm um seines Sohnes Ehe obnehin bange wurde und er es, bei aller Abneigung gegen seine Schwiegertochter, durchaus nicht zum Skandal einer Scheidung kommen sehen, geschweige denn, zu einem solchen beitragen wollte. Ein Skandal in der Familie Erler — dies wäre

etwas Unerhörtes gewesen! Gustavs Lebensweise? daß er sich offenkundig eine Maitresse hielt? Darüber dachte man milde in seinen Kreisen, das schadete keinem in seinem Ansehen . . . Nun jedoch schmunzelte der Alte übers ganze Gesicht, wenn Mini sich auf seinen Schoß setzte und dem „Großpapa“ mit tausend zärtlichen Kosenamen die Wange streichelte. Sie hatte schon früh verstanden, daß er die Macht, das heißt das Geld habe, und er kargte nun ihr gegenüber mit allerlei kleinen Geschenken ebenso wie gegen seine Enkel. Enise war glücklich über diese Ausföhrung um all' der Vorteile willen, die dem Kinde daraus erwachsen mußten. Sie suchte dem Schwiegervater ihre Dankbarkeit noch besten Kräften zu erweisen und ließ ihren Mann ihren Triumph über diese Wendung fühlen. Der sah dem Treiben mißtrauisch zu. So erwünscht es ihm war, nicht mehr den Vermittler zwischen Vater und Frau abgeben zu müssen, verursachte ihm doch die plötzliche Zärtlichkeit zwischen Johann Joachim und dem Proletarietkinde ein unbefugliches Gefühl. Vollends verdächtig war ihm das Gebahren der Halbwüchsigen gegen die anderen Männer seines Kreises. Um dessentwillen kam es auch zu Auseinandersetzungen zwischen ihm und Luise.

„Verbiete das dem Mädchen,“ sagte er ihr. „Sie ist dazu zu alt. Sie gehört nicht mehr auf die Kniee fremder Männer und hat nicht einem Jedem den Schnabel hinzustrecken. Das schießt sich nicht! Das ist ungesund.“

Luise setzte ihre getränkte Miene auf und zuckte die Achseln:

„Sie ist ein Kind — es würde nur ihre Harmlosigkeit stören, wenn man ihr etwas sagte.“

So blieben seine Bemerkungen wieder einmal unberücksichtigt.

Noch ein anderer Punkt war's, um den es einen fortwährenden Kampf zwischen den Gästen gab.

Mini war bisher nicht rechtlich adoptiert. Sie hieß noch immer Magenzeller. Gustav hatte noch nicht das gesetzliche Alter erreicht, um ihr den Namen Erler geben zu können. Ob er es später thun würde? Wozu? Er hatte kein Bedürfnis danach, das Mädchen noch enger an sich zu knüpfen. Luise aber wollte es. Sie wollte es sogar nicht einmal erst abwarten, wie er dann entscheiden würde. Früher schon, bevor Mini ganz erwachsen war, sollte es geschehen und damit alles hinweggeräumt sein, was noch trennend zwischen ihr und dem Kinde stand. So lange

Mini Magensteller hieß, war eine Entdeckung, daß sie nicht ihre Tochter sei, eher zu befürchten, bei einer eventuellen Verheiratung sogar unvermeidlich. Gustav weigerte sich aber entschieden, die außergewöhnlichen Schritte zu thun, die zu einer vorzeitigen Adoption nötig gewesen wären. Es hätte einer direkten Eingabe an den Minister bedurft, deren Erfolg, da ja kein zwingender Grund zur Gewährung einer besonderen Vergünstigung vorlag, sehr zweifelhaft scheinen mußte. Luise kam aber immer wieder darauf zurück und quälte und ärgerte ihren Mann damit, so daß

sie das gerade Gegenteil von dem erreichte, was sie wollte. Der Entschluß, das Kind auch späterhin nicht zu adoptieren, befestigte sich immer mehr und mehr in ihm. Nun war es nicht mehr nur Abneigung gegen den „Wechselbalg“, sondern auch Trotz und Bitterkeit gegen seine Frau, die sein Verhalten in allem, was sich auf Mini bezog, scharf und abweisend machten. Luise hingegen betrachtete seine Weigerung als einen neuen Dorn in ihrer Märtyrerkrone, als ein neues Zeichen seiner feindlichen Stellungnahme gegen das Kind ihres Herzens.

(Fortsetzung folgt.)

Venedig.

In Venedig scheint der Adria
 All ihr stürmischer Trost zu fehlen.
 Sansf und ruhevoll einschlummert sie
 In den friedlichen Kanälen.

Durch die Gassen raunt's geheimnisvoll,
 Durch die Plätze weht ein Schauern.
 Nur von Schatten und Vergänglichkeit
 Reden die geborstnen Mauern

Aus den Gondeln, die gespenstisch
 Durch die Brückenbogen schießen,
 Klingt herauf eintöniger Seufzerhauch,
 Wie von Abgeschiedner Grüßen.

Bei der Kiesen, der Erin'rungen
 Saut und schwer zu Kopfe steigen,
 Sicht, verhöhnend Kampf und Glorie,
 Eynisch grinsend nun das Schweigen.

Sang und dunkel, wie gedankenvoll
 Dürster Streife Augenbrauen,
 Lassen rings die schwarzen Dächer nur
 Fahles Licht herniederhauen. . .

Tiefe Stille, Volk und Adlige,
 Kaufherm, Bettler und Gallunken —
 In dem dunklen tiefen Wellengrab
 Alle, Alle seht versunken. . .

aus dem Italienischen des **Ferdinando Fontana** von **Paul Heyse**.

Begegnung.

Der Duff der frischen Aethekrume
 Schwamm in der Luft, als ich dich sah,
 Du meine junge Frühlingsblume,
 Du bist mir nah — du bist mir nah!

Noch blühen Lilien nicht, noch Rosen,
 Noch steht die Buchen unbelaubt.
 Schon aber weih der Keny zu kosen
 Mit dem Gelock auf deinem Haupt.

Die lieben Wangen, die erglühten,
 Anstiegs mit jedem Hauch aufs neu
 Und legt gleich windverkreuten Blüten
 Sich um dein Antlitz, jart und schau.

Wilhelm Arminius.

Mein Wunderbares.

In Nächten nur, in stürmisch sternlosen,
 Wenn angstvoll der, der keine Ruhe findet,
 Denkt an den Mai, an seiner Kindheil Rosen
 Und so sich fest an dem Vergang'nen bindet.
 Daß er nicht sinke in ein Meer voll Trauer, —
 In solchen trostlos stürm'schen Nächten war es,
 Daß mir geschah ein seltsam Wunderbares.
 Mich überhauchend wie mit heil'gem Schauer.

Wenn ich so lag, der Anrost preisgegeben,
 Und suchte mich an Freundlichem zu halten,
 So hört' ich plötzlich an mein Lager schweben
 Klangschöne, geisterliebliche Gewalten.
 Ein Hauch oft nur — wie eine Schleierhülle,
 So duftig nahe am Zerfallten war es —
 Und doch ein übermächtig Wunderbares,
 Mir offenbarend eines Himmels Fülle.

Es waren einer Mandoline Klänge,
Doch nicht von Händen — nein, von einem Herzen
Hervorgezaubert, das, wenn es zerbränge,
Hinstürben würde so in süßen Schmerzen.
Ja, süß und hold in seiner tiefen Klage,
Die Tröstung in sich selber bergend, war es,
Ein nie vorher vernommen Wunderbares,
Für mich die Antwort auf so manche Frage

Ich hätte gern geklopft an ihre Thüre,
Denn mir stand's fest, daß eine Frauenseele
Hier still und sang. Doch wie ich rings auch spüre,
Es wußte keiner von der gold'nen Kehle.
Als hält' allein ich für den Zauber Ohren,
Und keiner sonst im ganzen Hause, war es,
Als hätte sich ein einzig Wunderbares
Zu keinem Glücklichen sich sonst verloren . . .

Nun ist's im März. Die ersten Veilchen prangen
In meinem Knopfloch. Da — im Nachbarhause
Ist feierlich die Thüre aufgegangen —
Ein Mädel auf dem Weg zur letzten Altar.
Des Sarges Anblick läßt mich abend klagen —
Grab wie ein Schlag aufs frohe Herz, so war es —:
Dort trägt man deinen Trost, dein Wunderbares! . . .
Ich legte meine Veilchen auf den Schragen.

Die nächsten Nächte brachten Sturm und Schrecken,
Der Lenj lag noch im Streit mit Schnee und Eise: —
Ich eile, mich aufs Lager hinzustrecken —
Schwebt sie herbei die nächstlich süße Weise?
Umsonst! . . . Nicht eines jener holden Lieder
Kehrt' je mehr bei mir ein! . . . Still — schaurig war es.
Der Sturm nur löste ein — und mein Wunderbares
Lag eingesargt und sang nun niemals wieder . . .

Alfred Hassen.

Charfreitag.

Charfreitag!

Heilige Ruhe in den Lüften,
Und schweigende Andacht des geschäftigen Tages!
Nur in der Höhe klingt es leise
Die schluchzende Engelstimmen
Und verhallenes Weinen.

Wie manchen Charfreitag hast du,
Pochendes Herz, erlebt!
Wie mancher Heiland,
In dem du gläubig aufschauest,
Wie mancher schöne Gedanke in dir
Ward gekreuzigt und verspottet!
Da schriest du wohl auf
Bitter und Schmerzlich: Mich dürstet!
Aber sie reichten dir einen Schwamm
Betränkt mit ähendem Essig.
Lange dauerte der Kampf des ringenden Lebens,
Doch endlich
Mit blutenden Lippen sprachst du:
Es ist vollbracht.

Und der Vorhang im Heiligsten riß entzwei,
Starkend thaten sich auf
Die Pforten des Todes,
Und du sahst hinein in die Gräber
Und die dunklen Grüfte menschlicher Schmach,

Du sahst dort kriechen
Die eklen Gewürme des Hasses,
Und des geifernden Neides,
Und die Giftschlangen des Verrats —
Ein entsetzliches Treiben!
Wehe! Wehe!

Doch mild, wie ein leuchtender Ostermorgen,
Hob sich aus diesem Gewirre
Die Erkenntnis des Lebens.
Sanft und weich, gleich Abendnebeln,
Senkte sich heiliger Friede in dich,
Und du erstandest rein und geläutert
Nicht feierstest du Ostern
Ohne die herbe Qual
Billerer Entsagung,
Aber du erkanntest
Wie wir so klein und armfüßig sind
In unsern Fehlern und Schwächen,
Und lerntest vergessen und vergeben,
Wußten sie doch nimmer, was sie thaten.

Charfreitag!
Leuchtender Bote der Auferstehung!
Heilige Ruhe in den Lüften,
Doch in der Höhe klingt es leise
Wie Sphärengefang
Und psalmierende Engelchöre.

Paul Wimmershof.

Ich weiß nicht. . .

Den ganzen Tag, den langen,
Ich wie im Traume bin,
Ein Sehnen nahm gefangen
Mir ganz und gar den Sinn

Weiß nicht, woher entsprungen
Dies eigene Gefühl,
Das lockend süß gesungen;
Weiß nicht der Sehnsucht Ziel.

Doch einen Sturm entfachen
That es so wild, so toll;
Ich weiß nicht, ob ich lachen,
Nicht, ob ich weinen soll.

Carl von Arnswaldt.

Tautwetter.

Du trügerisch gleitende Winterpracht,
Heut hat dich der Tauwind zu Schanden gemacht!
Die Sonne versank im Wolkenmeer,
Und von den Weiden tropft's thänen-schwer
Das Elend, das glühend sonst Schnee bedeckt,
In seiner Nachtzeit hat's mich erschreckt:
Vermordete Blume und totes Blatt
Ist alles, was Sommer gelassen hat. —

© Herz, mit des Kältsinns trügendem Schein
Nicht länger verhüllst du die nagende Pein!
Dir blühte ein Sommer so wonnerlich —
Nun bist du der Wintererde gleich:

Von allem, was mehr als die Welt dir lieb,
Nur Elend und Leere und Täuschung dir blieb.

Sieh dort! auf winterlich ödem Beel
Ein rosig Taufend'schönchen leht.
© Blümchen, wie halt du bei Frost und Schnee
So tapfer getragen des Winters Weh,
Zerzaust wohl und dürftig, und fröhlich doch —
Was fragst du nach Schönheit? Du lebst noch! —

Gelobt, alte Erde: Dir blüht noch ein Mai! —
Dein Lenz, junges Herz, ist ewig vorbei.

H. Robertin.

Am Auferstehungstag.

... Es war die Leidenswoche, als
Ich meinen Schritt zum erstenmale wieder
Zu deiner wohlbekannten Schwelle lenkte,
Und freudig jauchzte auf mein junges Herz,
Da ich die liebe Stimme wieder hörte:
„Er ist's, laßt meinen Krauskopf nur herein!“
Und ich stand stumm, gleich einem dummen Jungen
Verteilen lächelnd an der Thür und hielt
Die schwere, rote Seidenportière,
Dann schritt ich rasch zu deinem Lager hin
Und sank dort schluchzend in die Knie und küßte
Die blasse Hand, du zogst sie aus der meinen
Und fuhest liebhosend, streichelnd durch mein Haar,
Ergählest mir der traulen Kinderstimme,
Wie du so krank, todkrank gewesen seist,
Was du gelitten, wie dir jeder Schritt
Eroß dicker Teppiche einen Stich gegeben,
Wie du mich gleich an meiner Stimme halt'st
Erkannst, und wie vor Freude du gebest.
Du wiesest heiter auf den Blumenschwuch,
Und nanntest lieber Freunde eine Zahl,
Die dir die duft'gen Frühlingshänder sandten.
Und drücktest auch mein Sträußchen an die Lippen

Wir sahen, uns're Hände eng verschlungen,
Und sagten uns, was wir uns sonst verschwiegen.
Und als ich ging, nach einem warmen Kuß,
Da sprudelt munter es von ihren Lippen.

„Du mußt mir alle Tage Blumen bringen,
Die steh' ich an die Brust, die andern mögen
Nur ruhig in den Jardinières bleiben
Und dorten blüh'n und duften hübsch von Weitem,
Nur aus der Ferne, wie die Fremden, die
Sie sandten, sind sie meinem Herzen fremd.
Dein Sträußchen aber ruht auf meiner Brust
Die Leidenswoche ist beinah' vorüber,
Und Auferstehung und der Frühling folgt.
Am Auferstehungstage aber sollst du selbst
Zum erstenmal, mein Freund, die jagen Schritte
Zum Ecker leiten und mit mir, mein Lieblich,
Die linden Lüfte atmen. Gell, mein Bub?
Leb' wohl, leb' wohl und komm' mit Veilchen wieder
Am Auferstehungstag! ...“

... Ich ging befeeligt fort
Die Leidenswoche machte plötzlich mir
Die junge Seele wieder aufserlehn.

Am Auferstehungstage aber starrte
Mit roten, heißgewein'ten Augen ich
Auf einen Veilchenstrauch am Boden hin,
Zerkampft von breiten Fußes Wuch und schlang
Um meinen Arm den dünnen, schwarzen Flor,
Den man an Tumorellenkränze hängt,
Und trug zu ihrem Hause die Cypressse.
In meiner Brust begann die Leidenszeit
Am Auferstehungstag!

Arnold Hagenaucr.

Und keiner hilft.

Was ist das Alles für ein Aindertrug,
Daß uns der Genius hülf und der Wahnsinn,
Wenn Ueber-schweres uns zu tragen wird.

Da stehen wir mit unsrer Last im Sturm,
Im Dunkel, in der Wüste, ohne Stern.
Weglos gähnt nur die Nacht vor unserm Blick
Und unser Nacken beugt sich in den Staub.

Der Wahnsinn sticht vor uns, mit gelbem Lachen,
Zerkupft vor unserm Füßen seinen Kranz,
Und unser Dämon weicht in kaltem Schweigen.

Das Hirn so leer, die Seele ausgebrannt,
Und auf den Schultern ungeheure Last,
So schreiten wir allein in Nacht und Tod
Und keiner hilft, kein Dämon und kein Wahnsinn!

Hermine von Preuschen.



Der Papagei.

Novelle von Ernst Koppel.

(Schluß.)

Melanie, die diesen Bescheid dem Kranken natürlich vorenthielt, war eine anopfernde Pflegerin, die nur die schwersten Verrichtungen dem altbewährten Diener ihres Gatten überließ, sonst aber selten von seiner Seite wich. Zum ersten Mal seit ihrer Verheiratung wurde sie sich bestimmter ernster Pflichten bewußt und es befeelte sie ein wärmeres Gefühl als sonst für den Mann, an dessen Seite sie so lange sorglos und gleichmütig dahingelebt hatte. Dieses Gefühl entsprang nicht nur der Befürchtung eines bevorstehenden Verlustes, sondern in den langen Stunden, die sie einsam am Krankenlager verbrachte, während draußen der Schnee langsam und gleichförmig niederrieselte, empfand sie auch die Beere ihres Innern mehr als sonst und es war ihr eine Beruhigung, sich einer strengen Pflichterfüllung zu widmen.

Als sie einmal in der Dämmerung am Fenster stand und in die weiße, schweigende Landschaft hinausblickte, die sich in weiter Fläche eintönig ausdehnte, war es ihr, als erblickte sie ein Sinnbild ihres eigenen Daseins, und trotz der Zimmerwärme fröstelnd, zog sie die Vorhänge zu, um sich an das Lager des Kranken zu setzen.

Sie ergriff seine Hand, die matt in der ihren lag und ließ sie eine Weile nicht los. Da ertönte plötzlich aus dem Nebenzimmer die Stimme Jodas: „Melanie — reizende Melanie!“

Sie hatte sich hastig erhoben und die Thür geschlossen, ehe der Papagei seine Citanei beenden konnte. Der Baron, der es gehört hatte, sagte sich aufrichtend mit mattem Lächeln: „Es ist trotz allem ein dummes Tier. Er sollte hinzufügen: „Gute Melanie — brave Melanie! Wenn ich

wieder gesund werde, soll es mein Erstes sein, ihn diese Worte zu lehren.“

Sie fühlte, wie ihr bei diesen Worten die Thränen in die Augen traten und sie murmelte: „Das sollst Du bleiben lassen. — Es wäre eine Unwahrheit. — Ich fühle nur zu gut, daß ich selbstständig gewesen bin.“

Er aber drückte ihre Hand und versetzte: „Es ist gut, daß Du selbst es bist, die das behauptet. Einem andern würde ich das nicht erlauben.“

Die weiche Stimmung dieses Abends hielt aber nicht vor und die schlechte Laune des Kranken, die auch Melanie nicht schonte, nahm mit seiner Schwäche zu.

Sie war jetzt täglich auf das Schlimmste gefaßt und an einem Abend im Dezember entschlimmerte er in Gegenwart der Ärzte bewußtlos in ihren Armen.

Sie führten die ermattete Frau aus dem Sterbezimmer in ihr Boudoir, wo sie sie allein ließen. Als sie Joda in seinem Bauer erblickte, ergriff sie mit einer heftigen Bewegung eine Decke und warf sie über den Käfig. Sie fürchtete in diesem Augenblick die schmeichlerischen Laute hören zu müssen. —

Ihre Trauer um den Toten war aufrichtig und nicht ganz frei von Aene, ohne daß sie sich eines bestimmten Unrechts gegen ihn anklagte. Aber diese Trauer war nicht von langer Dauer. Als das Leichenbegängnis vorüber war und die Verwandten und Freunde sich zerstreut hatten, wurde sie ruhiger und allmählich empfand sie es deutlicher als je, daß zwischen ihr und dem Toten kein wirklicher Zusammenhang bestanden

habe. Bald dünnete auch das Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit wie ein Morgenrot durch den noch mit leichten Trauerwolken unflorten Horizont.

Bei Eröffnung des Testaments stellte es sich heraus, daß sie zur alleinigen Erbin eingesetzt war und sie ließ jetzt zum ersten Mal den Thron von ihrem Leberfluß zukommen. Ihre jüngere, noch unverheiratete Schwester Minna war nicht zu den Eltern zurückgekehrt, sondern bei ihr geblieben, und so richtete sie sich ein, das Trauerjahr in der Abgeschiedenheit ihres ländlichen Aufenthalts zu verleben, was ihr jetzt, da sie die Herrin ihrer selbst war, leichter als sonst erschien.

Herr von Wittenitz leistete den beiden Frauen häufig Gesellschaft, erlebte sich der Aufträge, die man ihm für die nahe Stadt gab, mit großer Sorgfalt, und Melanie war es kaum zweifelhaft, daß er jetzt, da sie frei war, nach ihrer Hand strebe, die außer ihrer Person noch einen großen Besitz zu vergeben hatte.

Sie that nichts, ihn zu ermutigen oder fernzuhalten, da es ihr gleichgiltig war, ob er sich erklären würde oder nicht. War sie doch keinen Augenblick unschlüssig, daß sie seinen Antrag ablehnen würde.

Einige Zeit hindurch trug sie sich mit dem Gedanken, die Bewirtschaftung der ausgedehnten Besitzung selbst zu übernehmen. Um ihrem Dasein einen Inhalt zu geben. Zu diesem Zwecke versuchte sie theoretische und praktische Kenntnisse zu erwerben, wozu die Muße des Trauerjahrs ihr reichlich Gelegenheit bot. Herr von Wittenitz war über diesen Entschluß verwundert, aber er zeigte sich entzückt und ging eifrig darauf ein. Er erbot sich auch sofort, ihr die nötige Anleitung zu geben und so wanderten sie zusammen, meist in Begleitung Minnas, durch Feld und Wald, besuchten Scheunen und Ställe, er in der stillen Hoffnung, sich ihr so allmählich unentbehrlich zu machen, sie, indem sie sich heimlich über seinen eigennütigen Eifer lustig machte.

Wenn sie mit der Schwester allein war, ahnte sie, namentlich an den langen Winterabenden, seine Art zu reden und sich zu haben nach, wobei Beide in Lachen ausbrachen, zumal wenn Jodo einstimmt und wohl gar andrief: — „Melanie — reizende Melanie — schöne Melanie!“ — „Da haben wir's“, rief sie dann, „er sorgt dafür, daß er durch das „Sprachrohr“ an unserer Unterhaltung teilnimmt, der Allgegenwärtige!“ —

Herr von Wittenitz verwendete neuerdings auch besondere Sorgfalt auf seine äußere Erscheinung und selbst bei den Wanderungen durch die ausgedehnte Wirkthätigkeit erschien er in schwarzem Leberrock, eleganter Cravate und sorgsam frisirtem Haar, während er früher als eingezogen lebender Landdelmann seine Kleidung eher vernachlässigt hatte. Die Ausgaben, die ihm so erwuchsen, betrachtete er als eine Saat, aus der ihm früher oder später eine reiche Ernte erwachsen sollte.

Als Melanie das bemerkte, sagte sie lächelnd zu ihrer Schwester: „Der gute Wittenitz erinnert mich an Shakespear's *Malvolio*. Du kennst doch die Szene mit den Knechtbändern?“ — Und als die Schwester dies verneinte, holte sie den betreffenden Band herbei und las ihr den Auftritt, den sie bezeichnet hatte, aus „Was ihr wollt“ vor, wobei sie oft von Heiterkeitsausbrüchen unterbrochen wurde.

Als sie aber das Buch bei Seite gelegt hatte, wurde sie nachdenklich und meinte dann ernsthaft: „Aber es ist eigentlich unrecht, ihn in Erwartungen zu wiegen, die nie in Erfüllung gehen können. Es scheint mir daher das Beste, daß ich ihm eine Zeit lang aus dem Wege gehe. Ich kann ihm, so lange er sich nicht erklärt hat, doch nicht gerade herausagen, daß er ein Narr ist? — Was meinst Du also, wenn wir für einige Monate nach Berlin übersiedelten?“

„Ach, das wäre prächtig“, rief Minna, indem sie Melanie umarmte. „Du hast immer so gute Einfälle und immer zur rechten Zeit.“ —

Melanie antwortete nachdenklich: „Wer weiß, ob der Einfall wirklich so gut ist, wie Du meinst! Trotzdem wollen wir ihn in der nächsten Woche ausführen. Die Vorbereitungen sind ja schnell gemacht.“ Und mit einem Blick auf ihre Trauerkleidung fügte sie mit einem Ton, in dem etwas wie Bedauern durchklang, hinzu: „Für meine Toilette brauche ich keine Sorge zu tragen. Ein wenig Wolle, ein wenig Crêpe, schwarz und wieder schwarz!“ —

Als sie allein war, gestand sie sich, daß es ihr nicht sowohl darum zu thun war, Herrn von Wittenitz' Gegenwart zu vermeiden, als die Residenz wiederzusehen. Die Beschäftigung mit der Landwirtschaft war ihr bald langweilig geworden, mehr noch als der Lehmeister, und so übertrug sie dem Gutsinspektor alle Verantwortlichkeit und reiste mit der Schwester an einem trübten Februartorgen ab, was sie Herrn von Wittenitz durch einige höfliche Abschiedszeilen anzeigte.

Als dieser das zierliche Billet, das er klopfenden Herzens öffnete, geleien hatte, geriet er in die schlimmste Laune. Er schalt Melanie flatterhaft, gefallsüchtig und undankbar, sich selbst aber erschien er als ein Würtyrer seiner leichtgläubigen Gutmüthigkeit. „O, diese Weiber,“ marmelte er zwischen den Zähnen, dann prügte er seinen Jagdhuud, fuhr seine Wirtschaftlerin zornig an, als diese ihn wegen einer häuslichen Angelegenheit befragte und endlich spülte er seinen Groll und Unmut in zwei Flaschen alten Weins hinunter, aus dem kleinen Vorrat, den er für die alljährlich zu veranstaltende Gasterei zurückgelegt hatte. Während er so dasaß und den Wein langsam, mit kusterer Stivu schlürzte, entsann er sich all' der guten Tropfen, die er im Hause des Barons genossen und der Gedanke, daß es damit vielleicht für immer vorbei sein sollte, dünkte ihm unsaßbar. — Er erwog denn auch ernstlich den Gedanken, ob er der jungen Witwe in die Residenz folgen sollte, um ihr als Begleiter und Beschützer zu dienen und sich ihr auch dort unentbehrlich zu machen. Aber der Zustand seiner Klasse überzeugte ihn, daß dies ein gewagtes Unternehmen sei, nufomehr, als ihm der Erfolg nach dem, was geschehen, durchaus zweifelhaft schien.

Als er sich so in seinen Groll und Unmut einbohrete, fiel ihm ein, daß er es gewesen, der dem Papagei die Medensarten: „Melanie — reizende Melanie — schöne Melanie!“ gelehrt hatte und er stampfte bei diesem Gedanken mit dem Fuß und lächelte höhnißlich vor sich hin. Endlich, als ein Tag nach dem andern verging, suchte er sich mit dem Bewußtsein zu trösten, daß sie genügt sei, während der Trauerzeit eingezogen zu leben. Trogdem verursachte ihm der Gedanke an ewige, besonders jüngere Nebenbuhler dauerndes Unbehagen, so daß er wiederholt seinen Trost in der Flasche suchte und sich in Groll gegen das ganze weibliche Geschlecht befrätkte. Wenn er das Herrenhaus auf dem verlassenen Gute von fern erblickte, das ihm mit seinen geschlossenen Päden unwirtlich entgegenblickte, erschien es ihm wie ein verlorenes Paradies. Er sprach hin und wieder auf dem Gute vor, meist unter dem Vorwande, landwirtschaftliche Rathschläge einzuholen, in Wirklichkeit aber, um von dem Verwalter Nachrichten über Melanie zu erhalten. Aber es war nicht eben viel, was er in Erfahrung brachte, da nicht einmal genaues über den Zeitpunkt ihrer Rückkehr verlautete.

So erübrigte ihm nichts als sich auf den Frühling zu verträsten, der die Ersehute zurückbringen mußte. Inzwischen erkundigte er sich brieflich bei Bekannten in der Residenz nach ihr, um sie nicht völlig aus seinem Gesichtskreis entschwinden zu sehen. Es war ihm oft, als ob ihm ein unschätzbares Gut, auf das er durch Ausgaben und Bemühungen ein Anrecht habe, und welches er sich schon gesichert wähnte, unwiederbringlich entschlüpfe. —

Melanie hatte sich mit ihrer Schwester in Berlin, so gut es anging, eingerichtet. Sie hatte die möblirte Wohnung, die sie mit ihrem Gatten inne gehabt, wieder bezogen und verkehrte mit einigen aus ihrem Kreise, die sie herzlich willkommen hießen.

Die Frauen zeigten ihr gegenüber allerdings eine größere Zurückhaltung als sonst, da man nicht wußte, wie man mit ihr, der reichen jungen Witwe daran sei. Sie suchten zu ergründen, ob sie sich mit Gedanken an eine Wiederverheirathung trage und ob sie sich dauernd in der Hauptstadt niederlassen würde.

Einige, die sich ein sittenrichterliches Amt anmaßten, fanden es unpassend, daß sie das Trauerjahr nicht in der Stille ihres Gutes verlebte, andere fanden das begreiflich, da sie sich dort verlassen fühlen müßte und sich ja auf einen intimen Verkehr in kleinem Kreise beschränke.

Melanie, zu der eine und die andere dieser lautgewordenen Meinungen drang, legte denselben keine Bedeutung bei. Sie fühlte sich unabhängig und war nicht gewillt, sich fremden Anschauungen und Ansichten zu unterwerfen. —

Auch Zoda war in die Stadt überfiedelt, da sie sich nicht von ihm trennen wollte. Noch immer wiederholte er sein: „Melanie — reizende Melanie — schöne Melanie“, da er längst bemerkt hatte, daß ihm keine andere Medensart so viele Pederbißen und Liebkosungen eintrug. Sie hielt ihn aber auch in Berlin in ihrem Toilettezimmer, das sich neben ihrem Schlafgemach befand, so daß kein Fremder ihn zu Gesicht bekam, da sie sich durch sein indiskretes Geplapper lächerlich zu machen sürdrete.

Nachdem einige Wochen seit ihrer Ueberfiedlung vergangen waren, beschäftigte sie sich weniger mit ihm als sonst, da die Herren, die ihr früher den Hof gemacht hatten, sich allmählig zu ihrem five o'clock tea, der am Anfang seit nur von Damen besucht war, einfinden und ihr die einfürtigen Schmeicheleien des Papageis auf diese Weise entbehrlieh wurden.

Das schwarze Gewand erschien wie ein wirkungsvoller Rahmen, der ihre helle Schönheit leuchtend hervortreten ließ. Während sie sonst durch den geschmackvollen Reichtum ihrer Toilette Aufsehen erregt hatte, suchte sie jetzt den Verhältnissen anpassend, durch die größte Einfachheit anzufallen.

Der einzige Schmuck, den sie sich hin und wieder gestattete, waren weiße Rosen, die ihr dieser oder jener ihres Hofstaates, wie sie ihre Verehrer scherzend nannte, überreichte. Sie hatte plötzlich in der weißen Rose ihre Lieblingsblume entdeckt, da sie dieselbe als zu ihrer Toilette besonders passend erachtete.

Unter den Persönlichkeiten ihres „Hofstaats“ befand sich ein junger Bankier, der Sohn eines reichen Hauses, und Teilhaber des großartigen Geschäftes seines Vaters, Hugo Brandt. Nachdem er einige Jahre die Universität besucht, weite Reisen gemacht und sich in allen Lebenskünsten ausgebildet hatte, war sein Ruf als Welt- und Sportsmann gesichert. Er trug denselben mit allem Anstand, wenn auch allmählig in der Stille über die oft unbequemen Verpflichtungen seuzend, die seine Stellung ihm auferlegte. Im Grunde seines Herzens sehnte er sich nach einem eignen Heerd, der ihm, der bereits zweiunddreißig Jahre zählte, gestatten würde, sich auf gute Art von den lärmenden Vergnügungen und Veranstaltungen der Kreise, in denen er lebte, zurückzuziehen. Melanie hatte bereits als Frau des seinen Eltern befreundeten Herrn von Spiegel Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte sich ihr aber nur in ritterlich liebenswürdiger Weise genähert, ohne in die banale Rolle eines schwachtenden Kavaliers zu verfallen. Jetzt, da sie Witwe geworden, betrachtete er sie, als sie wieder in seinen Verkehr trat, mit anderen Augen und er war bald entschlossen, nach längerem Verkehre, den ihre Zurückgezogenheit erleichterte, um ihre Hand anzuhalten. Er beeilte sich aber nicht damit, weil er es für schädlich fand, das Ende des Trauerjahres abzuwarten, zudem zweifelte er nicht an ihrer Einwilligung, da er sich auf Frauen zu verstehen glaubte. Als Kenner des weiblichen Geschlechts hatte er auch bald bemerkt, daß Melanie eine kühle Natur sei. Aber gerade diese Eigenschaft sprach bei ihm zu ihren Gunsten, da er sich vor jedem leidenschaftlichen Gefühle fürchtete, das nach seiner Meinung in einer korrekten Ehe nur störend und unbequem sein konnte.

Melanie ihrerseits war entschlossen, ihm ihr

Zawort zu geben, sobald er sie darum eruchen würde. Sie wußte seine Zurückhaltung während der Trauerjahre voll zu würdigen. Trotzdem hatte sich allmählig eine achtungsvolle Intimität zwischen ihnen gebildet, welche die stets genau beobachtenden beiderseitigen Freunde nicht zweifeln ließ, daß man früher oder später eine Verlobung zu erwarten habe.

Der Winter war zu Ende gegangen und Melanie bereitete sich vor, im Mai auf das Gut zurückzukehren, wo sie den Sommer in angeregter Geselligkeit zu verleben hoffte. Sie hatte einige Ehepaare ihres Kreises aufgefordert, ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, und diese hatten eingewilligt.

Sie war bereits im Begriff, die notwendigsten Abschiedsbesuche zu machen, als ihre Kammerjungfer, die ihr schon mehrere Jahre diente, von einem heftigen Unwohlsein befallen wurde. Der sofort herbeigerufene Arzt erklärte die Krankheit für die Pocken, wenn auch nur für einen leichten Fall derselben und ordnete eine schnelle Ueberführung des Mädchens in ein Krankenhaus an. Melanie erschrak heftig, als sie erfuhr, um welche Krankheit es sich handelte. Man suchte sie zu beruhigen, was bei den mannigfachen Zerstreuungen, welche die letzten Tage ihres Aufenthalts in der Hauptstadt mit sich brachten, auch schnell gelang, als man erwartet hatte.

Schon hörte sie, daß ihre Kammerjungfer ihrer Genesung entgegengehe und sie erwog bereits, ob sie dieselbe, deren Dienste sie ungern entbehrte, nach ihrer völligen Genesung wieder bei sich aufnehmen solle, als sie selbst sich unwohl fühlte. . . Es stellte sich eine Mattigkeit in den Gliedern, heftiger, von Schüttelfrost begleiteter Kopfschmerz ein und sie gerieth in einen Zustand unbeschreiblicher Aufregung. Sie beschwor den Arzt, ihr offen einzugehen, ob es sich um eine Ansteckung handle. Dieser gab zuerst ausweichende Antworten, konnte aber dem sich verschlimmernden Zustand gegenüber, der energische Maßregeln nöthig machte, die Natur des Uebels doch nicht lange verheimlichen. Das Fieber stieg zu einer bedenklichen Höhe und die verzweifelte Stimmung, die sich der Kranken nach der Enthüllung durch den Arzt bemächtigt hatte, vergrößerte die Gefahr. Sie brach oft in Weinkrämpfe aus und begann irre Reden zu führen. In diesen Fieberphantasien murmelte sie wiederholt: „Melanie — schöne Melanie — guter Jocko“ — und „ähnliche Wendungen, die sich auf ihre Schönheit bezogen-

In solchen Augenblicken bot sie mit ihrem von Pockenblasen überzogenen Antlitz, den thränenden Augen und dem zuckenden Munde einen erschreckenden Anblick und Minna, die sie im Verein mit einer Wärterin hingebend pflegte, konnte dann die Thränen kaum zurückhalten. —

Das Schicksal, welches die junge, blühende Frau getroffen, erregte allgemeine Theilnahme. Täglich liefen zahlreiche Erkundigungen nach ihrem Befinden ein und Karten, Billets und Briefe häuften sich, letztere meist uneröffnet, auf ihrem Tisch. Sie nahm in ihrem verdunkelten Gemach keine Notiz davon. In den Stunden, da ihr Leiden und die damit verknüpfte Schwäche ihr ein klares Denken erlaubte, beschäftigte sie sich nur mit sich selbst und wie im Refrain eines Liedes fragte sie sich dann stets: „Was wird das Ende sein?“

Keiner der Intimen aber kam, sich persönlich zu erkundigen, nicht sowohl weil Niemand zu ihr gelassen wurde, sondern aus Furcht vor Ansteckung. Man begnügte sich, einen Boten zu senden und so der gesellschaftlichen Verpflichtung zu genügen. Der einzige, der einige Male persönlich vor sprach, war Hugo Brandt. Er brachte herrliche Bouquets mit und ließ sich von Minna genauen Bericht über den Verlauf der Krankheit erstatten. Er zeigte sich so bewegt und theilnahmenvoll, wie die Schwester Melanie's es von dem äußerlich ruhigen und korrekten Mann kaum erwartet hatte und so rühmte sie seine Art und Weise in einem Grade, daß sie wiederholt mit Melanie davon sprach, sobald diese, bei vor schreitender Besserung, wieder einiges Interesse für die Vorgänge in der Außenwelt zeigte.

Die Genesene lächelte bei den Mittheilungen Minnas vor sich hin, aber sie erwiderte nichts. Sie fühlte sich noch so schwach und hilflos, daß sie sich selten zu einer Unterhaltung aufgeleget zeigte. Sie ließ sich aber die Blumensträuße, die Hugo Brandt gebracht und die längst verweltet waren, in ihr Zimmer bringen, und als sie den Brief las, den er geschrieben, da er von ihrer Genesung hörte, atmete sie tief auf und drückte leise die Hand der neben ihrem Sessel stehenden Schwester.

Allmählich begann sie auch, die Karten und Billets, die während ihrer Krankheit abgegeben waren, durchzusehen und sie meinte dabei: „Man hat mich also nicht vergessen, wie ich sehe.“ Und zum ersten Mal in ihrem ruhigen, gleichförmig verfloffenen Dasein überkam sie ein tiefes Verlangen nach einem starken Arm, der sie

halten und stützen könne und vor ihren Augen tauchte die Gestalt Hugo Brandt's auf und sie berechnete im Stillen die Tage, die noch bis zu einem Wiedersehen mit ihm zu überstehen waren.

An diesem Tage ließ sie zum ersten Mal das Tageslicht voll in ihr verdunkeltes Gemach ein. Sie schloß allerdings, von dem einfallenden Sonnenlicht geblendet, eine Weile die Augen, aber als sie sie wieder anschlug, empfand sie keinen schmerzlichen Reiz in denselben, wie während ihrer Krankheit, wenn die Vorhänge einmal zurückgeschlagen wurden. —

Der Arzt erklärte dies als ein untrügliches Zeichen völliger Genesung und bestand auf einer sofortigen Ueberriedlung auf das Gut, wo Melanie in der milden Luft und der Ruhe des Landlebens die verlorenen Kräfte schnell wieder gewinnen würde.

Sie hatte die Hoffnung gehabt, Hugo Brandt noch vor ihrer Abreise zu sehen, aber sie hatte sich so gewöhnt, den Weisungen des Arztes zu folgen, daß sie auch jetzt keinen Widerspruch wagte. So vertröstete sie sich auf den Sommer, wo sie ihn auf dem Laube gekräftigt entgegenzutreten hoffte und fügte sich senkend in die harte Notwendigkeit.

Die Tage vor ihrer Abreise befand sie sich in ihrem Zimmer allein, da Minna einige Besorgungen zu machen hatte. Sie blickte umher und das Gemach, das ihr so vertraut war, erschien ihr plötzlich fremd, als ob sie es lange nicht gesehen habe. Sie sann nach, was sich in demselben während ihrer Krankheit verändert haben könnte, als sie sah, wie von einer Ratter gestoßen, emporfuhr und mit Augen, die aus ihren Höhlen zu treten schienen, auf die gegenüberliegende Wand starrte! —

Der Spiegel, ihr großer Toilettespiegel, der dort angebracht gewesen, war entfernt worden! — Beschalb?! —

Sie wollte rufen, aber sie brachte, in einem Anfall von Schwäche, keinen Laut hervor und sank in ihren Sitz zurück, während eine furchtbare Ahnung sie beschlich.

Endlich tastete sie, wie von einem plötzlichen Entschluß getrieben, langsam, mit zitternden Händen über ihr Antlitz und schreckte zusammen. Sie fühlte mit den tastenden Fingern die Narben, welche die schreckliche Krankheit zurückgelassen!

Kein Zweifel mehr, sie war entstellt, entstellt fürs Leben!

Mit schaukelnden Füßen erhob sie sich, zog

die Vorhänge zu und sank auf ihr Lager, die Decke über dem Kopf zusammenziehend. Sie hatte nur den einen Gedanken: „Nichts sehen, von Niemandem gesehen werden!“

Als Minna heimkehrte, fand sie die Schwester noch in derselben Lage. Als sie die Decke zurückschlug, erblickte sie das totenbleiche Antlitz, aus dem von Thränen geröthete Augen sie empor anstarrten. Melanie setzte ihren besorgten Fragen ein beharrliches Schweigen entgegen und erst, als sie den Arm um sie schlang und sie beschwor, sie nicht länger zu ängstigen, rief Melanie mit heiserer Stimme, sich erhebend und den Arm gebieterisch anstreckend: „Einen Spiegel! — Hörst Du? — Einen Spiegel! Sofort!“

Minna schreckte zusammen, da sie diesen Augenblick gefürchtet hatte und denselben durch weibliche List hinauszuschieben bestrebt war, was ihr bei der Schwäche und Apothie der Genesenden bisher möglich gewesen. Als sie so unschlüssig und ratlos da stand, fühlte sie, wie Melanie ihren Arm ergriff und denselben so heftig drückte, daß sie hätte ausschreien mögen. Sie versuchte, begütigend auf sie einzureden, aber vergebens. Mit tieferhafter Hast begann Melanie auf ihrem Toiletentisch, in den Schränken der Schränke nach einem Spiegel zu suchen und als sie einen solchen nicht fand, eilte sie lautlos in ihr Ankleidezimmer, dessen Thür sie hinter sich verschloß. Sie stürzte auf ihr auf einem Tischchen stehendes Reiseecessoire zu und ermahnte demselben einen kleinen elfenbeingefassten Spiegel.

Mit starren Augen blickte sie darauf hin und stand bleich und regungslos wie eine Statue. Es war ihr, als ob ein schredlicher Spuk sie narre! — Das war sie, sie, Melanie?! — Die einst so blühende Haut war mit Pockenmarken dicht bedeckt und hatte eine blasse, gelbliche Färbung angenommen. Das Antlitz war abgemagert, die Lippen blutleer und das einst so üppige Haar an einigen Stellen, namentlich an den Schläfen dünn und durchsichtig geworden. Sie kam sich um Jahre gealtert vor und sie murrete vor sich hin, während ihr kalter Schweiß auf der Stirn stand: „Warum bin ich nicht gestorben! Das wäre besser gewesen! O mein Gott!“

Dann schlenderte sie mit einem schneidenden Weheland den Spiegel gegen die Wand, daß er krausend zerstückelte! —

Minna rüttelte wiederholt an der Thür, aber vergebens. Sie horchte ängstlich, aber es blieb alles still. —

Als sie, bereits gegen Abend, abermals an der Thür rüttelte und Melanie beschwor, zu öffnen, trat sie endlich heraus. Sie erschien in der Dämmerung noch bleicher als sonst. In ihren Augen glühte ein unheimliches Feuer, als sie zu der ihr entgegeneilenden Schwester mit ruhiger, aber rauh klingender Stimme sagte: „Wir wollen fort. — Noch heute Abend! — Es ist ja alles vorbereitet!“

Minna bat sie, sich zu beruhigen und den nächsten Tag abzuwarten, aber es war umsonst. Eine tieferhafte Unruhe war über Melanie gekommen und sie legte trotz ihrer Schwäche selbst Hand an, als die Koffer geschlossen worden. Sie atmete tief, wie erleichtert auf, als sie endlich tief verschleiert im Wagen saß.

Minna versuchte, ihr liebevoll zuzureden, aber sie erhielt keine Antwort; die Schwester blieb stumm, bis sie das Gut und das Herrenhaus erreicht hatten, wo zum Erstaunen des Gesundes spät in der Nacht geschah.

Zu der Frühe des nächsten Morgens ging sie in den Park, der in voller Frühlingspracht grünte und blühte. Sie stützte sich auf den Arm Minna's, da sie sich schwächer fühlte, als sie eingestehen wollte.

Plötzlich blieb sie stehen und sagte: „Wenn Besucher kommen sollten, so lasse sie abweisen. Ich will niemanden sehen, wer es auch sei: Hörst Du, — niemanden!“

Minna wagte nicht, ihr zu widersprechen. Die stumme Verzweiflung der Schwester schnitt ihr in's Herz, aber sie erkannte, daß vorläufig jeder Trostversuch vergebens sein würde und so kehrten sie schweigend in's Haus zurück. —

Die Sonne leuchtete golden hernieder, die Vögel sangen und trillerten und die Luft war von Wohlgeruch durchhaucht. Melanie aber ging mit gesenktem Haupt fröstelnd einher. Es war ihr, als ob es Winter sei und Schnee und Eis sie wie ein Leichentuch einhüllten. —

Im Hause angelangt, betrat sie das Zimmer, in dem Jocko wie früher untergebracht war. Sie hatte sich lange nicht um den Liebling gekümmert und so trat sie mit einem matten Lächeln auf ihn zu und öffnete das Bauer, um ihn zu liebeosen. Da rief der Vogel plötzlich: „Melanie! — Reizende Melanie! — Schöne Melanie!“ Und dann stieß er dumpfe Tante aus, die wie ein Gelächter klangen.

Es kam wie eine plötzliche Wut über sie.

Ihre Züge verzerrten sich kampfhaft, sie

brach in ein höhnisches Lachen aus und mit einem jähen Ruck ergriff sie den Vogel an einem Flügel und zertrte ihn aus dem Bander. Dann schlug sie den sich Sträubenden und bestig ihn sich Weigenden mit dem Kopf gegen die Wand, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. —

Sie warf Jocko, dessen Körper sich lang gestreckt hatte, zu Boden, während ein böses Lächeln um ihre Lippen zuckte. Plötzlich aber sank sie in die Kniee und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. —

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft. Sie raffte sich auf und bemühte sich, die Spur ihrer Thränen auf ihrem Antlitz zu verwischen, nachdem sie ein Tuch über den toten Vogel geworfen hatte.

Auf ein abermaliges Klopfen rief sie: „Herein“ und ihr Mädchen erschien in der Thür.

„Verzeihung, wenn ich störe, gnädige Frau, aber Herr von Wittenitz ist da.“

„Ich will ihn nicht sehen,“ rief Melanie fassunglos. „Sagen Sie ihm, ich sei unwohl, oder was Sie wollen. Nur lassen Sie ihn gehen — hören Sie?!“

Als das Mädchen sich entfernt hatte, hob sie das Tuch, mit dem sie den Papagei bedeckt hatte, empor und streichelte fein Gefieder, während

schwere Thränen langsam und heiß auf den toten Liebling niederrannen. . .

„Armer Jocko“, murmelte sie. „Warum mußtest Du mir mein Glend auch so unbarmherzig vorhalten!“

Dann trat sie aus's Fenster und blickte, durch die Gardinen verborgen, hinaus. Sie sah Herrn von Wittenitz durch den blühenden Sommerroggen davonschreiten, dann und wann nach dem Hause zurückschauend. Mit einem bitteren Lächeln murmelte sie: „Der würde mich nehmen, wie ich bin. Ja, er wäre im Stande, für einige fette Kissen dieselbe Citanei herzufragen wie der Vogel da: „Melanie — reizende Melanie — schöne Melanie!“

Wie vor dem Ton ihrer eigenen Stimme erschreckend, verstummte sie und trat festen Schrittes vor den Spiegel. Mit brennenden Augen starrete sie, als wolle sie sich mit den Blicken in das Glas einbohren, lange hinein. Aber es war ihr, als trete ihr eine Fremde entgegen und sie fühlte, daß sie sich selbst verloren habe.

Als sie später den toten Papagei im Park unter einer breitästigen Eiche begrub und einige Thränen über seinem Grabe vergoß, fühlte sie deutlich, daß es nicht der Liebling war, den sie beweinte, sondern ihre eigene tote Schönheit, die vergebens geblüht hatte.

Shakespeare's Werke.

Wie mochten ihn verfolgt, gefoltert haben
Im Leben die, die Großes nie verlieh'n,
Da sie noch leht, obwohl er längst dahin
An seinem Ruhm so eifrig untergraben!

Doch leben die noch, die ihm damals gaben
Zu sagen, was er litt, denn sie verlieh'n
Nicht nur dem Augenblick das Wort, sie knie'n
Als Zeugen da, uns noch mit Trost zu laben.

Denn krostreich ist es ja, mitanzusehen,
Welch' schweren Leidensweg ein Mann bestand,
Der so gewaltig war, was ihm geschehen

Durch Feindes Haß, und wie er überwand:
Mit großen Augen schaut in uns're Tage
Aus seinen Wecken schmerzenvolle Mlage.

Hermann Lingg.

Der letzte Segen.

Ein Winterabend. Vor dem Thor der Stadt
Liegt hoher Schnee. Rings Dunkelheit. Kein Stern
Durchbricht das schwarze Firmament. Es steht
Ein Häuschen an der Straße, die mit Reih'n
Schwarzrüßiger Kastanien aus der Stadt
Zur nächsten Ortschaft führt. Es schimmern hell
Des Häuschens Fenster und der Bäume Stamm
Beschatelt sich im Schnee. — Es kommt ein Mann
In einen Mantel eingehüllt des Wegs.

Und vor dem Häuschen bleibt er steh'n. Er weiß
Im Schallen eines Baums und schaut empor
Zu den erhellten Fenstern. —

Plötzlich lönt
Ein Piano durch die Nacht. — Es ist ein Lied —
Ein altes Lied! Hebt mit den Worten an:
„Es ist bestimmt in Gottes Rath!“ Der Mann
Hat an den Baum den Arm gelehnt und drauf
Sein Haupt gelegt. Er lauscht.

Und plötzlich schlägt
 Vom Thurm der nahen Ortschaft — langsam schlägt
 Die Glocke Elf. Elf schwere Schläge. Dann
 Schweigt auch das Lied.

Schon wendet sich zum Geh'n
 Der Mann im Mantel. Horch — da knarrt die Thür
 Des Särchens.

Hurtig durch den harten Schnee
 Eilt eine järtliche Gestalt. Es weht
 Ihr dünnes Kleidchen. Lose hängt ihr Haar.

Der Mann bleibt steh'n.

Da klammert sich mit Haß
 Ein Arm um seinen Hals. Es bittet sich
 Ein Haupt an seine Brust. Und mühsam spricht
 Ein Stimmchen, oft von Schluchzen unterdrückt
 Und schwerem Atmen:

„Anders konnt' ich nicht,
 Als nochmals dir Ade zu sagen, Mann!
 Nimm diesen Kuß — und diesen — — und noch
 den — — —
 Nun — geh' mit Gott, du lieber Mensch!“

Er geht!
 Heinrich Hege.

Bitte.

Früher Abend, komm hernieder,
 Du schaust so mild auf Schuld und Pein;
 Es badet sich die Seele wieder
 In deinem Odem jung und rein.

Lock mir herauf den Mond, die Sterne
 Und öffne mir das Himmelsjell,
 Damit ich klar erkennen lerne
 Den Urgrund dieser schönen Welt.

Und höllst du mich für zu geringe,
 Als daß du mir's enträufeln mußt,
 So laß das Wunder doch der Dinge
 Mich tief empfinden in der Brust.

Nimm fort, was mir den Geist hienieden
 Noch bannet in Zweifel, Furcht und Schmerz.
 So komm und leg' mir deinen Frieden,
 Sanft wie ein Blumenblatt, aufs Herz.

W. Sp.

Reimendes Leben.

Als dein Tag zur Küste ging,
 Sich zum Abend zu verdunkeln,
 Plötzlich dem Erkaunten fng
 An der Liebessfien zu funkeln.

Sieh, dein Weg, der dunkel war,
 Liegt vor dir im Sonnenglanze,
 Rosen blühen wunderbar
 Auf in deinem Dornenranze.

Deine Lippen, abgehämt,
 Deine Augen, matt vom Wachen,
 Sie beginnen kußerwärt
 Freudig in den Tag zu lachen.

Auf den Anien dein junges Glück,
 Dräng's dich, den Pokal zu heben,
 Und du rufst mit stolzem Blick:
 Was, was könnst' ich noch erleben?

Warum senkt bei deiner Frag'
 Beugend deine Frau die Lider,
 Warum beugt sie glühend, sag',
 Auf dein Haupt die Wange nieder?

Der du Greisennehe spannst,
 Laß sie froh im Wind entschweben:
 Eine Welt von Freuden kannst
 Und du wirst sie noch erleben!

Hugo Salus.

Sehnsucht nach dem Meer.

Ich habe Sehnsucht, Sehnsucht nach dem Meer!
 Nach seiner Stille und nach seinen Stürmen,
 Nach seinem Lächeln, sonnenhaft und hehr;
 Nach seinem Grollen, seinem Wellenlärmen.

O grüne Bucht, in deren schlankem Arm
 Sein leidenschaftlich Toben sanft vercauselt,
 O weißer Strand, ihr Nächte sommerwarm,
 Wo leise Zwiesprach ich mit ihm getauscht!

Ach, daß nach Tagen dumpf und zweifelschwer,
 Mich eine solche Nacht erneue, fühle!
 Ich habe Sehnsucht, Sehnsucht nach dem Meer,
 Nach seiner großen, starken, wilden Seele!

J. Schubert.

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

Als sich der junge Börne einst entschloß, unter die Journalisten zu gehen, da fürchtete er nichts so sehr, als daß ihm über den Ereignissen des Tages das Verständnis für die Zeit entschwinden könnte. Seltsamer Schwärmer, der noch seine Kraft und die Pflichten seines Berufs ängstlich prüfte und wog! Die Leitartikler von heute quält solcher Zirkelsang nicht, am wenigsten die Sorge, das Ereignis des Tages überschätzen zu können. Ihnen ist der Tag die Zeit; ist er trüb oder heiter, so ist's die Zeit; das Einzelne wird in's Ungeheure verallgemeinert. Freilich hat dann die Zeit täglich ein anderes Gesicht und wer sich seine Anschauung über sie nur nach dem Leitartikel bilden wollte, müßte glauben, daß die Zeit verrückt ist, oder selber verrückt werden — aber wer nimmt einen Leitartikel so ernst?!

Nicht erster sind die allgemeinen Betrachtungen aufzufassen, welche der Tageskritiker über den Entwicklungsgang unserer dramatischen Literatur niederschreibt, eine halbe Stunde oder im besten Falle zwölf Stunden, nachdem er ein neues Stück gesehen. Der einzelne Erfolg oder Mißerfolg ist ihm nicht mehr ein Glied in der Kette, sondern das einzige oder doch das wichtigste Symptom für den Geschmack seiner Zeitgenossen, jener sowohl, die Stücke schreiben, wie jener, die sie bejubeln oder ausziehen. Trifft sich's dann, daß der Zufall einige ähnliche Glieder dieser Kette an einanderfügt, so weiß er vollends ganz genau, was noch gefällt und was nicht mehr gefallen kann, niemals mehr, eben weil seine Zeit für immer vorüber ist — „für immer“, denn mit diesen Betrachtungen verglichen, ist selbst eine päpstliche Allocution ein im Ton zaghaftes Schriftstück. So haben wir mehrere Jahre lang gehört, daß die „Alten“ tot sind, so mausetot, daß man eigentlich Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit jedes Theater-Direktors hegen mußte, der sie trotzdem noch zu Wort kommen ließ, und vor einigen Wochen wieder haben wir erfahren, daß die „Jungen“ allesamt auf der Bahre liegen, dahingerafft in ihrer blühenden Maienblüte, wogegen die „Alten“ pflüchlich wieder fröhlich im Lichte wan-

deln und fette Lantidmen beziehen. Es war gar nicht daran zu zweifeln, man höre nur! Zulda's „Robinson's Eiland“ hatte sich nicht gehalten, Hauptmann's „Florian Geher“ war ein Mißerfolg, Sudermann's „Glück im Winkel“ traute sich zunächst gar nicht auf eine Berliner Bühne, Halbe's „Lebenswende“ wurde abgelehnt — das waren allesamt „Junge“. Hingegen errang Wildenbruch's Hohenstaufendrama den stärksten materiellen Erfolg der Saison — und das ist ein „Alter“. War das nicht ein Gesez? Oh, unzweifelhaft! Freilich hätte man einwenden können, daß Halbe, Hauptmann, Zulda und Sudermann nur eben insofern alle „Junge“ sind, als noch keiner von ihnen das vierzigste Jahr überschritten hat, daß zwischen Halbe und Hauptmann einerseits, Zulda und Sudermann andererseits ein ungeheurer Gegensatz der künstlerischen Richtung besteht, der viel schroffer ist, als jener, der Sudermann, geschweige denn gar Zulda von den „Alten“ scheidet; auch wäre es nicht allzu kühn gewesen, zu behaupten, daß nicht jeder begabte Dramatiker alljährlich seinen Treffer machen muß. Das wäre aber dem so höchst sieghaft durch die Thatfachen erhärteten Gesez gegenüber vergebliche Mühe gewesen, und so ist es gut, daß andere Thatfachen seither die Korrektur übernommen haben. „Diebelei“ hat gefallen, obwohl sie von Schnitzer, dem „Jungen“ ist, und der „Junge von Hennersdorf“ hat mißfallen, obwohl ihn der „Alte“ Wildenbruch in die Welt gesetzt hat. Nun schweigt das Gerede wieder.

Und das ist gut, denn es war wirklich nur ein Gerede. Die „Jungen“ sind genau ebenso wenig tot, als es je die „Alten“ waren. Gene Thatfachen bejätigen nur eine Wahrheit, die allerdings nachgerade einer Bestätigung bedurft hat, weil der Lärm in der Kritik sie zu verschleiern drohte: das Berliner Publikum trägt den Teufel was nach einer „Schule“; wer es zu selten weiß, dem ergiebt es sich, und wer's nicht kann, den schießt es heim, und so ergeht's Jedem, sei er nun ein erprobter Dichter oder ein Neuling; höchstens die Form des Mißerfolgs ist im ersteren Fall eine gelindere, aber auch nicht immer; das hat

der „Florian Geier“ neuerdings erwiesen. Das Berliner Publikum, sage ich, denn anderwärts liegen die Dinge doch wohl noch nicht so, obwohl auch da die Unbefangenheit von Jahr zu Jahr zunimmt; in einigen deutschen Städten haben die „Jungen“ zunächst noch ein Vorurteil gegen sich, das aber sichtlich schwindet; in Wien wieder, wo man auch Hauptmann jubelt, wirkt ein anderer Faktor mit: dort ist die Darstellung für das Schicksal einer Premiere mindestens ebenso ausschlaggebend, wie der Wert des Stücks. Das Berliner Publikum hat Halbe's „Jugend“ warm begrüßt, trotz des Mangels an Handlung, trotz der Gewalttätigkeit des Schlusses, es hat Hauptmann's Webern zugejuchelt, obwohl der Naturalismus sich hier über alle hergebrachten Gesetze des Drama's hinwegsetzt, weil es dichterisch wertvolle Stücke waren, die durch andere Vorzüge erziehten, was ihnen an straffer Führung abging. Und dasselbe Publikum hat „Lebenswende“ und „Florian Geier“ abgelehnt, weil hier solche Vorzüge fehlten, hingegen „Liebelein“ sich gefallen lassen, weil sie ihm da vorhanden schienen. Ähnliches gilt umgekehrt von den „Alten“. Die bloße Theatermacher macht's nicht, und die patriotische Phrase auch nicht; wir wollen Leben sehen, oder doch Vorgänge, die uns so lange, als der Vorgang aufgezogen ist, den Eindruck des Lebensvollen machen; wenn dem so ist, so siegt der Dichter, und ist's nicht so, dann unterliegt er.

In diesem Sinne sind die Vorgänge dieser Theater Saison tatsächlich belehrend. Waren die „Jungen“ wirklich so thöricht zu glauben, daß sie die „Alten“ todtegeschlagen und das Berliner Publikum bereits so weit erzogen hätten, daß es alle, auch die äußersten Konsequenzen der naturalistischen Doctrin geduldi hinnehmen werde, dann haben sie sich gründlich getäuscht. Und waren die „Alten“ wirklich schon so verschüchtert, um anzunehmen, daß für sie kein Raum mehr sei, so hat sie Wildenbruch's Erfolg eines bessern belehrt. Sie haben Beide neben einander Raum zum Leben und werden neben einander leben — durch alle Zeiten . . .

Das heißt, die Richtungen, nicht die Stücke. Wildenbruch's „König Heinrich“ ist, ich sagte es schon, das erfolgreichste ernte Stück dieser Saison und es scheint mir kein Zweifel, daß es noch nach Jahren immer wieder austauschen, immer wieder fesseln wird. Auch ist es wohl das theatralisch wirksamste Drama, das dieser Meister der Bühnentechnik je zu Stande gebracht hat. So geschieht und für das große Publikum fesseln hätte wohl außer ihm kein Dichter der Gegenwart die alte Canossa-Historie auf die Bühne bringen können. Nahezu vier Stunden dauert die Aufführung und ich glaube nicht, daß sich unter den Tausenden und aber Tausenden, die ihr seither beigeohnt haben, auch nur ein erster und eindrucksfähiger Mensch gefunden hat, der sich während dieser Stunden gelangweilt

hätte. Und es handelt sich um einen allbekanntesten Stoff, um Menschen des XI. Jahrhunderts! Solche Wirkungen könnte selbst ein großer Dichter durch solchen Stoff nicht erzielen, wenn er nicht ein vorzüglicher Techniker wäre. Dies Letztere ist Wildenbruch und daneben unzweifelhaft ein Poet. Aber während mir diese Technik Bewunderung abnötigt, kann ich über den Verfasser des „König Heinrich“, was den dichterischen Wert betrifft, nicht allzuhoch denken; schwerer werden einjt, das bin ich seit überzeugt, zu Gunsten des Dichters seine ersten Dramen in die Wagschale fallen. Er war nie ein tiefgründiger Psycholog, nie ein feiner Erforscher und Klärer des Seelenlebens, nie der Mann der scharfen, folgerichtigen Charakteristik — hier scheint er es mir noch weniger zu sein, als in anderen Werken. Auch der historische Sinn, die Ausschöpfung und Klarstellung des geistigen Inhalts einer verhollenen Zeit hat niemals zu seinen Vorzügen gehört; hier tritt dieser Mangel noch empfindlicher zu Tage, eben weil es sich um große, welterschütternde Ideen handelt, die fast die ganze Geschichte unseres Volkes erfüllen und wahrlich noch heute lebendig genug sind. Wildenbruch's „König Heinrich“ ist ein meisterhaft gebautes Stück, ein fesselndes und rührendes Familiendrama; eine historische Tragödie großen Stils ist es wahrlich nicht.

Heinrich's IV. Gang nach Canossa ein rührendes Familien drama, das klingt wie ein Scherz auf Kosten des Dichters. Aber nichts steht mir fern; Wildenbruch ist ernst zu nehmen und dies Drama auch. Aber ich finde kein bezeichnenderes Wort für den Eindruck, den es mir und anderen gemacht hat.

Natürlich haben wir nicht diesen Eindruck erwartet. Namentlich nach dem Auffaz nicht, der kurz vor der Aufführung im „Hörsen-Courier“ erschien und in litterarischen Kreisen sehr viel bemerkt wurde. Es hieß allgemein, Wildenbruch selbst sei der Verfasser, und es ist nichts in diesem Auffaz, was diese Vermutung zu einer für den Dichter kränkenden machen könnte. Dem er enthielt keine Reklame für das Werk, nur eine Orientierung über die Absichten des Dichters. Da der Auffaz — er sei von wem immer geschrieben — diese Absichten jedenfalls getreu wiedergibt, so seien einige Stellen daraus zitiert:

. . . In jedem großen Vorgange der Geschichte schlammert das Drama, das zu erwecken die Aufgabe des Dramatikers ist. Unter diesen Vorgängen sind einige, deren Anziehungskraft auf die Phantasie der dramatischen Dichter unerschöpflich zu sein scheint. Worin liegt die treibende Gewalt dieser Vorgänge? Zuerst darin, daß sie groß und für alle Zeiten bedeutend sind. . . Dann aber tritt ein zweites, für den Dichter das bedeutsamste Element hinzu, daß diese Vorgänge getragen worden sind von Persönlichkeiten, deren Art und Natur noch immer nicht völlig aufgeklärt, deren tiefstes menschliches Kausal noch immer nicht völlig gelöst ist. Ein Vorgang solcher Art ist der Kampf des deutschen Königs Heinrich's IV. mit dem römischen

Pavil Gregor. Alt wie die Geschichte selbst, in dieser Kampf zwischen König und Priester, zwischen weltlichem Staat und kirchlicher Gewalt. . . Sie aber haben sich die streitenden Mächte in größeren Persönlichkeiten verkörpert. . .

Der Aufsatz legt nun dar, wie bekannt das Wort „Canossa“ jedem Deutschen ins Ohr klinge und fährt fort:

„Jeder glaubt Bescheid zu wissen — und was, wenn man genauer zuseht, weiß ein Jeder? Eine dunkle Nacht liegt über jenen irrsüchtigen Zeiten. . . Von den Ereignissen wissen wir, aber von dem Nährboden dieser Ereignisse, von dem Seelenzustand der Menschen dieser Zeit, was wissen wir von ihnen? Wer hat ihn uns schon vollständig erklärt, diesen König Heinrich, diesen rätselhaften Menschen, den ein Papst, der Begründer des neuen Katholizismus, auf Leben und Tod bekämpfte, während Hugo, der Abt von Clugny, das Haupt des alten Katholizismus, ihn geehrt und geliebt hat bis an's Ende seiner Tage? Diese Feuerluft von Leidenschaft, von wütendem Haß und unerbittlicher Liebe, die Zeit seines Lebens Heinrich IV. umtobt hat — wer hat sie uns schon ganz erklärt? Die Mischung der Elemente in seiner Seele, die solche Gefühle für und gegen ihn erwecke — wer hat sie uns schon überzeugend analysiert?“

Fast noch rätselvoller, fährt der Anonymus fort, sei Heinrich V. Er geht auch darauf näher ein, da „König Heinrich“ nur der erste Teil der Doppel-Tragödie: „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ ist; der zweite soll den Konflikt zwischen Vater und Sohn schildern. Ich erwähne dieses Umstandes, betone aber, daß er ein rein äußerlicher ist; „König Heinrich“ ist ein durchaus in sich abgeschlossenes Werk, und die Fortsetzung kann nichts an unserer Meinung über dies Werk ändern. — Der Aufsatz schließt:

„Dunkel und Nacht, sobald wir in die Seelen dieser Menschen einzudringen versuchen, sobald wir nach dem Schlüssel zu Ereignissen forschen, die heute noch in uns nachwirken. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, wenn sich ein Dichter unserer Tage getrieben gefühlt hat, die düstern großen Gestalten noch einmal zu beschwören, in den Zügen ihrer Gesichter zu forschen und ihnen die verstummt Lippen zu öffnen, damit sie ihr Geheimnis verraten. Die Wahl dieses Stoffes, begreiflich für jeden Dichter, mag diesem beluabe wie eine Verpflichtung erschienen sein, denn in dem Schicksal König Heinrichs spiegelt sich die ganze deutsche Geschichte.“

Man sieht, hier war eine Tragödie höchsten Stils geplant, die sich nicht etwa damit begnügt, die Gestalten als Träger historischer Ideen hinzustellen, sondern den organischen Zusammenhang dieser Ideen mit dem Menschlichen der Gestalten, das Herauswachsen der welthistorischen Konflikte ebenso aus der Stellung wie aus dem Charakter der beiden Helden darlegen will. Eine Charakter-Tragödie also im Sinne Shakespeares, oder, um einen Eringeren und doch bisher Unübertroffenen zu nennen, im Sinne Heinrich von Kleists. . . . Und eine patriotische

That dazu, die Wildenbruch als ein Ausfluß seiner Mission erdient, wie er sie aufsiht. . .

In einer Zeit wie der unsern, wo die Welt, aber schon ganz kleine Kunst unerhört im Flor steht, und ihre Leute trefflicher nährt, als je vorher, während die große Verdunstet und verlassen ist, bedeutet es an sich ein Verdienst, „in magnis voluisse“, selbst wenn dabei nichts Großes herauskommt. Wer da will, mag den Dichter verspotten, weil er nicht gekonnt hat, was er wollte, ich thu's nicht, schon deshalb nicht, weil es mir ehrlich leid thut, daß er es nicht gekonnt hat. Für ihn, wie für unsere Kunst wäre ein Gelingen gleich erfreulich gewesen. Aber der unerquicklichen Aufgabe, festzustellen, wie ganz Anderes da herausgekommen ist als beabsichtigt war, und dann dem Grunde dieser Thatfache nachzugehen, muß nun gleichwohl entprochen sein.

Das Kind ist des Mannes Vater — es war ein glücklicher und berechtigter Gedanke, der Tragödie ein Prolog voranzugehen zu lassen, welches uns Heinrich als zehnjährigen Knaben, als „Königlein“ vorführt. Ein troziges, jähzorniges, aber weichherziges Kind, das von der frommen Mutter und ihrer Gefolgschaft, den Priestern, nichts wissen will, und nur am Vater hängt. Dies, wie die Abneigung gegen seine sanfte Gespielin Bertha, seine Neigung für die wilde Praxedis, dann der Groll der Sachsen gegen das Königshaus werden uns in einigen hübschen, anmutigen Szenen vorgeführt. Wir lassen es uns gern gefallen, einmal, weil es so hübsch, und ferner, weil es zwanglos gemacht ist, auch daß wir neben dem künftigen Könige auch seine künftige Gattin Bertha, seine künftige Geliebte Praxedis, seinen künftigen Widersacher Gregor (als Archidiakon Hildebrand), seine künftigen Feinde, die Führer der Sachsen, seine künftige Vormünderin, die Königin, und seinen künftigen Erzieher, den Erzbischof Anno von Köln, kennen lernen, stört uns nicht, obwohl das ja etwas viel Künftiges ist. Aber allzuviel, was auf die folgende Tragödie der Charaktere hindeuten würde, erfahren wir nicht daraus, namentlich auch, weil die Begegnung zwischen dem Knaben und dem künftigen Papst eine ganz flüchtige ist. Ein Idyll, das der plötzliche Tod Heinrichs III. (auf der Jagd, hinter der Szene) zerstört. Der Knabe wird trotz seines Sträubens den Priestern zur Erziehung übergeben, der Vorhang fällt und das Publikum applaudiert. Mit Recht, denn was wir gesehen haben, ist wirklich sehr nett, und eine Szene zwischen dem Königlein und seinem schmollenden Bräutchen sogar ganz allerliebft gemacht. Aber wo bleibt da der große Stil des Dramas?

Den haben wir im nächsten, dem „ersten“ Akt, das heißt: das, was dieser Dichter nach seiner Eigenart unter großem Stil versteht — eine Fülle von Gestalten, von tönenden Reden, eine Fülle von Leben und Bewegung, aber nicht eben viel inneres Leben.

Der Brunkfaal des Wormser Stadthauses. Die Bürger erwarten die Heimkehr des Königs nach seinem Siege über die rebellischen Sachsen, sie steuern freiwillig für ihn, weil er ein Schirmher der Städte ist. Sein Eintritt, hinter ihm die gefesselten Feinde, die Art, wie wir seinen Hochsinn, seinen Uebermut, seine Lebensfreude kennen lernen, dies Alles ist so plastisch, so wirksam vor uns hingestellt, wie es wohl heute kein anderer deutscher Dramatiker vermöchte. Aber wir gewinnen nur ein klares Bild des Einzelzuges, nicht des Charakters, der schwankt zwischen adligen und geringen Trieben. Nur soviel erkennen wir: der Zug, auf den Willenbruch das meiste Gewicht legt, ist das unbändige Herrscherbewußtsein. „Hören soll es die Welt!“ ruft er (ich zitiere nach einer Kritik, deren Verfasser wohl das Manuskript vorlag). „Ich frage nicht, ob Herzog oder Knecht — ich bin der König, und Königs Wille ist Deutschlands Gesetz! Ich frage nicht, ob Christ oder Jude — ich bin der König und Treue zum König ist Deutschlands Religion! Warum verthun wir die Zeit? Ein Freudenfest zu feiern bin ich gekommen! Frohe Botenschaft erwart' ich mir vom Papst, in Eurer Mitte will ich sie empfangen. Einladen wird Papst Gregor mich nach Rom. König bin ich worden, Kaiser will ich sein, er wird mir die Krone aufsetzen, und die Krone soll lachen von meinem Haupt! Jauchzen soll mir das Herz in der Brust, und knirschen zu meinen Füßen Feinde und Weider! Laßt Musik erschallen, bringt Weiber und Wein!“ Die werden denn auch gebracht, aber gleichzeitig eine Botenschaft des Papstes: er will das Haupt des Königs nicht eher mit dem drei Mal heiligen Oel salben, bis dieser gebeichtet. Darüber gerät Heinrich in wilde Wut, diktiert seinem Bischof, nachdem er ihn mit vorgehaltenem Schwert zum Schreiben gezwungen, einen Schmähbrief gegen den Papst, worin er diesen „gebietet“, vom Stuhl Petri herabzuweihen, nebenbei bezieht er ihn der Buhlschaft mit Mathilde von Canossa. Entsetzt wehren sich seine Getreuen von ihm ab, vergebens warnt ihn seine Mutter — er läßt den Brief abfenden.

Dem Akt folgte bei der ersten Aufführung tosender Beifall, er ist auch in der Folge jener geblieben, der die Hörer am meisten mitreißt. Insofern mit Recht, als er liberale Wirkung gemacht und so voll Aktion ist, daß wir mit atemloser Spannung folgen, bis der Vorhang gefallen ist. Dann aber nißht sich in die Freude an solcher Technik — eine doppelte Freude, weil sie uns ein deutscher Dramatiker selten bereitet — doch auch mancher Gedanke, der sie dämpft. Nun ist der Kampf zwischen Staat und Kirche entbrannt, und daß dies nicht aus abstrakten Ideen, sondern aus menschlichen Motiven geschieht, gefällt uns, aber diese Motive sind nicht groß — im Gegenteil! König Heinrich hat neben vielen vortrefflichen Eigen-

schaften auch die, gern „Weiber bringen“ zu lassen, wenn er sich freuen will, und statt seiner angetrauten Gattin, die er verbannt, sehen wir seine Geliebte Prædis an seiner Seite, das gefällt weder seiner Mutter noch dem Papst. — da haben doch die beiden von ihrem Standpunkt nicht so unrecht. Auch will ja der Papst zunächst nur, daß der sündige König vorher beichte, ehe er zum Kaiser gesalbt wird — auch dies ist um so weniger zu verwundern, als diese Reinigung der Seele zum Ceremoniell jeder Kaiserkrönung gehörte. Und gleich so furchtbar grob zu werden, von der frommen Mathilde als Buhlerin zu sprechen und „Hildebrand, den falschen Mönch“ aufzufordern, den Stuhl Petri zu verlassen, — dazu lag doch eigentlich auch kein rechter Grund vor. Ich bin in den letzten Sätzen in einen trivialen Ton verfallen, es ist unwillkürlich geschehen, denn — erhaben ist auch das Motiv nicht, das nach Willenbruchs Darstellung einzig und allein diesen ungeheuren Kampf entzündet.

Geringeren, wenn auch immer noch sehr starken Beifall hat der zweite Akt gefunden; meines Erachtens ist er der dichtersich wertvollste des Stückes, jener, der am meisten in die Atmosphäre des hohen Stils emporragt, zugleich der einzige Akt, der sich dem Programm Willenbruchs, eine Tragödie der Charaktere zu schaffen, nähert. Er spielt in Rom, wir lernen Papst Gregor kennen, und zwar als einen der edelsten Priester, der selbstlosesten und weiseiten Menschen, die wir je auf der Bühne gesehen. Die Art, wie er Gericht über die Sünder hält, dann jenen Brief Heinrichs aufnimmt, die Gründe, warum er nun den Bannfluch über ihn ausspricht, lassen uns in immer stärkerem Maße den Adel dieses Mannes erkennen. Nicht aus persönlicher Nachsicht verflucht er den König, sondern weil dieser ein Sünder ist, der sich an Gottes Gebot und der Würde des Papsttums vergangen. Das ist wirklich ein erhabenes Motiv, und ob dies der Gregor der Geschichte ist, fragen wir nicht. Wohl aber drängt sich uns eine andere Frage auf die Lippen: war es wirklich eine patriotische Verpflichtung, einem solchen König diesen Papst entgegenzustellen? Aber auch dies denken wir beileibe nicht, so lang der Akt währt — da sind wir kaum minder gefesselt, als während des ersten. Denn auch hier ist das Können des Dichters, Massenszenen zu arrangieren und jede einzelne Szene zu steigern, bis sie zu einer noch wirkameren hinüberleitet, unvergleichlich.

Der dritte Akt zeigt uns die Folgen des Banns für Heinrich und sein Haus. Weihnachtabend, die Pfalz zu Worms. Einsam hat der von Allen verlassene König den Nachmittag mit der Jagd auf dem gefrorenen Rhein zugebracht und bringt nun in der Dämmerung ein Häslein als Beute mit. Ob dies der einzige Braten für die Küche ist, wird nicht gesagt; gewiß aber ist, daß die Königin selbst einheizen

muß, weil alle Mägde das Haus verlassen haben. Bertha ist zu Heinrich zurückgekehrt, sie und der fünfjährige Konrad sind die Einzigen, die sein Geschick teilen. Die beiden Gatten finden sich im Glend wieder zusammen; man hat die Szene sentimental gescholten; ich finde sie voll warmer Stimmung. Aber ungleich besser noch hat mir und Jedermann die folgende gefallen: die Kinder von Worms bringen dem armen Königskind Geschenke, damit es doch auch seine Weihnachtstrenne habe. Dann finden sich auch ihre Väter ein; sie bieten Heinrich an, ihm gegen seine Widerjacher, die ihn zum Verzicht auf die Königswürde oder zur Unterwerfung unter des Papstes Willen zwingen wollen, zu folgen, ihm die Königsmacht zurück zu erobern. Aber das wäre Bürgerkrieg — und davor scheut Heinrich nun, in dieser Weihnachtsstimmung zurück. Er saßt vielmehr den Entschluß, nach Rom zu gehen.

Daß diese letzte Szene eine sentimentale ist, und zwar im ungunstigen Sinne des Wortes, leugne auch ich nicht; die Empfindung ist eine allgemeine; nach dem Eindruck, den die Kinderszene gemacht, hätte man den Beifall stärker erwarten dürfen. Was aber die Kinderszene betrifft, so kann ich nur sagen: sie ist so hübsch, so rührend, daß es Einem ordentlich schwer fällt, sich hinterdrein sagen zu müssen, wie teuer sie auf Kosten aller Vernunft und Möglichkeit erkauft ist. Ein König, dem noch so viele seiner Unterthanen mit Leib und Seele trenn gelieben, daß er nur zu wollen braucht, um mit ihrer Hilfe wieder die volle Macht zurückzugewinnen, ist kein Bettler, der erriren würde, wenn die Frau Königin nicht persönlicher Feuer anmachte, und könnte seinem Kind zu Weihnachten noch selber was bescheeren. Ferner aber: wie der Dichter den Charakter Heinrichs und Gregors anfassen will, ist sein gutes Recht, selbst mit den Thatfachen braucht er es nicht allzu genau zu nehmen, nur hat seine poetische Eigenz hier, wo es sich um einen allgemein bekannten, Jedermann geläufigen Stoff handelt, doch sicherlich ihre Grenzen: gerade das Wichtigste, die Thatfache, was den König nach Canossa geführt, darf nicht geradezu in ihr Gegenheil verwandelt sein. Der Fürstentag zu Tribur, die Verhandlungen zu Popenheim hatten Heinrich so grausam darüber aufgeklärt, daß er auf keine Unterstützung seiner Unterthanen im Kampf gegen Rom zu rechnen habe, daß er es vorzog, Gregor in Canossa aufzusuchen und sich allein vor ihm zu demüthigen, statt dies einige Monate später auf dem anberaumten Fürstentag zu Augsburg, zu dem Gregor feierlich eingeholt werden sollte, in Gegenwart seiner Vasallen zu thun. Aber angenommen, daß des Dichters Recht so weit ginge: wird er der weltgeschichtlichen Bedeutung des Streites zwischen Staat und Kirche gerecht, indem er Heinrich aus einer zornigen Aufwallung die Fehde beginnen und aus einer sentimentalischen Regung sich

unterwerfen läßt? Gewinnt das deutsche Volk so die richtige Anschauung von dem „Gang nach Canossa“? ..

Das mochte auch der Dichter empfinden, und darum entkühlt sich im vierten Akt, dem schwächsten des Stücks, der uns nach Canossa führt, derselbe Papst Gregor, den wir im zweiten als so unendlich weise und edel kennen gelernt, als ein herrschgieriger Pfaffe voll gemeinen irdischen Hochmuths. Die Wandlung ist eine so überraschende, daß sich der Zuschauer kaum darein zu finden weiß, besonders da jeder Gedanke daran, daß Gregors Edelmut im zweiten Akt etwa bloß Heuchelei gewesen, ganz ausgeschlossen ist. So schlägt der einzige groß und consequent angelegte Charakter des Dramas plötzlich in sein Gegenpiel um! Und wenn es wenigstens dabei bliebe! Aber dann schwankt Gregor wieder, weiß nicht, ob er den Rührer draußen empfangen oder noch länger harren lassen soll, und als er ihn endlich vorläßt, da ist ungewiß, ob er dies aus Mitleid mit der Königin-Mutter, die für den Sohn steht, oder aus Staatsraison thut, weil er dem von den Deutschen zum präsumptiven Gegenkönig erwählten Rudolf von Schwaben nicht recht traut. Zu allem Ueberflus endet auch der Akt ohne Entscheidung, und wir wissen nicht, wie die beiden Männer nun zu einander stehen, ob Gregor verzeiht oder nicht, ob Heinrichs Buße aufrichtig oder erheuchelt ist. Freilich fällt der Vorhang erst, nachdem sich auch diesmal Erschlitterndes vor unseren Augen abgepielt: die Königin-Mutter stirbt zu des Papstes und des Sohnes Füßen. Aber haben wir uns früher höchstens zuweilen im Zwischenakt, aber niemals bei offener Szene gesagt: „Das ist nur Mache, nur theatralisch!“ so können wir uns nun dieser Empfindung nicht erwehren, noch während sich der Vorgang abspielt. Zum Rührenden und Familienhaften, das dem Stück die Signatur giebt, gehört es allerdings auch und hilft diesen Eindruck verstärken.

Man weiß, wie der Gregor der Geschichte einsam zu Salerno als ein Verbannter endete. Natürlicher kann ein Dramatiker diesen Schluß nicht brauchen. Widenbruch läßt den Papst in der Engelsburg todtfrank darniederliegen, während Heinrich siegreich in Rom einzieht und einen neuen Papst wählen läßt, um sich von diesem krönen zu lassen. Vorher aber dringt er — wie so, wird nicht verständlich — als Verkleideter zu dem Sterbenden; er begiebt sich in diese Gefahr offenbar nur, weil vor lauter kleinen menschlichen Motiven der geistige Inhalt des Kampfes bisher nicht zum Ausdruck gekommen, was ja nun wenigstens im fünften Akt geschehen muß. Das Zwiegespräch zwischen König und Papst bringt keine neuen Gedanken — wie wäre dies auch bei dieser Frage noch möglich! — aber es ist knapp, vortrefflich gesteigert, hält sich von der Phrasen fast völlig frei und gehört, rein theatralisch betrachtet, zu den besten

Szenen politischen Inhalts, die man in deutschen Dramen finden kann. Der Schluß vollends ist unlibertrefflich wirksam: Gregor stirbt tragisch, mit dem festen Glauben an den Sieg der Kirche auf den erbleichenden Lippen, während hinter den Kulissen der Wegepapst ausgerufen wird.

Alles in Allem: kein historisches Drama, aber ein vortreffliches, höchst wirksames Theaterstück und in Einzelheiten immerhin von dichterischem Wert.

Was sonst über die Berliner Theater-Saison seit dem Januar zu bemerken ist, sei in einem der nächsten Hefte gesagt.

Litterarische Notizen.

— Mit dem Ersuchen um Veröffentlichung erhalten wir folgenden Aufsatz: F. Brunold (August Ferdinand Weber), der Dichter des vielgesungenen „Grab an der Halde“, das in der volkstümlichen Sangesweise Wilhelm Heisers sich in allen Ueberdohren Herzen dieses und jenseits des Ozeans einen Platz erworben, ist am 27. Februar 1894 im hohen Alter von 82 Jahren zur letzten Ruhe gegangen. Weit und breit, in allen Erdteilen, überall, wo deutscher Sang noch eine fröhliche Stätte findet, ertönen seine Lieder; über hundert derselben sind von den ersten Sangesmeistern, wie Abt, Tschirch, Heiser, Löwe, Rüden, in Musik gesetzt. Kein deutscher Gesangsverein existirt, der mit Brunolds Liedern nicht die Herzen seiner Hörer erfreut hätte. Dem tiefgemüthlichen Lyriker, der die Natur so innig belauscht und den deutschen Wald so herrlich behungen, dem Sanger der Mark Brandenburg, insbesondere der sagenreichen Höhen und Wälder um den Werbellin-See, dem ersten Zürcher altnährlicher Geschichte, dem verdienstvollen Jugendschriftsteller beachtlichen Freunde und Verehrer, in dem nahe Berlin gelegenen märkischen Städtchen Joachimstal, wo Brunold ein Menschenalter hindurch als Lehrer der Jugend gewirkt,

ein einfaches, dem schlichten Wesen des Heimgegangenen entsprechendes Grabdenkmal zu errichten. An alle Freunde und Verehrer des Dichters ergibt daher die herliche Bitte um Beiträge für ein Brunold-Denkmal. Insbesondere wurden wir uns an die Berufsgenossen des entstarienen Dichters, die deutschen Lehrer, vor allem aber an die Sangesfreunde und Gesangsvereine, die seine Lieder so oft gesungen und noch jungen, mit der Bitte um Gaben für den bezeichneten Zweck. Namentlich die Gesangsvereine könnten uns durch Veranstaltungen von Konzerten, die litterarischen Belegungen durch Veranstaltungen von „Brunold-Abenden“ sehr wirksam unterstützen. Mögen alle Freunde des gemüthlichen deutschen Volksliedes es als eine Ehrenpflicht betrachten, beizutragen an einem stiftbaren Zeichen der Liebe für einen deutschen Sanger, der zur Ehre des deutschen Gemüthslebens so viel beigetragen und mit kleinen Liedern so vieler Tausende Herzen in Eid und Euh erfreut hat. Beiträge zum Denkmalssund werden an Herrn Wehmann Regierungsrat, Stadtrat Er n s t F r i e d e l, Berlin NW., Paniistr. 4, erbeten.“

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Armands Ausgewählte Romane. An der Jubelaufergrenze oder treuer Liebe Lohn. Feierung 11 und 12. Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.

Adnigsberg, Werner von. Nimm mich mit Firsberg in Schalen. Geister & Fe. o. J.

Voruschauer, Guinau. Deutsch Eine Sammlung von jaltchen Ausdrücken nebst der Berichtigung und Erklärung dieser Fehler. Bonn. P. Hanschen. 1895.

Werber, Armin. Sommerzeiten. Gedichte. Straßburg i. E. und Leipzig. V. P. Kattenltd.

Aufeler, Georg. Gedichte Barel a. d. Jade. J. B. Acanistapace. 1896.

Ihnel, Peter Johannes. Natürliche Briefe gegen die moderne Dichtung. Neue vermehrte Auflage. Ebersfeld Selbstverlag. 1896.

Reinhardt, Adalbert Norddeutsche Renie Berlin. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1896.

Oppermann, Otto. Gedichte. Berlin. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1896.

Franzjos, Karl Emil. Der kleine Martin. Erzählung. Berlin. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1896.

Franzjos, Karl Emil. Der Präsident. Dritte Auflage. Berlin. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1896.

Franzjos, Karl Emil. Tragische Novellen. Zweite Auflage. Berlin. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1896.

Mendelssohn-Bartholdy, Albrecht und Arnswald, Carl von. Schmetterlinge. Gedichte. Göttingen. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1896.

Martens, Dr. Wilhelm. Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk. Hannover. Manz & Vauje. 1895.

Serrao, Teodoro. Binsel und Meichel. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Emma Müller. Stuttgart. J. Engelhorn. 1896.

Sersdorff, A. v. Schwere Frage. Roman. Stuttgart. J. Engelhorn. 1896.

Hörmann, Leopold. Biographisch-kritische Beiträge zur literarischen Dialektliteratur. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierfons Verlag. 1895.

Hörmann, Leopold. Gut aufg'legt. Neue G'sichten und Gedichte. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierfons Verlag. 1895.

Göttinger Rufen-Almanach für 1896. Herausgegeben von Göttinger Studenten. Göttingen. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1896.

Wittig, Gregor, Constantin. Urkunden und Beiträge zur G'ntler-Forschung. Eine Ergänzung und Vervollständigung meiner „Neuen Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian G'ntler aus Schlesien.“ Striegau. August Hoffmann. 1895.

Kunrad, Paul. Neue Dichtungen. Dresden. E. Pierfons Verlag. 1896.

Kirchbach, Wolfgang. Eginhardt und Emma. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden. E. Pierfons Verlag. 1896.

Drachmann, Holger. Tausend und eine Nacht. Drama in fünf Aufzügen. Im Auftrage des Verfassers besorgte deutsche Ausgaben. Bearbeitung von Heinrich Zjawa. Dresden. E. Pierfons Verlag. 1896.

Heise, Paul. Einer von Hunderten. Hochzeit auf Copri. Zwei Novellen, illustriert von Fritz Berger. Stuttgart. Francksche Verlagsbuchhandlung. W. Keller & Co. o. J.

Ergebnisgewiss, S. Im Walstrom. Verein für deutsches Schriftthum. Berlin. o. J.

1874

1875



32101 042847440

